Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN ZKRV 0

P Grad 2 1914.4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Achter Jahrgang 1914

Zweiter Band

(April bis Juni)

März-Verlag
G. m. b. H.
München

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des Zweiten Bandes 1914

Hauptteil

Seite

Angel, Ernst: Weg in die Nacht 857
Aram, Kurt: Rußland und die Juden
I Russisches Geläut 878
II Das Zarenblatt 913
Babilotte, Arthur: Lenz 566
Binding, Rudolf G.: Ein Preislied auf Köln 495
Binet-Valmer: Ein Brief des Dr. Batchino 926
Botsky, Katarina: Bushido 777
Braun, Felix: Der Tod Friedrichs des Streitbaren 850
Bruckmann, Peter: Der deutsche Werkbund 620
Charmatz, Richard: Fürst Franz Thun 581
Dreuw: Der Salvarsanoptimismus 845
Dünnwald, Willi: Die rheinische Frauengabe 855
Ernst, Paul: Zwei Schwestern 888
Fischer, Eugen: Jesus 475
Fischer, E. W.: Baudelaire und Barbey d'Aurevilly 488
Flachs, Adolf: „Rumänien muß größer sein!" 741
Friedemann, Hermann: Der Krieg der Widersprüche . . . 653
Fromm, Hans: Der Tod des Puppenspielers 555
Garin, Paul: Erfinder und Staat 525
Glaser, Friedrich: Mexiko und die Vereinigten Staaten . . . 793
Godwin, Catherina: Die Frau auf dem Balkon 708
Zwei kurze Geschichten 775
Gothein, Georg, M. d. R.: Deutschland und Südamerika . . 727
Guttmann, Richard: Weniger Goethe! 817
Haas, Ludwig, M. d. R.: Die Politisierung der Frau 757
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Die französischen Wahlen und ihre internationalen Nebenwirkungen 649
Schluß 685
Die Basler Zusammenkunft . 829

Digitized by Google

Seite

Heuß, Theodor: Nationalliberale Verlegenheiten 505
Politik der Schwebe 865
Der Werkbund in Cöln 907
Heym, Georg: Der Philister 587
Pariser Verbrüderung 662
Hoeber, Fritz: Das gegossene Haus 671
Horn, Hermann: Das arme Fräulein und die Magd 517
Hsi Ching: Yüan-schi-kai 721
Huch, Ricarda: Wallenstein in Eger 771
Jensen, Johannes V.: Der Weber Jens Jensen 632, 664, 698
Kiefer, O.: Ueber Bergsons Philosophie 745
Korn, Georg: Geburtenrückgang und Zwangszölibat 552
Vom Rettungswerk der Heilsarmee 868
Kurz, Isolde: Die Kuckucksuhr 784
Kyser, Hans: Verse 639
Lange, Helene: Das Kriegsepos der Ricarda Huch 767
Lepsius, Sabine: Ein Frauenfragezeichen 761
Lewin, Robert: Traum und Kunst 561
Lorch, Fritz: Im aufständischen Epirus 577
Revolution in Mittelalbanien 833
Moeller, Erich O.: Großarabien 837 870
Münzer, Kurt: Das Erlebnis 596
Pernerstorfer, Engelbert: A. E. J. O. V. 469
Ohne Einsicht, Ansicht und Absicht 689
Entartungen und Erniedrigungen 805
Monacensis: Regierungsjubiläum in Monaco 657
Potthoff, Heinz: Von gemeinnötigen Betrieben 509
Reicke, Ilse: Der Platz 932
Rennert: Die kaiserliche Republik in China 901
Roda Roda: Der Fackelkraus 694
Schmitt, Peter Paul: Von der Mode in der sexuellen Aufgeklärtheit 841
Seraphikus: Der Zwiebelbaron 512
Spannocchi, Gherardo: Giuseppe Garibaldi 702
Stieler, Dora: Drei Gedichte 528
Strauß und Torney, Lulu von: Zwei Gedichte 785
Struve, Wilhelm, M. d. R.: Die Salvarsanfrage 849
Südekum, Albert, M. d. R.: So geht es nicht weiter 613
Thoma, Ludwig: Pfaffen 474
Karl Kraus 886
Le bon juge 904

Digitized by Google

Seite

Traub, Gottfried, M. d. A.: Katholischer Klerikalismus im Frankfurter Parlament . . . 602
Das Kirchenprogramm der Linken im Frankfurter Parlament 630
Tucholsky, Kurt: Paganini oder: Der Teufel auf der Tournée 919
Turnitz, Georg: Der Literant 522
Wehberg, Hans: Die Rüstungsfrage 541
Walser, Robert: Die Heimkehr 482
Whitman, Walt: Hervor hinter dieser Maske 711
Wyneken, Friedrich A.: Amerikas Demokratisierung 546
Zech, Paul: Das weiße Haus 809

Digitized by Google

Glossen

Seite

Alafberg, Friedrich: Saiſon-Epilog 716
Blech-Marwin, Thekla: Das neue Griechenland 826
Breuer, Robert: Berliner Sezeſſionswirrwarr 718
Corbach, Otto: Engliſche Maſſenauswanderung 529
du Bois-Reymond, Lili: „Frauendinge" 789
Falkenberg, Albert: Eiſenbahngeſpräch 605
Fernau, Hermann: Wahlfieber 643
Spionenfurcht 858
Fiſcher, Johannes: Eines Arbeiters Weltreiſe 530
Fridolin: Dr Eduard Alexander 646
„Bitteres Brot" 895
Briefe von Otto Ernſt 934
Friedemann, Hermann: Die Sparer 607
Der Fall Jaſtrow 713
Das ſterile Berlin 749
Die Retorte 821
Die Einheitsſchule 860
Funcke, Max R.: Um die goldene Frucht 677
Gottſchalk, Hermann: Feuerhahn und Waſſermann 499
Ein neuer Romantiker 539
Münchener Plaſtik 680
Goldſchmidt, Adolf: Weſten und Oſten 645
300 Millionen 676
Handelsſchriftſtellerei 750
Der Kaufmannsjuriſt 896
Harbeck, Hans: Karl Henckell 572
Cäſar Flaiſchlen 714
Haſenclever, Walter: Gemiſchte Gefühle 536
Haußmann, Conrad: Otto Harnack 497
Heſſe, Hermann: Goyas Tauromachie 536
Dürers Kupferſtiche 574
Meier-Gräfes Entwicklungsgeſchichte 755
Kanzelpfeffer 864
Die Briefe Mozarts 898
Heuß, Theodor: Roßhalde 503
Glasmalerei 575
Heuß-Knapp, Elly: Kulturfamilien — oder Familienkultur . 791
Hoeflich, Eugen: Made in Auſtria 504
Das Wunder 859

Digitized by Google

Seite

Jacques, Norbert: Teufelsgespei und Spießbürger 683
Jungnikel, Max: Die Silhouettenschere der Lotte Nicklaß . . . 648
Kerstan, Kurt: Kysers Drama 682
Kiefer, O.: Philosophie der Technik 501
Klette, Werner: Courteline 899
Koch, Hermann: Das Kinobuch 863
Korn, Georg: Straffakultät und Kulturpolitik 822
Krauß, Erwin O.: Wer regiert? 500
Kropff, H. v.: Fremdenrecht in Japan 532
Lynceus: Veteranenbegräbnis 499
Mayer, H. L.: Adolf Hildenbrand 533
Mhe, Herbert: Christian Morgenstern 534
Müller-Guttenbrunn, Adam: Ein ungarisches Kulturbild . 568
Nadel, Arno: Gedichte 931
Rauscher, Ulrich: Idyll 612
Liebe Wandervögel 641
Wahnfried 753
Reik, Theodor: Oesterreichisches 540
Traum und Kunst 679
Rheinhaben, Joachim: Abschreckendes Urteil 894
Richter, Werner: Die Reise nach Afrika 610
Rieß, Richard: Romantik 827
Scharvogel, J.: Eine Schande Oesterreichs 647
Schwarzschild, Leopold: Roosevelt Confessor 752
v. S.: Russische Prinzeßchen 499
Völker, Vaterländer und Fürsten 609
Geld 675
Union und Mexiko 712
Rumänische Liebelei 933
Stern, Martha: Etwas von der Suffragette 787
Stieve, Friedrich: Hymnen und Sequenzen 538
Stössinger, Felix: Arno Nadel 935
Tannenbaum, Eugen: Der Wiesenzaun 611
Tas-Tao 719
Treuherz, Walter: Klassenkämpfe 824
Wolf, Hugo: Ein verbotenes Stück 861
Wrobel, Ignaz: Der jüdische Untertan 608
Wugk, Franz: Anatole France 570

Digitized by Google

Digitized by Google

A. E. J. O. V.

Von Engelbert Pernerstorfer,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

Aller Ehren Ist Oesterreich Voll — das ist der Wahlspruch aller österreichischen „Patrioten". Wird er zitiert, so folgt dann ganz sicher der weitere Spruch: Oesterreich wird ewig stehen! Irgend einen Trost muß jeder Mensch im Unglück haben. Und diese Sprüchlein sind des Oesterreichers ganzer Trost. Mit der schönen Gedankenlosigkeit, die ihn in allen politischen Sachen auszeichnet und die ihn so ungeheuer „gemütlich" macht, setzt er sich über alle Unannehmlichkeiten des öffentlichen Lebens mit irgend einem „bewährten" Schlager hinweg und lebt weiter fidel in den Tag hinein.

Wir wären nunmehr wieder glücklich so weit, daß die Verfassung durch den § 14, über den ich unlängst hier geschrieben habe, so gut wie sistiert ist. Das Parlament ist nach Hause geschickt worden, die Regierung hat auf Grund des berüchtigten Paragraphen das Rekrutengesetz und eine Anleihe gemacht und die Abgeordneten müssen das Maul halten. Das Rekrutengesetz ist diesmal besonders wichtig, weil es eine Mannschaftserhöhung von 31 000 enthält. Auch das Anleihegesetz ist wichtig und wäre wahrscheinlich vom ganzen Hause einmütig angenommen worden, weil es Gelder für dringliche Arbeiten schaffen soll, die in einer Zeit wirtschaftlicher Nöte, in denen wir seit länger als einem Jahre ununterbrochen leben, wieder den unheimlich anwachsenden Massen der Arbeitslosen Verdienst geben würden.

Mit ungeheurer Geduld hat das Parlament im Winter die ruthenische Obstruktion überstanden. Durch viele Wochen hindurch wurden an die Nerven der Abgeordneten die größten Ansprüche gestellt. Während das Abgeordnetenhaus unter diesen

Digitized by Google

Anstrengungen ächzte, gelang das Werk der Verständigung zwischen den Polen und Ruthenen in Galizien und alles atmete erleichtert auf. Aber das politische Leben in Oesterreich hat während des ganzen Jahres Aprilwetter. Die sarmatischen Stürme hatten sich beruhigt, da fiel auf einmal Nordwind ein. Anfangs glaubte man, dieser böhmische Wind werde sich bald legen. Aber die Hoffnung trog, die Segel wurden gestrichen.

Und das kam so: Wie ein Alp lastet auf dem innerpolitischen Leben Oesterreichs die deutsch-böhmische Frage. Der Kampf beider Völker im Lande Böhmen tobt, seit wir eine Verfassung haben ununterbrochen. Manchmal schien eine Milderung der Gegensätze einzutreten, aber es war immer eine Täuschung. Was man als eine Milderung angesehen hatte, das war nur eine augenblickliche Stille vor neuem Sturme. Alle Ausgleichsversuche scheiterten. Vor fünf Jahren entschlossen sich die Deutschen zum letzten Mittel. Sie setzten den böhmischen Landtag außer Tätigkeit. Ohne gesetzliche Grundlage, auf Grund eines mühsam konstruierten Notrechtes des Staates, löste die Regierung den noch immer bestehenden Landesausschuß ab und setzte einen kaiserlichen Verwaltungskommissär ein. Das war für die Tschechen sehr hart, denn sie wollten ja dem böhmischen Landtag immer eine besondere Geltung verschaffen. Die Regierung setzte voraus, daß diese Maßregel beschleunigend auf die Ausgleichsverhandlungen wirken würde. In der Tat schien es so zu kommen. Als nun Ende Januar eine Parlamentspause eintrat, legte die Regierung den beiderseitigen Unterhändlern unter Diskretion unmaßgebliche Vorschläge zum Ausgleich vor. Die verschiedenen Parteigruppen — sowohl der Deutschen als der Tschechen — bildeten in der Ausgleichsfrage je einen geschlossenen Block. Und nun begab sich das bisher noch nicht Beobachtete, daß eine dieser Gruppen, die deutsche Fortschrittspartei, durch den Mund ihres Wortführers, des Abgeordneten und Universitätsprofessors Dr. Bachmann, eine Erklärung für sich abgab, ohne sich mit den anderen Gruppen ins Einvernehmen zu setzen. Diese Erklärung war

Digitized by Google

schroff abweisend. Obwohl es feststeht, daß auch andere deutsche Parteigruppen sich gegen mehrere Punkte der Ausgleichsvorschläge zu wehren entschlossen waren, glaubte man doch allgemein, daß dieser Widerspruch sich erst während der Verhandlungen geltend machen werde. Die Erklärung des Professors Bachmann hatte aber die unmittelbare Folge, daß die deutschböhmische Bevölkerung in Aufregung geriet und schließlich von allen deutschen Gruppen die weiteren Verhandlungen schlankweg abgebrochen wurden. So hoffnungsvoll sich alles anfangs angelassen hatte, so trostlos sah es mit einem Schlage aus. Die Vorschläge der Regierung waren nicht geheim geblieben. Die bürgerliche Presse, voran die „Neue Freie Presse" hatte sie veröffentlicht. Es wurde die Vermutung ausgesprochen, daß der Polizeispion Sviha, ein Abgeordneter, den Verrat geübt habe.

Nun beschlossen die tschechischen Agrarier, die die zahlreichste parlamentarische Gruppe der Tschechen sind, die angeblich zur Beseitigung Stürgkhs schon begonnene Obstruktion nun mit einem neuen Ziel auszustatten. Sie verlangten gegenüber der Haltung der Deutschböhmen die schleunigste Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände im Königreiche Böhmen, d. h. die Ausschreibung von Neuwahlen für den Landtag und die Wahl des Landesausschusses, der sofort den kaiserlichen Kommissär abzulösen hätte. Diesem Verlangen entgegenzukommen, war der Regierung nicht möglich. Sie bestand darauf, daß vorher gewisse Ausgleichspunkte bereinigt sein müßten. Die Agrarier blieben nicht allein, die sogenannten radikalen tschechischen Gruppen schlossen sich ihrer Obstruktion an und der Präsident des Hauses sprach sofort aus, daß es gegen sechzig obstruierende Abgeordnete nicht möglich sei, die Verhandlungen des Hauses weiterzuführen. Die Regierung ließ es an jeder Vermittlertätigkeit fehlen, so daß der Verdacht, sie wolle das Parlament scheitern lassen, nur zu begründet ist. In letzter Stunde gelang es den Parteien (nicht etwa der dazu verpflichteten Regierung), es neuerlich zu Verhandlungen zwischen Vertrauensmännern der Deutschen

Digitized by Google

und Tschechen zu bringen. Doch die Atmosphäre war schon zu vergiftet. Bei den Beratungen schlugen sich auch die Jungtschechen auf die Seite der Agrarier, so daß nun fast der gesamte tschechisch-bürgerliche Block sich auf den Standpunkt stellte: kein Landtag — kein Reichsrat! Montag den 16. vor. Mts. zerschlugen sich am Nachmittage auch diese Verhandlungen und noch am selben Abend vertagte die Regierung das Parlament.

Ein Wort noch über die Art der Obstruktion. Diese ist seit der letzten Geschäftsordnungsreform beträchtlich eingeschränkt. Doch ist sie noch immer möglich. Zu Beginn jeder Sitzung teilt der Präsident mit, daß das amtliche Protokoll (ein bloßes Beschlußprotokoll) aufliegt. Zur Berichtigung dieses Protokolles kann sich jeder Abgeordnete zum Wort melden. Davon machten nun die Obstruktionisten Gebrauch, es meldeten sich ihrer einige Dutzend, die dann nach der Schlamperei des Abgeordnetenhauses endlos zu reden begannen. Wohl wurde ihnen der Reihe nach das Wort entzogen. Das nützt aber wenig. Vor Eingehen in die Tagesordnung kann jeder Abgeordnete Anträge auf ihre Abänderung stellen. Dabei ist die Wortentziehung schon schwieriger, weil Einwendungen zur Tagesordnung begründet werden können. Schließlich haben die Obstruktionisten noch die Möglichkeit der lärmenden Obstruktion, deren Technik in Wien sehr ausgebildet ist. Zum Lärm wird nicht nur die menschliche Stimme und der Pultdeckel verwendet, es treten sodann schmetternde Musikinstrumente, Automobilhuppen, schrille Pfeifsignale u. dergl. in Tätigkeit, so daß ein heilloser Lärm entsteht.

Es gibt auch solche, die der Meinung sind, der Regierung sei gerade jetzt die Ausschaltung des Parlamentes sehr angenehm, weil sie befürchte, sie müsse doch in der Sache Sviha dem Parlamente Rede stehen. Es ist nunmehr, muß man sagen, schon so gut wie gerichtsordnungsmäßig erwiesen, daß Dr. Sviha, der Obmann des national-sozial-radikalen Klubs der Tschechen im Abgeordnetenhause, ein k. k. Bezirksrichter in Böhmen, seit wenigstens zwei Jahren gegen einen stattlichen Gehalt im Dienste der

Digitized by Google

politischen Polizei stand (A. E. J. O. V.). Daß ausgerechnet ein Richter Polizeispitzel wird, ist doch nicht gar so alltäglich. Den Jungtschechen werfen die Radikalen vor, daß ihnen diese Tatsache schon zwei Jahre bekannt sei und daß einer der Führer der Jungtschechen, Dr. Kramarsch, in dieser Zeit wiederholt vertraulich mit Dr. Sviha verkehrt habe. Von der Regierung werden von allen Seiten Aufklärungen verlangt. Der Minister des Innern hat irgendwelche Aufklärungen, die der Präsident des Hauses verlangte, auf Anregungen hin, die aus dem Hause selbst herauskamen, schlankweg verweigert. Man hat nicht einmal davon etwas vernommen, daß ein Disziplinarverfahren gegen Sviha eingeleitet worden sei. Schließlich wird sich der famose Justizminister Hochenburger vielleicht gar darauf berufen, daß Sviha durch seine Konfidententätigkeit dem Staate Dienste geleistet habe. Sviha steht noch im richterlichen Status und die Richter müssen sich das gefallen lassen (A. E. J. O. V.). Hoffentlich wird er doch, wenn er aus Oesterreich verschwindet, dann stillschweigend gestrichen. Man meint, die Regierung werde ihn mit den notwendigen finanziellen Mitteln ausrüsten, damit er sich in gesegneteren Landstrichen eine neue Existenz gründen kann. Wenn er ein kluger Schurke ist, kann er an der österreichischen Regierung ja noch manche erfolgreiche Erpressung verüben.

So schauen wir aus. Wir haben wahrhaftig keinen Grund zu irgend einer Art von Stolz und wir sollten uns endlich abgewöhnen, in der ewigen Wiederholung von Kinderreimen uns auszuleben. Was uns not täte, wäre herbste Selbstkritik, bitterster Ernst. Das Oesterreich von heute ist keine Sache, auf die stolz zu sein wir auch nur die geringste Berechtigung hätten. Wie wir im Innern übel genug aussehen, ebenso traurig ist es mit unserer auswärtigen Politik bestellt. Gewiß, eine durch Jahrhunderte demoralisierte Bevölkerung, wie sie die Nationen Oesterreichs darstellen, kann sich nicht leicht in ein, zwei Geschlechterfolgen moralisch erholen. Aber den Anfang sollten wir einmal ernstlich machen. Männlich müssen wir werden, den Dingen fest ins Auge

Digitized by Google

sehen müssen wir lernen, einen Begriff davon müssen wir bekommen, was es heißt: durchhalten. Eine Politik der Freiheit und der Kultur müssen wir machen. Sonst wirds mit der Ehre Oesterreichs immer mehr abwärts gehen.

Pfaffen

Von Ludwig Thoma

In einem Pariser Blatte „Liberté" erscheint ein dummer Artikel über die preußische Armee, ein Artikel, wie sie vermutlich nicht selten in Hetzblättern zu finden sind.

Was der Pariser Schmock sich über Deutsche denkt, wäre gleichgültig, aber die ultramontane deutsche Presse benützt den Artikel gerne, um — eine Hetze gegen den Simplicissimus zu veranstalten.

Da jeder ultramontane Pfaffe ein fertiger Lügner ist und im politischen Kampfe vor keiner Ehrlosigkeit zurückschreckt, so ist natürlich das Kunststück leicht auszuführen.

Der Lump im schwarzen Rock schreibt einfach, das französische Blatt habe seine Meinung aus dem Simplicissimus geschöpft.

Er braucht das nicht zu begründen; er selbst glaubt ja nicht daran, und was er will, ist nur, daß andere es glauben.

Dem Kerl erwidern, hieße ihn ernst nehmen.

Aber es darf für Andere doch wieder einmal betont werden, daß die ganze chauvinistische Hetze in Frankreich klerikalen Ursprungs ist, daß sie von Klerikalen ausgeht und immer wieder angefacht wird. Unmittelbar nach dem Jahre 1870 hat man den katholischen Glauben dazu mißbraucht, um die Revancheidee zu nähren.

Der Herz Jesu-Kultus, der Schwindel in Lourdes u. s. w. mußten dazu dienen, gegen Deutschland unauslöschlichen Haß zu schüren.

Digitized by Google

Die antiklerikalen Republikaner in Frankreich finden sich in ihren friedlichen Bestrebungen heute wie immer von den Pfaffen angegriffen und das heißt, wo Pfaffen Gegner sind, das Gleiche, wie verleumdet und aus dem Hinterhalte mit giftigen Waffen bekämpft.

Wo einer in Frankreich zur Verständigung mit Deutschland, zur Humanität, zur Gerechtigkeit mahnt, grinst ihm der Pfaffe ins Gesicht und speit ihn an.

Den Helfershelfer findet der Hetzer im katholischen Klerus von Elsaß-Lothringen.

Haben die Ultramontanen die Hetzreise des Abbé Wetterle schon vergessen?

Und doch hat hier ein haltloser Schwätzer nur offen gesagt, was viele ultramontanen Pfaffen im Reichsland im Geheimen predigen.

Wenn die klerikalen Zeitungen eine Erklärung für den Hetzartikel der Liberté suchen — obwohl ihnen die Schmähung der preußischen Armee doch wirklich gleichgültig ist — dann werden sie diese Erklärung schnell genug in der Niedertracht finden, von der ihre klerikalen Skribenten genau so erfüllt sind, wie der Pfaffe über der Grenze.

Im Kampfe gegen die Sozialdemokratie hat man in Deutschland heute freilich etwas vergessen, was man später und immer wieder wird erkennen müssen, daß der giftigste Feind der Pfaffe ist.

Jesus

Von Eugen Fischer

Sitzt die pietistische schwäbische Bauernfrau unter der Kanzel und hört die Predigt, so unterscheidet sie genau, ob der Prediger bei der Erwähnung des Mannes aus Nazareth dem Ehrennamen Christus oder der menschlichen Benennung Jesus den Vorzug gibt. Sagt er Christus öfter, so empfindet sie, daß er den Heiligen der Kirche

Digitized by Google

und ihrer Gemeinschaft anbetet, hält er sich mehr an Jesus, so nimmt sie an, daß die göttliche Person seinem Innern fern ist. Auf diese Weise unterscheidet sie den gläubigen und den nach ihrer Meinung ungläubigen Pfarrer.

Dabei hat sie nicht so ganz unrecht.

Soweit die Christus m y t h e noch lebt, wirkt sie stärker, als das mit den Mitteln der Wissenschaft vorsichtig hergestellte Jesusbild. Aber der Glaube an jene ist im Niedergang. Daran ändern auch die Kämpfe nichts, die von der äußersten Linken, unter Preisgabe der Geschichtlichkeit Jesu, für den Mythus von Christus geführt werden. In dieser Lage bleibt es noch die verdienstlichste Tat, vom Eindruck des M e n s c h e n b i l d e s Jesu zu retten, was zu retten ist. Daß dabei nur Heldenverehrung, kein Gottesglaube im vollen Sinne erreicht wird, muß zugegeben werden. Aber Heldenverehrung ist viel.

Ich zweifle nicht, daß die stärkste Jesusdarstellung dem Drama vorbehalten ist. Doch glückte es überhaupt noch niemand, einen großen Typus von Jesus schriftstellerisch zu schaffen. So ziehe denn jeder die Seiten ans Licht, die für ihn die lebendigsten sind.

Wie er durchs Land ging als Rufer und Kämpfer und Verzichter, da gelang ihm einmal eine Offenbarung seines Geistes, wie er sie schöner wohl nie gefunden hat. Schon Gottfried Keller macht darauf aufmerksam, daß Aeußerungen Jesu oft etwas hamletartig Handgreifliches bei ihrer hamletartigen Tiefe haben, von jener Art Hamlets, mit der er seinen Freunden die Flöte reichte, um ihnen so überraschend die Wahrheit zu sagen. Jesus nahm ein Kind, hielt es seiner Umgebung entgegen und sprach: „W e n n i h r n i c h t w e r d e t w i e K i n d e r, s o w e r d e t i h r n i c h t i n s H i m m e l r e i c h k o m m e n". Man darf das Wort des Himmelreiches wegen, von dem es spricht, nicht als Illusion behandeln. Das Himmelreich ist das, wofür ein jeder lebt oder doch leben möchte, schafft oder doch einst geschaffen haben möchte. Ob man glaubt, daß es in den Wolken hänge und in einem großen Tuch herabgelassen werde — wie einst —, oder ob man es von

Digitized by Google

der Entwicklung erwartet, durch die Vermittelung der Wissenschaft oder der Technik oder einer bestimmten Gesellschaftsordnung — wie es modern ist —, das bleibt für den Glauben selbst gleichgültig.

Auch Jesus war nicht so blind, die Besserung anderswoher zu erwarten, als von einer *inneren Umbildung des Menschen*. Vergegenwärtigen wir uns also, um den Sinn seines Wortes zu erfassen, daß er zu den „Narren" gehört, die glauben, daß die Welt noch einmal neu und gut werden könne und die doppelt Narren sind, weil sie glauben, daß es einzelnen, amt- und mittellosen Menschen möglich sei, das zu erreichen.

Die Welt war damals eine Beute der Geschäfte, wie heute. Wer leben wollte, stand denselben Tatsachen gegenüber, die wir die harte Wirklichkeit nennen und fand sich nicht weniger genötigt, für Auskommen und Selbstbehauptung seine Träume zu opfern. Es war dieselbe Welt des Scheins und rücksichtsloser Machtanwendung, und das Scheitern eines Idealisten schien so unvermeidlich, wie bei uns. *In dieser Welt glaubte er an die Neuwerdung, glaubte auch an die Güte der menschlichen Natur.* Nichts sollte nötig sein, als sich gehen zu lassen zu der Offenheit des Kindheitszustandes, und alles würde gut werden. Nur ausziehen für einen Augenblick die sämtlichen Rücksichten und der Empfindung folgen, wie das Kind —, so wird, sagt er, das Leben in Ordnung sein. Die sehnsüchtige Schönheit des Rousseau-Rufes: zurück zur Natur! leuchtet aus dem Jesuswort; doch klingt der Rückruf zur Kindheit noch reiner und ergreifender.

Aber ein großer Einwand erhebt sich. Wie der Naturmensch, so weiß auch das Kind nicht, was *gut und böse* ist; es handelt nach seinem Trieb; es schreit und streitet und mag nichts Unangenehmes ertragen. Ist also das Wort aus Jesu Mund mehr als ein empfindsamer Seufzer, so muß es an diesen Seiten des Kindes seine Hauptanwendung finden. Dann bekommen wir

Digitized by Google

von Jesus das seltsame Gegenbild dessen, was die theologische Lehre später aus ihm machte. Dann hätte er Aehnlichkeit mit dem Lehrer, der die Menschen späterer Tage jenseits von dem, was ihnen gut und böse hieß, stellen wollte. Wohl hat das Kind sein eigenes, ursprüngliches, aufrichtiges Gut und Böse; aber die moralische Erziehung, von Jesu Zeiten bis in die unsere, entfernt den Menschen von dem Gut und Böse seiner Kindheit und sieht ihren Erfolg in der Erweckung von Hemmungen, die sich zwischen Trieb und Tat einschieben. Sie beugt den Menschen unter die Zwänge, auf denen das Zusammenleben, wie es heute ist, beruht, in Familie und Staat und den übrigen gesellschaftlichen Ordnungen. Wir würden in unseren Tagen einen ernsten, für die Kulturgüter verantwortungsbewußten Mann kaum finden, der sich den Grundsatz aneignen möchte, aus den Menschen Kinder zu machen. Das schiene gleichbedeutend mit dem Zusammenbruch. Sollte es aber irgendwo einen geben, so wird man im Namen aller Autoritäten versuchen, ihn niederzuschmettern. So lagen die Verhältnisse auch zu Jesu Zeit. — Mit diesem Hintergrund sieht und sieht man nun unaufhörlich auf diesen Jesus. Man schöpft es nicht aus, das unermeßlich Gewagte, das Riesengroße, Unausführbare seines Willens. Man erkennt wirklich, was die Frommen sagen, daß sein Geist noch nichts in dieser Welt ausgerichtet hat und bleibt doch geblendet in dem Gefühl, sein Wort könnte die ewige Wahrheit sein. Die Weltüberwindung erscheint auf einmal in einem reellen Bilde.

Vom Lob des Kindersinnes führt ein leichter Weg zu Jesu Sündenvergebungen. Er lehnte sich in ihnen auf gegen die meisten der geltenden moralischen Wertungen. Die stärkste Kundgebung dieser Art wird man immer darin finden, daß er stadtbekannten Dirnen seinen Schutz lieh. Als er in sehr guter Gesellschaft einmal aß und solch ein Geschöpf in den Saal trat, um ihm vor allen Leuten die Füße zu küssen, da kompromittierte er das Haus und bekannte sich zu ihr. Man war dann freilich auch bald fertig mit dem Urteil

Digitized by Google

über ihn und redete mit ihm eine andere Sprache, als die der Einladung.

Daß er armen Menschen, die blind oder lahm vor ihn gebracht wurden und sich der Sünden fürchteten, eine Beruhigung gab, erscheint uns als selbstverständlich. Aber wenn vor irgend einem von uns ein Luetiker kommt, der hinsiecht, wer ist imstande ihm zu sagen: du bist unschuldig? Diese Besessenen aber, Hysterischen, Blinden, die vor Jesus standen und lagen, sie werden oft genug das Verworfenste hinter sich gehabt haben.

Es kam zu dem Ende, daß er die Klassen, in deren Hut und Herrschaft die bestehende Ordnung lag, aufs schroffste angriff, den Gedrückten aber und den zu Verbrechern Gestempelten Recht gab und die Zukunft verhieß. Man irrt sehr, wenn man in ihm den Kämpfer nicht sieht. Er hatte nicht die ewig segnende Gebärde, mit der ihn eine matte Vergötterung über die Erde schreiten läßt. Denn so eine ewig segnende Gestalt hätte nichts erlebt und nichts geschaffen. Jesus aber entwickelte sein Schicksal damit, daß er im Namen der Religion praktisch Partei ergriff und ohne Kompromisse hier schützte und dort zuschlug. Er liebte seine Feinde, aber nur das in ihnen, was sie werden sollten. Blieben sie, was sie waren, so gab es keinen gründlicheren und erregteren Hasser als ihn.

Das Nichtzuduldende, das er bei seinen Gegnern fand, nannte er mit einem für uns rätselhaften Ausdruck die Sünde wider den Heiligen Geist. Lassen wir heilig weg, so bekommt das Wort einen großen Klang. Sünde gegen den Geist, diesen Ausdruck könnte Goethe uns geschenkt haben. Fügen wir hinzu: denn der Geist ist heilig, so werden wir die hohe Absicht des Jesuswortes erreichen. An böse Geister denken wir nicht mehr; was wir Geist nennen, das ist heiliger Geist.

Wo war nun Geist, gegen den gesündigt wurde? Jesus wies einmal auf vorübergehende Arbeiter, Landstreicher oder derartiges und sprach: „Wer dieser Kleinsten einen

Digitized by Google

ärgert, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, wo es am tiefsten ist".

Hören dies verwünschende Wort alle jungen Säbelträger, wenn sie die stumme Kreatur beleidigen, die vor ihnen steht? Hören es alle, die einen einzelnen der Staatsraison, oder der Weltmarktskonkurrenz oder sonst irgendwelcher sogenannten Notwendigkeit aufopfern? Die stärksten Menschenopfer forderte damals das Religionsgesetz. So kam Jesus denn zum Kampfe gegen diesen Rechtstitel aller seeltötenden Verfügungen, die in den Regeln der Sonntagsheiligung ihre Zuspitzung gefunden hatten. Wie wenn jemand in politisch hochgespannter Zeit unter einem minderwertigen König das Wort in die Massen werfen würde: der König ist da um des Volkes willen, nicht das Volk um des Königs willen, so wirkte Jesu Ruf: Der Sabbath ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbaths willen.

Damit begann er den Kampf gegen die höchsten lebenden Gewalten, erkannte dabei mehr und mehr den geschlossenen Widerstand der Gesellschaft, und sein Prophetenschicksal wurde ihm deutlich. Er sprach es auch aus, daß man die alten Heiligen fälschend verherrliche, um ihn, den Lebendigen, niederzukämpfen. „Ihr schmückt die Gräber der Propheten und tötet, die jetzt zu euch gesandt sind." Da Macht und Besitz in der Regel zusammengehen, so wundert man sich nicht, daß er auch auf den Besitz seinen Fluch warf. „Weh euch Reichen! Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme."

In einem großartigen Gemälde vom Richtergott am jüngsten Tage faßt er die Grundsätze zusammen, die über alles Menschliche entscheiden sollen. „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin durstig

Digitized by Google

gewesen, und ihr habt mich getränkt, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen." Erstaunt werden ihn die Belobten fragen, wann das gewesen sei. Aber er, der Richter wird erwidern: Der Geringste unter meinen menschlichen Brüdern, der war ich. Den Verworfenen wird er das Gegenteil sagen: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeist, bin nackt und krank und arm und elend gewesen, und ihr habt nichts für mich getan".

Jesus sah unendliches Elend und sah, daß es von der Kirche nicht erreicht wurde. Weil sie nicht verzeihen konnte und das einfach Menschliche nicht begriff. Weil sie die Menschen nicht als Kinder nahm. Weil sie einen Götzen gut und den wahren Gott im Menschen böse nannte. Die Kirche war bei den Juden das ganze öffentliche Gewissen; sie war zugleich der Staat. Diesen Staat, die Moral, die ihn trug, sowie deren lebendige Träger verdammte Jesus im Namen Gottes, weil sie sich vergangen gegen das Menschliche. Sie verstanden den Kampf und vernichteten den Angreifer, den sie freilich erst erreichten, als seine unvergeßliche Botschaft schon ausgetragen war.

Jesu oberstes Gebot, man weiß es, war das der Liebe. Die Liebe aber ist frei. Noch alle Revolutionen haben sich deshalb auf ihn berufen. Mit Recht dann, wenn sie begonnen werden um das Menschentum.

Nicht mattherziges, schwachgemutes Erbarmen ist Jesu Wille, sondern ein Durchschlagen des menschlichen Funkens durch alle Versperrungen, bis Menschlichkeit über Interessen siegt. — Er ging besitzlos durchs Leben; es gab keine Staatsstelle für seine Predigt und keinen Verlag für seine Wahrheit. Ein Arbeitsloser war er und ein Bettler aus Herzensreinheit. Aber seine Geisteskraft war stark wie ein Dämon; man ermißt sie noch heute an dem Wunder der Gesundungen, die sein Einfluß hervorbrachte.

Digitized by Google

Vor seinem Auge schwebte eine wiedergeborene Welt; er traute sich zu, sie durch Liebe zu verwirklichen. Er glaubte an die letzte Kraft, weil sie sich ihm fühlbar, ja sichtbar und greifbar offenbarte. Wer diesen Menschen göttlich nennt, sagt recht. Für wen aber, für wen ist es, was er geglaubt hat?

Heimkehr

Von Robert Walser

Die Einfahrt

Lange Jahre war ich fern gewesen vom lieben alten Land, und nun saß ich mit Landsleuten, mit stillen, bescheidenen Arbeitsleuten zusammen, im Eisenbahnwagen, der mich schon als solcher in der Seele entzückte. Langsam, als sei er die Beute einer tiefen Nachdenklichkeit und als sei es ihm ein Bedürfnis, zögerisch vorzurücken, fuhr der Zug, es war ein Arbeiterzug. Ich war recht froh, daß es ein so stiller Zug war und daß ich jetzt zusammensaß mit den ärmlichen, ernsten Leuten aus dem Volk. Es war mir, als lerne ich wieder mein Volk so recht aus dem Grunde kennen, als fahre ich mit dem Eisenbahnzug in das Herz des Volkes hinein. Abend wurde es. Auf jeder kleinen, dörflichen Station hielt der Wagen an, und liebe, brave, arbeitsame Menschen stiegen ein und aus. Mich beschlich eine wunderbare, angenehme Zärtlichkeit für das Land und für die Leute. Land und Leute öffneten sich mir so still, so groß. Immer größer, immer schöner wurde das abendliche Gebirgslandschaftsbild. Eine zarte, stille Freundschaftsglut bemächtigte sich meines Innern, das mir zu blühen, zu lachen, zu weinen schien. Ich fühlte, wie ein Glanz mir in die Augen kam. Da schaute ich immer hinaus in die Landschaft mit ihren phantastisch-steilen, grünen Höhen und immer fuhr der Zug zart und leise weiter. Ich will die Fahrt nie, nie vergessen. Göttlich-schön war es, wie ich und die andern Leute so still hinein-

Digitized by Google

fuhren, hineinglitten in die Berge, welche mir wie Lieder, wie alte großartige Melodien entgegentönten. Unvergeßlich wird mir das goldig-dunkle Abendgebirge im Sinne bleiben. Still redeten die Insassen des Wagens miteinander, Männer, Jünglinge und Frauen. Die Nation trat mir nah; das Vaterland und sein hoher, goldener Gedanke schwebten mir ums Herz. Lange Jahre war es immer flach und glatt und öd vor meinem Auge gewesen, daß die weite, hoffnungsarme Leere mir die Seele verdorren machen wollte. Jetzt ging es wieder freundlich in die kühne Höhe und sank in reiche, himmlisch-schöne, gedankenvolle Abgründe hinunter. Eine stille Vaterlandeslust brannte in mir und eine alte, süße, wundervolle Liebe wurde wieder wach zu meinem Entzücken. O das war ein schönes Eisenbahnfahren mit mildgesinnten, klugen, ernsten Landsgenossen in die Umschlungenheit hinein. Es umschlang uns mit Felsen und mit Bergen. Liebe, grüne Täler lachten in der Tiefe und von der Höhe herab nickte stolz die edle Tanne. Ich sah das Haus an der Halde stehen und Menschen auf den Wegen gehen, die sich in die Wälder schlängelten. Das Land öffnete die Arme, und ich, ich sank hinein in die Umarmung und war wieder der Sohn des Landes und seiner Bürger einer. Allmählich wurde es Nacht.

Die Vaterstadt

Der junge, rüstige Reisende langte mit der Bahn in der Stadt an, in der er geboren war. Der Ort erschien ihm lieblich wie nie zuvor. Er trat in einen Zigarrenladen und kaufte sich Tabak. Der Zigarrenhändler entpuppte sich als ein Schulkamerad von ihm. Viele Jahre war der Reisende fort gewesen, wie war er jetzt entzückt, daß in der Heimatstadt alles so schön gleich geblieben. Wundersam, wie ein Kindheitstraum, wo Engelsgestalten sich zu uns niederneigen, erschien ihm das altbekannte Leben und Treiben in den schönen, stillen, feinen Straßen. Dunkle Aprilfarben erfüllten die Luft und überraschend für des Fremdlings Augen war der Glanz, der in der Sphäre und auf allen Gegen-

Digitized by Google

ständen lag. Etwas Niegesehen-Großes breitete sich deutlich vor ihm aus und ließ ihn Erregungen gänzlich neuer Art empfinden. Er war erregt und beglückt dabei, er zitterte und er hätte dazu lachen und spielen mögen. Es war ihm um die Brust, als sei er, seit er die alte, liebe Stadt betreten, wieder viel jünger und viel gütiger und viel freundlicher geworden. Unbefangen und freundlich schauten die Leute ihn an, ohne ihn lang und scharf und groß anzublicken. So behaglich und frei und warm und köstlich kam ihm alles vor, die Häuser so zierlich, die Bäume so prächtig. Grünliches Treiben und Knospen war schon an den weichen, kräftigen Zweigen sichtbar, und dazu ließen die Singvögel aus allen Gassen und Nebengassen ihren süßen, lieben, einschmeichelnden Gesang vernehmen. Der Reisende schaute und horchte. Horchte, horchte! Er ging nur ganz langsam weiter und blieb immer stehen. Seine Unbefangenheit kämpfte mit einer Art von Bangen und Ahnen, welches sich seiner Seele bemeisterte. Er fand zuletzt ein Häuschen, das am Felsen angeschmiegt lag. Die Bäume im zierlichen Garten waren so klein. Alles schien zu lächeln, zu lispeln und zu zwitschern. Tiefsinnig-grün schaute ihn ein Stück Wiese an. Er besann sich auf alte längst vergessene Träumereien. Alte Lieblings-Einbildungen erhoben ihr schelmisches, liebliches Geflüster, und die Fenster des Häuschens schienen lustig zu blinzeln wie Augen eines gescheiten Menschengesichtes. Da trat er hinein. In dem Hause wohnte sein alter Vater.

Das Grab der Mutter

An einem Sonntag, gegen Abend, ging ich zum Friedhof, der nur wenige Schritte von dem Ort entfernt liegt, wo ich wohne. Es hatte kurz vorher geregnet, es war daher alles noch feucht, der Weg, die Bäume. Ich kam in den Totenhof hinein zu den alten, stillen, heiligen Gräbern und hier umfing mich wie mit süßen, lieben, keuschen Armen ein so schönes, frisches Grün, wie ich es nie gesehen. Leise schritt ich auf dem kiesbelegten Wege

Digitized by Google

vorwärts. Es war alles so still. Kein Blatt bewegte sich, nichts regte und rührte sich. Es war, als lausche alles. Wie wenn das Grün die ringsverbreitete Feierlichkeit empfinde und über das uralte und immer wieder junge Rätsel vom Tod und vom Leben in ein langes und tiefes Sinnen versunken sei, hing es und lag es da in seiner feuchten, wunderbaren Schönheit. Ich habe nie so etwas gesehen. Gewaltig mußte es mich ergreifen, zu sehen, wie der Ort des ernsten Todes und des Schweigens für immer so süß, so grün, so warm war. Kein Mensch außer mir ließ sich erblicken. Außer dem Grün und den Grabsteinen war nichts da. Ich wagte kaum zu atmen in all dieser Lautlosigkeit, und mein Schritt kam mir frech und unzart vor mitten in all dem heiligen, ernsten und zarten Schweigen. Unendlich freundlich und lieblich hing das reiche Grün eines Akazienbaumes über ein Grab herab, bei dem ich stehen blieb. Es war das Grab meiner Mutter. Da schien alles nun zu flüstern und zu lispeln, zu reden und zu deuten. Das lebendige Bild der Lieben und der Verehrten stieg mit seinem Gesicht und mit des Gesichtes edlem Ausdruck sanft und schleierhaft hinauf aus des grünen, stillen Grabes unfaßbarer Tiefe. Lange stand ich da. Doch nicht traurig. Auch ich und du, wir, wir alle kommen einst dahin, wo alles, alles still ist und beschlossen ist und alles aufhört und alles sich auflösen muß zu einem Schweigen.

Abend

Ich saß in der Wirtsstube zu den drei Tannen still am Tisch wie ein schweigender, denkender, nachrechnender Händler und stand jetzt auf und ging hinaus auf die abendliche Straße, wo der Abendzauber mich mit seinem Dunkel empfing. Das Wirtshaus liegt zart und nah am Waldberg, über welchem jetzt der Halbmond herrlich leuchtete. Auf der Dorfstraße war es unsäglich schön. Einige Helligkeit war am Verschwinden, war noch da, hauchte und schwebte noch da und dort herum. Doch die Sterne erschienen bereits, zwischen großen, warmen Wolken, am dunkleren und dunkleren Himmel. Dunkelheit fing mehr und mehr an zu

Digitized by Google

regieren. Die Leute standen so schön undeutlich da und gingen im Dunkel so schön warm und sanft dahin. Jemand sagte mir freundlich guten Abend. Es war ein Mädchen. Ich vermochte in der zaubervollen Dunkelheit rote Wangen und liebe, helle Augen noch zu unterscheiden. Kinder gingen und spielten über den weichen Weg. Alles war so still, lautlos, freundlich-nachbarlich, gut und groß. Ich wünschte, daß die Zeit zwischen Tag und Nacht, die schöne Zwischenzeit, die liebe, schöne Abendzeit ewig, ewig andauern möchte. Eine Ewigkeit lang Abend. Weiter ging ich. Es war mir, als gehe und trete ich im Land der Poesie selber, so hold und wunderbar kam mir die Welt vor in ihrem zarten Abendmantel. Ueber allem lag der Schleier der Zartheit und der Verhaltenheit. Mildes, dunkles, süßes Bangen hielt Schritt mit mir, ging neben und hinter und vor mir. Da kam ich über die Brücke. Die großen Wolken sanken hinab in das stille, fließende Wasser und die Sterne zitterten von unten aus dem Fluß herauf, als sei die Natur verwandelt und die ganze Welt verzaubert. Unten und oben, das Vordere und das Zurückgesunkene! Wie trunken von all der Schönheit marschierte ich weiter, ein Glücklicher, ein Berauschter. Ich trank am Bild und hing am Bild des Abends. Da war grad das Wirtshaus zur Brücke, ich ging ohne zu denken hinein, es zog mich so, ich hatte so das Bedürfnis, kaum wußte ich, was ich tat. Als ich wieder draus heraustrat, war es völlige Nacht mit völlig-göttlich-schöner Finsternis. Ueberall die Lichter nun in den Fenstern. Ich machte, daß ich nach Hause kam, es war Zeit. Auf dem Heimweg sah ich noch eine Frau mit ihren zwei kleinen Kindern. Die blonden Locken von dem einen Kind gaben einen hellen, frohen Schein im dichten Dunkel, und süß war es für mich, wie mich der Engel mit kindlich-lieber Stimme grüßte. O wie schön ist ein Gruß aus Kindermund in dunkler Nacht.

An den Bruder

Fast mache ich mir einen Vorwurf, daß ich solch ein Schlenderer, Herumfeger und Spaziergänger bin, aber es ist hier eine so schöne

Digitized by Google

Gegend, ein so heiteres, gut aufgeräumtes und ich möchte sagen gesprächiges Land. Alles ist hell, schön, frei und warm. Land und Leute scheinen sich gleich unbefangen zu geben. Das Land bietet sich dar wie ein artiges, liebes, kleines Kind mit Unschuld-Augen und -Fragen, und mit Unschuld-Farben. Die Farben, mein lieber Maler, sind ein weitverbreitetes Blau und ein ebenso weit ausgebreitetes helles Grün, und dazwischen sind Stellen, die blendend weiß sind, und dann kommt wogendes, duftendes, herzerquickendes Gelb, und das ist das Kornfeld, durch welches der Wind leise wehte. Tag und Nacht, Morgen und Abend sind unendlich schön, sind ein Schauspiel, so recht zum Satt-Anschauen. Man wird nie müde, nie satt, nie matt; man ist immer wieder begierig, immer wieder ungesättigt, immer wieder unbefriedigt. Und doch ist zugleich ein wundersamer Frieden und ein so schönes, festes, leichtes Genügen in der Luft. Wenn du spazieren gehst, so gehst du wie in der Luft spazieren und meinst, du werdest zu einem Teil des blauen Hauches, der über allem schwebt. Dann regnet es wieder, und alles Gegenständliche ist dann so naß, feucht und voll süßen Glanzes. Die Leute hier fühlen die Süße und die Liebe, die in der Natur ist, die in der ganzen lebendigen Welt ist. Sie stehen angenehm herum, und ihren Bewegungen ist nachzuspüren, daß sie freie Leute sind. Wenn sie zur täglichen Arbeit gehen, so sieht es nicht aus wie mürrisches Müssen, sondern wie freisinniges Wollen. Sie schlendern so, wenn sie gehen und wenn sie etwas verrichten, so brauchen sie nicht zu hasten, und das bietet ein appetitliches, gesundes Bild dar. Was macht die Hauptstadt mit ihren heftigen Energien? Meine Energie ist hübsch schlafen gegangen einstweilen. Ich gehe sehr energisch baden und träume voller Energie in die blaue Luft hinauf. Ich bin ungemein energisch im Gehenlassen und im Nichtstun. Sie rennen sich doch nur oft die Köpfe an Mauern wund mit ihrem ewigen Großes-Verrichten-Wollen. Ich, ich will mich hier wieder recht behaglich zurechtfinden. Ich will gedeihen, ich will wachsen. Das heißt, Bester: ich will es nicht. So etwas darf man nicht wollen,

Digitized by Google

sondern man wünscht es, man hofft es bloß, man träumt davon. Ich bin jetzt sehr oft ganz, ganz gedankenlos, und wie paßt das zu all der Schönheit, zu all der Freude und zu all der Größe der Natur. Eine himmelblaue Welle ist über mich gekommen und hat mich unter ihrem flüssigen, liebevollen Leib begraben. Ich lebe wieder auf, weil ich viel vergessen habe, ich führe wieder ein Leben, weil ich sehe, daß das Leben schön ist. Zuweilen ist's mir, als möchte ich die Welt, die ganze Welt umarmen und ans frohe Herz drücken. Ich schwärme! und ich bin von Herzen froh, daß ich es noch kann. Ich möchte es nicht verlernen.

Baudelaire und Barbey d'Aurevilly

Von Dr E. W. Fischer (Bielefeld)

Sie waren beide Dandys. Die Welt nannte sie exzentrisch und pervers, und auch nahe Freunde standen häufig mit schlecht verhüllter Fassungslosigkeit vor ihren Extravaganzen. Tausend Anekdoten, — von geärgerten und verblüfften Zeitgenossen kolportiert —, verzerren ihr Bild ins Maßlose. Barbey d'Aurevilly aß mit Kannibalen-Appetit ganz rohe Hammelkeulen, zeichnete mit brennend roter Tinte Widmungen in seine Bücher und signierte seine Artikel mit den absonderlichsten Namen. Baudelaire, obwohl von untadeliger Toilette, mit Wäsche von blendender Weiße, — er verabscheute die nachlässige Unordnung der Bohemiens in der äußeren Erscheinung, — befahl seinem Schneider einen niegesehenen Anzugschnitt an, den er mit der Unverschämtheit eines überlegenen Geistes trug. Zudem vergaß er nicht, dem abgelieferten Kleidungsstück vor dem Anlegen durch Reiben mit Glaspapier oder andere ingeniöse Handgriffe den „Sonntagsglanz der Neuheit" zu nehmen, der dem Spießer so teuer, dem wahren Dandy aber so verhaßt ist.

Sie selbst nahmen ihr Dandytum ernst, sehr ernst. Das Lachen der Welt drang nicht bis an sie heran, es erstickte im Bereich ihrer kühlen Würde. Und vielleicht ahnte mancher, daß hinter diesen Absonderlichkeiten Plan, Methode oder mehr steckte. In der Tat: ihr Dandytum war ihre Weltanschauung, ihre Philosophie. Man liest nicht ohne Genuß ihre geistvollen Auseinandersetzungen darüber. Barbey widmete dem Fürsten der Dandys, dem Engländer Brum-

Digitized by Google

mell, eine Monographie. Den Lesern Baudelaires ist das Wort Dandy vertraut; ein ganzer Abschnitt gilt diesem Begriff, und in einer, leider nicht zur Ausführung gelangten Galerie von Dandys wollte er die Porträts von Châteaubriand, de Custine, Paul de Molènes und Barbey d'Aurevilly zeichnen.

Was ist ein Dandy? Er ist der vollkommene Mensch, der Typus in höchster Vollendung. Eine leidenschaftlose, unerregte Miene, eine „anziehende Kälte" gehören zu seinen äußeren Merkmalen. Seine Haltung ist stets beherrscht, seine Toilette korrekt, jedoch muß sie ihren Träger durch Einfachheit von der Menge abheben. Der Dandysme ist die Distinktion des Künstlers. Er ist der Haß gegen alles Triviale, gegen die stumpf und banal gewordenen Lebensformen. Er ist der „brennende Wunsch nach Originalität innerhalb der Konvenienz", nach Ausdruck eines bestimmten Schönheitsideals in der Physiognomie des eigenen Ich und der Linie des eigenen Lebens. Das ist das Besondere am Dandy, daß sich sein Schönheitsgedanke nicht am Fremden objektiviert. Er ist der Künstler, der sich selbst zum Kunstwerk formt; Schöpfer und Werk fallen hier in dieselbe Person zusammen. — Zu diesem Kult des Ich gehören Zeit und Unabhängigkeit. Deshalb muß der Dandy reich und beruflos sein. Aber er darf sich auch durch kein Gefühl, durch keine Leidenschaft in Fesseln schlagen lassen. Die Welt ist zu seinem Genusse da, aber er stürzt sich nicht blind in ihre Lockungen; sein Genießen ist, immer im Hinblick auf sein Schönheitsideal, intellektuell verfeinert und vernunftmäßig gezügelt. Zu seinen feinsten Genüssen gehört die Betätigung seiner Ueberlegenheit im Verkehr mit andern. Er wird sich dieser Ueberlegenheit bewußt durch das Mittel der Verblüffung. Nie darf der Dandy sich geben, wohl aber andere durch die Reize seiner Persönlichkeit zur Ergebung zwingen. So ist der Dandy der König der Welt. Wenn alles Pathetische, alle Gefühlswärme aus seinem Wesen entflohen zu sein scheinen, so darf doch seine Kälte nicht unsympathisch oder abstoßend wirken. Der Reiz eines verhaltenen Feuers, das wohl strahlen könnte, aber nicht will und das sich nur ahnen läßt, macht nach Baudelaire den eigentlichen Schönheitscharakter des Dandy aus.

Sie waren beide Dandys. Oder suchten doch dies Ideal zu verkörpern, soweit das grausame Leben ihnen nicht hohnvoll ihre Schönheitslinie zerbrach. Und sie erkannten einander schnell als Menschen dieser verborgenen Kaste mit ihren ungeschriebenen strengen Gesetzen. Die Zugehörigkeit zu dieser heimlichen Aristokratie knüpfte bald festere Bande um sie, als es eine langjährige Freundschaft vermocht hätte. Sie waren sich gegenseitig Darstellung ihres Gedankens, und das Spiegelbild ihrer Weltanschauung in der Person des andern löste im eigenen Herzen tiefe Befriedigung aus.

Der Ton ihres Briefwechsels ist, wie sich das bei Dandys von selbst versteht, von gewähltester Höflichkeit. Häufig wird er liebenswürdig. Zuweilen herz-

Digitized by Google

lich. Denn auch Dandys können ein Herz haben, nur dürfen sie es gemeinhin nicht zeigen. Denn dann sinkt ihr Königtum in nichts zusammen.

Barbey nimmt die Bitte des 13 Jahre jüngeren Baudelaire, ihn besuchen zu dürfen, freundlich auf. Bald ersucht ihn der Dichter der „Blumen des Bösen" um eine Liste seiner Werke.

„Die Blumen des Bösen" erschienen 1855 in der Revue des deux mondes. Baudelaire war damals ein ziemlich regelmäßiger Mitarbeiter des „Pays", der Zeitung des zweiten Kaiserreichs. Die Beziehungen zwischen Baudelaire und Barbey werden in der Folge enger.

Barbey d'Aurevilly an Baudelaire

26. Februar 1856.

Endlich, mein lieber Baudelaire, lese ich ein Bruchstück Ihres Vorwortes *) im „Pays". Ich erwartete es seit langem, dieses Vorwort, oder irgend ein anderes Zeichen Ihrer nächsten Veröffentlichung. Ich hatte schon verschiedentlich Michel Levy um Ihren Edgar Poe gebeten. Heute wende ich mich mit dieser Bitte an Sie. Senden Sie ihn mir unverzüglich.

. . . . . .

Ich vergeude meine Zeit nicht. Sie glauben nicht an verlorene Zeit, und Sie haben recht. Ich genieße hier eine fabelhafte Sonne, eine seidige Luft, die silberne Masse der Pyrenäen glänzt in den klarsten Fernen vor meinem Fenster. Ich sammle Landschaften und Eindrücke für später. Kurz mein Leben (und für uns, die wir wissen, was dieses Wort Leben sagen will) ist beinahe glücklich. U. s. w.

— — — — — — — — — —

Inzwischen erschienen die „Reliquiae" von Eugènie de Guérin, um deren Herausgabe Barbey und sein Freund Trébutien sich verdient gemacht hatten. Barbey gibt Trébutien an, welchen Personen Exemplare zugeschickt werden sollten. Auch Baudelaire ist darunter. Der Brief an Trébutien enthält folgende Stelle über den Dichter der „Blumen des Bösen":

Baudelaire ist der Uebersetzer Poes. Er ist ein Schriftsteller von sicherer Kraft und ein Denker, dem es nicht an Tiefe fehlt .... obschon .... O, es gibt da manches „obschon"! Er ist auf dem falschen Wege. Er ist gottlos. Kurz, er ist alles, was ich gewesen bin. Warum sollte er nicht dahin kommen, wohin ich gekommen bin? Gerade das fesselt mich an ihn, unabhängig von seiner Art, mit mir zu verkehren. Er teilt nicht unseren Glauben und unsere Verehrung, — aber er haßt und verachtet, was wir hassen und verachten. Die philosophischen Albernheiten sind ihm zuwider. Dann gehört er auch

*) Einleitung zur Poe-Uebersetzung, die Baudelaire damals herausgab.

Digitized by Google

zu denen, die in diesen niederträchtigen Zeitläuften, wo alles verkehrt geht, mehr Herz als Geld haben!

— — — — — — — — — —

Barbey d'Aurevilly, dieser Hidalgo der Literatur, der Verfasser der „Alten Geliebten", der so viel Freude und Interesse an subtiler Depravation fand, war zugleich ein strenggläubiger Katholik. Er bat Trébutien, in das Baudelaire zugedachte Exemplar der „Reliquiae" mit roter Tinte zu schreiben: „Für Herrn Charles Baudelaire, von Jules Barbey d'Aurevilly und Trébutien. Eine schöne weiße Blume einer schönen schwarzen Blume".

Von seiner christlichen Demut gibt übrigens folgende Anekdote Zeugnis: Eines Tages saßen Barbey und Baudelaire zusammen in einem Café in der Nähe des Odeon, in dem sie viel verkehrten. Ihre Diskussionen waren um so lebhafter, als Baudelaire ein gewisses Vergnügen daran fand, den Freund durch unerwartete Erklärungen zu reizen. So sagte er plötzlich mit verächtlicher Miene und sardonischem Lächeln: „Ich für meinen Teil glaube nicht an Gott." Anstatt sich zu ereifern, hüllte Barbey ihn in einen Blick voller Mitleid und erwiderte sehr ruhig, ein wenig spöttisch: „Das ist schade; er würde Sie sehr geliebt haben." Durch diese Antwort aus der Fassung gebracht, gab Baudelaire zurück: „Sie sprechen wie Louis Veuillot". Wie von der Tarantel gestochen, fuhr Barbey d'Aurevilly empor. „Verzeihung, mein Herr, richten wir keine Verwirrung an. Herr Louis Veuillot *) ist ein Küster, ich dagegen, ich bin ein Kardinal."

— — — — — — — — — —

Juli 1857 erscheinen bei Poulet-Malassis die „Blumen des Bösen". Alsbald erfolgt Beschlagnahme und Anklage des Staatsanwalts gegen Baudelaire. Barbey steht dem Freunde treu zur Seite, schreibt einen Artikel über das Buch, der im „Pays" erscheinen sollte. Seine Veröffentlichung muß indessen unterbleiben, da der Staatsanwalt, erbost über eine günstige Besprechung der „Blumen des Bösen" im Moniteur (aus der Feder Edouard Thierrys) über Baudelaire die Sperre verhängt hatte. Da schickt Barbey dem Freunde seine Besprechung als Unterlage für die Verteidigungsrede seines Anwaltes im Prozeß.

Barbey d'Aurevilly an Baudelaire

24. Juli 1857.

Mein lieber Baudelaire.

Ich übersende Ihnen den Artikel, um den Sie mich bitten und dessen Erscheinen im „Pays" eine leicht verständliche Rücksicht verhindert hat, da Sie angeklagt waren. Ich würde sehr glücklich sein, mein lieber Freund, wenn

*) ultramontaner Schriftsteller.

Digitized by Google

dieser Artikel ein wenig den Geist dessen beeinflußte, der Sie zu verteidigen hat, und die Ansicht derjenigen, die über Sie zu Gericht sitzen sollen.

Ganz der Ihrige

Barbey d'Aurevilly.

Aus dem Artikel seien folgende Stellen hervorgehoben:

Man traue dem Titel nur halb! Das Buch des Herrn Baudelaire sind nicht die „Blumen des Bösen"! Es ist vielmehr der stärkste Extrakt, den man je aus diesen unseligen Blumen gewonnen. Und die Qual, die ein solches Gift hervorruft, schützt vor den Gefahren ihres Rausches. — (Baudelaire) ist verpflichtet, hinfort zu schweigen, denn er hat das Tiefste über das Böse im Leben gesagt, — oder er muß einen andern Ton anschlagen. Nach den „Blumen des Bösen" bleiben dem Dichter, der sie erblühen ließ, nur zwei Wege offen: entweder muß er sich eine Kugel in den Kopf schießen, — oder Christ werden!

Eine (wahrscheinlich erfundene!) Anekdote knüpft an diesen Artikel, die Charles Buet wiedererzählt: Baudelaire war durch den Schluß verletzt und begab sich mit beleidigter Miene zu Barbey. In seiner samtweichen, aber kategorischen Weise erklärte er ihm: „Sehen Sie, mein Herr, in welch delikate Situation Sie sich mir gegenüber begeben haben. Sie haben mir das Recht gegeben, Satisfaktion von Ihnen zu verlangen, und wenn ich Ihnen wirklich meine Zeugen schickte, so würden Sie, da Ihr katholischer Glaube Ihnen verbietet, sich zu schlagen, in die größte Verlegenheit kommen". — „Mein Herr", antwortete Barbey, „ich habe leider meine Leidenschaften stets über meine Prinzipien gestellt. Ich bleibe zu Ihrer Verfügung." Barbey blieb in der Tat „zu seiner Verfügung", aber als Freund. — Indessen erfuhren tatsächlich die Beziehungen in der Folge eine kleine Abkühlung, und zwar durch einen andern Artikel Barbeys, seine Besprechung der Werke und der Persönlichkeit Edgar Poes, die unter dem Titel „Der König der Zigeuner" (Le Roi des Bohèmes) erschien und Aufsehen erregte.

„Er ist der König der Zigeuner! Edgar Poe ist gewiß der erste, und in seiner Weise der beste aus dieser zügellosen und einsamen Literatur, die keine Tradition und keine Vorfahren kennt .... prolem sine matre creatam, die sich selbst mit diesem Namen des Zigeunertums gebrandmarkt hat, der ihr zur Strafe anhaften bleiben wird .... Individuell wie ein Amerikaner, der nur das ICH kennt, das ihn zugrunde gerichtet, war Edgar Poe der Zigeuner des aristokratischen Geistes .... Der Zigeuner, das heißt der Mensch, der intellektuell, vom Zufall seines Gedankens, seiner Empfindung oder seines Traumes lebt, wie er sozial in jenem Schwarm einsamer Individualitäten gelebt hat ....

Digitized by Google

Moralisch litt er an dem ungeheuerlichen und tödlichen Uebel: dem Uebel der Individualität."

— — — — — — — — — — —

Von dem Tage an, wo Baudelaire Poe kennen gelernt, dachte er nicht mehr an sich selbst. Hinfort hatte er nur noch den einen brennenden Wunsch, dieses amerikanische Genie in Frankreich zu Ehren zu bringen. Ein solches Aufgeben seiner selbst lag tief begründet in dem wunderbaren Ereignis, daß Baudelaire in Poe einen geistigen Zwillingsbruder, ja mehr, die Urform seiner Individualität entdeckt zu haben glaubte. „Sie mögen es mir glauben oder nicht", heißt es in einem seiner Briefe, „ich fand dort Gedichte und Novellen, die mir selbst vorgeschwebt hatten, nur unbestimmt, verschwommen und verworren; Poe hat meine eigenen Gedanken bis zur Vollendung verkörpert". Bei der exklusiven Leidenschaft für seinen Meister ist begreiflich, daß Baudelaire sich durch Barbeys Artikel verletzt, vielleicht durch die moralische Verurteilung mitgetroffen fühlte. Einen Beruhigungsbrief d'Aurevillys geben wir im Auszug.

Barbey d'Aurevilly an Baudelaire

Freitag den 14. Mai 1858.

Schwachgläubiger Mensch, was beunruhigen Sie sich? Ein Titel! „Ein Traum, sollte ich mich quälen eines Traumes wegen?" Und was fürchten und worüber wundern Sie sich, mein Freund? Sie kennen meine literarischen Ansichten über Edgar Poe. — — —

Von dieser Moralität aus, die für mich der Gipfel der Höhe ist, von der man das Leben überschauen und beurteilen muß, habe ich Poe betrachtet. — Ich habe ihn schuldig befunden, und ich habe es gesagt; ....

Zigeuner! Das ist er! .... und von allen Literaten, die diesen Namen verdienen, ist er der stärkste, der dichterischste, der größte in seiner Weise; und deshalb ist er in meinen Augen ihr König.

Zigeuner! Wenn Sie meine Artikel im „Réveil" lesen würden, die unter ihrer scheinbaren Mannigfaltigkeit eine Einheit verbergen, so würden Sie wissen, was ich unter diesem Worte verstehe: den Individualismus, das Fehlen sozialer Prinzipien u. s. w.

— — — — — — — — — — —

Mein Freund, beruhigen Sie sich. Der Artikel im „Réveil" ist nicht dazu angetan, die Bedeutung Poes und Ihre Uebertragung herabzusetzen. Im Gegenteil. Er wird Sie in Ihren Interessen als Uebersetzer nicht treffen. Ich zeige da sogar Herz für Ihren genialen Menschen, wennschon ich ihn verdamme; denn Sie wissen, ob ich den Geist liebe.

Ist das nicht der Grund meiner Liebe zu Ihnen?

Jules Barbey d'Aurevilly.

Digitized by Google

— — — — — — — — — — —

Barbey hat später, — nach dem Tode Baudelaires, — sein Urteil über Edgar Poe widerrufen. Die Freundschaft war durch den Artikel bedroht, nicht erschüttert. Hier Teile eines letzten Briefes Barbeys, des letzten von Interesse aus dieser Dandyfreundschaft.

Barbey d'Aurevilly an Baudelaire.

Paris den 4. Februar 1859.

Teurer Schrecken meines Lebens, ich schreibe Ihnen nur zwei Worte. Nächstens werden Sie deren vier erhalten; aber heute sitze ich rittlings auf einem Blitze.

Möge er für Sie leuchten! Ihre Verse sind magnetisch! Die drei Gedichte, — von Ihrer tollsten Inspiration, Sie Trunkener des Spleens, des Opiums und der Lästerungen! Zudem ist die „Reise" von einem lyrischen Schwung, einer Albatrosflügelspannweite, die ich an Ihnen nicht kannte, Sie Niedertracht von einem Genie! Ich hielt Sie in der Dichtung für eine verdammte Otter, die ihr Gift auf den Busen der Frauenzimmer und Dirnen spritzt.... Aber da sind der Otter Flügel gewachsen, und sie steigt von Wolke zu Wolke, ein prachtvolles Ungeheuer, um ihr Gift bis in die Augen der Sonne zu schnellen!

— — — — — — — — — — —

1863 widmete Baudelaire ein im „Boulevard" gedrucktes Gedicht „l'Imprévu" Barbey d'Aurevilly. Manche nahmen die Dichtung für ein Zeichen der Konversion des Dichters der „Blumen des Bösen". Die „Epaves" kommentierten sie: „Hier wendet sich der Dichter der „Blumen des Bösen" dem ewigen Leben zu. Das mußte so enden. Beachten wir, daß er sich wie alle neuen Konvertiten sehr rigoros und sehr fanatisch zeigt."

Wäre Baudelaire wirklich *geworden*, was Barbey *war*? oder doch zu sein glaubte? Eines ist gewiß: in der tiefen Erkenntnis des Sündigen in der menschlichen Natur, — des Sündigen im religiösen Sinne, — konnten es beide mit den subtilsten Kirchenvätern aufnehmen. Dazu trieb sie der mystische Untergrund ihres Wesens den „Formen" der katholischen Kirche entgegen, — ästhetisch und moralisch. Aber man fragt sich, ob ihre (vermeintliche oder tatsächliche) Konversion einem wirklichen Erlösungsbedürfnis entsprang oder ob sie nicht ebensosehr — eine schöne Geste ihres Dandytums war. — Und hier noch eine letzte Anekdote: Bei Gelegenheit eines Diners fragte d'Aurevilly seinen Tischnachbar, ob er einen Beichtvater für ihn wisse. „Einen Jesuiten, denn Sie begreifen, daß ich mich nicht an einen andern wenden könnte." Und fortfahrend: „Sie wissen, mein Freund, in der Sünde gibt es wie anderswo Nüancen, Halbschatten, Abschwächungen; deshalb wünschte ich auch einen

Digitized by Google

subtilen Geist, eine feine Intelligenz zu finden, die sogleich die Beweggründe erfaßte." Plötzlich erklang vom andern Ende der Tafel eine helle, ironische Stimme: (es war die Baudelaires): „Verzeihung, mein lieber d'Aurevilly, machen Sie vielleicht auch Anspruch darauf, eine besonders feine Reue zu empfinden?"

Ein Preislied auf Köln

Von Rudolf G. Binding

Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. — Für das beste Gedicht auf Köln am Rhein hatte der Oberbürgermeister einen Preis von 1000 Mark ausgesetzt. Die Gefahr war heraufbeschworen: vierhundertundeinunddreißig Dichter (ich fragte mich beglückt: haben wir so viele?) stürzten sich auf den goldenen Köder, der da am Rhein ins Wasser hing. In dem Geschnappe nach dem Brocken kam leider der Oberbürgermeister um. Er wurde vom Preisgericht verurteilt, einem Erzeugnis der dichterischen Industrie Max Bewer, Dresden-Laubegast, einer alten Firma zur Erzeugung patriotischer Gefühle (vermutlich mit beschränkter Haftung), wenigstens die Hälfte des Preises auszuzahlen. Warum? Ganz gerechter Weise. Max Bewers Gedicht schlägt selbstverständlich die 430 Mitbewerber. Wie sollte es nicht? Schon durch sein Rezept: man nehme das Niederländische Dankgebet, tue (merke: als Gegengewicht zum Niederländischen!) eine gehörige Portion zuckerkandierte deutsche sog. Vaterlandsliebe hinein, setze das ganze mit einer langen Brühe von Wasser und Kitsch an, lasse es so lange kochen, bis sich keine Blasen mehr zeigen und serviere das ganze mit einem Hofknix. Steht andern ein ähnlich schönes Rezept zur Verfügung? Und wie schön ist das Gericht — ich meine Gericht, nicht Gedicht! der Firma gelungen. Bei längerem Kochen hätten sich die Reime: „Wällen — Köllen", „drängte — senkte" jedenfalls noch mehr verkocht und der Kitsch wäre mit der Vaterlandsliebe zu einem Seim zusammengefahren, aus dem kein Mensch hätte herausschmecken können, was darinnen war.

Man urteile selbst. Das Preislied lautet:

Wir treten zum Beten vor Gott den Gewalt'gen,
Er wollte, es sollte
Am Rhein ein Bollwerk sein,
Von Türmen zu künden das Reich des Dreifalt'gen,

Digitized by Google

Da stieg aus den Wällen von Römer-Kastellen
Das heilige Köllen empor am Rhein!

Ein Schirmer und Türmer und Wächter am Ufer.
Auf Meeren in Ehren
Der Hansa stolze Zier,
Im Kampf für das Recht ein gewaltiger Rufer,
Mit lebenden Mauern von Rittern und Bauern
Umschloß es in Treue des Reichs Panier!

Oft flehten zum Beten in Drangsal die Glocken,
Es drängte und senkte
Hinab sich Ungemach.
Doch immer aufs neue ward ein Frohlocken
Durch Leiden und Schmerzen
Im Köllnischen Herzen
Wie goldene Sonne in Wolken wach!

Nun tönen und dröhnen die Glocken im Dome
Und schallen metallen
Durch Deutschland Gottes Wort,
Es spiegeln die Türme sich friedlich im Strome;
Kein Feind macht zuschanden
Das Reich, das erstanden:
Und ewig gedeihe und blüh' es fort!

Ich aber, der ich die Dichtkunst und mein Vaterland — beide — liebe, betrachte mir diese beiden Lieben daraufhin, ob sie nicht im Sinne des Preisliedes revisionsbedürftig sind. Ja, ja: ich werde meine Gefühle zu Bewer (alte Firma zur Erzeugung u. s. w.) senden und sie umkochen lassen. Ich werde dem Wunsche nach einem würzigen Stück Brot künftig widerstehen: das hat zu viel mit meinen bisherigen Gefühlen und Empfindungen gemein; ich werde das Lied „vom guten Kameraden", das „Morgenrot" eines so verflossenen Dichters wie Körner, den „Gott der Eisen wachsen ließ", alles ganz und gar nicht preisgekrönte Lieder, aus meinem Herzen reißen: die gingen mir auch zu nah. Preisgekrönte Gedichte! Das ist es, was wir brauchen: leicht und bekömmlich; greifen den Magen nicht an und erhalten bei guter Verdauung; psychische Erschütterungen garantiert ausgeschlossen. Deutsche Fabrikate sind die besten.

Digitized by Google

Otto Harnack

Wir haben heute die Asche Otto Harnacks, der dem lastenden Leben entflohen ist, der Urne anvertraut.

Eine tiefe Wehmut hinterläßt dieser große Verlust. Sein Geist war so reich, daß man hätte hoffen dürfen, er werde die Hoffnungslosigkeit besiegen, in die eine Gemütskrankheit ihn verstrickt hat.

Otto Harnack war einer der freiesten Vertreter deutscher Geistesbildung. Er zierte den Lehrstuhl der Stuttgarter Hochschule, er hat die Literatur als den Brennpunkt der Strahlungen des Innenlebens geschaut. Was er seinen Hörern und einer großen Gemeinde über Goethe, über Faust, über Lyrik, über die Nibelungen zu sagen wußte, das gab er aus der Tiefe seines Wesens als Gelehrter, als Menschenkenner und als Menschenfreund. Ich habe ihm wiederholt gesagt: er war der Mann, den Volks-Goethe zu schreiben, der uns noch fehlt.

Sein Blick haftete nicht an seinem „Fach". Denn er war sich klar bewußt, der großen Zusammenhänge. Die Leser des „März" sind dankbare Zeugen dieser schönen, klaren und reifen Vielseitigkeit. Seine letzten Aufsätze, die im November und August 1913 erschienen und der „Auflösung des Panslavismus" und der italienischen „Politik Giolittis" gewidmet waren, zeigen das sichere Urteil des Historikers und des Politikers über große europäische Probleme. Ein Kenner Italiens, hat er auch die Länder jenseits der Adria in den Kreis seines durchdringenden und immer regen Interesses gezogen und die interessanten „politischen Nachklänge einer Reise", die aus seiner Feder der „März" im vorletzten Dezember bringen durfte, legitimiert sich mit der Einleitung: „Vor drei Monaten war ich in Durazzo", und nun ist in scharfen Zügen das albanische Problem gekennzeichnet.

Mir war immer eine besondere Freude der spiegelklare Stil Otto Harnacks. Es war nichts verschwommenes, nichts geschraubtes, nichts erklügeltes in der Wiedergabe seiner Gedanken. Darin liegt eine doppelte Gewähr, daß diese Gedanken nicht auf halbem Weg stehen bleiben und daß sie eigener, „wohlerworbener" Besitz waren.

Otto Harnack war ein Demokrat. Wir hatten allen Grund darauf stolz zu sein. Denn wenn Köpfe von solcher Unabhängigkeit und solchem Gedankenreichtum, von solcher Offenheit und Folgerichtigkeit in das Lager der Fortschrittlichen Volkspartei kommen, so ist das ein wichtiges Zeugnis für den Wert der Parteirichtung selbst. Ihm war wie Hutten, den er selbst in einem dramatischen Werk gestaltet hat, die „Mitgift" gegeben, sich um die allgemeinen Interessen mehr zu sorgen als um die eigenen. Er verfolgte die innere und auswärtige Politik Deutschlands mit bekümmerten Blicken. Nach der letzten Reichstagswahl gab er im „März" einen politischen Ausblick, der schloß: „der deutsche Reichstag k a n n jetzt die Bedeutung und den Erfolg gewinnen, die im modernen Kulturstaat dem Parlament zukommen. Die Mittel sind da; es handelt sich nur darum, sie mit Willenskraft und taktischem Geschick zu gebrauchen". Unter vier Augen hat er schon damals die pessimistische Auffassung ausgesprochen, daß sich mit den Nationalliberalen keine „willenskräftige" und mit den Sozialdemokraten keine „taktische" Politik machen lassen werde, vollends bei einer „Mehrheit", die auf zwei Stimmen ruht.

Digitized by Google

Der Tod Harnacks ist für das Geistesleben Deutschlands ein großer Verlust. Die Zahl hochgebildeter und charaktervoller Männer ist nicht so groß, als daß nicht jeder einzelne eine große Lücke ließe. Der „März" hat doppelten Grund zur Trauer.

Conrad Haussmann

Russische Prinzeßchen

Das einzige Lob, das dem russischen Zaren gezollt wird, in dessen Reich derzeit über 40 000 politische Verbrecher unter mittelalterlicher Malefizbehandlung stehen, betrifft das engere Familienleben mit Gattin und Kindern. Damit scharf unterschieden von der sonstigen Großfürstenusance. Da nun die vier Töchter des Kaiserpaares sukzessive ins heiratsfähige Alter treten, erhebt die russische Politik Ansprüche an ihre Mitwirkung. Anderwärts stark verbraucht, gilt in Rußland ja noch das alte Mittel dynastischer Eheverbindungen. Wirft dadurch freilich einen Schatten auf den einzigen Lichtfleck der Zarenidylle. Denn es ist kaum vorauszusetzen, daß die Herzenswahl der Prinzessinnen ausgerechnet auf die Balkan-Kronprinzen fallen würde, wenn die Politik nicht die Heiratsvermittlung besorgte.

So soll also eine der Zarentöchter dem Kronprinzen von Serbien zugedacht sein, wobei das russische Staatsinteresse die Vorbedingung stellt, daß die serbische Thronfolgeordnung verfassungsmäßig festgelegt werde. Im allgemeinen wegen chronischer Unsicherheit in Serbien, im besonderen weil der derzeitige Kronprinz Alexander nur auf Grund eines Familienpaktes, der den Exzeßbruder absetzte, Anwärter der Krone ist. Um noch sicherer zu gehen, legt die Ehevermittlung dem „ohnehin" regierungsmüden Vater nahe, abzudanken, um das Prinzeßchen auf die Thronsitzgelegenheit nicht warten zu lassen.

Unter Einem wird eine zweite Zarentochter dem Sohn des rumänischen Thronfolgers zugesprochen. Demnach zwei gesicherte Zukunftsplätze — Rumänien, Serbien.

Sodann gibt die russische Politik den Gedanken nicht auf, Bulgarien als verlorenen Sohn wieder aufzunehmen. Für den respektiven Kronprinzen steht eine dritte Zarentochter in Reserve.

Der griechische Thronerbe ist für die Tochter des rumänischen Thronfolgers mit Beschlag belegt. Die hellenische Dynastie erscheint ja genügend mit russischem Serum immunisiert, so daß selbst die deutsche Kaiserschwester keine Gefahr bedeutet. Hier will aber die „Braut" nicht mitwirken.

Wenn einmal alle Balkanthrone mit russischen Prinzessinnen besetzt sind, dann wäre die dynastische Einkreisung im Süden und Osten des Dreibundes erreicht.

Die Mithilfe der Frauen zur Verwirklichung des russischen Balkanprogrammes, sollte nicht ganz unterschätzt werden. Zum Mindesten ermöglichen die gekrönten Töchter die unauffälligere Unterstützung, etwa gewisse Zuwendungen und Hilfen seitens des guten Familienvaters.

Die russische Politik fragt natürlich nicht viel darnach, was die deutsche, in ihrem Gemüt ohnehin erschütterte Mutter der Prinzessinnen, zu dieser Versteigerung ihrer Kinder sagt. Offiziell wird ja verbreitet, die Zarin wünsche, ihre Töchter nicht bezüglich der Gattenwahl zu beeinflussen. Und dann wählen diese — ausgerechnet alle — Balkankronprinzen? ....

v. S.

Digitized by Google

Feuerhahn und Wassermann

Wer gedenkt nicht noch mit Grausen des kriegerischen Umsichschlagens des Herrn Geheimrats Thieme in Leipzig, als man von Berlin her die Selbstlosigkeit seiner Mühen um das Völkerungeschlachtsdenkmal durch Verleihung eines Ordens in Zweifel zu setzen drohte? Nur durch einen noch höheren Orden konnte man ihn besänftigen und davon abhalten, das Denkmal wieder abzutragen. Jeder wahre Patriot hoffte damals, so etwas möchte nie wieder vorkommen. Denn wir leben in einem Ordnungsstaat mit unerschütterten Grundfesten, und der Ordnungsstaat lebt von unserem Glauben an ihn. Und doch scheint schon wieder so etwas vorgekommen zu sein.

Der neue Fall heißt Feuermann und Wasserhahn — oder umgekehrt. Man verzeihe unserer Aufregung die Ungenauigkeit. Wenn es nicht etwa ein Scherz ist, den sich die Vossische Zeitung, oder ein niederträchtiger Herostrat mit ihr gemacht hat. Aber möchte jemand so verrucht sein, bei uns mit solchen Dingen zu scherzen? Feuerhahn, als Bildhauer, Wassermann, als Architekt, beide „hervorragend" an der neuen königlichen Bibliothek in Berlin beschäftigt, haben nach ihrer Meinung zu niedrige Orden bekommen und — zurückgewiesen. Das ist nicht mehr Mannesmut — das ist Zusammenrottung zum Umsturz. Lohnbewegung auf dem Felde der patriotischen Ehre. Revolution des Untertanenbegriffes. Herr Geheimrat Thieme, Sie tragen die moralische Verantwortung! Wohin soll das führen? Soll die allerhöchste Gnade zu einer Art Verfassungsverhältnis herabgewürdigt werden, in dem der zu Begnadende eine gleichberechtigte Stimme hat?

In Paris schießen sozialradikale Ministersfrauen konservative Zeitungsdirektoren tot, in Berlin werden Wasserhähne und Feuermänner auf königliche Haustiere losgelassen .... Umsturz! Umsturz!

Hermann Gottschalk

Veteranenbegräbnis

Daß man es nach dieses Lebens sauern Tagen wenigstens zu einem anständigen, unter allseitiger Teilnahme und Rührung über die Szene gehenden Begräbnis bringen werde, daran hat selbst der schlimmste Skeptiker nicht gezweifelt. Oder halten Sie es für möglich, daß man in unserer kultivierten Epoche noch auf einem Schubkarren aus diesem Leben hinausbefördert werden kann, wie ein Hund in rauher Erde verscharrt zu werden. Man lacht über solche Absurdität; man wird bald nicht mehr lachen, wenn man erfährt, daß solcher Lebensabschied sogar denen zu Teil wird, die 70/71 redlich sich das Stück deutsche Erde für die vier Bretter erkämpft haben.

Veteranenbegräbnis .... Ehrensalven, Glockenschwall, Fahnengewimpel, patriotische Reden, Weihrauchschwaden — — — Nichts davon. Auf einem Schubkarren ein armer Sarg, ein paar Spatenstiche, dumpfes Kollern und alles vorbei.

So gings in dem Pfälzer Oertchen Hagenbach einem ehrsamen Bürger, einem Veteranen, der beim Wein ein paar Redensarten über Staat und Kirche verlor, am Sonntag nicht gerade in der ersten Kirchbank saß, sonst aber Staats- und Kirchentribut bis auf den letzten Pfennig bezahlte. Ein paar Redensarten über die Kirche, schon lehnt der Pfarrer eine Beteili-

Digitized by Google

gung am Begräbnis ab. Ein kritisches Wort über den Staatsapparat, schon ist der Mann Sozialdemokrat — er war es nicht — und der Kriegerverein „muß" jede Beteiligung ablehnen. Einige Arbeiter befördern die Leiche aus der ehrlichen bürgerlichen Gemeinschaft und scharren den Vaterlandskämpfer wie einen Hund notdürftig ein.

Aber — jeder versichert mir's — wir leben nicht im Zeitalter bürgerlicher Tragik, sondern im Zeitalter freideutscher Mannesgesinnung und religiöser Kultur.

Lynceus

Wer regiert?

Dem gepflegten Konservatismus der Engländer wird alljährlich bei der Parlamentseröffnung, das Schauspiel eines nicht ganz genügend aufgefrischten Mittelalters geboten, entkräftete, höfische Etikette, die mit zeremoniell verblaßter Farbenfreudigkeit vor verwundert neugierigen Straßen und wissend lächelnden Reportern zelebriert wird. Nur Ahnungslosigkeit wird sich des Fehlers schuldig machen, die Komödie der Aufmachung zu überschätzen. Wie immer fühlt man sich aber auch hier zu der Frage gereizt: wer regiert? In diesem England, das sich mit Begeisterung demokratisiert, wer regiert, des Beispiels halber, hier hinter den Verkleidungen zu Namen erstarrter Gepflogenheiten wirklich?

Der König? Die Krone? Jeder gesteht es, weiß es, sie ist nicht mehr als die gutmütig geduldete und nicht einmal best dotierte Pfründe eines Landes, das seine Feudalstände noch nicht überwunden hat und, da es sich geniert, nicht radikaler zu sein, das Königtum als einleuchtendste Begründung ihres Fortbestands nicht verlieren möchte. Der traditionelle Konservatismus des Engländers ist kaum viel mehr als die erwiesene Unfähigkeit oder Unlust, Tatsachen zu Ende denken zu wollen. Not wird zur Tugend, die Tradition einerseits zur Entschuldigung eines konventionellen Respekts vor dem wesenlos gewordenen Scheine, mit dem man die Krone zu einem Symbol erhöhten Einheits- und Reichsgefühles übersteigern möchte, und andererseits zu einer Arabeske an der Verfassung, in die sich der König als eine Funktion seiner Minister verschnörkelt.

Wer regiert? Das Parlament? Weder war die Verfassungstheorie je völlig ausgebaut noch die Verfassung mehr als Theorie noch existierte es je gemäß dieser theoretischen Verfassung. Nie. Selbst nicht in seiner angeblichen Blütezeit in der mittelviktorianischen Periode. Immer nur als ein trefflich funktionierender Automat von Präzedenzfällen, an die man sich hartnäckig und überzeugt klammerte, so lange die tägliche Praxis, in für englisches Temperament sinnvollster Gesetzlosigkeit, keine neuen schuf, die diplomatische Mehrdeutigkeit der Fakten zu erweitern und zu bereichern. Dieses nie völlig zu Papier gebrachte System von Stabilitätsverschränkungen, Gleichgewichtsstützen und feierlich eingestandenen und anerkannten Irrtümern, die zu einem praktisch längst überholten Illusionsknäuel verschmolzen, hat sicherlich seine sonst nirgends wieder erreichten Vorteile. Aber: das Oberhaus, seit dem Parlamentsakt von 1911, dem letzten Ausfall demokratischer Unduldsamkeit, tatsächlich kaltgestellt, lebt — nur dadurch, daß es konservativ ist — für Formalitäten von platonischem Wert. Das Unterhaus mit unvergleichlich größerem Ein-

Digitized by Google

fluß als die impotente Vereinigung eines kapitalistisch verfristeten Adels, besteht aus einer Majorität, deren Hauptsorge es ist, sich nicht zersplittern zu lassen, und einer Minorität, deren Hauptaufgabe es ist, die Majorität zu zersplittern. Diese Majorität, die sich momentan aus drei Parteien und einem leicht lösbaren Netz gegenseitiger Verpflichtungen zusammenschließt, besorgt die Drohnenarbeit der Bildung des Kabinetts, dessen Sturz ihre Auflösung zur Folge hätte, und das Kabinett, mit seinem Stab keimender Bürokratie, die Details der Regierungsgeschäfte, von denen die meisten Parlamentarier keine Ahnung haben, und dies in ewiger Angst sich vor seiner Partei verantworten zu müssen — Majorität wie Kabinett trotz wechselseitiger Abhängigkeit leicht zu Verstimmungen gerührt und stets auf der Hut keine Dummheiten anzustellen, die von der sonst parlamentarisch wirkungslosen Gegenpartei ausgenützt werden könnten. Nach der Verfassungstheorie sind dem Parlamente die Gesetzgebung und alle damit verbundenen Rechte zuerkannt. In der Tat werden aber auch die Gesetze von der Regierung eingebracht und mit Hilfe der Majorität, ihrem Zwecke nach regierungstreu, und einer die Opposition entsprechend knebelnden Parlamentsmaschinerie auch durchgedrückt. Also wer regiert? Das Parlament, in dem nur die Majorität wirksam, die Minorität dekorativ ist? Die Majorität? Sie ist es nur, so lange das Kabinett aktionsfähig bleibt. Das Kabinett darf seine Freiheiten nicht überschreiten, ohne auf gereizt gewahrte Rechte zu stoßen, und soll, mit Vernachlässigung der in ihrer Existenz von seinem Bestande abhängigen Mittelstelle, des Abgeordnetenhauses, letzten Endes einer Wählerschaft verantwortlich sein, die sich um Privat- und Bezirksinteressen gruppiert und größeren, allgemeinen Fragen mit teilnahmsloser Einseitigkeit und nur stellenweise behobener Gleichgültigkeit gegenübersteht. Die Wählerschaft, der „Mann auf der Straße", auf den man sich hier so gerne beruft, im Grunde eine brauchbare Figurine, die auf ein Stichwort einschnappt, Publikum, das gerne auf die Bühne möchte .... die Wählerschaft vielleicht?

Innere Abhängigkeiten und äußere Beschränkungen mischen sich zu vergnüglicher Komik ineinander. In der Regierung konzentriert sich, wie immer scheinbar, die Macht. Sie wird illusorisch, sobald man den Apparat als augenblicklich dienlichste Konvention erkennt, und der Prestigekampf um die Autorität löst sich in einen Kampf um die Illusion, Instanz zu sein, eine Illusion, für die stärkstes Argument die Macht der Illusion ist. Noch einmal: wer regiert? .... Und ganz von ferne der Versuch einer Antwort: Leitmotive, Leitmotive .... Oder: an der Wirklichkeit der Illusionen pendelt die Groteske der Wirklichkeit auf und ab.

Erwin O. Krausz

Philosophie der Technik

Die Entwicklung des Geisteslebens bewegt sich in Gegensätzen. Wenn auch nicht in geometrisch konstruierbaren Linien, wie Hegel meinte. Aber auf jeden Kulturoptimismus folgte noch immer ein Kulturpessimismus: die Philosophie Platons, das Christentum, die Philosophie eines Schopenhauer sind solche Erscheinungen. In weitem Abstand auch so mancher unserer heu-

Digitized by Google

tigen Bußprediger, Leute, die sich nicht genug tun können, über unsere „alles nivellierende und materialisierende" Technik zu schimpfen und die doch deren Fortschritte, als da sind elektrisches Licht, Automobile, Luftschiffe, drahtlose Telegraphie und so fort bis herab zur Schreibmaschine und zum Photographen kaum entbehren möchten. Gegen derartige kulturmüde Pessimisten wendet sich nicht ganz mit Unrecht der Techniker und Philosoph E. Zschimmer in seinem Bändchen „Philosophie der Technik" (Verlag von Eug. Diederichs). Er stellt fest: „Die freien Subjekte können aus Freiheit Ideen ergreifen und danach ihr Handeln bestimmen. Und das Reich der Zwecke, sofern es durch Ideen verständlich erscheint, das ist es, was wir im eigentlichen Sinne die „Kultur" nennen." Auch die Technik ist eine solche Idee, und zwar die der „materiellen Freiheit". Der Techniker, ob er nun als ein Zeppelin Luftschiffe baut oder als ein Marconi die drahtlose Telegraphie entdeckt, immer sucht er nach neuen Möglichkeiten, „der Natur in allen Wegen ihren Lauf zu gebieten und unsere Wahrnehmung bis über alle Grenzen auszudehnen". Der Endzweck aller Technik ist: „den Götterzustand des Menschen, als das in seiner unendlichen Vollkommenheit zur Idee erhobene Endziel der organischen Entwicklung, in der bewußten Freiheit des schöpferischen Gedankens zu vollenden". Nur die noch mangelnden Organisationsformen unseres Lebens seien es, die den Menschen zum Sklaven der Maschine machen. Zschimmer träumt etwas utopistisch von einer derart vervollkommneten Technik, daß „die Materie sich einst selbst umformt". Die Technik selbst wird also die Menschheit von der Sklavenarbeit an der Maschine mehr und mehr befreien! Die Entwicklung der Technik ist „eine ewige Quelle immer neuer Ueberraschungen", denn kein Mensch kann voraus wissen, welche Arten und Formen der Regelung von Naturprozessen möglich sind. Und der ernste, wirklich kulturfördernde Naturforscher wird in Zukunft weniger mehr fragen, ob es 50 oder 100 chemische Elemente gibt als danach, „welche technischen Möglichkeiten in unserem Verhältnis zur Natur noch versteckt sind". Die fortgeschrittene Technik führt nur, wenn sie ideenlos der Geldgier dient, zum kulturfeindlichen Amerikanismus, meint Zschimmer; sie macht allerdings den Menschen „intellektueller, geistiger, objektiver", aber darin sieht Zschimmer kein Unglück, im Gegenteil: „wir fühlen eine Macht in uns wachsen, die Macht einer überpersönlichen, fast unausdenkbaren Intelligenz, die sich ihrer selbst in unseren Gedanken bewußt wird als der von der Beschränktheit des individualistischen, intuitiven Erlebnismenschen der früheren Perioden emanzipierte objektive Sinn einer neuen Kultur, in den wir uns jetzt stellen". Die Technik wird zur eigentlichen Weltbezwingung und schafft Platz für große Geister, „die sich der großen Schöpfung würdig" zeigen. (Natürlich sind diese „großen Geister" auch Techniker!) Alles in allem: ein begeisterter Hymnus eines geistvollen modernen Technikers; ein Hymnus, der als Gegenschlag auf die einseitig pessimistischen Anklagen eines Rathenau und anderer gewertet sein will. Die wirkliche Menschheitsentwicklung geht zwischen Pessimisten und Optimisten mitten durch; ihren erhabenen Zielen dient die Technik, gewiß; aber auch die Religion und Kunst und Metaphysik dient ihnen; und wer dem öden, geldgierigen Amerikanismus, den auch Zschimmer ver-

Digitized by Google

urteilt, nicht verfallen will, darf diese Geistesmächte nicht so gering schätzen, wie es Zschimmer tut!

O. Kiefer

Roßhalde

Hermann Hesses letztes Buch bedeutet einen neuen Schritt, dem Objektiven ganz nahe zu kommen. Welcher Weg vom Lauscher, vom Camenzind, vom glücklichen Ueberschwang zechender und verliebter Jugend zu dieser gefestigten Männlichkeit! Dieser Weg war von Hemmungen nicht frei; es gab Nebenpfade, die ins Artistische zu führen schienen, es gab Pausen und Stockungen, da die Resignation die Form stillen und fast weichen Verzichts zu wählen drohte — nun ist ein Leben herber Bestimmtheit durchmessen, die Illusionen sind nicht in Katastrophen zusammengebrochen, sondern haben sich zu den notwendigen Hilfsstücken eines inneren Wachstums und einer selbstgewissen Befreiung gewandelt.

Die Werke Hesses bleiben seinem eigenen Leben und Wesen nahe. Er ist kein leichter Erfinder mit drängender Phantasie, kein rascher Gestalter; seine Arbeiten stehen auf dem Boden einer umschriebenen und beherrschten Wirklichkeit. Ein Schwabe, der schwer von sich selber loskommt. Wenn je Dichten Gerichtstag halten heißt über sich selbst, dann hier, wo das Werk übertragenes Menschentum ist. Wir spüren, aus der Atmosphäre dieser Bücher, Abfolgen eigenen Schicksals.

„Roßhalde" ist eine Ehegeschichte, freilich nur das Ende einer Ehe. Die beiden Menschen sind sich schon völlig fremd geworden, seelisch, körperlich — wir stehen vor einem Tatbestand, der keine laute Tragik, keine von außen hergetragene Wirrnisse kannte, sondern nur dem Schwergewicht zweier Seelen folgte, das eine, wenn auch innige, so doch letzten Grundes zufällige Einheit auseinander trieb. Der halberwachsene Sohn steht feindselig gegen den Vater. Um seinen jüngeren Bruder geht, noch unbewußt, der Kampf der Eltern. Der Vater ahnt, daß er auch ihn verlieren muß — und schließlich kommt er zum Verzicht. Denn in sein Leben, das sich in der Arbeit verzehrt — er ist ein gefeierter Maler — kommt der Anruf von außen, der Freund aus Indien, dessen beweglicher, tatenvoller Optimismus seine grau und müde gewordenen Instinkte aufweckt. Die Trennung von der Frau ist fast nur das Erstaunen, daß sie nicht früher erfolgte. Aber aufs tiefste wird sein Gemüt noch aufgewühlt durch die Krankheit und den Tod des geliebten Knaben — das sind die prachtvollsten Abschnitte aus dem Buch, da die Vaterliebe in der Sorge um das leidende Kind sich verzehrt. Aber der Schmerz schlägt auch das Tor in die Freiheit auf.

Man denkt an Gustaf af Geijerstam; einige seiner Romane haben ähnliche Umrisse, das schier unmotivierte, aber doch völlig unabwendbare Auseinanderleben zweier Gatten. Geijerstams Kunst beschäftigt einen größeren psychologischen Apparat, wird dadurch aber auch gelegentlich taktlos, und sie bleibt blaß, wenn sie aus dem Umkreis der Seelenverwicklungen hinausschreitet. Das ist nun bei Hesses Buch so wohltuend, wie Haus und Werkstatt, Park und See und Hügelgelände mit der einfachsten Kunst ganz deutlich, frisch und nahe hingezeichnet sind. Er hat jetzt seine Sprache in fester Hand; zum Glück hielt er sich frei von jenem „Altersgoetheln", das Hauptmann und Thomas Mann an die Grenze ihrer unmittelbaren Sprachgestaltung und Sprachbenutzung führte.

Digitized by Google

Da sind Tempo, Farbe, Anschaulichkeit, von einem weisen, aber freien Kunstverstand geleitet.

Theodor Heuss

Made in Austria

Ein Fabrikant und Oesterreicher hat freventlichen Mundes ein Ver brechen gegen den Staat begangen, indem er das gewisse weiße Amtspferd beleidigte. Die Sache kostete ihn 50 Kronen. Der Bezirksrichter meinte in der Urteilsbegründung: „Es wird ohnehin von den Ausländern genug über den Amtsschimmel geschimpft, was soll man sich denken, wenn auch Inländer zu schimpfen beginnen?" Das ist tiefsinnig. Der k. k. Bezirksidealist geht anscheinend von der Annahme aus, daß ein eingefleischter Oesterreicher es schon wissen muß, daß Schimpfen nicht den geringsten Endwert hat. Und außerdem schickt es sich nicht, in Gegenwart Fremder ins eigene Nest zu spucken, denn die wissen es ohnehin, daß hier des öfteren zu spucken Gelegenheit ist. Immerhin aber ist dieser Ausspruch wichtig, da von amtswegen konstatiert wurde, daß der Amtsschimmel wirklich existiert. Bis nun hat man ihn schnöde verleugnet. Man weiß jetzt, daß sein Wesen ein so zartes ist, daß die Behörden ihn vor jeder Beleidigung inländischer Provenienz schützen müssen. Doppelt muß er geschützt werden vor Beleidigungen in Gegenwart von Ausländern, die am Ende das Staatsgeheimnis der tatsächlichen Existenz des Inländerschrecks (equus austriacus albus H.) verraten könnten.

Der Fremde, der bei dieser Angelegenheit dabei gewesen ist, wird es sicher auch getan haben. Er wird — nach Berlin zurückgekommen — erzählt haben, welch schönes Land Oesterreich ist, und wie fabelhaft der Fremdenverkehr gefördert wird. Den Fremden erlaubt man sogar Dinge, die dem Einheimischen verboten sind. Aber man darf darüber nichts sagen. Staatsgeheimnis einer befreundeten Macht. Jehen Se ma' nur nach Oesterreich, dann werdn Se wat erleben! Sehen Se sich's ma' selbst an!

Der Fremdenverkehr wird also gefördert, das steht fest. Es erübrigt nur mehr die Frage zu beantworten: Ist Oesterreich das Land der unbeschränkten Möglichkeiten oder das aller möglichen Beschränktheiten. Es ist gut, das zu wissen, falls man von einem neugierigen Fremden gefragt wird. Allenfalls weiß ich es nun, daß es noch Idealisten gibt. Von heute an lasse ich auf einen Bezirksrichter nichts mehr kommen.

Eugen Hoeflich (Wien)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt der Name Matheus Müller für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit.
Müller Extra

Nationalliberale Verlegenheiten

Von Theodor Heuß

Seit ein paar Jahren werden die Nationalliberalen von heftigen Krämpfen gequält. Der Bülowblock hatte sie in eine günstige Situation gerückt, Bassermann erschien als die parlamentarische Ausgabe des Kanzlers, der „eigentlich nationalliberale Politik" betrieb, die lebhafte Gegnerschaft gegen Schwarz und Rot übertönte, da sie agitatorisch gut zu prägen war, die Rivalitäten im eigenen Lager.

Der Situation, die nun folgte, zeigten sie sich nicht gewachsen. Zwar war die Schwenkung in die Opposition, unter der Führung des jungen Abgeordneten Weber, noch in guter Form vollzogen und Bassermann selber fühlte sich von den besseren Traditionen seiner Partei zu einem gewissen Schwung vorangetragen, aber nach den Wahlen erhob sich ein Riesenkater. Man war vor Konsequenzen gerückt, die man scheute. Man sollte die Politik auf einen Machtwillen einrichten, spürte aber die Grundlagen in der eigenen Organisation brüchig werden. Das waren die Zeiten vor zwei Jahren, da Bassermann das Freiwild wurde für die Parteiretter und jener nationalistisch-konservative Theaterdonner über die Präsidentenwahl im Reichstag die nationalliberalen Spießbürger in die gräßlichsten Aengste warf.

Bald genug klärte sich das Kampffeld. Die letzten Jahre hatten der jungliberalen Bewegung eine größere Rechtfertigung, einen größeren Einfluß gegeben, im Süden, in Baden wie in Bayern, hatte sich aus der Notlage der Landespolitik der Gedanke der einheitlichen Linke „von Bassermann bis Bebel", mit anderer Alliteration, Heimatrecht verschafft — die jungliberalen Führer und der deutsche Süden wurden nun das Ziel zahlloser Angriffe, die übersichtlich organisiert die alte Harmonie der friedlichsten

Digitized by Google

Partei aufs ärgste erschütterte. Bassermann war in der peinlichsten Notlage. Er brauchte die Jungliberalen als Stützpunkte seiner besseren Eigenschaften und Absichten, aber es fehlt ihm die frische Kraft der Entschließung, einen Kampf um die Macht zum Austrag zu bringen. Seine Person, in ihren sympathischen und in ihren enttäuschenden Zügen, ist potenzierter Nationalliberalismus: er rettete sich auf die treibende Planke des Kompromisses. Man ließ den Jungliberalen ein reduziertes Lebensrecht: nahm ihnen zwar den Kopf in der Zentralvertretung der Partei, verwies die Lokalvereine auf ihre Zugehörigkeit zu den Wahlkreisverbänden, aber der Verband blieb bestehen als agitatorische Elitetruppe, mit dem ausgesprochenen Zweck, der alten Partei jugendliche Kräfte zuzuführen. Unter ungeheuren Beifallskundgebungen erstickte man im Mai des Jahres 1912 das dunkle Gefühl, daß das ein Tasten der Verlegenheit gewesen.

Der Festtaumel war nur Selbstbetrug. Während die Beseligten noch das Gefühl der behaupteten Einigkeit genossen, erfolgte mit aller nur wünschenswerten Illoyalität die Verschwörung der Enttäuschten. Die Jungliberalen hatten sich gehalten, eine Resolution deckte den Gottesfrieden der Partei — währenddem konstituierte sich der Altnationalliberale Reichsverband. Er hatte eine andere Struktur und eine andere Gesinnung als sein Gegner. Er verzichtet auf Lokalvereine, auf Propaganda, auf offizielle Presse — es genügt ihm, die Macht zu besitzen. An die Stelle des Enthusiasmus setzte er die Wahlkasse. Mit dunkler Anonymität, in die nur langsam Dämmerung hereindrang, betrieb er das Geschäft der Parteizersetzung und er blieb nicht ohne Erfolg. Die preußische Landtagsfraktion ist von seinem Geiste beherrscht, Bassermann eingeschüchtert.

So konnte der augenblickliche Zustand eintreten: Bassermann und Friedberg, Hand in Hand, beantragen die Auflösung aller Sonderverbände, im Interesse der Einheit der Partei. Alle jubeln sie ihm wieder zu: ein Ziel, inniglich zu wünschen. Nur die Jungliberalen sind vor Staunen erschlagen und melden Protest.

Digitized by Google

Nie ist eine Aktion ungeschickter und dilettantischer eingeleitet worden als diese neue Einigung der Partei. Während noch die nationalliberalen Blätter mit Leitartikelschmelz Gott für die Zukunft ihrer Sache danken, wächst die unabwendbare Notwendigkeit des neuen Konflikts. Man hat den Jungliberalen gar nicht gemeldet, daß ihnen der Prozeß gemacht werden soll: sie fühlen sich überrumpelt. Aber sie sehen Bassermann auf der Gegenseite, und das ist der schmerzliche Zug dieser Stunde.

Man soll nicht sagen, das seien Familienstreitereien, die den Passanten nichts angehen, wenn er auch erstaunt stehen bleibt und aus dem Fenster die heftigen Worte schallen hört. Man soll auch nicht mit Schadenfreude zusammenzählen, daß fast keine Partei zur Zeit so stark an sich zu tragen hat wie die kampfentwöhnte Partei der grundsätzlichen Friedfertigkeit. Das wäre ein kurzsichtiges Verkennen der Situation.

Unter dem Gesichtspunkt der Aktionsfähigkeit der deutschen Linken handelt es sich um sehr ernsthafte Entscheidungen. Freilich: die „deutsche Linke" gibt es nicht — man versichert es uns ja oft genug. Sie existiert nicht in Vertrag, in Zahlenreihe, aber sie existiert dann, so oft, so lang und so erfolgreich, als das Verständnis für politischen Willen in den drei politischen Gruppen, die man Linke nennen mag, vorhanden ist.

In manchen Kreisen der nationalliberalen Partei ist die Fragestellung auch richtig begriffen; diese sollen jetzt ihrer Rüstung beraubt werden. Nun weiß man ja, daß Resolutionen nicht tödlich sind und daß es mehr als naiv, zu glauben, man könne sich mit organisatorischen Auskunftsmitteln über tiefe, unvereinbare Gegensätze von Gedanken und Temperamenten hinwegsetzen. Aber diese Naivität stürzt jetzt die nationalliberale Partei unter der Parole der Einigung in neue Wirrnis, und es möchte so scheinen, daß die rechte Gruppe sich stark der Mitte zu ausdehnen konnte. Herr Fuhrmann wenigstens findet das Ergebnis der Berliner Tagung im allgemeinen befriedigend.

Digitized by Google

Von gemeinnötigen Betrieben

Von Heinz Potthoff (Düsseldorf)

Ein Bekannter von mir, der in einem der üblichen Miethäuser von D. ein halbes Stockwerk bewohnt, hatte jüngst folgendes Erlebnis: Der Hausbesitzer konnte oder wollte das Wassergeld nicht zahlen. Auf Grund der Lieferungsbedingungen schnitt die Stadtverwaltung, die in D. die Wasserversorgung der Bürger vernünftigerweise in die Hand genommen hat, ihm das Wasser ab. Das ganze Haus war gesperrt. Die Mieter, die Wasser brauchten, konnten es sich beschaffen, wo sie wollten. Eine Anfrage, ob sie vielleicht für das Wassergeld aufkommen wollten, wurde nicht gestellt. Die Rechtsansprüche meines Bekannten gegen den Hausbesitzer interessieren hier nicht. Er ist durch sein Geschäft genötigt, Tage lang von D. abwesend zu sein. Seine Frau liegt krank zu Hause. Dienstboten hält er nicht. Woher bekommt die arme Frau das Wasch- und Trinkwasser? — Das geht die Stadtverwaltung wohl nichts an, sie hat nur mit dem Hausherrn zu tun, und da er seiner Zahlungspflicht nicht nachkommt, stellt sie die weitere Lieferung ein. Das Haus ist natürlich an die städtische Kanalisation angeschlossen. Die Wasserspülung auf den Klosetts versagt — denn der Hausherr ist seinen Zahlungspflichten gegen die Stadt nicht nachgekommen. Wenn in einer Wohnung Feuer ausbräche, so wäre kein Wasser zum Löschen da. Man müßte warten, bis die Feuerwehr den Straßenhydranten öffnete, denn das Haus ist aufs Trockene gesetzt — weil der Besitzer seiner Zahlungspflicht gegen die Stadt nicht nachgekommen ist — mindestens 20 Mark ist er für das Vierteljahr schuldig geblieben....

Natürlich kann die Stadtverwaltung sich den gesundheitlichen und feuerpolizeilichen Gefahren des trockenen Hauses nicht verschließen. Und nach kurzer Zeit der Dürre erhalten sämtliche

Digitized by Google

Mieter den Bescheid, daß wenn nicht binnen drei Tagen der Anschluß an die Wasserleitung wieder hergestellt wäre, die Wohnungen geräumt werden müßten. Natürlich, die Volksgesundheit, das Wasserklosett und die Feuersicherheit! — Außerdem muß die Stadt unbedingt zu den 20 Mark kommen. Die Ansprüche der Mieter gegen den Hausbesitzer interessieren wiederum nicht. Aber wer schafft ihnen von morgen auf übermorgen eine neue, passende Wohnung? Wer sorgt für die erkrankte Frau meines Bekannten, für die ein Umzug mit seinem Trubel gegenwärtig die schwersten Folgen haben könnte! Die städtischen Behörden geht das nichts an. Das Wasserwerk übt nur sein Recht aus, wenn es die Wasserlieferung einstellt, da der Hauseigentümer mit der Zahlung im Rückstande blieb. Die Wohnungspolizei übt nur ihre Pflicht, wenn sie nicht duldet, daß in einem Hause ohne Wasser dauernd Menschen wohnen. Uebrigens ist ein städtischer Wohnungsnachweis da, der den Bürgern kostenlos zur Verfügung steht....

Der Fall ist gar nichts Außergewöhnliches. Ich nenne die Stadt D. auch nicht, denn so etwas kommt häufiger vor. In der Nachbarschaft gibt es eine kleine Gemeinde J., die einem Bürger die Sperrung der Wasserleitung angedroht hat, wenn er nicht Steuern nachentrichtet, zu deren Bezahlung er wegen Verjährung des Anspruchs ganz zweifellos nicht verpflichtet ist.... Wer gerade betroffen wird, ärgert sich und schimpft. Im übrigen ist der gute Bürger von der Weisheit und Gerechtigkeit der Stadtverwaltung, die ihm das Wasser zum achtfachen des Selbstkostenpreises liefert, überzeugt.

Nun denke man sich aber — und nur deswegen erwähne ich das Vorkommnis — nicht die weise Stadtverwaltung sperrte den Bürgern die Wasserleitung, sondern diese Sperrung wäre die Folge eines gemeinsamen Vorgehens städtischer Arbeiter, die zu einem gleichen Tage ihr Dienstverhältnis gekündigt, um durch eine Zwangslage der Verwaltung eine Erhöhung des Lohnes (entsprechend den steigenden Unterhaltskosten) oder sonst eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen zu ertrotzen. Würden

Digitized by Google

nicht die guten Bürger voll Empörung verlangen, daß Stadtschreiber, Polizisten und Soldaten in die Bresche sprängen, um die Bürger vor dem Unheil zu bewahren, daß die Wasserleitung versagte!? Seit kurzem ist das Wort von den gemeinnötigen Betrieben sehr in Mode gekommen. Viele Sozialpolitiker, die durchaus für Freiheit und Gleichberechtigung der Arbeiter streben, erklären es für unzulässig, daß gemeinnötige Betriebe wie Eisenbahn, Licht- und Wasserversorgung durch Streiks stillgelegt werden. Sie treten für eine Beschränkung der Koalitionsfreiheit, für ein staatliches Verbot der gemeinsamen Arbeitsniederlegung in solchen Betrieben ein — um der Wohlfahrt der Bürger willen. Schön; auch ich bin dafür, daß Streiks in solchen gemeinnötigen Betrieben vorgebeugt wird durch gute Arbeitsbedingungen und durch Schaffung von Instanzen, welche im Rechtswege (statt im Wege der wirtschaftlichen Gewalt) Streitfragen lösen. Aber dann vergesse man nicht, daß die Bestrebungen der Arbeiter, um die sie streiken, turmhoch stehen über den 20 Mark, deretwegen eine hohe Stadtverwaltung kalt lächelnd die Wasserleitung sperrt und die Mieter aus dem trockenen Hause hinauswirft. So lange ein derartiger Mißbrauch möglich ist, soll man nicht von sozialem Rechte und erst recht nicht von sozialer Verwaltung reden. Streiks sind verpönt, weil die Bürger das Wasser gebrauchen. Aber dann ist erst recht eine Selbsthilfe der Stadtverwaltung unzulässig, die um 20 Mark willen die Gesundheit der Bürger gefährdet. Gewiß, die Stadt muß zu ihrem Gelde kommen; aber sie mag dazu den Weg gehen, den jeder Bürger auch gehen muß oder den sie bei der Eintreibung von Steuern geht. Eine Gewaltmaßregel, die einfach dem Bürger notwendige Lebensbedürfnisse sperrt — und zwar nicht dem Schuldigen, sondern seinen ganz unbeteiligten Mietern — ist ein bodenloser Mangel an sozialem Verständnis.

Gewiß steht das in den Lieferungsbedingungen, und der Hausbesitzer hat sie unterschrieben. Aber unser Gesetz erklärt ja auch Verträge für ungültig, die gegen die guten Sitten verstoßen.

Digitized by Google

Und verstößt ein solches Verhalten der Stadtverwaltung nicht gegen die guten Sitten? Wenn nicht, dann müssen unsere Sitten sich schleunigst bessern! Ach, es gibt in den städtischen gemeinnötigen Betrieben so manches, was gegen die guten Sitten verstößt. Dieselbe Stadt D. z. B. läßt sich für ihre Elektrizitätszähler die Hälfte des Preises als Jahresmiete bezahlen. Meiner bescheidenen Meinung nach ist das Wucher und müßte gegen die guten Sitten verstoßen. Aber wenn ich das geltend mache, so ist unter Umständen mein Elektrizitätslieferungs-Vertrag mit der Stadt ungültig wegen dieser nichtigen Bestimmung — und wer gibt mir dann Licht? Selbst machen kann ich es nicht, und Privatunternehmer, die sich erboten haben, zum halben Preise wie die Stadt den Bürgern das Licht zu liefern, erhalten keine Konzession für die Leitungen....

Ob unsere Gerichte wohl so vernünftig wären, bei einer Klage die Stadt zu verurteilen, mir trotz Anfechtung der Zählermiete das elektrische Licht zu liefern? oder die Stadt zu verurteilen, den Mietern in einem Haus, in dem das Wassergeld nicht bezahlt ist, trotzdem das dringend benötigte Wasser zu liefern — weil es eben benötigt ist, weil es sich um eine Stadtverwaltung handelt, und weil diese sich das Monopol der Lieferung vorbehalten hat?! Nach den Urteilen hoher oder höchster Gerichtshöfe in der Angelegenheit des Berliner Rechtsanwalts, dem Herr Kraetke auf einige Monate den Fernsprecher abschnitt — zur Strafe, weil er einige Beamte gekränkt hatte — nach diesen Urteilen bin ich bedenklich wegen der Ausübung sozialer Selbstverständlichkeiten.

Digitized by Google

Der Zwiebelbaron

Von Seraphikus

In der Bayerischen Landtagsstube war wieder einmal ein billiger Tag. Das war der 24. März. Auf der Tagesordnung steht der Landwirtschaftsetat. Die Zahl der Landboten, die bei dieser Gelegenheit durch Reden sich bemerkbar machen, ist Legion. — Das, was gesagt wird, ist allerdings alt und aufgewärmter Kaffee schmeckt immer schlecht. Aber schließlich liegt nicht viel daran, denn die Landtagsverhandlungen werden kaum mehr gelesen.

Der Tag ist nun besonders deswegen denkwürdig, weil an diesem Tage einem bösen Bauernbündler, dem Abgeordneten Lutz von einem Landtagsabgeordneten und Oekonomierat namens Steininger, Mitglied des Landwirtschaftsrats, darüber Vorhalt gemacht wurde, daß er am 15. November 1913 in der Abgeordnetenkammer zu sagen wagte, daß an der Spitze des Landwirtschaftsrats eine Clique stehe, die das Land regiere und der Abgeordnete Steininger, der so lange, bis er nicht selbst dessen Mitglied war, über den Landwirtschaftsrat — die Spitze des Landwirtschaftlichen Vereins — höchst ungünstig urteilte, hat die billige Gelegenheit sich nicht entgehen lassen, den Schwerverbrecher Lutz zu belehren, wie schwer der Vorwurf sei, von einer Clique zu sprechen. Der Abgeordnete Lutz blieb dem Abgeordneten Steininger nichts schuldig. Unter anderem fragte er:

„Glauben Sie, es komme von ungefähr, daß Herr von Cetto Vorsitzender des Landwirtschaftsrates ist und alsdann ein Sohn des Herrn von Cetto eine der schönsten Stellen in der landwirtschaftlichen Verwaltung als Landstallmeister in Augsburg erhalten habe?"

(Ein Landstallmeister beginnt mit 6000 *M* Gehalt und steigt bis zu 8 400 *M*. S.)

Das hat Herrn Steininger in eine wirklich ehrliche Entrüstung gebracht. Die Entrüstung ist in solchen Fällen immer ehrlich. Der Sohn des Herrn von Cetto, um den es sich hier handelt und der auf einen so begehrten Posten, für den zahlreiche Bewerber vorhanden sind, von dem Minister des Innern berufen wurde, dessen Chef der alte intime Freund des Freiherrn von Cetto, Freiherr von Soden ist, ist eben ein so hervorragender Hippologe, daß für diesen Posten überhaupt kein Anderer in Betracht kam. Der

Digitized by Google

Abgeordnete Lutz will das eben nicht einsehen und darum hat sich mit Recht der Abgeordnete Steininger in seine Wut hineingeredet, daß er in dieser Kritik des Herrn Lutz und in dem Vorwurf der Cliquewirtschaft eine schwere Beleidigung erblicke. — Selbstverständlich hat alsdann wieder der Vertreter des Innern, die Exzellenz von Fraunhofen, dem Herrn Steininger in bewegten Worten gedankt. Und Herr Steininger war glücklich. Daß während seiner Polemik mit Lutz und während seiner Verteidigung des Landwirtschaftsrats und des Landwirtschaftlichen Vereins in seinen eigenen Reihen eisiges Schweigen herrschte, dafür haben die anerkennenden Worte der inneren Exzellenz getröstet. Herr Steininger, der ja die Anwartschaft auf den Landesökonomierat und noch mehr hat, schaut hinauf und nicht hinunter zu der urteilslosen Masse. Einige Bravos hat er doch von wenigen Volksboten seiner Partei geerntet. Matzinger, Loibl und noch einige Andere — beileibe aber nicht die Angehörigen einer Clique — suchten den peinlichen Eindruck des Schweigens in den Reihen des Zentrums auszugleichen.

Nur der Herr Abgeordnete Steininger ist ganz bestimmt der Ueberzeugung, daß im Landwirtschaftsrat, in der die Regierung die offizielle Vertretung der Bauern (!) sieht, eine Cliquewirtschaft nicht bestehe. — Unter Clique versteht man einen bestimmten Kreis von Personen, die unter sich Aemter und Würden verteilen und für sich sorgen. Eine Clique ist selbstverständlich immer so vorsichtig und klug, sich mit Trabanten zu umgeben und scheinbar auch andere Leute gelten zu lassen. Es gibt bewußte Trabanten, und unbewußte — letztere merken nicht, daß sie am Nasenring gehen. Die Trabanten sind natürlich „Bürgerliche"; beim feudalsten Garderegiment sind die Unteroffiziere und Feldwebel Bürgerliche.

Selbstverständlich sind biedere Leute im bayerischen Landwirtschaftsrat; das beweist ja der Herr Steininger. Der Landwirtschaftliche Verein in Bayern ist, wie der Minister Soden an diesem denkwürdigen Tage sagte, die offizielle Organisation der Landwirtschaft.

Nun hat dieser Landwirtschaftliche Verein niemals die Sympathien der breiten Masse besessen; man ist dabei wegen „dem Herrn Bezirksamtmann". An der Spitze des Landwirtschaftlichen Vereins steht selbstverständlich immer ein adeliger Herr.

Vor 21 Jahren wurde der jetzige Minister des Innern zum Präsidenten des Landwirtschaftlichen Vereins gewählt. Als im Februar 1912 zum Schrecken seiner eigenen nächsten Freunde Freiherr von Soden sich berufen fühlte, diesen Posten mit dem Posten eines Ministers des Innern zu vertauschen, war es ganz selbstverständlich, daß an seine Stelle ein Adeliger vorrückte.

Digitized by Google

Der Landwirtschaftsrat wählte am 29. Februar des gleichen Jahres den bisherigen zweiten Präsidenten Dr Freiherrn von Cetto-Reichertshausen durch Akklamation einstimmig zum ersten Präsidenten.

Der Freiherr von Cetto war in jeder Hinsicht qualifiziert, denn er war der intimste Freund der neuen Minister-Exzellenz und beinahe wäre der Sohn Cettos nicht Landstallmeister geworden, aber man konnte nicht anders, denn er war ein hervorragender Hippologe und die Leute vom Stamm sind in allem, was sie sind, hervorragend.

Freiherr von Cetto war aber nicht nur zweiter Präsident des Landwirtschaftsrats, sondern auch erster Direktor der Bayerischen Landwirtschaftsbank und er hatte diesen Posten 16 Jahre lang inne — bei einer jährlichen Bezahlung von 12 000 ℳ. Er ging nun bei der Landwirtschaftsbank in Pension und wurde erster Präsident des Landwirtschaftlichen Vereins — trotz seiner Siebziger.

Aber die Exzellenz von Fraunhofen hatte noch andere Posten inne. Während Cetto der erste Direktor der Landwirtschaftsbank war, war die Exzellenz von Fraunhofen Vorsitzender des Aufsichtsrates und der Posten des Vorsitzenden des Aufsichtsrates der Landwirtschaftsbank ist mit jährlich 5000 ℳ dotiert und die Exzellenz von Fraunhofen hat nach Vereinnahmung von 75 000 ℳ — d. h. 15jähriger Dienstzeit — diesen Posten geräumt und es kam ein Anderer von der Freundschaft zum Zug — der Zentrums-Abgeordnete Freiherr von Freyberg. Dieser ist nun Inhaber dieses Patents mit 5000 ℳ Jahresbezug.

Freiherr von Soden war außerdem noch an der Spitze des offiziösen landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Bayerischen Zentraldarlehenskasse und an der Spitze des Bayerischen Landesverbandes Landwirtschaftlicher Genossenschaften. Dort wurde sein Nachfolger wiederum Freiherr von Freyberg.

Selbstverständlich sind für alle diese Posten heute schon wieder Reserveleute vorhanden. Es sind immer Reserveleute vorhanden, die auf diese Posten als selbstverständliche Anwärter vorrücken. Es gibt ein speziell bayerisch-feudales Liber Generationis. Auf den Esron Soden folgt der Aram Cetto, auf den Aram Cetto Aminadab Freyberg und im Hintergrund stehen schon Naasson Aretin, Mitglied der Kammer der Reichsräte und Salmon Freiherr von Pfetten, der bekannte Wildschützenjäger, früher Reichstagsabgeordneter, jetzt durch des Volkes Ungnade mandatlos. lauter hervorragende Anwärter, deren Verdienste zweifellos sind und diese Kette wird nie aussterben, so lange es nämlich Steininger gibt und jeder hat seine Verdienste; Soden heimste

Digitized by Google

75 000 Märker bei der Landwirtschaftsbank, Cetto deren 200 000 ein und die Posten, die die Herren einnehmen, nehmen sie nur auf Grund ihrer Verdienste ein. Wir wollen hier nicht neidisch sein. Soden konnte ja seine 75 000 ℳ gut brauchen und Freiherr von Cetto die 200 000 ℳ Bezüge, die er bei der Landwirtschaftsbank bisher vereinnahmt hat, ebensogut.

Der Abgeordnete Lutz will nicht einsehen — und das ist von dem Bauernbündler Lutz nicht recht —, daß diese Leute mit dem Marschallstab auf die Welt kommen und daß in diesen Kreisen die berechtigte Auffassung besteht, sie seien berufen, die Führer zu sein. Und diesen geborenen Führern ist alles untertan, der ganze landwirtschaftliche Apparat, Landwirtschaftslehrer und sonstige Funktionäre, sogar Professoren soll es geben, die sich in Demut beugen und allen, die diesen geborenen Führern folgen, geht es nicht schlecht. Sie bekommen Posten und Pöstchen und vor allem an Neujahr, wenn der Auszeichnungsregen herniedergeht, werden alle die braven Leute, die die geborenen Führer anerkennen, reichlich bedacht.

Dem Abgeordneten Lutz fehlt das richtige Verständnis. Er soll ein Beispiel nehmen an seinem Kollegen Steininger.

Eben wird gerade für einen Herrn aus dem Kreis derer, der bisher der unteren Kammer der Volksvertretung angehörte, einem ihrer „lieblichsten" den Freiherrn Moritz von Franckenstein, Anhänger der positiven Alkoholbekämpfung, im Wahlkreis Mindelheim nachgewählt. Lutz soll sich ein Muster nehmen an dem Zentrumswahlkomitee im Wahlkreis Mindelheim, das in einem Flugblatt wenigstens 1½ Dutzend mal von dem bisherigen Abgeordneten des Wahlkreises Mindelheim Moritz von Franckenstein als von dem „hochedlen Herrn" spricht. — Lutz vergißt, daß er und andere eben nicht hochedel sind. Auch die Wähler, die den Hochedlen gewählt haben und nicht einmal sein Nachfolger, gehören zu den Hochedlen. Der Herr Abgeordnete Lutz hätte die Verpflichtung, sich in diese Welt der Auffassung hineinzudenken und alledem respektvoll Rechnung zu tragen; er würde dann nicht so ergrimmt von einer Clique sprechen.

Warum es ihm gerade der Unschuldigste von Allen, Freiherr von Cetto angetan hat, ist auch nicht recht abzusehen. Freiherr von Cetto trübt kein Wässerlein. Früher konservativ-liberal ist er jetzt Reichsparteiler. In den offiziellen Landwirtschaftskreisen, bei Diners oder sonstigen festlichen Veranstaltungen ist er von jeher üblicher Redner und hat nur die unangenehme Eigenschaft, daß er nicht mehr aufhört, so daß selbst sein bester Freund Soden, dem zur rechten Zeit eine Lobrede zu halten er nicht versäumt hat, zu seinem Tischnachbar zu sagen pflegte: „wenn er nur wieder aufhören könnte!" Er hat als Saalleerer bei allen Versammlungen gute Dienste

Digitized by Google

verrichtet, obwohl bei Versammlungen des Landwirtschaftlichen Vereins nicht viel zu leeren ist, weil mit Ausnahme der offiziellen beamteten Landwirtschaft, die von amtswegen zuhören muß, immer nur wenig Volk da ist.

In der Gegend, wo er ansässig ist, nämlich in der Gegend von Reichertshausen in Oberbayern, ist er unter dem Namen Zwiebelbaron bekannt. Z. Zt. des landwirtschaftlichen Niedergangs und tiefgehender Erregung in der Landwirtschaft — es sind jetzt bald 20 Jahre her — hat Freiherr von Cetto nämlich den Bauern geraten, vom Getreidebau abzusehen und zum Bau von Industriegewächsen überzugehen und da hat er unter anderem den Zwiebelbau empfohlen. Er selbst hat es den Bauern allerdings nie auf seinem Besitztum vorgemacht. Für alle Zeiten hat ihm der dankbare Volksmund den Namen Zwiebelbaron beigelegt.

Von allen diesen Verdiensten für die Landwirtschaft weiß, wie es scheint, der undankbare Bauernbündler Lutz nichts; er hat hiefür kein Wort der Anerkennung. Wenn die Bauern gefolgt hätten und hätten Zwiebeln gebaut, wären ihnen vielleicht die Augen über- und vielleicht auch auf-gegangen.

Das arme Fräulein und die Magd

Von Hermann Horn

Bald nach seiner frühen Pension war der Postsekretär erkrankt. Die Beine wurden plötzlich gelähmt, und als das Herz auch nicht mehr mittun wollte, war er eines schönen Tages gestorben.

Seine beiden Töchter waren fleißig und hatten etwas los, und so ging das Schneidergeschäft auch, das sie begonnen hatten; ja, sie hatten zuletzt an die zwanzig Mädchen sitzen, verdienten brav Geld und hatten mit ihrer Mutter ein reichliches Auskommen.

Schließlich verlobte sich die Jüngste mit einem Studenten, der gerade seinen Diplom-Ingenieur machte. Er war von Köln am Rhein.

Sie hatte ihn sehr gern mit seinem rheinischen Dialekt, an dem sie sich nicht genug hören konnte, und als er nach bestandenem Examen abreiste, mußte sie ihm versprechen, ihn und seine Eltern,

Digitized by Google

die ehrsame Bäckersleute waren, zu besuchen. Zu Pfingsten über die Feiertage wollte sie zu ihm gehen, und hatte den Kopf voll von einer Rheinreise, von blinkender Sonne, und blühenden Bäumen. Noch nie hatte sie sich so auf etwas gefreut. Der Bräutigam schrieb auch sehr nett. Seine Eltern seien einverstanden und alles freue sich auf ihr Kommen.

Seltsam war nur die Mutter. Andere Mütter freuen sich, wenn sich eine Tochter verlobt. Aber sie schaute nicht gut dazu. Sie tat, als ahne sie ein schweres Schicksal. Die Tochter sei noch zu jung, murrte sie, auch nicht gesund und eigentlich dürfe sie überhaupt nicht heiraten. Aber das Mädchen lachte.

Gewiß hatte sie ab und zu bestimmte Leiden gehabt, die die Mutter auf Vererbung durch den Vater zurückführte. Was hatte sie aber mit diesem zitternden Greise, den man immer im Rollstuhle umhergeführt hatte, zu tun gehabt —, der schien von ihrer Jugend durch so weiten Abstand getrennt, wie irgend andere Krankheiten oder Unfälle, von denen man ab und zu hörte oder in den Zeitungen las. Und sie lachte in der Sicherheit ihrer Jugend, die glaubt, allen anderen könne etwas geschehen nur ihr nicht.

* * *

Es war schön am Rhein.

Die Schwiegereltern waren nette, alte Leute — rund, behaglich, freundlich, mit Haube und gesticktem Käppchen und eine lange Pfeife hatte der Alte auch. Mit ihrem Bräutigam machte das Mädchen weite Ausflüge über's Land, und sie kamen überein, im Herbst zu heiraten. Am letzten Tag vor ihrer Abreise bestiegen die beiden noch ein altes, zierliches Schlößchen gegenüber dem Niederwalddenkmal.

Von hier aus konnten sie weit über den Rhein sehen, und in ein waldiges Tal auf still ruhende Baumwipfel, die dicht wie Moos standen.

Auf der Plattform des schlanken Schloßtürmchens, nachdem sie mit gebeugtem Oberkörper all das lange angesehen hatten,

Digitized by Google

bekam sie auf einmal nasse Augen und als ihr Bräutigam das bemerkte und sie an sich zog, stürzten ihr die Tränen hervor.

„Bereust du's", fragte er sie, und streichelte ihr voll Zärtlichkeit Wangen und Haare.

Aber sie schüttelte nur den Kopf und weinte an seiner Brust in einem unerklärlichen Gefühl, halb Schmerz, halb Wonne.

* * *

Am andern Morgen, als sie aufstehen wollte, versagten ihr die Beine jeden Dienst und sie hatte gar kein Gefühl mehr in ihnen.

Man holte den Arzt.

Er begegnete ihren ängstlichen Blicken mit freundlicher Sanftmut und sagte ihr, es sei eine Erkältung, die es freilich an sich habe, noch lange dauern zu können. Aber von jener Stunde an war bald ein Grauen und eine stumme Abwendung in den Augen ihres Bräutigams und denen der Schwiegereltern zu bemerken; und sie waren ferne von ihr, wenn sie zu ihr sprachen.

Als ihre Mutter kam, um sie nach Hause zu holen, streichelte sie ihr die Wangen, konnte aber die Genugtuung, daß sie so bald schon recht bekommen hatte, trotz allen Kummers nicht verbergen und sagte: „Siehst du, ich habe es dir ja gesagt, du taugst nicht zum Heiraten".

Das Mädchen schwieg dazu, ließ auch das veränderte Benehmen des Bräutigams und der Schwiegereltern nicht in sich aufkommen, und begehrte nur alle Pflege, die möglich war.

Geschwind war ihr einmal der Gedanke gekommen, nun könne es auch mit ihr vorbei sein, wie mit ihrem Vater und diesem und jenem. Aber sie war selbst erschrocken über einen solchen Gedanken und hatte ihn von sich in's Dunkle gewiesen. Und selbst, wenn sie es hätte wie ihr Vater, dachte sie, blieben ihr noch viele Jahre bis zum Ende.

Sie war unter die Decke gekrochen, wo sie die Wärme ihres Körpers und den Herzschlag gefühlt hatte, und ihre Augen blieben

Digitized by Google

still und ruhig und warteten unverzagt auf die Besserung. Mit Fassung trug sie ihr Leid, und hielt sich tapfer die Schmerzen der Verzweiflung fern.

* * *

Als sie nach Hause gekommen war, hatte sich nichts verändert, nur ihre alte Hausmagd war wieder bei ihnen. Die hatte sie vor dem Tode ihres Vaters verlassen, um auf ihre alten Tage noch trotz der Ermahnung all ihrer Bekannten zu heiraten. Es war ihr nicht gut gegangen in der Ehe. Ihr viel jüngerer Mann hatte erst ihre Ersparnisse verschleudert, und hatte sie dann geschlagen und vernachlässigt, weil er wütend war, daß er jetzt ein altes Weib auf dem Halse hatte.

Die Frau hatte, wie sie früher treu und redlich ihren Dienst getan, auch bei ihrem Manne ausgehalten.

Als aber alles nichts genützt hatte, und der Karren trotz all ihrer Anstrengungen nicht laufen wollte, hatte sie eines Tages ihre Sachen gepackt, und war mit verstörten Augen wieder zu ihrer alten Herrschaft gekommen. Da hatte man sie gerne wieder aufgenommen, und mit gleichmütiger Kraft lud sie alle Arbeit auf sich und suchte ihr gestörtes Gleichgewicht in unerbittlicher Erfüllung ihrer Obliegenheiten wieder herzustellen.

In einem Fahrstuhl fuhr sie nun auch das Mädchen in den schönen Sommertagen in die Anlagen spazieren. Meist ging es nach einer Bank, bei einem Kinderspielplatz, wo sie sich setzte und an einem Strumpf strickte, während das Mädchen sich anstrengte, in eifriger Verfolgung der Kinderspiele und der ringsum blühenden Natur sich die Teilnahme am Leben zu erhalten. An diesem Platze bemerkte die Magd eines Tages, nachdem ihr schon mancherlei aufgefallen war, daß dem Mädchen die warme Decke herabfiel, und es dabei merkwürdig zusammenzuckte und dann auf einmal lauschte, als horche es auf etwas Verborgenes.

Da sah die Magd das Mädchen mit einem durchdringenden, strengen Blick an.

Digitized by Google

„Was haben Sie für Dummheiten gemacht", knurrte sie.

Aber das Mädchen antwortete darauf für's erste nichts, und sah mit großen Augen in das grüne Buschwerk.

Erst später brach sie das Schweigen und sagte leise still vor sich hin: „Wir wollten im Herbst heiraten".

Weiter wurde zwischen den beiden nichts gesprochen und das arme Kind hielt das Grauenhafte wacker von sich fern, daß gegen ihren Willen in ihrem siechen Körper eine neues Wesen zu wachsen begann.

Und sie war so still und abgeschlossen in sich, daß keiner von den Menschen wagte, ihr zu nahe zu kommen. Sie saß in ihrem Fahrstuhl mit umhergehenden Augen wie ein verwundeter, wilder Vogel, der mit seinem Schmerz allein schon auskäme, und gälte es selbst den Tod, wenn ihn die anderen nur in Ruhe ließen. Die Magd pflegte sie still und finster und sprach kein Wort dazu, daß man nicht wußte, wie sie sich zu der ganzen Sache stellte, und sie wußte es auch selber nicht.

Aber das Leid brach doch über das arme Mädchen herein.

Zuweilen fuhr man sie in eine Anstalt, wo mit ihren gelähmten Beinen mancherlei versucht wurde. Einmal setzte man die Glieder heißen Dämpfen aus, und da die Wärterin säumig war, verbrannten die Füße der Kranken. Als man ihre Beine endlich aus dem Dampfkasten tat, da waren sie übervoll mit Brandwunden. Das arme Mädchen merkte es erst gar nicht, so gefühllos waren diese Teile. Als sie aber dann doch die schrecklichen Wunden sehen mußte, die da ihr Körper getrieben hatte, ohne daß sie etwas davon gemerkt, unterlief sie jählings der Schmerz in einem wilden Anfall. Sie schrie verzweifelt auf und verfiel in ein nimmer endenwollendes Schluchzen.

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Aber Kindchen, Kindchen", meinte er, „so beruhigen Sie sich doch, Sie sind ja doch sonst so vernünftig. Sie können ja gar keine Schmerzen fühlen."

Digitized by Google

Die Magd kam auch, besah sich die Wunden und schob die arme Kranke mit einem finsteren Gesicht nach Hause. Sie trug den Körper des armen Kindes zu Hause die Treppe hinauf und legte ihn auf's Bett, wo die Kranke auf's Neue zu wimmern begann, daß das ganze Haus zusammenlief.

„Was ist's, was ist's denn", riefen die Mutter und Schwester, und umstanden das Lager der Unglücklichen. Mit ihren knochigen Händen entblößte die Magd die verwundeten Füße. Auf einmal, als die anderen neugierig und voll Grauen die Köpfe zusammenstreckten, rief die Magd in einem nie an ihr gekannten Tone: „Darf so etwas sein — hä —, ist das zu sagen — —! Weg von ihr da!"

Und sie brach in ein Schluchzen und Weinen aus, schob die andern beiseite, setzte sich am Kopfende der Kranken nieder, streichelte ihre Wangen und wiederholte immer wieder: „Das arme Fräulein — das arme, arme Fräulein".

* * *

Das arme Fräulein errang seine Fassung nicht wieder. Sie weinte viel, und gab sich dem Schmerz und den Tränen hin, die ihr wogendes Spiel in ihr begannen. Aber die Magd war ihr fortan im Schmerz verbunden, und die Kranke wollte von ihrer Mutter und Schwester, die dem Leben angehörten, nichts mehr wissen.

Die Magd begleitete sie auch auf's Land und pflegte sie bis in den Winter, wo sie starb, nachdem sie einem schwächlichen, kleinen Buben das Leben geschenkt hatte.

Es gab Streitigkeiten zwischen der Magd und ihrer Herrschaft wegen dieses kleinen Kindes, und eines Tages war sie mit ihm verschwunden. Sie hinterließ nichts als einen Zettel, auf dem geschrieben stand: Ich sorg für ihn.

Digitized by Google

Der Literant

Von Georg Türnitz

Der „Literant" ist kein Beruf, er ist eine Art kleiner Industrie, abhängig von winzigen, aber „totsicheren" d. h. lebenssicheren Konjunkturen, er ist etwas, das der Berliner einen Betrieb nennt. Ein Betrieb ist nicht blühend, nicht pleitebedroht. Ihm gelten andere Attribute: er ist flott oder flau, im schlimmsten Falle faul.

Es gibt Filmwaren — Feuilletonwaren — Schwankwarenbetriebe, auch gemischte; diese sind es, welche die größten Chancen haben.

Solch ein Betrieb beginnt oft in ganz bescheidenen Verhältnissen; etwa mit einer durchgefallenen Posse, mit einem unbekannt gebliebenen Roman. Aber auf alle Fälle ist der Name des Autors gedruckt worden, er hat auf den Litfaßsäulen gestanden, es ist Schuld der Leute, wenn sie ihn nicht kennen. Etwas Publizität ist haften geblieben, und diese genügt nun als Betriebskapital. Die Aufgabe ist gegeben: man schreibt, „was die Leute brauchen". Wer gewohnheitsmäßig, gewerbsmäßig schreibt, um diese Aufgabe zu erfüllen, der ist Literant. Außer dieser festen Absicht bedarf es nun nur noch eines gehörigen Fleißes, einer mehr oder weniger geschickten Hand, Hauptsache ist aber, versteht sich das nicht von selbst? die gute Nase, das feine, unbestechliche, Witterungsvermögen für die Konjunktur. Das ist Begabung, Anlage, Instinkt.

Diese Abhängigkeit von dem Geschmack der Masse, von der letzten Mode, von allen niederen Instinkten der Zeitungsmenschen, dieses gemütliche, und doch hurtige, optimistische oder doch opportunistische Mitsegeln mit dem herrschenden Winde ist eben das Zeichen des Literanten; er ist ein participium praesentis, ein

Digitized by Google

„ewigwerdender", der große Prophet des Augenblicks, der begeisterte Bekenner der Aktualität.

Er wurde pünktlichst in dieses Zeitalter des Films hineingeboren. Dieses Zeitalter hat nur den Schein großer Beweglichkeit, großer Freude am Fortschritt, am Fortschritt ins Grenzenlose. Im Grunde ist es konservativ durch und durch, und alles, was die Möglichkeit hat, diesen Konservativismus mitzumachen, sich drei Jahre lang zu halten, hat die Unsterblichkeit, oder wenigstens den Erfolg. Und dieser Erfolg kann dem Literanten nicht entgehen. Ebenso wenig wie ein Film, kann er tragisch enden.

Es hat sicher einmal Zeiten gegeben, da der Literant Neues zu schaffen, also Opposition zu machen versuchte. Aber die Wahrscheinlichkeit, die große Konkurrenz, das „Nein"- oder „immerhin"- oder „na wenn schon"-sagen der Zeit war gegen ihn. Nun hat er sich dem Publikum angeschlossen, mit der Masse einen Ausgleich auf fünfzig Prozent geschlossen. Nun hat er den ganzen Erfolg, jeder liest ihn, niemand bestreitet seine Existenz. Seine Feuilletons erscheinen prompt, sie wandern augenblicklich in den Satz, wie er bescheiden rühmt. Und wehmütig lächelt er den Zeiten nach, da er seinen Arbeiten Rückporto beigelegt, und dem honorarbringenden Briefträger naive Trinkgelder in die Hand gedrückt hat.

Mehr als das pünktliche Erscheinen seiner Arbeiten kann er nicht verlangen. Er „liefert", die Zeitung „bringt", die Abonnenten lesen. Schon ist er eins mit dem Geiste des Tages, schon wittert er eine neue Zeit, schon wittert die neue Zeit ihn, und kommt ihm entgegen.

Er hat Charakter, wenigstens in seiner Art. Er huldigt nicht ohne weiteres den niederen Instinkten des Publikums. Aber er hat sich fest vorgenommen, jedermann zu amüsieren, und niemanden zu kränken. Und so beginnt er sein erstes Feuilleton damit, daß er gegen Butterbrotpapiere wettert. Im Grunewald gibt es deren so viele, gerade auf den schönsten Wegen; und nun schildert er ergriffen die Natur. In Wien beklagt er sich über die rück-

Digitized by Google

ständige Lebenskultur, rühmt aber die wehmutdurchsonnte Heiterkeit der alten Donaustadt, in München ist Nackkultur, Bier, Pfaffen und Kunst an der Tagesordnung. Aber auch in die Tropen, auch in den Nordpol lebt er sich ein. Selbst aus der Hölle würde er den verehrten Redaktionen Manuskripte senden. Er schreibt über alles. Anekdoten aus dem Leben seiner Frau, die ersten Sprüche seines Kindes, alles wird gebracht. Selbst sein Dienstmädchen ist vor ihm nicht sicher. In der Kleinstadt nimmt er den Philister, in der Großstadt den „nervösen Arbeitsmenschen" her. Mit der Zeit erlernt er es, über alles zu schreiben. Er wagt sich an alles heran, denn alles wagt sich auch an ihn heran. Er antwortet ohne Zögern auf alle Fragen der Zeit, er sagt rauh, aber herzlich, oder skeptisch klug, mit strahlender Begeisterung, mit dem einen lächelnden und dem anderen weinenden Auge seine Meinung. Und das macht ihn so begehrt. Er ist immer als Erster zur Stelle, wenn es irgend etwas Neues gibt. Und er ist überall zur Stelle. Und damit die Leute nicht vor seiner Produktivität stutzig werden, verbirgt er sich unter mancherlei Pseudonymen. Aber jedes Pseudonym hat Anhänger, jedem Teil seiner selbst liegt eine ganze Gemeinde zu Füßen. Er ist der beliebteste. Er selbst ist Publikum, er ist derjenige Teil des Publikums, der gerade dabei war, und der schreiben kann. Er war immer und überall dabei, immer hat er etwas zu tadeln, etwas zu loben, er mischt sich in die Weltgeschichte ein, Zeitgenosse durch und durch. Ruchlose Giftmorde beklagt er als Mensch, als aufrechter Mann weist er Charakterfehler bei anerkannten Menschen auf. Immer ist das Anerkannte, das Handgreifliche, das überaus Wirkliche sein Gebiet.

So steigt er in der Liebe der Nation, täglich kommen Briefe an sein Pseudonym, endlich gibt er, d. h. das Pseudonym, der Literant, ein Buch heraus. Und sonderbarer Weise hat es den großen Erfolg, der dem Literaten nie beschieden war.

Nun zeigt er sich stolz unter seinen Freunden, spricht viel und geheimnisvoll von einem großen Roman, von einer fünfaktigen

Digitized by Google

Tragödie, die er im Schreibtisch liegen hat, oder die er doch wenigstens in großen Umrissen vollendet hat. Inzwischen arbeitet der Literant, die arithmetische Summe aller Pseudonyme flott weiter. Er ist nicht dazu zu bringen, seinen Betrieb ehrlich einen Betrieb zu nennen, aber er gibt zu, daß es ein gutes Geschäft sei. Und dieses gute Geschäft macht ihn bisweilen arrogant. Aber im Grunde ist er ein freundlicher, und selbstverständlich ein talentvoller Mensch. Hätte er es sonst auch so weit bringen können? Er spricht mit allen Menschen, gibt jedem die Hand, läßt ungern die Hände wieder los, aber er hat immer Eile, seine Sekretärin antwortet für ihn am Telephon, er ist mitten in der Arbeit, steht mitten im Leben. Er nennt sich freier Schriftsteller und kann böse werden, wenn man ihn einen Journalisten nennt. Und das ist er ja im Grunde nicht. Er steht in der Mitte zwischen Journalisten und Literaten. Der Literat will sich, nur sich, immer und immer wieder sich selbst der Zeit aufdrängen. Man kann sagen, was man will, der Literat ist immer aktiv. — Dem Journalisten, dem passiven Zeitgenossen, drängt sich die Zeit, die Gegenwart, immer wieder der unverschämte Augenblick „jetzt" auf. Der Literant aber steht in der Mitte, lächelt ruhig. Er, das schreibende Publikum kommt immer zurecht. Er regt sich nicht auf, Telephon und Telegraph stören seinen Frieden nicht, er sagt nicht ja und sagt nicht nein, sondern setzt sich an den Schreibtisch und liefert ein Feuilleton, sein Feuilleton.

Erfinder und Staat

Von Paul Garin

Für das Tatsächliche der folgenden Ausführungen liegen mir die Originalakten vor, in welche Einsicht zu geben ich unbeschränkt ermächtigt bin.

Im Sommer 1897 erfand ein bayerischer Verkehrsbeamter ein Ersatzmittel für die Briefmarke, welches er mit dem damals unbekannten Namen: Frankostempel bezeichnete. Seine Vorgesetzten erklärten die Sache für undurchführbar und als er zwei Jahre darauf die

Digitized by Google

Richtigkeit seiner Vorschläge in einer ausführlichen Druckschrift nachwies, wurde er als nicht mehr normal aus Amt und Brot gejagt und samt einer Frau und acht unmündigen Kindern mit einer bettelhaften Pension aufs Pflaster gesetzt.

Auch diese Art der Beweisführung überzeugte den Erfinder nicht von seinem Irrtum. Er fuhr fort in Wort und Schrift, in zahllosen Veröffentlichungen in der Fach- und Tagespresse, in Vorträgen, in öffentlichen und geschlossenen Versammlungen für seine Reform des Postverkehrs einzutreten. Insbesondere der bayerischen Post suchte er in immer und immer wiederholten Vorträgen und Vorführungen und Veröffentlichungen die Durchführbarkeit, Notwendigkeit und Nützlichkeit der Neuerung darzutun, ohne etwas anderes als die Wiederholung unhaltbarer Einwände erreichen zu können.

Endlich, nachdem der Erfinder dreizehn Jahre unabläßiger Aufklärungsarbeit an die bayerische Postverwaltung hingewendet und dabei ein Vermögen geopfert hatte, gab diese ihren Widerstand auf. Am 1. Februar 1910 wurde der Frankostempel in München und Nürnberg, einige Monate darauf, nachdem sich die Sache glänzend bewährt hatte, auch in Augsburg, Würzburg, Regensburg, Bamberg und Ludwigshafen eingeführt. Seitdem wirkt die Einrichtung zum größten Nutzen des Publikums und des bayerischen Staatssäckels mit allen vorausgesagten Vorteilen, ohne daß sich irgend einer der als unausbleiblich befürchteten Nachteile eingestellt hätte. Der Nutzen für die bayerische Staatskasse ist ein dreifacher: einmal wurden in diesen vier Jahren ca. 60 Millionen Briefmarken weniger verbraucht und die Kosten für deren Herstellung, Verteilung, Verrechnung und Verkauf erspart, dann wurden erhebliche Summen, aus dem Verkauf der nebenher benutzten gestempelten hochwertigen Marken an Sammler erzielt und endlich gingen der bayerischen Postkasse sehr bedeutende Beträge dadurch zu, daß im Reichspostgebiet wohnende Aufgeber Massensendungen in Bayern mittels Frankostempel aufgeben und dafür Porto in Bayern bezahlen, das sie sonst an die Reichspostkasse bezahlen würden. Der Gewinn, den der bayerische Staat durch die Anwendung des Frankostempels in diesen vier Jahren trotz der unnatürlichen Beschränkung auf jene sieben Städte gemacht hat, beläuft sich auf mindestens eine Million Mark. Der Gewinn könnte jährlich eine Million und erheblich darüber betragen, wenn die bayerische Post nur mit der weiteren Ausdehnung im eigenen Lande, dessen Postreservatrecht bekanntlich den wichtigen Zweck haben soll, daß dort postalische Fortschritte möglich sein sollen, die anderwärts ausgeschlossen, dem lebhaftesten Bedürfnis entsprechen würde.

Digitized by Google

Als im Februar 1910 die Einführung des Frankostempels in Bayern erfolgte, hätte man annehmen können, sie sei im Einvernehmen mit dem Erfinder und unter dessen Beistand erfolgt. Dies war jedoch nicht der Fall, was festzustellen ist, weil die Einführung mit schweren Fehlern, ja unter Formen, die ernsten gesetzlichen Bedenken unterliegen, stattfand, was in der Sache nicht begründete Nachteile mit sich brachte. Auf die Vorstellung des Erfinders, daß man so ungeniert über sein geistiges Eigentum verfügt, konnte er nichts weiter erreichen als das Zugeständnis, daß „die Verwaltung sich ihm gegenüber nicht schön benommen habe".

Nun war zunächst der Erfolg abzuwarten. Der stellte sich rasch und im vollsten Umfange ein und die bayerische Postverwaltung beeilte sich, ihn mit nicht zu leisen Trompetenstößen zu verkünden. Von dem Erfinder war dabei jedoch nichts zu hören.

Im Gegenteil. Während die beiden Ministerialentschließungen, durch welche der Frankostempel in den genannten Städten eingeführt wurde, unumwunden und wörtlich bestimmten, daß für Massensendungen der Frankostempel an Stelle der Briefmarke zu verwenden sei, verschwand das Wort Frankostempel sehr bald aus den offiziösen Verkündigungen des Erfolgs der Neuerung und wurde durch das alte, eine alte und gänzlich verschiedene Sache bezeichnende Wort „Barfrankierung" ersetzt. Der Zweck dieser Wiedertäuferei sollte sich bald genug herausstellen.

Als nämlich außer dem technisch-administrativen auch der finanzielle Erfolg des Frankostempels nach einiger Zeit außer allem Zweifel stand, wagte der Erfinder die bescheidene Anregung, ob ihm für seine dreizehn Jahre an die bayerische Postverwaltung hingewendete unablässige Arbeit und für ein im Staatsinteresse geopfertes Vermögen nicht aus dem erheblichen fortlaufenden baren Gewinn, den die Verwaltung aus seiner Erfindung zöge, eine angemessene Vergütung zuzugestehen wäre.

Die Antwort lautete, das Barfrankierungsverfahren sei lange vor dem Frankostempel bekannt gewesen, eine Vergütung an den Erfinder des letzteren nicht veranlaßt.

Man benutzte also das neue Frankierungsmittel, das man in den Einführungsentschließungen selbst als Frankostempel bezeichnet hatte, unverändert weiter, nannte es nun Barfrankierung, eignete sich die Ehre der Erfindung, — denn daß die Barfrankierung eine uralte Sache, wurde nur dem Erfinder des Frankostempels gegenüber behauptet —, an und entzog sich auf die einfachste Weise den Ansprüchen des Erfinders.

Das ist der Tatbestand.

Digitized by Google

Trotz der dreizehnjährigen Verspätung bleibt es ein dauerndes Verdienst der bayerischen Postverwaltung durch Einführung des Frankostempels eine Reform eingeleitet zu haben, welcher an Bedeutung nur die Briefmarke selbst und Sir Rowland Hills Erfindung des Penny-Portos gleichkommen.

Für die Abwendung der Gefahr aber, daß jenes Verdienst mit unauslöschlicher Schmach befleckt in die Zukunft gehe, ist keine zweite dreizehnjährige Frist mehr da.

Verse

Von Dora Stieler

Schicksal!

Schicksal, dein kläglichstes Tun
Kenne ich nun,
Und es graut mir davor.
Wenn du einen Menschen niedergerungen,
Und ihn, mit noch blutender Lebenswunde,
Hineintreibst in die Sterbestunde,
Daß vom Leben und vom Tod bezwungen
Er unterliegt,
Dann reckst du dich tölpisch groß empor,
Als sei'st du ein Held — und hättest gesiegt.

Vollendung

Wie hart das Unvollkommene uns knechtet,
Einer ist da, der diese Knechtschaft sprengt.
Der große Schweiger, der nicht wägt, noch rechtet,
Er ist's, der sie ins Nichts hinüberdrängt.
Denn einmal nimmt er unser aller Tun
— Ein halbgerat'nes Werk aus Kinderhänden —
Läßt seine stillen Augen darauf ruh'n
Mit einem großen Blick: ich will's vollenden.

Vorfrühling

Das Mittagslicht liegt auf der braunen Halde.
Ein Vogel ruft eindringlich und eintönig.
Der Lenz steht wartend draußen schon im Walde;
Noch ohne jeden Schmuck — und doch ein König.
Ein König, dessen Stirn kein Reif umgleißt;
Die nur von ihrer eig'nen Hoheit schimmert.
Der Wind kraust Wellchen und die Sonne flimmert,
Der Bach wird wach, und war vereist.

Digitized by Google

Englische Massenauswanderung

Wie die rückständigsten europäischen Länder, so verliert auch das fortgeschrittenste, Großbritannien, jährlich Hunderttausende von Menschen durch Auswanderung. Zugleich nimmt dort seit 60 Jahren die Zahl der Geburten in immer schnellerem Tempo ab, so daß trotz verminderter Sterblichkeit Tod und Auswanderung mit ihren vereinten Kräften heute schon die Erneuerung der Bevölkerung nahezu aufwiegen. In Irland und Schottland ist der Stillstand schon vor langer oder einiger Zeit eingetreten, der Rückgang schon in vollem Zuge. Aus Irland wanderten zwischen den Jahren 1901 bis 1911 336 000 Personen aus oder 130 Hundertstel der natürlichen Bevölkerungszunahme, die sich auf 263 000 bezifferte. In der Zeit von 1851 bis 1911 verlor Irland 4 218 000 Menschen durch Auswanderung, 81 Hundertstel seines natürlichen Zuwachses. In Schottland betrug im Jahre 1910 der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle 51 791, während 55 044, also 3252 Personen mehr, nach überseeischen Ländern auswanderten. Im Jahre 1911 war dieser Unterschied in Schottland noch größer; er betrug mehr als 7000. Im ganzen Vereinigten Königreich wanderten im Jahre 1912 336 454 mehr Personen aus als einwanderten, trotzdem sich die irische Auswanderung infolge der Irish Land Purchase Act in den letzten Jahren verringerte. Während der ersten 8 Monate des Jahres 1913 schifften sich 191 907 Personen nach Häfen außerhalb Europas ein, 5521 mehr als im gleichen Zeitraume des Jahres vorher.

Auf den ersten Blick erscheint es nun tröstlich, daß sich der Anteil der britischen Kolonien an der Aufnahme englischer Auswanderer vergrößert hat, und zwar von 53 Hundertstel im Jahre 1900 auf 82 Hundertstel im Jahre 1912. Indessen liegt darin in Wirklichkeit nichts Tröstliches, eher das Gegenteil. Die Menschen, die die Kolonien aus dem Mutterlande herausziehen, sind nämlich keine solchen, die man im Mutterlande gerne entbehrte. Viele Jahre lang wurden die Kolonien von London aus mit Klagen und Drohungen behelligt und belästigt, weil sie nichts taten, die Einwanderung aus dem Mutterlande zu begünstigen. An der Themse glaubte man den kolonialen Brüdern einen großen Teil des stehenden Heeres der herabgekommenen Arbeitslosen aufschwatzen zu können, worin sich trotz aller Rettungsarbeit der Heilsarmee mehr und mehr eine dunkle Mach moderner Barbaren zusammenballt, vor der der englische Bourgeois zu zittern beginnt. Die imperialistische Presse triumphierte, als es auf der vorletzten Reichskonferenz gelungen war, die Vertreter der Selbstverwaltungskolonien zu überzeugen, daß es zu ihren Reichspflichten gehöre, die Einwanderung aus dem Mutterlande in ihren Gebieten zu fördern. Und diese haben seitdem viel dazu getan. 30 bis 40 Auswanderungsgesellschaften organisieren heute im Vereinigten Königreich den Massenauszug nach den Kolonien. Alle überseeischen Dominions und verschiedene Kronkolonien haben in London besondere Aemter für die Aufgabe eingerichtet, passende Ansiedler für die neuen gelobten Länder anzulocken. Sie beschäftigen 3 bis 4000 Agenten, die in Städten und Dörfern Drucksachen verteilen, Vorträge halten, und Auskünfte erteilen. Alle diese Bestrebungen werden noch begünstigt durch die amtliche Auskunftsstelle für Auswanderer in Westminster mit dem Staatssekretär

Digitized by Google

für die Kolonien als Präsidenten, wie durch ein besonderes Komitee des Royal Colonial Instituts.

Es werden nun nicht etwa Beschäftigungslose zur Auswanderung angeregt, sondern im Gegenteil gerade solche Personen, nach denen auf den englischen Arbeitsmärkten die stärkste Nachfrage herrscht: Landarbeiter und gelernte Industriearbeiter, und zwar vorwiegend solche im kräftigsten Jünglingsalter. 28,3% der im Jahr 1911 Ausgewanderten waren geübte Maschinenarbeiter. Aus Mangel an solchen Kräften stehen in Lancashire große neue Fabriken still und ähnliche Wirkungen kommen allenthalben zum Ausdruck. Am schlimmsten macht sich die wachsende „Leutenot" natürlich in der Landwirtschaft bemerkbar. Seit 1901 wurden in England und Wales wegen der fehlenden Hände auf 338 000 Acres landwirtschaftlich genutzten Bodens der Betrieb eingestellt. Die letzten Jahre mit ihrer wachsenden Auswanderung waren im allgemeinen auch keineswegs Zeiten schlechten, sondern sogar ungewöhnlich guten Geschäftsganges.

In dem Maße wie das Mutterland seine gesündeste, kräftigste, leistungsfähigste, tüchtigste Bevölkerung an den Kolonien verliert, wächst im Mutterlande natürlich die Zahl der Alten, Kranken, Invaliden, Schwachen, Armen oder Faulen, also die der Parasiten der Volkswirtschaft, während die Zahl der Jugendlichen, Gesunden, Leistungsfähigen, Kräftigen, Besitzenden oder Fleißigen, die der Träger der Volkswirtschaft und des Staates abnimmt.

Je mehr die Kolonien auf Kosten des Mutterlandes erstarken, desto mehr besinnen sie sich auch auf solche Wünsche und Vorteile, die denen des Mutterlandes widerstreben. Nach dem Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte muß sich also die Richtung, in der sich die britische Reichspolitik bewegt, rasch verändern. Sie wird immer stärker beeinflußt von kolonialen Komponenten, die sie von den Zielen der europäischen Politik ablenken wollen. Die englisch-deutsche Entspannung gehört zu den Folgen dieses Vorganges.

Otto Corbach

ines Arbeiters Weltreise

Unter diesem Titel hat ein früherer Metallarbeiter, Fritz Kummer — jetzt Schriftsteller in Stuttgart — im Verlag von Alexander Schlicke & Cie., Stuttgart, ein Buch herausgebracht, das eine sehr anschauliche Schilderung einer von ihm selbst ausgeführten Weltreise enthält. Dies Buch hat auf eine Besprechung im „März" Anspruch, auch wenn es nicht kurzerhand aus der „literarischen Schicht" — will sagen dem berufsmäßig und gesellschaftlich zum Literatentum gehörigen Kreis herausgewachsen ist. Es sind eigenartige Fenster, durch die ein Mensch eigener Prägung sich zeigt und durch die zugleich auch „die Welt", wie sie in der Vorstellung dieses Menschen vorhanden ist, um lebhafteres Interesse wirbt, als das bei vielen sonstigen Reisebeschreibungen der Fall ist. — Man muß dies Buch darum auch mit anderen Maßstäben messen. Es will nicht „literarisch glänzen", sondern will darstellen, wie sich einem sozialistischen Arbeiter die weite Welt darstellt — und als solche Erzählung und Schilderung ist es ein fleißiges Werk, hinter dem ungeheuer viel Energie und ausdauernder Wille steht — es will aber weiter noch Richtlinien für Urteil und Verstehen des Getriebes der verschiedenen Völker geben —, aber dabei war dem Verfasser sein partei-

Digitized by Google

mäßiger Dogmatismus an vielen Stellen hindernd im Wege. In mancher anderen Richtung freilich ist die urwüchsige Kraft, die aus den Erlebnissen und Schilderungen Kummers spricht, der Beachtung in weitesten Kreisen wert. Das war nicht ein ziellos er und zufälliger Weltbummler, sondern ein strebender Arbeiter, der planmäßig und unter klarer Zweckbestimmung sich um die Welt herumarbeitete, um auf dieser breitesten Basis eigenen Erlebens eine Kontrolle und einen Vergleichsmaßstab zu haben für seine sozialistischen und politischen Anschauungen. Es ist schade, daß er keine Schlußrechnung gibt über Plus oder Minus, die er hier zu verzeichnen hatte, aber auch ohne diesen rechnerischen Abschluß — vermutlich ist er bei ihm selbst noch nicht ganz fertig — bietet das Buch unter diesem Gesichtspunkt genug Anregung und Interesse und gibt Anlaß zu lohnendem Nachdenken für die Schicht, aus der Kummer stammt, und für weite andere Kreise.

Noch reizvoller, und ebenso für Menschen mit „soliderem" Finanzgebahren fremdartiger, ist der ungestüme Wagemut, dem diese Reise ihr Zustandekommen verdankt. Es gibt sicher Leute genug, die Kummers Art eine Weltreise zu machen für sträflich leichtsinnig halten und vielleicht geht dem einen und anderen der tiefgehende Unterschied erst auf, der auf dem Gebiet der finanziellen Fundierung der Existenz überhaupt vorhanden ist und vorhanden sein muß zwischen dem Urteil und der Auffassung des Arbeiters und der sozial gesicherten Schicht der Bevölkerung. Das ist alles gar nicht deutlich ausgesprochen, aber die Lektüre des Buches läßt eine Ahnung entstehen von der gewaltigen schöpferischen Kraft, die aufsteigt aus der Schicht, die noch einigermaßen sich damit begnügt, daß jeder Tag seine eigene Plage habe, das heißt, die nicht die beste Kraft darin verzehrt, ja auch schon für den letzten Tag ihres Lebens das notwendige Zehrgeld zu haben. Kummer weist mit Recht darauf hin, daß auf dieser letzteren Grundlage überhaupt kein Arbeiter zu einer größeren Reise käme und andererseits tritt er mit Wärme dafür ein, daß möglichst viele Arbeiter sich auf diesem Wege ihre Urteilsfähigkeit stärken, ihre Erfahrungen und Kenntnisse weiten und eines geht aus seinem Buche mit überzeugender Deutlichkeit hervor, daß viele Lebenswerte erst zur vollen Bewußtheit kommen im Vergleich mit andersartigen, häufig auch schlechteren Zuständen.

Andererseits ist Kummer die „Ungelehrtheit", will sagen natürlichmenschliche Betrachtung der Dinge, sehr zu statten gekommen. Er sieht auf diese Weise unbewußt mancherorts Probleme schärfer und ursprünglicher, als der rubrizierende Verstand des Theoretikers und ist damit vor übertrieben pessimistischen oder optimistischen Folgerungen bewahrt, denen mancher andere Weltreisende schon verfallen ist. In dieser Hinsicht dürften auch manche Ueberängstlichen, denen „die Welt endgültig weggegeben" ist, das heißt mit naturgesetzlicher Naturnotwendigkeit ablaufend sich entwickeln muß, das Kummersche Buch mit Gewinn lesen.

Und schließlich vergesse man nicht, das wuchs aus dem Arbeiterstand heraus, noch dazu aus dem Kreis der „Klassenbewußten". Wo in einer Schicht der Trieb, seinen eigenen Platz in der Nation und den der eigenen Nation in der Welt zu erfassen und die daraus resultierenden Aufgaben anzupacken in der Weise vorhanden ist, da lohnt es sich, aufmerksam zu hören,

Digitized by Google

was hier ein ernsthafter Vertreter zu sagen hat.

Johannes Fischer

Fremdenrecht in Japan

Allzu scharf macht schartig! Den rapiden Aufstieg des ostasiatischen Kriegerstaates zur Weltmacht begleiten empfindliche Rückschläge auf kulturellem Gebiet. Japans Politik, Wirtschaft und Verwaltung zeigen allzu sichtbare Mängel an Moral und Ethik. Der Marineskandal zieht immer weitere Kreise. Die Regierung sucht nach Opfern, um ihren schon im Herbst vorigen Jahrs beim Konflikt mit China drohenden Sturz aufzuhalten. Eine Verhaftung folgt der anderen. Offiziere und Beamte brachte man hinter Schloß und Riegel, nachdem der Hauptübeltäter Pooley entlarvt schien; zu dessen Verteidigung in der gesamten englischen Presse Ostasiens, die gemeinhin bis an die äußerste Grenze des Möglichen für verfolgte Landsleute einzutreten pflegt, sich keine einzige Stimme erheben konnte, trotzdem dieser Mann der Tokioer Vertreter der weltumspannenden Reuterschen Telegraphengesellschaft war. Ein Vorteil erwuchs ihm aber doch aus seiner Zugehörigkeit zu jenem mächtigen Konzern: die Berichterstattung über diese ostasiatische Sensation blieb auf das Aeußerste beschränkt; nur ein paar kurze Telegramme meldeten das Unentbehrlichste. Wie wäre es einem deutschen Pooley in solchem Fall ergangen?

Als Zeuge in der Untersuchung gegen Pooley wurde der Deutsche Herrman, der Leiter der Tokioer Niederlassung der Siemens-Schuckert-Werke, die jener saubere Verkünder der Wahrheit angeblich um eine halbe Million Mark erleichtern wollte, vernommen. Herrman wurde gezwungen, bei der Voruntersuchung Erklärungen unter Eid abzugeben und bald darauf, wie ein kurzes Telegramm gemeldet hat, ebenfalls in Haft genommen. Zunächst hieß es, Herrman habe Beweisstücke in der Sache gegen den Engländer vernichtet. Ende Februar gaben dann die japanischen Gerichtsbehörden die Erklärung ab, Herrman werde wegen Bestechung verfolgt. Ueberzeugende Gründe für seine Schuld sind bisher nicht bekannt geworden, wohl aber hat sich vor allem in deutschen Kreisen Japans berechtigte Entrüstung über die Behandlung dieses Untersuchungsgefangenen erhoben. Stundenlanges Warten in einem schmutzigen Keller, hinter Eisengittern wie ein wildes Tier den Blicken Neugieriger ausgesetzt; dann mehrstündige Vernehmungen vor dem Untersuchungsrichter, der die einfachsten Formen der Höflichkeit außer acht läßt, den Angeschuldigten mit „Du" anredet, u. s. w. Der deutsche Botschafter hat Einspruch erhoben. Aber die Deutschen Japans erwarten mit Recht, daß sich auch unsere Presse der Sache annimmt. Wo ist das bisher geschehen?

Es muß betont werden, daß es sich hier um einen seit vielen Jahren in Japan ansässigen Mann handelt, der, als die Angelegenheit Pooley anhängig wurde, den ihm seit längerer Zeit von seiner Firma bewilligten Heimatsurlaub aufschob, um sich den japanischen Behörden zur Verfügung zu halten. So konnte von einem Fluchtverdacht ebensowenig die Rede sein, wie von Kollusionsgefahr, denn Pooley war, als man gegen Herrman vorging, bereits verhaftet. Die japanischen Behörden haben inzwischen die Freilassung Herrmans verfügt. Trotzdem ist das Verlangen nach

Digitized by Google

gründlicher Untersuchung der ihm widerfahrenen unwürdigen Behandlung ebenso berechtigt wie der Wunsch der Deutschen Japans, daß sich unsere Presse der Angelegenheit annehmen möge. Es heißt für die Zukunft vorbeugen! H. v. Kropff

Adolf Hildenbrand

Unsere Zeit steht mitten in einem Kampf um die Grundlinien der neuen Malerei. Dem Impressionismus, der notwendigen Schule, sind wir entwachsen und haben uns, von ihm abgelöst, zu einer neuen Manier hindurchgetastet: dem Expressionismus. Niemand wird behaupten wollen, daß wir schon heute vom Expressionismus anders als im Sinne einer Manier reden können; ihn einen Stil zu nennen wird keiner wagen. Der Kampf um die neue Kunst spielt sich in erster Linie um technisch-künstlerische Probleme ab, er ist ein Kampf um die Form. Stoff und Inhalt spielen eine Rolle, die man nicht einmal sekundär nennen kann.

Daß sich dieser Kampf aus dem Grunde seiner Einseitigkeit in eine Sackgasse wirft und sich auflösen muß in ein Scharmützel kleiner und kleinster Cliquen, zeigt der Fall: Adolf Hildenbrand.

In dem Kampf um einen neuen Ausdrucksstil sind überragende Erscheinungen wie dieser Künstler notwendig und allein fördernd, weil sie so viel Kraft in sich haben, daß sie andere mittragen können, daß sie anderen zum Richtungspunkt werden, allein deshalb weil sie Form und Stoff neu befruchten, und nicht in einem formalen Experimentieren aufgehen.

Wie erfrischend eine solche Erscheinung im Kunstleben und Kunstkampf der Gegenwart wirkt, kann nur der Laie ermessen.

Doch im Grunde genommen: Hildenbrand steht gar nicht in diesem Kampf um den neuen Stil, wir selbst stellen ihn hinein. Seine Entwicklung schon machte ihm diese Stellung unmöglich: Thomaschüler — französischer Einfluß (Renoir, van Gogh), zwei Welten, die den Künstler innerlich zu einer scharfen Auseinandersetzung zwangen, die ihm nicht Zeit ließ, sich auf dem Kampfplatz des neuen Stils einen Platz zu erobern. Das innere Ringen schaltete eine Auseinandersetzung mit äußeren Berührungen aus. Es zwang ihn zur intensivsten Konzentration in dem Ausgleich dieser beiden Welten. Vermessen wäre es, heute schon zu entscheiden, wer siegte: Thoma oder die Franzosen.

Die Ausstellung seiner jüngsten Arbeiten in Pforzheim und Karlsruhe gibt denen recht, die den Einfluß Thomas höher schätzten. Mir scheint, diese letzten Landschaften sind nur ein Ausruhen des Ringenden. Kampf ermattet, Hildenbrand hatte heiß zu kämpfen.

Die Landschaft war sein Ausgangspunkt. Sie stellte ihn zuerst vor das große Motiv seines Schaffens: Mensch und Natur. Sein nach figuralem Ausdruck verlangender Geist schuf den Menschen in der Landschaft: die Figur als potenzierte Gestaltung des Landschaftlichen (Schreitender Frühling", „Quellennymphe", „Tod und Holzhauer").

Das Figürliche gewinnt die Oberhand. Weit entfernt davon, die Figur dekorativ oder als realistisches Abbild der Natur zu verwerten, macht er sie zum Ausdrucksmedium des Geistigen. Er wird künstlerischer Spiritualist. Nicht Vorgänge, Handlungen, Bewegungen sind der Aus-

Digitized by Google

druck dieser Figur, diese simpeln Körper sind reinste Vermittler großer geistiger Sphären, wie der Ideenwelt eines Apostels Johannes oder eines heiligen Franziskus. Wie nahe liegt bei diesen Namen das Literarische! Hildenbrand gerät nicht in die Versuchung einer — wenn auch nur verkleideten — Historie. Er sucht, ganz verzichtend auf Landschaft und Milieu, was nur noch zur Rahmenfüllung dient, den menschlichen Körper zum Ausdruck des Reingeistigen zu gestalten. Hier gibt er sein Letztes, Höchstes; aber er wandelt in stiller Einsamkeit, zu der ein Pfad schwer wird. Findet man den Pfad, so genießt man die stolzen Wunder menschlicher Ideenkraft, die sich hinter diesen Körpern kristallisiert.

Daß er von hier nicht zur Landschaft zurückkehrt, scheint mir fast gewiß. Was wir hier noch von dem Einsamen erwarten dürfen, ist viel. Sein bedeutender Wert in der Kunst der Gegenwart liegt darin, daß er das rein Formale entthront und unter das Geistig-Stoffliche stellt.

Hermann Leopold Mayer

Christian Morgenstern †

Wenn man den Namen Christian Morgenstern ausspricht, so pflegt die Erwiderung ein verständnisvolles Lächeln zu sein, das die Erinnerung an Galgenlieder und jenen seltsamen rührend-närrischen, geistvoll verspielten Palmström erzwingt, der von Korf nur des Reimes wegen begleitet ist. Weniger ist Morgensterns eigentliche ernste Lyrik anerkannt. Das ist umso bedauerlicher, als das wirkliche Verständnis, die weniger oberflächliche Freude an seinen lyrischen Spielen erst mit der Kenntnis seiner ernsten Poesie eintreten kann. Seine geistige und spielerische Lyrik hängt zusammen, sie erklären einander!

Christian Morgensterns ernste Lyrik geht weniger auf die Empfindung als auf den Gedanken zurück; freilich oft auch auf eine Verbindung von Gedanke und Empfindung; doch ist das Geistige fast stets überwiegend. Diese Art der Lyrik ist ungewohnt! Es ist ihr eine gewisse äußere Kühle eigen, die abschreckt, sie verlangt Vertiefung, und gibt nicht Stimmung, sondern, ich möchte sagen, inneres Bewußtsein! Sie ist herb, scheinbar reizlos in der Form, nicht lebendig im Ausdruck, sie hat nichts von der erregenden Sinnfälligkeit Verlaines, der Plastik Dehmels, sie malt nicht, obgleich sie stark auf visuelle Eindrücke zurückgeht, und sie musiziert nicht. Dennoch ist sie sehr schön! Das Urteil hängt vom Willen zur Einfühlung, von der Fähigkeit ab, subjektive Voraussetzungen für den Anfang beseitigen zu können, wie es jede eigenwillige Erscheinung der Kunst verlangt.

Morgenstern war ein Anhänger Dr. Steiners, jenes Apostels theosophischer Lehren! Wer die grundlegende Voraussetzung Steiners kennt, jene nämlich, daß der Mensch nicht nur Materie, wie die Monisten, noch Materie und Seele, wie die Dualisten annehmen, sei, sondern aus Leib, Seele und Geist, wobei die Seele, als noch mit leiblichen Zusammenhängen (sinnliche Eindrücke, Erfahrungen zum Beispiel) beschwert, erst die Verbindung zum Reingeistigen und endgültig Geistigen bilde, — wer diese Voraussetzung der Theosophie kennt, die also eine Steigerung ins letzte Spirituelle will, der wird daraus entnehmen, wie sehr Morgenstern die Reinheit des Geistigen, die Entmaterialisation von Bedeutung war; zu-

Digitized by Google

gleich liegt hier die Erklärung des geistigen Wesens seiner Lyrik.

Morgenstern war der Erbe einer sehr alten reifen Familienkultur. Undifferenzierte Geister, die nicht durch die disziplinierte Entwicklung ihrer Familie zu einer Verfeinerung und Veredelung des Intellekts und des künstlerischen Instinktes gelangen, werden selten jenen idealistischen Trieb zur Vergeistigung der Dinge und Geschehnisse des Lebens besitzen, wie ihn Morgenstern fühlte; werden nie über jene Zartheit der Rezeptivität verfügen, die aus alltäglichen Objekten der Gewohnheit, des Gebrauches lyrische Kunstwerke macht: der „Schaukelstuhl" oder das „einsame Hemmed" der Galgenlieder!

Wie erklären sie sich nun in ihrer spielerisch-humorvollen Erscheinung unter einer Lyrik, die höchsten geistigen Problemen dichterisch nachgeht?

Die Galgenlieder sind der Umschwung eines gewissermaßen „überdachten" Gehirnes, der Umschwung einer gedanklich zerquälten, schwer beladenen Lyrik; natürlich kommt eine besondere Veranlagung, ein besonderer spielerischer Hang hinzu, der aus dem stark geistigen Wesen Morgensterns sich zugleich sehr wohl bedingen kann. Die psychologische Erklärung für das Entstehen des spielerischen Affektes liegt darin, daß der menschliche Geist, mit spekulativen Fragen sich mühend, im angestrengten, entmaterialisierten Denken sich plötzlich in jenes seltsam phantastisch-mystische Empfinden abspannt, das mit den Dingen und den Begriffen der Welt in eigentümlich vergeistigender Tätigkeit souverän hantiert, spielt, — nicht ohne jedoch, und das ist sehr wichtig, die Unnatürlichkeit, die Verrücktheit dieses Gebahrens mit selbstspöttischem Humor zu empfinden.

Da also das Spielerische bei Morgenstern aus dem Geistigen entstand, so besitzt es ein metaphysisches Moment, das hauptsächlich im Unterbewußten schwingt. Die Galgenlieder sind keineswegs nur „Ulk", wie Allzuviele meinen.

Wie Morgenstern selbst über das Spielerische, diesen unbefangenen heiteren Trieb, den einzigen, den wir uns aus der Kindheit der Menschheit und unseres Lebens gerettet haben, den Uranlaß alles Schöpferischen, das Ende alles Geistigen, dachte, zeigt sich in einem jener tiefen Aphorismen, die die „Neue Rundschau" im Laufe der Jahre veröffentlichte. (Sie sollten einmal gesammelt erscheinen!)

> „Die Menschheit ist ein großes Kind, dem feindliche Mächte unaufhörlich neues Spielzeug schaffen helfen, damit es sich nicht wesentlich entbabysiere. Was muß sie dagegen tun? Das Spielzeug, soweit es irgend geht, spiritualisieren, statt sich von ihm materialisieren zu lassen." —

— Liegt so die Struktur der Dichtung Morgensterns offen, zeigen sich zugleich Wesensseiten des Menschen in ihrer äußerst charakteristischen Prägnanz, so ergibt sich eine persönliche Lyrik und eine lyrische Persönlichkeit, die zum mindesten in ihrem intensiven Umriß zum Bedeutungsvollsten unserer literarischen Periode gehört. Und gerade die Gesamtheit der Morgensternschen Lyrik sollte nicht über dem, auf diese Weise, oberflächlichen Enthusiasmus an seinem spielerischen „Humor" vergessen werden. Christian Morgenstern wurde zu Unrecht mit Palmström identifiziert. Nur eine Seite sehen, ist einseitig sehen, heißt aber zugleich: das Ganze schmälern!

Herbert Mhe

Digitized by Google

Goya's Tauromachie

Es gibt von Goya 43 Radierungen, welche Szenen aus Stierkämpfen darstellen, 33 davon erschienen seinerzeit in der überaus selten gewordenen Erstausgabe. Das Werk ist, samt einigen damals von Goya unterdrückten Blättern, mehrmals wiedergedruckt worden, und die Kupferplatten existieren noch heute, sind aber so abgenützt und entstellt, daß neue Abzüge davon zu machen keinen Sinn mehr hat. Darum hat der Münchener Delphin-Verlag eine Faksimileausgabe der ganzen Tauromachie in Heliogravüren veranstaltet, nach den frühesten Abzügen, und hat damit den Freunden der Goya'schen Kunst einen höchst dankenswerten Dienst getan. Das in 400 Abzügen hergestellte Werk kostet 75 Mark; wer also Liebhaber edler Radierungen ist und nicht den zweifelhaften Ehrgeiz hat, vorzügliche Faksimiledrucke zu verschmähen, der kann für wenig Geld eines der kostbarsten großen Radier-Werke kaufen. Und vorzüglich muß man diese Drucke nennen, nicht nur ihrer technisch höchst sorgfältigen Ausführung wegen, sondern auch weil jedes Blatt nach den allerbesten Exemplaren der frühesten Abdrücke reproduziert worden ist.

Die Tauromachie ist eine Darstellung der verschiedenen Formen und Szenen des Stierkampfes in ihrer historischen Entwicklung, und dies Werk steht der Wirklichkeit näher als jeder von Goya's übrigen Cyklen. Die Beobachtung und Präzision im Festhalten des charakteristischen Augenblicks ist meisterhaft, die Auffassung übrigens sehr verschieden, denn manche Blätter sind ganz auf das Gegenständliche gestellt und rein zeichnerisch angefaßt, andere gehen tief ins Malerische und scheinen oft fast farbig empfunden. Und so sehr sie sich an die Natur halten und nichts sein wollen als objektive Darstellung eines populären Gegenstandes, so kühn und unbezähmbar springt doch oft die Phantastik des seltsam seherischen Malers hervor, gibt Nebenfiguren märchenhafte Deutungsmöglichkeiten und rückt Dinge der Wirklichkeit dämonisch ins Licht des Traumhaften. Man fühlt sich oft mit tiefem Schauer an die Caprichos und an die wilden Fieberträume der Proverbios erinnert, und man nimmt von dem herrlichen Werk nicht Abschiede ohne den geheimen Wunsch, auch jene anderen Folgen des furchtbaren Radierers einmal in solchen Wiedergaben besitzen zu können.

Hermann Hesse

Gemischte Gefühle

(Betrachtung nach einem Roman)

Philipp Keller, ein Dichter unserer jüngsten Generation, hat unter diesem Titel seinen ersten Roman geschrieben (bei Kurt Wolff in Leipzig). Er schildert eine junge Dame, die sich mit ihren kosmischen Erlebnissen auseinandersetzen wird. Man kann denken, daß sie Eltern hat, daß sie träumt, daß ihr allerhand amouröse Dinge begegnen, und daß sie schließlich, nach manchen Reizen schmerzlicher Unzulänglichkeit, ganz vernünftig heiratet und Kinder bekommen darf.

Was Romane mit dem Leben Gemeinsames haben, ist eigentlich ein unirdisches Schicksal: hier wie dort treffen sich Leute wieder, die einander schon einmal begegnet sind; die gleiche Daseinsbewußtheit läßt einen Globetrotter und Postassistenten in notwendigem Drange verknüpft sein. Man empfindet Gleichgültigkeit gegen gewisse Menschen, dennoch trifft man sich eines Tages auf ihrer Spur. Man fühlt sich von unendlicher Kurve ge-

Digitized by Google

tragen und durchläuft doch nur eine ganz simple Peripherie, auf der Herr X., weil wir ihn vergessen hatten, plötzlich wieder grinsend sitzt; man verabschiedet sich ungelenk von einem Fräulein im rosa Kleid auf dem Primanerball und, nach zehn Jahren Verschwundenheit, liebt man sie wirklich. Mit einem Wort: man steht in Beziehung zur Weltlichkeit, so scheint es.

Dies In-Beziehung-Stehen schildert ein Roman schon deshalb gern, weil ihm die Unendlichkeit der Daseinskurve aus technischen Mitteln verwehrt ist. Philipp Keller versucht aber dieser Kurve eine metaphysische Deutung zu geben, deshalb erweckt er in uns die Vorstellung ihrer Wirklichkeit. Er verfährt dabei etwa so: ihm fällt ein Schicksal ein, wie es zum Beispiel sein könnte. Flugs verbindet er es mit irgendwelchen Begebenheiten, die er zufällig erlebt oder träumt, und so wird es für ihn eine Idee. Er geht spazieren, liebt eine Dame oder sitzt im Kintopp. Bei solchen Gelegenheiten, glücklichen und schmerzlichen, hat er Einfälle, und diese Einfälle werden zu Spannungen in seinem Roman. Da er eine große psychologische Fertigkeit besitzt (und Medizin studiert hat), vermag er seine eine Seele in tausend Komplikationen aufzulösen, deren Gefühle, wie viele Vögel, über die offene Erde hinstreifen. Er spiegelt sie alle wieder zurück in sich, und überschäumend entströmt ihm die Mannigfaltigkeit seiner Helden, so burlesk, daß er sie fast immer noch bewußt zu ironisieren versteht; denn sie sind ja im Grunde Geschöpfe seiner Laune und seines Geistes: also Typen, die er für seine Perspektiven braucht. So komponiert er von fünf Kapiteln die ersten drei in seinem Roman mit einer rhythmisch gefeilten, zu singenden Prosa. Dann ist die Buntheit, die Verworrenheit des Lebens erreicht. Und nun beginnt für ihn das Spiel und Gegenspiel seiner Figuren; er nimmt sie in die Hände und schiebt sie auf dem Schachbrett da und dorthin, bis sie alle vor ihm zusammenwachsen zur ursprünglichen Idee. Unmerklich und ohne die Vorstellung jener unendlichen Kurve zu verwischen, kehrt er auf einem Seitenwege wieder um, zaubert schnell noch eine Lichtung herauf: wie es hätte werden können und nicht geworden ist, und rollt, nicht ohne leisen Sarkasmus, denselben Abhang wieder herunter. Aber trotzdem ist er, angelangt am Ziele, über die Realität des Geschehens durch sich selbst hinausgewachsen. Er hat Notwendigkeiten gestaltet, er hat Situationen vergeistigt. Er hat einen Wesenszug mit der modernen Lyrik gemeinsam: er ward stellenweise zum Pathetiker. Dadurch, daß er seine Gestalten mitten in der bewegten Welle des Irdischen zu einer äußersten, geistigen Sphäre erhebt, hat er den Impressionismus, auch technisch, längst überwunden. Denn alles, was er mit überlegener Sachlichkeit, scheinbar ohne sich selber zu rühren, erzählt, ist nirgends von einer immanenten Urwesenheit abgetrennt: hier zeigt er sich als ein Künstler in der Prosa der Gegenwart durch die Erfindung seiner Gestalten in ihrer unmittelbaren, zeitlichen Atmosphäre, durch ihre Verinnerlichung in eine letzte Bewußtseinsdimension, durch die erhabene Geste, mit der sie jeder momentanen Räumlichkeit entrückt sind. Sein Roman ist schlechtweg von einer Unkitschigkeit sondergleichen; so entlegen es klingen mag: das ist vielleicht seine einzige Begrenzung: es fehlt das Chaos, es fehlt die Verkündigung. Alles ist bei ihm durchaus elementar, doch immer

Digitized by Google

etwas wägend zurückgehalten; überall ist sein Buch phantasievoll, doch leise konstruktiv; an Stelle des Ethos bedrängt ihn die Reflexion. Seine Helden spiegeln in gemessener Distanz ja nur die romantische Ironie seiner eigenen Seele; er weiß das und sucht es in pittoresker Abenteuerlichkeit, in grenzenloser Clownerie zu verbergen. Er fühlt, daß er der Realität näher kommt, ob er sie gleich mystisch verleugnet. Diese Unbefriedigung aber, trotz des Genusses, verleiht seinem künstlerischen Willen eine Ekstase, die in ihrer Art einmalig werden kann. Denn zweifellos ist sein Roman neu und wundervoll.

Walter Hasenclever

Hymnen und Sequenzen

Es gibt ein großes Ruhen im Flusse der Jahrhunderte. Ein gewisses Zeitloses über jeder Zeit. Einen heimlichen Schatz von innersten Gefühlen und Erkenntnissen, die sich aus Tag und Jahr, aus Werden und Epoche emporrecken ins Unvergängliche, Unveränderliche, die das Steigen und Fallen der Völker, das Blühen und Welken der Menschheit, irgendwie ins immer Gleiche, Ewige ausmünden lassen. Wir können diese Gefühle und Erkenntnisse nennen wie wir wollen: Religion, Kunst, Weisheit. Sie sind sich im Grunde so ähnlich, weil sie alle desselben geheimnisvollen Ursprungs sind, nur wechselnde Ausdrucksformen des Gleichen, das hier gemeint ist. Denn darin liegt die einzige Beweglichkeit dieses Unbeweglichen, die einzige Konzession dieses Zeitlosen an die Zeit, daß es sich auf verschiedenen Gebieten des menschlichen Geistes äußert. Einmal in der Religion, einmal in der Kunst, einmal in der Weisheit. Das Gewand wechselt, der Inhalt nicht. In Jahrhunderten nun, die sehr beschäftigt sind mit der Außenwelt, mit dem Heute der Macht, des Staates, der tätigen Lebensentwicklung, flüchtet es zurück ins Verborgene, Unbeachtete, wo es am meisten Raum hat für sein immer freies Spiel. So versteckte es sich bei uns in der trostlosen Epoche nach dem 30jährigen Krieg ins protestantische Kirchenlied, so war es während der Jugendstürme der europäischen Völker, die man wissenschaftlich das Mittelalter nennt, vor allem in den lateinischen Gesängen, die Gott und die Heiligen preisen, zu Gast.

Es ist das Verdienst von Friedrich Wolters, einen Teil dieser Gesänge in vortrefflicher Auswahl übersetzt und zusammengestellt zu haben. Fast alle Länder Europas und zwölf Jahrhunderte sind in seinem Buche: „Hymnen und Sequenzen" (Verlag Otto v. Holten, Berlin) vertreten. Es würde hier zu weit führen, wollte ich die einzelnen Stücke näher behandeln, auch sagt die Vorrede über die mit Namen bekannten Sänger manches Schöne und betont mit Recht den eigenen Wert dieser frühen Zeit, „denn eine Sprache band die Zungen der Dichter von Sizilien bis Schweden, von Spanien und Irland bis nach Polen hin, und der Raum, von dem ein Lied getragen wurde, war noch der ungeheure des römischen Imperiums." Wer die lateinischen Originale kennt, kann auch beurteilen, daß die Uebertragung eine ganz bedeutende Leistung vorstellt. Sie hat den reichen, glutgesättigten Glanz der Vorbilder in den besten Stücken glücklich herüber gerettet, ohne dabei die bewegliche Pracht der Bilder und das geheimnisvolle Flehen der stolzen, wie der leichten Rhythmen, zu beeinträch-

Digitized by Google

tigen. Von eigenem Reiz ist es, dem Unterschiede der Nationen zu lauschen, der genau so, wie er durchs lateinische Gewand durchschimmert, auch in der Verdeutschung leise, aber beredt zu Tage tritt: der wuchtigen, fast düsteren Inbrunst des Romanen, der hellklingenden, stets flugbereiten Frömmigkeit des Germanen ist ihre Wesensart fürsorglich bewahrt. Und es ist kein Wunder für den Kenner, daß die letztere in der Zeit der Gotik, die erstere in der vorausgehenden Epoche der Romantik überwiegt. Für ein auf Nüancen gestimmtes Ohr ließe sich noch vieles beobachten und es darf behauptet werden, daß Wolters gerade in dieser Hinsicht die Uebersetzerpflicht des Zartgefühls durchaus erfüllt hat.

Der größte Eindruck, den uns das Buch vermittelt, ist jedoch ein anderer, es ist die Ewigkeitschaffende Wucht des Glaubens. Durch die lange bunte Reihe der Gesänge geht ein Hauch. Der Hauch der Sehnsucht nach dem Welterlösten, Zeitbefreiten. Drum diese Hingabe an die göttlichen Bilder des Christentums, drum dieses überlegene Spiel mit den Ereignissen der Geschichte, die alle als vergänglich und vorläufig betrachtet erscheinen. Drum dieses bald verwegene, bald scheu innige Hinüberlangen nach Ueberirdischem in tausend wechselnden Vergleichen. Jedes Lied, mag es nun vom Norden oder vom Süden stammen, mag es nun kühn einherstürmen oder lieblich schreiten, ist ein Versuch, die Enge des Tages und der Gegenwart irgendwie aufzutun ins Unendliche, Grenzenentfesselte. Ein Kampf und Sieg im Verborgenen spielt sich hier ab, der sicher der Kampf und Sieg der Besten, Tiefsten war, und im Sinne der Menschheit wichtiger als alle Schlachten des äußeren Geschehens.

Mag sein, daß viele von uns Kindern einer zeitverliebten Zeit, eines Jahrhunderts des Entwicklungs-Fanatismus, diese Stimme zunächst fremd anmutet. Ganz allmählich aber wird sie dem willig Horchenden wie ein Klang aus längst versunkener, längst verlorener Kinderzeit berühren, wie eine süße, unschätzbare Erinnerung, wie ein heiliges Gewissen, das zwar verstummt, aber nicht gestorben ist. Und gerade daraus wird dem Leser eine Zwiesprache mit dem Buche erstehen, die ihm einen ungewöhnlich reinen Genuß beschert.

Friedrich Stieve

Ein neuer Romantiker

Der Verlag Ruetten & Loening in Frankfurt a. M., der sich sonst vorwiegend mit ausländischer Literatur beschäftigt, hat einem deutschen Neuling Platz gegeben, der Beachtung verdient. Heinrich Ernst Kromer, dem literarisch unerschöpflichen Südwestwinkel angehörend, den er weder im Stoff noch in der Sprache verleugnet, schildert die Abenteuer eines jungen Taugenichts. Er läßt einen jungen Menschen unter einem unbegreiflichen Antrieb plötzlich aus der Ordnung seines noch im Gymnasialzustand befindlichen Lebens ausbrechen, eine ganze Kette von Unbegreiflichkeiten durchleben und zuletzt, wie ein Fahrzeug nach ausgegebener Triebkraft ebenso ohne weitere Umstände an seinen Ausgangspunkt zurückkehren. Jedes einzelne der Erlebnisse dieses jungen Arnold Lohr ist begreiflich aus dem augenblicklichen Zustand heraus, aber die gemeinsame Unbegreiflichkeit des Ganzen, aus Mangel an psychologischer Begründung, hebt es soweit von jeder irdischen Unterlage ab, daß sich der Leser in das reizvolle Schwan-

Digitized by Google

ken eines Traumes hineingezogen fühlt. Zum Schlusse wird es ihm gar nicht einfallen, zu fragen: was wird nun aus dem jungen Manne? Welche Lehren wird er aus seiner Irrfahrt ziehen? Man kann sich sehr wohl denken, daß ihm selber diese Wanderzeit in kurzem wie ein Traum entschlüpft, daß er sein Leben ruhig dort fortspinnen wird, wo er es unterbrochen hat — und allerdings auch, daß dies nicht die letzte Nachtwandlerperiode seines Lebens sein mag. — Ein Vorzug dieses Buches und Zeugnis seiner romantischen Stilreinheit: bei aller bürgerlichen Bedenklichkeit der Handlungen dieses Flüchtlings wird man nirgends von dem Bedürfnis gequält, ihn moralisch zu nehmen. Ein Stück Leben ohne Anfang, ohne Ende, eine Bilderfolge, in ihrer unnotwendigen Notwendigkeit ergreifend wie das Drama eines hilflosen Tierchens — so wirbelt „Arnold Lohrs Zigeunerfahrt" in den Sinnen des Lesers fort.

Hermann Gottschalk

Oesterreichisches

Wir leben in einem Staate, dessen Spitzen zuweilen liebenswürdig mit uns verkehren, während die Kanzleidiener höchstens leutselig sind.

Aller Groll über die Verbarrikadierung eines reinen und freien Lebens schwindet, wenn das offizielle Gehaben Lachkrämpfe auslöst. Die Polizei weiß sich sicher, weil einer, der aufbrüllt vor Lust an der Dummheit, wenig zum Revolutionär geeignet ist. Sie ist sakrosankt, denn der Segen der Lächerlichkeit schützt sie.

Als Maßstab für den Kulturstandpunkt einer Nation ist die Erkenntnis anzusehen, wieweit sich das Moralische bei ihr von selbst versteht und wie weit es ihr erst muß erklärt werden. Andere Völker sind schon bei den Subtilitäten der Ethik und bei der Erörterung feinster, seelischer Verwicklungen angelangt. Wir haben Bezirksvorstände und Vorschriften betreffs Verhalten der Passagiere auf dem Trottoir.

Was bewegt dich, dieser Partei so lange anzugehören? — Die Niederträchtigkeit ihrer Gegner.

Theodor Reik

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30.

Digitized by Google

Die Rüstungsfrage als nationales und internationales Problem

Von Dr. Hans Wehberg (Düsseldorf)

In den letzten Jahren ist immerfort in den Parlamenten, der Presse und anderswo von der Rüstungsfrage die Rede gewesen. Entweder wurden im Interesse der nationalen Wehrkraft erhebliche neue Mittel oder im Gegenteil im Interesse der friedlichen Verständigung der Völker bedeutende Einschränkungen der zu Rüstungszwecken zu verwendenden Ausgaben gefordert. Einerseits waren so bekannten Gruppen wie den Alldeutschen, dem Flottenverein und dem Wehrverein die Vorlagen der Regierung keineswegs ausreichend. Auf der anderen Seite, insbesondere der äußersten Linken unseres Reichstages, wurde jede Neuforderung als absolut überflüssig bezeichnet. Die Frage, wer von ihnen recht hat, ist namentlich für die Zukunft von erheblicher Wichtigkeit, und ich habe daher schon vor längerer Zeit eine streng wissenschaftliche, mit politischem Verständnis geschriebene Durchdringung des Problems vorgeschlagen. Für die bei Duncker & Humblot in Leipzig neuerdings erscheinende Sammlung „Das Werk vom Haag", die unter Mitwirkung von v. Bar, Fleischmann, Kohler, Lammasch, v. Liszt, Meurer, Niemeyer, Nippold, Schücking, v. Ullmann und dem Unterzeichneten herausgegeben wird, arbeite ich schon seit mehr als zwei Jahren an einer umfangreichen Darstellung des Rüstungsproblems, und es ist mir bei dieser Gelegenheit immer klarer geworden, wie einseitig zahlreiche Politiker die Frage behandeln.

Jede Fortentwicklung der Menschheit steht in engem Zusammenhange mit dem Fortschritte der einzelnen Staaten, und es ist keine vernünftige Entwicklung auf völkerrechtlichem Gebiete denk-

Digitized by Google

bar, die das Lebensinteresse irgend eines Kulturstaates schädigen würde. So muß auch auf dem Gebiete der Rüstungsverständigung jede Vereinbarung abgelehnt werden, die die Wehrkraft Deutschlands im Vergleiche zu deren augenblicklichen Verfassung erheblich schädigen würde. Denn gewiß ist an dem Worte „si vis pacem, para bellum" so viel richtig, daß nur ein starkes Deutschland den Frieden in Ehren zu erhalten vermag. Nicht nur vom nationalen, sondern auch vom internationalen Standpunkte aus ergibt sich daher die Forderung, daß Deutschlands Wehrkraft stark sei. Rein national fällt gerade bei Deutschland ins Gewicht, daß es infolge seiner eigentümlichen und besonders gefährdeten Lage inmitten Europas fremden Angriffen mehr als andere Staaten ausgesetzt ist und daher zu seinem Schutze angemessener Verteidigungsmittel bedarf. Vom internationalen Standpunkte aus ist ein starkes Deutschland deswegen wünschenswert, weil unser Vaterland vermöge seines Ansehens im Rate der Völker oftmals seinen Einfluß bei friedengefährdenden Ereignissen im Interesse der gütlichen Verständigung geltend machen und dies umso mehr kann, je mehr es selbst gewappnet dasteht. Eine starke Wehrmacht ist daher für Deutschland unumgänglich nötig, und ich als Pacifist, meine, daß die Anhänger der realen Friedensbewegung, wenn diese Rüstung nicht schon bestände, sie geradezu fordern müßten. Die internationalen Verhältnisse sind heute noch mehr oder weniger anarchisch, wie deutlich auch für den aufmerksamen Beobachter die Anzeichen einer immer stärkeren Organisation der Völkergemeinschaft hervortreten. In der Anarchie aber schützt sich der einzelne am besten durch Stärke. Nur unter dem Schutze starker Staaten kann allmählich aus der Anarchie eine geordnete Gemeinschaft geschaffen werden.

Aus dem Gesagten ergibt sich für mich eine absolute Zurückweisung jener Ideen, die eine einseitige Abrüstung oder doch eine einseitige ganz erhebliche Beschränkung der Rüstungen befürworten. Die Anhänger dieser Vorschläge meinen, ein Vorbild dieser Art würde auf die anderen Staaten nacheifernd

Digitized by Google

wirken, so daß diese ihre Rüstungen ebenfalls einschränken würden. Demgegenüber muß jedoch betont werden, daß hier ein Fortschritt der internationalen Organisation dadurch erreicht werden soll, daß man die Existenz des einzelnen Staates aufs Spiel setzt. In Wahrheit kann jedoch eine Fortentwicklung der Staatenorganisation nur dann als eine gesunde empfohlen werden, wenn die Sicherheit des einzelnen Staates dadurch in keiner Weise gefährdet wird. Das genannte Experiment kann glücken, es kann aber auch fehlschlagen, indem die Schwäche der Wehrkraft des betreffenden Staates andere Völker zu einem Angriffe und vielleicht zur Vernichtung des staatlichen Gemeinwesens antreibt. Zu Experimenten dieser Art aber soll man nicht das höchste Gut eines Volkes, das eigene Vaterland, hergeben.

Diese Anschauungen stehen übrigens durchaus im Einklang mit der Lehre der modernen Friedensbewegung, deren Prinzipien leider vielfach entstellt werden, indem man das, was vereinzelte Utopisten lehren, als Grundanschauung des Pacifismus hinstellt.

Aber derjenige würde gewaltig irren, der die Meinung verträte, Deutschland und prinzipiell jeder andere Staat müsse zu seinem Schutze seine Wehrkraft immer höher bis an die Grenze des Könnens hinaufschrauben. Diesen Standpunkt könnte ich, soweit Deutschland in Betracht kommt, vielleicht dann für richtig halten, wenn alle anderen Staaten erheblich schwächer wären als Deutschland und wir in der Lage wären, jeder Kombination der fremden Regierungen entgegenzutreten. Das wäre eine *für die Gegenwart* ideale Aufrechterhaltung des Weltfriedens. Denn ich bin überzeugt, daß die deutsche Regierung ihre Wehrmacht nicht mißbrauchen würde.

Nun liegen aber die Verhältnisse so, daß 1) eine noch so große Wehrmacht Deutschlands niemals eine Gewißheit für die ehrenvolle Aufrechterhaltung des Friedens geben kann, weil die großen Staaten um uns herum bei gemeinsamem Vorgehen stärker sind als wir, 2) jede Vergrößerung der eigenen Wehrmacht auch eine Vergrößerung der Rüstungen fremder Staaten zur Folge

Digitized by Google

hat. (In welchem Grade dies geschieht, richtet sich nach den Umständen und soll hier nicht untersucht werden.)

Es ist also geradezu unmöglich, die deutsche Wehrkraft in solchem Maße zu steigern, daß sie einen unbedingten, absoluten Schutz für die ehrenvolle Aufrechterhaltung des Friedens gewährt. Ja, es gibt, wie sogar Professor Oncken in seiner Schrift „Deutschland und England" (1912) zugestehen muß, einen Punkt, wo die Rüstungen aufhören, ein Schutz des Friedens zu sein, sondern eine Bedrohung des Friedens darstellen.

Aus alledem aber geht hervor, daß prinzipiell eine Verständigung mit anderen Völkern über die gleichzeitige Herabsetzung der Rüstungen wünschenswert ist, weil die einseitige, schrankenlose Rüstungsvermehrung schließlich zu einer Schraube ohne Ende führt. Freilich ist damit nur grundsätzlich zugegeben, daß die von vielen als rein nationales Problem betrachtete Rüstungsfrage auch eine eminent internationale Seite hat, daß sich die Erfordernisse unserer Wehrkraft nicht lediglich nach eigenem Ermessen bestimmen lassen, sondern daß hierzu von uns selbst unabhängige Faktoren, nämlich die neuen Verstärkungen der Gegner, ihre Bündnisse u. s. w. erheblich mitsprechen. Nicht dagegen aber ist anerkannt, daß Deutschland zu jeder Zeit und mit jeder beliebigen Macht ein solches Abkommen schließen darf. Denn die Grundlage jedes Rüstungsvertrages muß die Sicherheit des einzelnen Staates sein, und ob die Sicherheit des Staates durch den Vertrag hinreichend gewährleistet ist, kann nur unter Berücksichtigung zahlreicher anderer Faktoren bestimmt werden. Eine weitere wichtige Seite des Problems besteht darin, ob eine praktisch befriedigende Formel für die Vereinbarung gefunden werden kann.

Wird man das Problem fortan in klarerer Weise anfassen, dann werden solche Aeußerungen unterbleiben wie die von Richard Nordhausen im „Tag", der bei Beginn des italienisch-türkischen Krieges mit Rücksicht auf die Machtlosigkeit der türkischen Flotte fragte, ob die Pacifisten angesichts dieser Tatsache nicht schamrot

Digitized by Google

würden. Daß kein vernünftiger Friedenfreund in Deutschland daran denkt, unser Vaterland wehrlos zu machen, weiß Nordhausen ganz offenbar nicht. Es ist aber bedauernswert, wenn Männer ihr journalistisches Ansehen dazu gebrauchen, um über eine Bewegung zu höhnen, mit der sie sich niemals ernsthaft beschäftigt haben.

Die Grundlage jedes Fortschrittes auf internationalem Gebiete ist, um es nochmals zu betonen, die Sicherheit des Vaterlandes. Aber über die Grenzen jedes einzelnen Staates hinaus gibt es große Aufgaben der gesamten Menschheit, an denen in erster Reihe mitzuwirken der Stolz Deutschlands sein sollte, soweit seine Interessen dies gestatten.

Daher erscheint es mir von besonderem Werte, daß kürzlich Professor Quidde dem Weltfriedens-Kongreß im Haag einen „Entwurf zu einem internationalen Vertrag über Rüstungsstillstand" vorgelegt hat. Quidde hat sich selbst bei der Einreichung seines 50 Paragraphen umfassenden Vertrages nicht von der Ueberzeugung leiten lassen, gerade dieser Entwurf werde nun auch von den Staaten angenommen werden. Aber er ging doch von der richtigen Voraussetzung aus, daß die Gegner ihre Einwendungen gegen einen fertigen Vertrag besser vorbringen könnten als gegen allgemeine Vorschläge, und daß daher die Diskussion über die Rüstungsbeschränkung durch einen solchen Vertragsentwurf gefördert werde. Der Entwurf zerfällt in drei Teile. Der erste handelt von der Beschränkung der Rüstungsausgaben, der zweite von bestimmten ergänzenden Maßnahmen und der dritte von der schiedsrichterlichen Erledigung derjenigen Streitigkeiten, die über die Auslegung dieses Vertrages entstehen. Darnach sollen die einzelnen Mächte den gegenwärtigen Stand ihrer jährlichen Rüstungsausgaben ganz genau angeben und sich verpflichten, diese Mittel während der Dauer dieses Vertrages nicht zu steigern. Nur für gewisse Zwecke, deren Erreichung bereits in Angriff genommen worden ist, soll eine Erhöhung gestattet sein. Während der Dauer des Vertrages dürfen Panzerschiffe

Digitized by Google

von mehr Tons als denen der bisherigen größten Kriegsschiffe nicht gebaut werden. Wenn eine der Vertragsmächte Maßnahmen trifft, um die wirtschaftliche Lage der Offiziere oder Soldaten zu erhöhen, so sollen die dadurch verursachten Mehrausgaben auf die vertragsmäßig festgestellte Summe nicht angerechnet werden.

Bei Streitigkeiten über die Auslegung des Vertrages soll ein Gerichtshof entscheiden, der 1) aus einem Senate für Fragen militärischer Ausgaben für das Landheer, 2) aus einem Senate für Fragen der Marineausgaben und 3) aus einem weiteren Senate für gemischte Fragen und Kolonialausgaben. Diesen interessanten Entwurf hat der Weltfriedens-Kongreß zum weiteren Studium empfohlen.

Auch Professor Schücking in seinem bahnbrechenden Werke „Der Staatenverband der Haager Konferenzen" (1912), Dr. Alfred H. Fried in seinem „Handbuche der Friedensbewegung" (1912), Pfarrer Umfrid in seiner Schrift „Europa den Europäern" (1913) haben kürzlich die Rüstungsfrage in ruhiger Weise, frei von dem einseitigen Standpunkte der Alldeutschen oder einiger allzu weitgehenden Idealisten, betrachtet. In der Tat scheint es mir, als ob es sehr wohl möglich wäre, das gesamte Problem einmal in wissenschaftlicher Weise aufzurollen, anstatt immer mit denselben Gründen dafür oder dawider zu kämpfen.

Amerikas Demokratisierung

Von Friedrich A. Wyneken

Vor nicht allzu langer Zeit nahmen die Wähler Kaliforniens mit einer Majorität von zwei Dritteln die Initiative, das Referendum und den Recall an. Sie haben dadurch ihr Mißtrauensvotum gegen die repräsentative Demokratie, wie sie sich speziell in ihrem Staat entwickelte, ausgesprochen, und einen ferneren Schritt auf dem

Digitized by Google

Wege zur Popularisierung amerikanischer Institutionen unternommen. Man indosierte dadurch die selbstbewußte Doktrin des einstigen französischen Radikalismus: „die Heilung für die Uebel der Demokratie ist — mehr Demokratie." —

Zur Erklärung der oben genannten Ausdrücke sei das Folgende gesagt: die Initiative darf von den Wählern mit Umgehung des gesetzgebenden Körpers zur Neuerschaffung eines Gesetzes ergriffen werden, wenn ein gewisser Prozentsatz dieser Wähler darum petitioniert. Auf Grund des Referendums unterliegt eventuell jedes von der Staatslegislatur bereits angenommene Gesetz, wenn dies verlangt wird, einer direkten Volksabstimmung. — Das Referendum unterscheidet sich aber auch noch dadurch von der Initiative, daß es nach Annahme von der Legislatur ammendiert werden kann, was bei der durch die Initiative zum Gesetz erhobenen Maßregeln nicht statthaft ist.

Von großer Tragweite ist auch der Recall, auf deutsch Widerruf, der die Absetzung irgend eines Beamten zum Gegenstand hat. Auf Grund einer Eingabe, welche die Unterschrift eines gewissen, nicht allzu großen Prozentsatzes sämtlicher Wähler trägt, muß der Gouverneur eine Ersatzwahl veranstalten, an welcher sich allerdings der für den Recall empfohlene Beamte abermals als Kandidat beteiligen kann, wenn er es nicht vorzieht, sich schon vorher zurückzuziehen. Das Dokument muß die Gründe für einen solchen Widerruf und kann eine Verteidigungsschrift des mißliebigen Beamten enthalten. Bei der infolge dessen abgehaltenen Neuwahl entscheidet die Majorität. Der Gouverneur darf weder die Initiative noch den durch Neuwahl effektiv gewordenen Recall mit seinem Veto belegen, und dem gesetzgebenden Körper steht die Ammendierung eines Widerrufs nicht zu. Des Recalls u. s. w. können sich auch die Wähler der Countries und Städte bedienen; doch ist in diesen Fällen ein größerer Prozentsatz von Petenten erforderlich, um eine Neuwahl herbeizuführen.

Der Polizeirichter Charles Weller im San Franzisko-Country hat den zweifelhaften Vorzug, der erste Richter in den Vereinigten

Digitized by Google

Staaten zu sein, der infolge eines Recalls sein Amt verlor. Er wurde am 22. April vor. Js. mit 30 784 gegen 29 934 Stimmen, also einer nur kleinen Majorität, abgesetzt. Der Fall gewinnt noch an Interesse dadurch, daß die Frauen der Stadt am Goldenen Tor, die erst kürzlich das Wahlrecht erhielten, den Recall Wellers herbeiführten. Der Richter hatte sich ihre Ungnade dadurch zugezogen, daß er einen gegen Bürgschaft freigelassenen Mann, der angeblich einen unsittlichen Angriff auf ein Mädchen verübte, durch beträchtliche Herabsetzung dieser Bürgschaft Gelegenheit gab, das Weite zu suchen, ehe der Fall vor Gericht verhandelt werden konnte. Der Abgesetzte war aber durchaus nicht etwa der erste Richter gewesen, der sich eines solchen Vergehens schuldig machte. Es war vielmehr, wie dies die betreffenden Führerinnen bei dem Recall nachwiesen, in den Polizeigerichten von San Franzisko einfach üblich gewesen, in solchen Fällen selbst ursprünglich auf 500 Pfund Sterling lautende Bürgschaften auf 50 Pfund Sterling herabzusetzen, da es sich wahrscheinlich oft um Erpressungsversuche handelte. Man schob auch vielfach die Verhandlungen derartiger Prozesse so oft und lange auf, bis die Klägerin oder Zeugen einmal zufällig nicht bei dem immer wieder von neuem angesetzten Termin erschienen, und hatte dann die beste Entschuldigung für das gänzliche Fallenlassen der leidigen Angelegenheit, bei der es sich ja doch meistens bloß um schlechte Absichten, aber keine Taten handelte. Richter Weller wurde also, wie dies selbst von seinen Gegnern zugegeben wurde, mehr das Opfer eines durch unheilige Traditionen eingebürgerten Systems, als das seiner eigenen Unfähigkeit oder gar schlimmen Intentionen. —

Die Neuerungen bedeuten, daß sich das kalifornische Volk eine Beaufsichtigung seiner Behörden vorbehält und das Wirken seiner Beamten kontrollieren will. Uebrigens steht Kalifornien, was diesen Punkt betrifft, nicht allein; denn ähnliche Gesetze sind bereits in den Staaten South Dakota, Oregon, Missouri, Maine, Montana, Kolorado u. a. angenommen worden und werden anderswo vorbereitet.

Digitized by Google

Die gewöhnlichste Einwendung gegen die Initiative und das Referendum besteht in der Behauptung, daß dieselben der Bundeskonstitution zuwiderlaufen, welche jedem einzelnen Staat „republikanische" Institutionen garantiert. Man bringt vor, daß eine republikanische Regierung durchaus repräsentativ ist, daß aber die Einführung der Initiative und des Referendums eine direkte Demokratie bedeute und deshalb unkonstitutionell sei.

Der beliebte Reiseschriftsteller George Kennan, dessen Werk über Sibirien auch den deutschen Lesern bekannt sein dürfte, spricht sich in einem Artikel in der Augustnummer der vorjährigen „North American Review" sehr offen gegen diese direkte Regierung durch das Volk aus und weist zunächst darauf hin, daß eine solche nicht fortschrittlich, sondern eher reaktionär genannt werden sollte, da sie bereits im alten Griechenland und sogar in den ehemalig freien russischen Städten Novgorod und Pskof und anderen primitiven Staaten eingeführt gewesen sei und sich dort nur wenig bewährt hätte. Sie sei jetzt nur noch in der Schweiz vorhanden.

Kennan versucht ferner die Hinfälligkeit einer solchen direkten Volksregierung nachzuweisen, indem er darauf hindeutet, wie teilnahmslos im allgemeinen der amerikanische Wähler sich gegenüber den Wahlen verhält.

Wie richtig dies leider ist, hat allerdings erst kürzlich eine im Staat New York abgehaltene Primärwahl ergeben, an der sich nur fünfzehn Prozent aller registrierten Wähler beteiligten. Im Tioga-County fanden es von 4244 Stimmberechtigten nur 561 für nötig, an der Urne zu erscheinen, in dem Dorfe Cortland von 1342 nur 97. Im September 1912 fand in Ohio eine allgemeine Wahl statt, die von weittragender Wichtigkeit war; denn es handelte sich dabei um 34 radikale Aenderungen der Staats-Konstitution. Doch gaben nur etwa die Hälfte sämtlicher Wähler ihre Stimmen ab.

In einer Republik ist natürlich die Wahl des Präsidenten von größter Wichtigkeit, weil sie, wie erst kürzlich, eine andere Partei ans Ruder zu bringen pflegt und oft gänzlich neue und einschnei-

Digitized by Google

dende Veränderungen herbeiführt. Aber auch bei der letzten Präsidentenwahl, bei der es sich um Wilson, Taft und Roosevelt handelte, blieben von hundert Wählern genau dreißig zu Hause. — Selbstverständlich ist eine solche Gleichgültigkeit zu tadeln, und an dieser Stelle sollte die viel gerühmte amerikanische Selbsterziehung einmal gehörig einsetzen. Denn wie kann der Wähler voraussetzen, daß die Regierung des Landes nicht in die Hände korrupter Politikanten und gewissenloser Korporationen fällt, wenn er dies nicht selbst durch Erfüllung seiner Wahlpflicht verhindert. Wenn er schon unter dem alten, doch viel bequemeren System nachlässig und gleichgültig ist, wie viel weniger wird ihn das neue anmuten, bei dem noch viel mehr und die wichtigsten Dinge seiner Entscheidung übergeben werden.

Wenn also das amerikanische Volk sich in Zukunft zu größerer Teilnahme an seiner Selbstregierung aufschwingt, aber auch nur in solchem Falle, — dann ist der praktische Wert der Neuerungen von ungemeiner Wichtigkeit, und nur dann läßt sich so Manches anführen, was, allerdings unter Annahme typisch amerikanischer Verhältnisse zu Gunsten der Maßnahmen spricht. In erster Linie dürften sie recht heilsame Mittel gegen Korruption jeder Art bilden. Was würde es z. B. einer Straßenbahn-Gesellschaft nützen, den Stadtrat zu bestechen, damit er ihr Privilegien bewillige, die dem allgemeinen Wohl zuwiderlaufen? Oder würde eine Eisenbahn-Gesellschaft sich die Staats-Legislatur „kaufen", wenn sie wüßte, daß durch den gesetzgebenden Körper absolut nur alles das erreicht werden kann, was von der Majorität der Wähler gebilligt und der Legislatur eventuell vorgeschrieben werden kann.

Solche und ähnliche Fragen stellt sich der amerikanische Wähler. Er ist der Ansicht, daß das alte System der repräsentativen Gesetzgebung durch Korruption und Cliquenwesen zusammengebrochen ist, daß den Gesetzgebern der Wille des Volks wie das Schwert des Damokles über dem Haupte hängen soll.

Wenn gewisse ultra-konservative Elemente kopfschüttelnd ihre schweren Bedenken äußern, so erwidert man ihnen, daß die Ein-

Digitized by Google

führung von Initiative, Referendum und Recall zwar als staatliche Institution wenigstens in den Vereinigten Staaten noch neu sind und erst durch geduldiges Abwarten erprobt werden müssen, daß es aber auf der anderen Seite etwa hundertundfünfzig Städte gibt, die schon seit längerer Zeit unter denselben Prinzipien regiert werden, oder besser gesagt, sich selber regieren. Das System habe sich also, wenigstens im Kleinen, bereits bewährt, und das Resultat sei, daß der Volkswille in den bewußten Städten selten seine Zuflucht zu dem ihm zustehenden Rechte direkter Gesetzgebung und noch seltener zu dem Widerruf seine Zuflucht nehme; — Korruption und Ausbeutung seien aber in den betreffenden Munizipalitäten auf ein Minimum reduziert worden. —

In dem ungeheuer großen Amerika wird es noch sehr lange dauern, bis die direkte Gesetzgebung auch auf nationale Affären Anwendung finden wird. Aber ihre bereits so weit verbreitete Einführung in einzelnen Staaten und Städten dürften auf den nationalen gesetzgebenden Körper einen sichtbaren Einfluß ausüben.

Da im Laufe der Zeit von den unter den neuen Prinzipien regierten Staaten eine stets wachsende Anzahl von Senatoren und 5 Repräsentanten nach Washington geschickt werden, so kann eine starke und allmählich wachsende Popularisierung auch der nationalen Regierung nicht ausbleiben.

Wie von mancher, und selbst konservativer Seite behauptet wird, enthält die Bundes-Konstitution viele veraltete Verfügungen, welche eine Aenderung beziehungsweise Abschaffung sehr wohl vertragen könnten.

So finden z. B. alle zwei Jahre die Wahlen für den Kongreß statt. Nach gesundem Menschenverstand sollte sich nun der alte Kongreß sofort auflösen und dem neuen das Feld räumen, damit die neu gewählten Repräsentanten umgehend ihre Instruktionen ausführen können. Dies geschieht aber keineswegs. Statt dessen bleibt vielmehr der alte Kongreß noch eine geraume Zeit in Tätigkeit, und die neuen Mitglieder müssen volle dreizehn Monate

Digitized by Google

warten, bis sie zusammenkommen können. Nach einem solchen Zeitverlust, der in dem schnellebigen Amerika doppelt empfunden werden muß, sind die Instruktionen des betreffenden Kongreßmannes oft nicht nur veraltet, sondern sogar überflüssig geworden. In dieser und anderer Hinsicht wird die Notwendigkeit von heilsamen Veränderungen der Bundesverfassung lebhaft gefühlt. Solche können aber nur durch das direkte Eingreifen des wählenden Volks vorgenommen werden.

Allem Anschein nach werden Initiative, Referendum und Recall bleibende Institutionen unter dem amerikanischen Volke werden, das entschlossen ist, jene Uebelstände, welche sich in den dreizehn Dekaden repräsentativer Regierung entwickelt haben, aus der Welt zu schaffen, und der denkende Wähler glaubt in der Annahme von Initiative, Referendum und Recall das Mittel zu solchen Besserungen gefunden zu haben. Der unparteiische Beobachter im Auslande sollte aber dieser rein amerikanischen Angelegenheit gegenüber eine abwartende Stellung einnehmen.

Geburtenrückgang und Zwangszölibat

Von Georg Korn

Allenthalben wird jetzt Lärm geschlagen über den Rückgang der Geburtenzahl im deutschen Reich. Die Tatsache selbst ist ja unbestreitbar. Nach der neuesten Statistik über die Bevölkerungsbewegung kamen in Deutschland auf 1000 Einwohner während des Jahrzehnts 1873/82 durchschnittlich 40,65 Geburten jährlich, während des Jahrzehnts 1903/12 nur 32,49. Es sind also etwa 25 Prozent weniger Geburten zu verzeichnen, wenn man die Jahre 1876 mit 42,61 und 1912 mit 29,12 einzeln herausnimmt, sogar 33 1/3 Prozent. Wo früher drei Kinder geboren wurden, kommen jetzt also nur zwei auf die Welt. Dennoch erscheinen diese Zahlen nicht allzu bedroh-

Digitized by Google

lich, weil die regelmäßig fortschreitende Verminderung der Todesfälle immerhin noch einen beträchtlichen jährlichen Bevölkerungszuwachs zuläßt. Die erregte Diskussion über dies Thema bleibt ziemlich unfruchtbar. Die moderne Volkswirtschaft hat sich mit Recht von den Lehren des Malthusianismus abgewandt und sieht im Geburtenrückgang ein Zeichen der Schwächung und Erschöpfung der nationalen Vollkraft. Andererseits ist er eine regelmäßige Erscheinung bei kulturell und wirtschaftlich fortgeschrittenen Völkern, weil die Rücksicht auf das Wohlergehen der einzelnen stärker wirkt, als das Interesse des staatlichen Organismus. Lieber weniger Menschen in günstiger Lage, als viele in Not und Sorge, wird zum Wahlspruch. Man mag solche Prinzipien verurteilen, aber man kann sie damit nicht aus der Welt schaffen. Der Gesichtspunkt, daß für den Staat mehr Soldaten und Arbeiter wünschenswert sind, ist jedenfalls kein durchschlagender Antrieb zur Bevölkerungsvermehrung. Im übrigen ist das Problem ein so verwickeltes, berührt Dinge, die der allerpersönlichsten und intimsten Selbstbestimmung vorbehalten sind, so empfindlich und es kreuzen sich in ihm so viele physische, psychologische und soziale Beweggründe, daß äußere Eingriffe verschwindend wenig ausrichten können, seien es nun wohlgemeinte Ermahnungen von obenher oder mehr oder weniger groteske gesetzliche Mittel und Mittelchen, wie sie jetzt vorgeschlagen werden.

Wenn aber unsere amtlichen Kreise mit hochgezogenen Brauen darüber sinnen, wie das deutsche Volk zu stärkerer Vermehrung angehalten werden soll und alles mögliche und unmögliche für diesen löblichen Zweck in Erwägung ziehen, so steht damit in krassem Widerspruch das Zwangszölibat, das sie selbst innerhalb ihres Beamten- und Lehrpersonals für alle weiblichen Angestellten dekretiert haben und aufrecht erhalten. Daß es auch anders geht, beweist das Beispiel des Auslandes. So hat Frankreich eine große Anzahl verheirateter Lehrerinnen und Beamtinnen, ohne daß man dort Klagen über dies System gehört hat. Ja, man hat sogar neuerdings, um diesen Frauen die Mutterschaft zu er-

Digitized by Google

leichtern, die Einrichtung eines zweimonatlichen Urlaubs getroffen, der ihnen für die Zeit der Entbindung ohne weiteres zusteht. In Oesterreich, wo man eine Zeitlang nach deutschem Muster die verheirateten Lehrerinnen aus dem Schuldienst ausgeschaltet hatte, ist nach kurzer Zeit der frühere Zustand wieder hergestellt und insbesondere in Wien die verheiratete Lehrerin wieder in alle ihre Rechte eingesetzt. Ja, man hat dort den Lehrerinnen insofern eine Vorzugsstellung beim Heiraten eingeräumt, als für die Offiziere, die eine von ihnen heimführen, die Notwendigkeit einer Kaution von 60 000 Kronen wegfällt und ein Gehalt von 2000 Kronen als ausreichende Mitgift angesehen wird. Ein gewisses Uebergangsstadium zu den Verhältnissen im Ausland (auch in der Schweiz hat sich die verheiratete Lehrerin vielfach durchgesetzt, zuletzt in Zürich) hat innerhalb der deutschen Reichsgrenzen Württemberg geschaffen. Hier hat zwar die Lehrerin oder Beamtin, wenn sie heiratet, keinen gesetzlichen Anspruch mehr auf ihre Stellung, aber sie darf weiter beschäftigt werden und auch im Angestellten-Verhältnis bleiben. Namentlich bewährte Kräfte können unter diesen Umständen dem öffentlichen Dienste erhalten bleiben.

Nun läßt sich gewiß vieles für und wider die verheiratete Lehrerin und Beamtin sagen. Sowohl die Ehe wie das Amt können theoretisch genommen eine ungeteilte Hingebung verlangen. Deshalb steht auch ein Teil der deutschen Lehrerinnen dieser Frage abwartend oder ablehnend gegenüber. Immerhin ist die große Mehrzahl der berufstätigen Frauen für den Fortfall der heutigen einschränkenden Bestimmungen und glaubt die Bedenken, die erhoben worden sind, als nicht ausschlaggebend betrachten zu können. Jedenfalls würde durch den Wegfall dieses Zwangszölibats eine große Anzahl körperlich und geistig zu Müttern geeigneter Frauen zur Bevölkerungsvermehrung herangezogen werden können. Man sollte meinen, daß bei der heutigen Strömung eine Reform im Sinne der Heiratsfreiheit, wie sie in anderen Ländern besteht, sehr nahe liegt. Wenigstens sollte nach dem

Digitized by Google

Vorbild Württembergs die fakultative Anstellung verheirateter Lehrerinnen und Beamtinnen durchgeführt werden. Wenn der Staat durch Vermehrung der weiblichen Angestellten z. B. bei der Reichspost (der man nachrechnet, daß sie durch 8000 neue Stellen für Frauen jährlich sechs Millionen spart) die Heiratsmöglichkeit des männlichen Personals einschränkt, so könnte er durch Aufhebung des Eheverbots für die ersteren einen gewissen Ausgleich schaffen. Ehen zwischen berufstätigen Männern und Frauen werden immer häufiger, auch zwischen beamteten, wo sie gestattet sind. Innerhalb des gebildeten Mittelstandes ist die Erleichterung der Heiratsmöglichkeit ja besonders wünschenswert, und es wäre Zeit und angebracht, hier einen bureaukratischen Zopf abzuschneiden, der zu den unberichtigten deutschen Eigentümlichkeiten gehört.

Der Tod des Puppenspielers

Von Hans Fromm

Ich bin allein in die Kabine zurückgekehrt. Die Andern sprangen in die Boote, die zu dem Dampfer hinüberfahren, von dem wir das Loch in die Wand gebohrt bekamen. Ich überschaute nicht alles, da unser Schiff zu groß dazu ist, fand auch nicht die Treppe gleich wieder, die zu meiner Kabine führt. Die Menschen schwemmten wie Wogen von der Mitte der Verdecke nach unseren Booten oder über das Verdeck hinunter in die des fremden Dampfers hinein. Sie sprangen auf die Köpfe derer, die schon drin saßen. Ich schaute nicht genau zu. Ich kann nicht auf ein anderes Schiff, wo mein Puppenspiel auf dem eigenen bleibt. Meine beiden Gehilfen, sehr anständige Herren, sind wohl schon drüben. Die Sängerin und Sprecherin der Frauenrollen saß abfahrtsbereit in einem Boot, das eben ins Wasser gehaspelt wurde, mitten unter Männern und Frauen. Sie ist gewandt, besitzt Stil in zierlichen Redewendungen der Puppendamen, aber Herz kann man von ihr nicht verlangen.

In dem schmalen Korridor zur Kabine rannte mir eine aufgelöste Passagierin entgegen, bemerkte mich aber nicht, sondern prallte, ohne mit der

Digitized by Google

Wimper zu zucken, einfach auf mich hin. Ich stürzte zu Boden, sie rollte neben mich, die Wange an das Parkett geschmiegt. Mich faßte eine rasende, nervöse Wut, durch die Umstände zu verzeihen. Die Augen traten mir heraus, ich weiß das. Ich hob sie aber doch auf, sie war ganz gedankenlos, blieb stehen, wo man sie hinstellte, ich mußte sie nach oben bringen und einen Bootsplatz für sie suchen. Denn das Schiff wurde von den Mannschaften ganz langsam geräumt, wie sie von einer Parade abtreten, es sank höchst allmählich, freundlich, ohne besondere Ansprüche und Schauerlichkeiten. Ich wanderte über das leere, sonntäglich weiße Deck wieder zu dem Korridor zurück. Gegen die Offiziere, die mich hätten hindern können und die noch allein herumstanden, verbarg ich mich vorsichtig hinter den Aufbauten.

Ich befinde mich an der Kiste, in der meine Puppen liegen, gleichsam noch warm von der Vorstellung vor den Passagieren gestern abend. Das bretterne Theatergehäuse, die Kulissen lehnen an der Wand. Die Zuschauer sind nun weg zu dem fremden Dampfer hinüber, der sie an ein anderes Land bringt. Die Aufgabe der Puppen und meine ist erledigt, wir werden langsam aus der Welt gestrichen.

Es ist klar, daß ich sie nun alle hervornehme und mein und ihr Wesen aufeinander wirken lasse, wie ichs früher schon oft getan hatte. Ich muß erklären, daß ich kein gewöhnlicher Puppenspieler bin, der, mit ein wenig Talent, eben in diesem Zweig sein Brot verdienen will, vielmehr bin ich ein Puppenspieler von Beruf, von Zwang, von Bestimmung. Ich kann nicht die Zusammensetzung meiner Seele aufdecken, die ich selber erst erfuhr, als ich die Gesichter der Figürchen schnitt. Ich kerbe und bekleide meine Marionetten selber. Als sich der Hanswurst unter dem Meißel entwickelte, wurde es mir klar, wie barock-humorvoll mein Inneres war; als die sanftmütige und wählerische Prinzessin dastand, merkte ich, welche schmachtenden, empfindlichen Forderungen ich an das Leben stellte; als der Dickschädel von König herauskam, wurde mir wieder wohler zu Mut, und beim Teufel setzte ich über alle Zäune der guten Gesittung. Ich habe ein sauber gestärktes Kammermädchen und einen schwarzblickenden Tod, Hofherren, deren Erdengeschäft nicht über ein fades: „O" hinausgeht, einen tapferen, strahläugigen Prinzen in weißer Seide.

Man denke sich, diese Figürchen kamen mir höchst neu, erstaunlich, ich hätte nie gedacht, sie so hervorzubringen. Jedes symbolisierte eine Eigenschaft meiner Seele. Sie muß etwas Künstliches, Gekrampftes haben, das ich bedaure. Aber ich liebe meine Würmerchen desto mehr. Ich bin mit ihnen verwachsen, der einzige Unterschied zwischen mir und ihnen besteht darin, daß sie um und um so hübsch, ich eben ein Durchschnittsmensch mit

Digitized by Google

Schwächen und Unterlassungen bin. Ich zeigte sie den Leuten, die Kenner entzückten sich und wurden meine Freunde.

Ich bestellte die hübschesten Schauspiele für sie, leider konnte mir keines genugtun. Ich mußte immer in die Gesten und zarten Reden das hineinzulegen versuchen, was die verständnislosen Dichter versäumt hatten. Es befriedigte mich nicht.

Niemand in der Welt kann dem anderen nahe kommen, ich erfuhr das auch. Mein Geist, der wohl etwas bizarrer ist als der der übrigen Leute, hätte sich gern an Menschen angeschlossen, aber es hielt ihn etwas Unerklärliches zurück. Das betäubte mich. Der eine meiner Mitarbeiter, ein flotter Kerl, der mit den Leuten hantieren konnte, und den alle gern hatten, schätzte mich. Aber wir berührten uns nicht. Die Sängerin und Sprecherin der Frauenrollen, die so geschickt im Rettungsboot saß — ich frage, ob ein Mann lange neben einem Frauenzimmer leben kann, ohne sie zu begehren. Sie erinnerte sich aber meiner nicht einmal, als es ans Flüchten ging.

Meine Puppen wurden mit der Zeit meine einzigen Brüder. Mit der Zeit, denn ich wehrte mich am Anfang vor den toten Hölzern. Das verbrennt das Hirn. Aber man richtet sich ein, ohne es gewahr zu werden, man schätzt schließlich auch das Geringere. Ob man dabei für immer verliert, lasse ich dahingestellt. Doch machen sie jetzt mein Leben aus. Ich achte sie auch sehr, sind sie nicht durch und durch vollendet, von solcher Kunst, daß man die alten deutschen und italienischen Holzschnitzer daneben stellen kann? In keinem Fäserchen sitzt ein Makel. Dazu tragen sie ja meine Seele. Man wird jetzt verstehen, daß ich mit ihnen sterben will.

Der Fußboden neigt sich etwas, ich sehe daraus, wir sind auf der Seite des Schiffes, die zuletzt untertauchen wird. Das Schiff ist still wie am Feiertag, in einer entfernten Kabine singt ein zurückgelassener Kanarienvogel. Nur in meinem Zimmer herrscht noch solch ein eigenbrödeliges Menschenleben. Ich beschwichtige die Nerven, ich muß meinen Puppen Adieu sagen.

Ich hebe die Prinzessin heraus, sie liegt ihrer Zartheit wegen zu oberst. Ich lasse sie an den Fäden stehen, oder nehme sie in die Hand, das Gesicht zu beschauen. Ich nenne sie Adelgunde. Ich bitte, nicht zu lachen, ich bin nicht literarisch gebildet. Innig sage ich: „Adelgunde". Sie geht über meinen Tisch, großäugig, mit überlangem Oberkörper, agiert ein wenig, nimmt unter zarten, graziösen Bewegungen Abschied von der Luft und den Wänden. Ihre Art, durch die rechte Hand die Deklamation zu unterstützen, unterwarf ihr jedesmal die Bewunderung der Zuschauer. Sie ist die Verkörperung einer Sehnsucht, an das menschliche Vorbild mag ich gar nicht

Digitized by Google

denken. Ich reihe sie an den Galgen, woran die nicht beschäftigten Puppen zu hängen haben.

Zweitens, Hanswurst. Er darf nicht rührselig sein, macht keine Miene, Adieu zu winken. Pumpst umher, ödet dies und jenes Ding an, worauf er stößt, lacht ungebändigt, redet laut und gerne. Kann nicht genug daran bekommen. Er muß alle Winkel der kleinen Kabine aussuchen, ich ärgere mich fast über die Albernheit der Witze. „Ha, nun an den Galgen", schreit er, und fliegt mit einem Schwung neben die Prinzessin.

Er erschütterte mich sehr, ich lache, obwohl mich das Lachen schmerzt. Weiter, weiter, den König.

Der König stöckelt auf dem Tisch herum, bewegt den Kopf auf und nieder. Wohl, aber er interessiert mich weniger. Es ging fast nicht schnell genug, ihn aufzuhängen.

Der Prinz und der Hofmann. Ich hatte einst einen jungen Menschen zum Bekannten, den ich liebte, zum Freund wünschte, der aber nicht auf mich eingehen wollte. Aus ihm wuchs der Prinz. Zu seinen Ehren lasse ich den Prinzen auf und ab gehen.

Der Hofmann .... ein Unsinn, sich mit Holzklötzchen abzugeben, solange man stirbt. Angehängt, zur Tür hinaus auf ein Verdeck. Rings das Wasser leer. Das Schiff noch lange nicht am Untergehen. Allerdings, auf der anderen Seite, wo es überliegt, dort, gegenüber, schwimmt noch der fremde Dampfer. Soll ich Zeichen geben? Leben? Meine Bekannten würden jubeln, wie man bei allen Geretteten jubelt. Neue Puppen schnitzen? Unmöglich, ich bin zu alt. Ich fühle, die Vergangenheit hält mich zurück. Was ich im ersten Instinkt tat, war das Richtige. Die Puppen haben mich gefesselt. Warum schenkte ich ihnen meine Seele, ein alter Mann muß bei den Seinigen bleiben. Wieder hinab, ich bins zufrieden. Uebrigens kann sich das Schiff noch zwei Stunden halten.

Ich finde den Teufel noch in der Kiste, meinen Triumph über die Engigkeit der Welt. Ich kann sagen, er verspottet alles, was damit protzt, schön, heilig, rein, maßgebend zu sein. Er ist nicht ironisch, dazu hat er zu viel Gemüt, aber er verachtet das Anspruchsvolle. Sein sorgloser, ungebundener toller Gesichtsausdruck ist mein Meisterstück. Er benahm den meisten Künstlern den Atem, ärgerte sie sogar. Sie wußten sich damit verworfen. Nur zwei oder drei guten alten Vätern und wenigen Jungen brachte er Gefallen. Er ist wie ein Gott über den Machwerken.

Die Bewegungen der Arme und Beine sind stampfend, täppisch, als wollten sie das schlaue Antlitz verbergen. Das halte ich für höchst gelungen.

Digitized by Google

Es ist schade, daß er ertrinkt. Der einzige Schaden unter mir und meinen Erzeugnissen. Ich hänge ihn zu den anderen. Was soll ich treiben, bis das Wasser über mir zusammenschlägt? Ich darf die Nerven nicht aus der Hand geben, ich darf nicht uferlos verzweifeln, das wäre mir entsetzlich. Obgleich ich schon etwas spüre. Ich fürchte den Tod nicht, nicht im Geringsten, das wird man mir, dem weichmütigen und bizarren Puppenspieler glauben. Wem das Leben künstlich geworden ist, ist der Tod etwas Trockenes, ohne schaurige oder grausenhafte Beiklänge. Nur die Nerven, die eben trotzdem hingerissen werden.

Ich will mich mit den Puppen unterhalten, ich baue mir das Bühnenhaus auf, dessen Teile um mich an den Wänden lehnen, lasse meine Kinderchen noch einmal tanzen. Nur solange, bis das Schiff versinkt, ein Zeitvertreib, keine Gefühlsduselei. Ich kann dann zugleich in den Sielen sterben, wie man, glaube ich, sagt.

Na, na, die Haken wollen nicht in die Oesen. Die Hauptschraube zwischen dem Vorderteil und der rechten Seitenwand fehlt, der schlampige Aufwärter. Viel schadet's ja nicht mehr. Ich spiele noch wie's geht. Ich bin so ungeduldig. Müssen denn, zum Donnerwetter, die Kulissen sich nicht einschieben lassen? Zum Donnerwetter, ich schmeiße den Kram hin. Ich wüte, werde kraftlos. Ich kann nicht mehr. Mir ist zum Heulen zu Mut. Die Nerven dürfen mich aber nicht so unterkriegen. Ich besitze so ein schönes Schauspiel, das einzige, das mir gefällt, von der Prinzessin und dem Tod. Er holt sie aus ihrem Blumengarten, trotzdem der Vater und der ganze Hof für sie bittet. Ein kurzer Akt, recht für mich.

Ich bereite mich, zu spielen. Das Theater ist so gerichtet, daß das Licht des einzigen Kabinenfensters durch die Bühnenöffnung streicht. Uebrigens steht es auf dem Boden. Die farbige Beleuchtung fehlt, ich denke sie mir. Die Sprecherin der Frauenrollen ist fort, ich werde die Reden der Prinzessin zart und hell aufsagen. Für mich ist's genug, es sitzt kein Publikum davor.

Die Hände zittern. Zum Teufel, Mann, beherrsche dich. Es gilt jetzt nicht nur Zeit verjagen, auch anständiger Tod. Ein drolliges Heldentum, jeder macht's aber, wie er's kann. Ich habe zufällig die Marionettenfäden zwischen den Fingern, ich muß jetzt sehen, daß sie nicht schwanken.

Sind die Verse schön, die Art, die Personen auftreten, denken, reden zu lassen. Meine Todfigur ist nur schauerlich, ohne besonderen Charakter, aber sehr stilvoll in der Handlung. Der ganze Hof ist um ihn geschart, bittend für die Prinzessin, die in den Armen des Königs liegt. Ich kann natürlich höchstens zwei Personen zugleich bewegen, die anderen setze ich auf Stühle

Digitized by Google

und berausche mich an den Worten, die sie sagen. Der Tod weist alle Einreden ab, er will....

Hallo, was wird der Fußboden schief. Plötzliches Gerumpel durch das ganze Schiff, Getöse. Hört's denn nicht auf, ich schlittere ungehalten gegen die Türwand, die Püppchen stürzen rasselnd zusammen. Das Schiff kippt. Ach.... nein, es hält an, der Boden erhebt sich wieder. Das Wasser rauscht an den Wänden. Die Bewegung ebbt ab, Ruhe. Aber eine verstärkte Neigung bleibt doch zurück. Ich kann nicht anders, ich muß noch einmal hinauf.

Ach, wie sehr sind wir gesunken. Es schlägt mich wie ein Donner. Auf der Seite, wo das Schiff überhängt, reicht das Wasser bis zum Promenadendeck, man kann den Arm hineintauchen. Und steigt sichtlich. Ueber den Kabinenfenstern in gleichen Abständen drehen sich Wirbel. Sie gurgeln. Der fremde Dampfer ist verschwunden.

Ich ertrinke, Hilfe. Ist niemand im Schiff? Im Meer unterzugehen, wo man nichts mehr unter den Füßen hat, man sinkt, erstickt.....

Ich muß mannhaft sein. So fern von mir, ja, da steht ein Puppenspiel, worauf ich zu Tode spielen wollte. Ich soll unter Deck hinunter, wo vielleicht schon Wasser ist, wo man jedenfalls erstickt....

Ich will. Bin ich nicht der Puppenspieler, dem der Tod ein trockenes Ding ist, kein grausenhaftes? Ich vergebe mir nichts, ich, der knappe, feine Mann. Die Standesehre hält zuletzt noch, die Künstlerehre, wenn's gesagt sein soll.

In der Kabine. Ich werde den Schluß des Stückes langsam, mit voller Betonung und Herausarbeitung sämtlicher Forderungen und Feinheiten zu Ende führen. Die Puppen liegen, ich setze sie auf die Stühle. Die bebende Hand gilt nicht, denn ich vollziehe trotz ihr alles, was notwendig ist. Sie schlägt um mehrere Zentimeter hin und her, der Tod steht aber doch, hebt den Arm, agiert. Manchmal knickt er zusammen oder fährt von seinem Standort mitten unter die Puppen, doch hält er sich durch bis zum Ausgang. Die Prinzessin redet. Ich lalle die Worte, lasse viele Sätze aus, sage die Worte nur halb, etwa „bung" statt „Vergebung". Der Kopf brennt. Die Prinzessin ist zu Ende. Der Hof soll ein Abschiedswort aussprechen, der Tod eine Schlußtendenz. Auch dieses....

Die Tür geht auf. Gluck, gluck, das Wasser, ein grauer Strom. Ich will weiterspielen, Ehrenwort. Die dumpfe Luft, unbehaglich. Ich muß Rat schaffen.

Was sehe ich vor dem Spiegel so sonderbar aus, mein runder Kopf, die schwarzen, glattgeölten Haare — gefärbt, ich gesteh's — der durchgezogene

Digitized by Google

Scheitel? Ich halte auf sorgfältiges Aeußere, bin aus guter Familie. Wie komme ich dazu, Puppenspieler zu sein, der ich doch einen anständigen Beruf ergreifen sollte? Ich wollte ein Lebensmensch werden, kein Gaukler....

Aber jetzt.... ich gesteh's, lebt wohl, das Wasser geht mir über die Knöchel, ich hocke mich auf den Tisch, meine Zähne knirschen, jetzt entfahren mir doch die Nerven.... bitte, nichts für ungut.

Traum und Kunst

Von Robert Lewin

Jedes Werk der Kunst stellt uns vor ein Seelenganzes. Hier ist das Unteilbare, die Monas, sinnfällig geworden. Und es stellt sich uns dar wie ein organisches Gebilde. Dem kann man die Teile nehmen, in seiner Ganzheit bleibt es bestehen, — für den analysierenden Verstand eine unbegreifliche Erscheinung. Denn mit der Analyse gelangen wir wirklich nur zu Teilen. Im Erleben aber wird uns auch das Teilchen zur unverletzbaren Einheit. Darin liegt das Wesen der Kunst, daß in jedem ihrer Gebilde der Sinn des Kosmos offenbar wird. Alles in allem. Das Sein ist wohl in Teilchen denkbar. Wir verlieren uns aber in das Chaotische, wenn wir nicht im Teilchen das Abbild des Kosmos schauen. Hier ist uns ein Weg gewiesen, der bloß verstandesmäßigen Kunstbetrachtung zu entfliehen. Und ein Maß bietet sich uns dar, über alle Divergenz der Intellekte hinaus Normen zu gewinnen; Normen, die uns sagen lassen: Ecce artifex!

Was der Künstler uns sinnfällig macht ist seine Welt, sein Erleben und — noch ein Ueberpersönliches. Aus seiner inneren und äußeren Erfahrungswelt gebiert sich sein Seelenganzes. Doch wenn es Ereignis wird, ist es uns Gleichnis. Stets ruht im Werk über alle Sinne hinaus eine Ueberwelt, ein Mehr als Natur. Das Organische, wie es der analytische Verstand wahrnimmt, ist überboten. Waren dort nämlich die Teile zusammengehalten von der analytischen Fiktion des Kausalgesetzes, so ist im Kunstwerk die Beziehung von Ursache und Wirkung überwunden. Die Kausalität hat hier keinen Sinn. Sie ist ja nur das ängstliche Mühen des Wissenschaftlers, die disparaten Teile vor sinnloser Zufallsverknüpfung zu schützen. Der Künstler aber braucht den Zufall nicht zu scheuen und bedarf nicht mühevoller Verknüpfung des Gesonderten. Ihm ist ein besonderer Intellekt gegeben, eine Art der Anschauung, die vielleicht schon in seinen begnadeten

Digitized by Google

Sinnen ihre Bedingung hat. Simmel nennt diese Fähigkeit: sensuelle Abstraktion. Der Künstler vermag die sinnliche Welt aus den Dimensionen des kausal Verknüpften zu lösen und in jene Sphären zu rücken, aus denen sie ihren Ursprung nahm. Was wir dann schauen ist Neuschöpfung; zu einer besonderen Art Andacht zwingt es uns, zu einer τα'σησις. Denn wir erleben hier die Erlösung vom Kausalen.

Dies führt uns an einen Scheideweg. Man entschließe sich, alles Sein als kausal bedingt zu erkennen und auch die Kunst in diesen Bereich zu ziehen. Damit verliert die Kunst aber alle Besonderheit, sie wird zum Gegenstand der Analyse. Entscheidet man sich aber für eine transkausale Welt, so erlebt man das Kunstwerk, mag auch der Boden unter den Füßen schwanken. Denn unser gemeiner Verstand ist nun einmal mit allen Sachen und Ursachen fest verwurzelt. Es kostet Ueberwindung, aus der Verstrickung herauszukommen. Unser Menschen- und Erdgefüge ist eisern verklammert und verzwickelt mit den Ursächelchen. Selbst Irrsinn und Dummheit reiten auf dem stolzen Roß: Kausalgesetz einher. Darum aber haben Menschen seit Alters nach Erlösung von allem ursächlichen Zusammenhange gelechzt.

Oft webt der Traum ein Phantasma von solcher Erlösung. Befreit von aller Schwere sehen wir die Dinge ihre Beziehungen verrücken. Zuweilen breitet sich vor uns die Landschaft unserer erfüllten Wünsche. Häufiger aber wirft die Laterna magica des Traumlebens Bilder bizarrer Verknüpfungen oder läßt uns in Abgründe von Schrecknissen blicken. Erlösend aber wirkt der Traum nie. War er lusterfüllt, so hinterläßt er bestenfalls kuriose Verwunderung; war er schreckhaft, so verbleiben Schweißtropfen auf der Stirn. Selten nur erleben wir im Traum ein Bild von der Reinheit eines künstlerisch Geschauten. Ein Einfall des Tages kann im Traume zu größerer Bestimmtheit verdichtet werden und dem Künstler einen Weg zeigen. Oder aus der Tiefe können Gebilde auftauchen, die dem Künstler neu erscheinen. Doch dies sind wenig bedeutsame Vorfälle im Künstlerdasein. Der Künstler braucht das „Unterbewußte" nicht als Schatzgrube der Inspiration. Sein Wirken ist tiefste Bewußtheit, schärfster Intellekt, reinste Anschauung. Aus dem Traume ist also kaum ein künstlerischer Gewinn zu ziehen. Denn er führt uns nicht in ein überkausales Erleben. Was der Verstand doch haarscharf als kausale Welt entwerfen kann, wird im Traume konfundiert. Die ursächlichen Zusammenhänge werden nicht überwunden, sondern verschoben bis zum Bizarren.

Mag man im Traume eine geheime, unterbewußte Verknüpfung erblicken. Mag man immerhin zeigen, wie gewisse Seeleninhalte, die nicht im Bewußt-

Digitized by Google

sein auftauchen, im Traume eine Umdeutung erfahren, oder wie Wünsche symbolisch zur Erfüllung werden. Mag man solche Deutung des Traumes zu einem System erheben und für die Psychiatrie Gewinn daraus suchen. Für das künstlerische Erleben ist die Traumdeutung fruchtlos. Freud und seine Schüler haben daraus ein System gemacht, dem sie universelle Bedeutung zuschreiben. Ja, man ist daran, das künstlerische Schaffen überhaupt aus dem Traumleben heraus zu erschließen. Aber die psycho-analytische Schule richtet sich mit ihrem eigenen Verfahren. Sie unterstellt die Traumvorgänge dem gleichen Kausalitätsprinzip, wie es in der verstandesgemäß erfaßten Welt wirksam ist. Es soll ein besonderer seelischer Mechanismus obwalten, der mittels einer eigenen Technik, der Psychoanalyse, aufgedeckt, wird. Selbst die grotesken Traumbilder, und gerade diese, werden auf solche Weise rationell geklärt. Die Assoziationspsychologie ist wohl das Fundament der psychoanalytischen Schule.

Wenn aber wirklich die Traumvorgänge assoziativ verlaufen, so haben sie gerade darum nichts mit der Kunst zu schaffen. Der Künstler schafft nicht assoziativ, sondern spontan. Es mag ja interessieren, einen bizarren Traum auf seine Affektgrundlage hin zu analysieren. Ein grotesker Rebus ist aber kein Kunstgebilde. Der Scharfsinn des Psychologen mag dem Rätselspiele gewachsen sein, vor den Erscheinungen der Kunst versagt die Psychologie. Sie verfolgt ja elementare Seeleninhalte auf ihren Spuren, ist nichts als Funktionenlehre. Aber das Anschauen der Seele ist nicht möglich durch Analyse, oder gar experimentelle Spielerei. Hüten wir uns vor einer psychologischen Wertung der Kunstgebilde. Denn jedes Werk ist ein Seelenganzes, dessen Teile nicht erschlossen zu werden brauchen. Es ist ein Weltbild, in sich seiend. L'art pour l'art — das oft mißbrauchte Wort — vor jeder Erscheinung der Kunst hat es immer wieder seine ursprüngliche Gültigkeit.

Ein Künstler mag symbolistisch schaffen. Die Sinnfälligkeit mag nicht ausreichen, um ein Erleben zu erschöpfen. Doch das Symbol muß Gleichnis bleiben, künstlerisches Gleichnis einer überkausalen Welt. Ist es aber nur Verkleidung einer geheimen Idee, so bleibt es Geheimnistuerei oder ist groteske Eigenart, wird aber nie Kunst. So aber entstehen im Traume die Symbole, sprunghaft, launenhaft, meinethalben aus versteckten Wünschen, aus geheimen Aengsten. Mag sich im Traume ein gefährlicher Wunsch erfüllen. Was hier nie Ereignis wird ist die Synthese. Wer dem Traume kreatives Vermögen zuschreibt, verkennt das Wesen der Kunst. Die bedeutenden Männer haben ja meist banale Träume, während Dutzendmenschen oft phantastisch-schön träumen. Dieses Zugeständnis finden wir in Stekels

Digitized by Google

Buch: Die Träume der Dichter. Stekel meint aber, der Dichter brauche nicht zu träumen, sein Schaffen sei schon ein Wachträumen. Der Neurotiker aber sei ein geheimer Dichter in seinen wirklichen Träumen. Dann brauchte man wohl nur die Träume der Neurotiker zu sammeln, um einen Schatz von Dichtungen auszugraben! Und wirklich finden wir bei Stekel die ungeheuerliche Behauptung, jeder Neurotiker dichte, Neurose sei überhaupt latente Dichtung und umgekehrt sei jeder Dichter ein Neurotiker. Mit dieser Erkenntnis arbeitet auch die psychoanalytische Schule. Traum und Dichtung, Neurose und Hysterie, Mythos und Libido sollen eine Identität bilden.

Es ist nicht neu, daß man den Künstler zum Neurotiker stempelt. Mit der Traumdeutung will man den alten Gedanken besser fundieren. Die Daten der Kriminalanthropologie und der Psychiatrie sollen Wertmesser für die Kunst bilden. Wie begreifen wir nur diese — Kühnheit?! Nun, wir begegnen hier den Männern der psychologischen Analyse, den Männern mit dem Drang, nach Befriedigung des Kausalitätsprinzips. Das Außerordentliche der Kunst wollen sie auch in ein Rationale zwängen. Es ist den Psychoanalytikern schon Routine, jedes Kunstgebilde in solcher Richtung auszubeuten. Der Psychoanalytiker ist befangen in seiner Ueberzeugung von der mechanischen Gesetzmäßigkeit aller Seelenvorgänge. Er empfindet darum nicht, daß Verbrechen und Psychose nichts mit der Kunst gemein haben, daß sie das gerade Gegenteil der Kunst sind. Die Verbrechen und Psychosen bieten uns nicht einmal einen Blick in die Welt des Bösen. Das ist ja der unsägliche Irrtum, daß man das Prinzip des Bösen mit dem konfusen Handeln anthropologisch merkwürdiger Individuen identifiziert. Ein Verbrecher ist so wenig böse als er Künstler ist. Verbrechen und Psychose entstammen einer Desorganisation, einer Herrschaft untergeordneter Elemente, in denen das Abbild des Kosmos getrübt erscheint. Das Böse aber hat seinen Ursprung in der Sphäre eines tragischen Zwiespalts im Sein. Ein Mensch ist nicht Künstler, weil er verbrecherisch oder neurotisch ist. Ein Künstler kann neurotisch sein. Er ist aber Künstler trotz der Neurose. Ein Neurotiker aber ist niemals Künstler, weil er neurotisch ist. Gestehen wir zu, der Traum sei eine Art Neurose. Nie aber ist er Dichtung, nie ist er ein Kunstgebilde.

Gerade mit der Identifizierung von Traum und Dichtung tat Stekel einen Mißgriff. Dem Dichter ist in der Sprache ein fragwürdiges, oft beschwerliches Instrument gegeben. Die Möglichkeit einer Neuformung ist begrenzt. Die innere Welt ist oft viel zu reich für die kleine Ausdrucksskala. Darum sind es selten die guten Dichter, welche viel dichten. Das Schaffen wird oft zum qualvollen Ringen nach Ausdruck. Zudem ist der meta-

Digitized by Google

phorische Charakter der Sprache eine Gefahr. Die Reinheit des künstlerischen Schauens wird durch die Sprache oft getrübt. Freilich, rechnet man die vielen unerschöpflichen Fabulierer zu den Künstlern, so ist es ein Leichtes, Beziehungen zum Traume zu finden. Hier sind gar keine Grenzen zu ziehen. Aber es ist noch nicht Kunst, wenn einer im Schlafe oder im Wachen träumt und geschickt ein paar hundert Novellen zusammenschreibt. Auch der Dichter muß gestalten; es genügt nicht, daß er einen Traum erwische. Homer hat nicht geträumt, sondern gedichtet.

Ein anderer Mißgriff ist es, wenn Stekel die Träume Hebbels als Hauptbeweisstück anführt. Dieser Dichter beweist uns mit seinem Werk, mit seinen vielen Träumen und seinen eigenen Aufzeichnungen über Träume, wie wenig Traum und Kunst zusammenhängen. Wenn man Kleist an Shakespeare messen will, so wird das „Inkommensurable" dieser Größen klar. Mit Hebbel können wir solche Schätzung wagen; und wir verstehen dann, warum das Werk Hebbels uns schwer bedrückt. Es atmet Unfreiheit. Seine psychologistische Durchdringung der dramatischen Probleme ist interessant, erhöht aber nicht den Wert seiner Werke. Ihm mangelte die Erdenkindlichkeit eines Shakespeare. Er war so kleinmütig wie die Menschen, die sich von enger Dürftigkeit beugen lassen. Er verlor sich in das sonnenverlassene Labyrinth bürgerlicher Verwicklungen. Alle einzelnen Bedrängnisse wurden ihm zu Gespenstern und diese wuchsen sich aus zu Problemen. Es ist möglich, daß er ein Vorläufer der Psychoanalytiker war. Darum aber wird unser Mißtrauen wach gegen die dramatische Sophistik Hebbels. Dieser Kronzeuge also hilft nicht, die Identität von Traum und Kunst zu beweisen.

Kunst und Traum sind einander fremde Welten. An die Erfassung eines Kunstwerks dürfen wir nicht herangehen wie an die „Deutung eines Traumes". Der Traum mag psychoanalysiert werden, seine geheimnisvollen Symbole mögen entwirrt werden. Zu einem künstlerischen Ganzen läßt sich nicht einen, was schon in seinen Elementen kunstwidrig ist. Die Kunst ist nicht Geheimnisschreiberei; es gibt hier keine Gelegenheit, mit psychologischer Finesse Runen zu entziffern. Ja, ein Kunstwerk verliert in demselben Maße an Wert, als seine einzelnen Teile einen selbständigen symbolischen Wert verraten. Denn in solcher Art der Symbolisierung verrät sich analytische Arbeit, künstlerisches Unvermögen. Wer aber das Ganze zerpflückt und in den Elementen nach Schätzen gräbt, der verrät sein Unvermögen, mit der Spontanität des Gefühls die Einheit eines Kunstgebildes zu erfassen.

Digitized by Google

Lenz

Von Arthur Babilotte

I.

Nun will der Lenz sich schüchtern zeigen.
Die Wälder stehen noch im großen Schweigen.
Jedoch auf weite Felder hin braust Sturmgejag
Die halbe Nacht, den ganzen Tag.

Auf einer Lämmerwolke sitzen Englein zwei,
Spielen auf rosenroten Geigen
Hinein in das schwarze Wälderschweigen
Gar süße Liebesmelodei.

Wacht auf, Mensch, Tier und Ding!
Wacht auf! Und du, schwing! kling! sing!
Du stimmbegabte Kreatur!

Es ist vorbei die Schlafenszeit:
Nun wandert wieder, eng zu zweit,
Viel Liebe über schüchtern grünes Feld,
Nun trommelt wieder mancher Held
Tatfroh Marschweisen seines hohen Muts,
Nun ist von Strömen Bluts
Allwieder fein viel Pochen:
Euch allen ist das Heil versprochen!

Nun komme, wer da kommen mag
Und ziehe hin mit mir in Glast und Tag.
Nun komme, wer die Hände
Als gar süßweiche Spende
In meine fügen will:
Ganz glückberauscht und still
Soll unser Pilgern sein.
Nun sind wir wieder jung und rein,
Geglättet sind der Seele Falten,
Dieweil wir lieb uns bei den Händen halten

Digitized by Google

II.

Stumm brütete die Nacht,
Ein schwarzer grausiger Schacht,
In den viel helle Wünsche versanken.

Meine Lungen tranken
Die schmeichellinde Luft. Ich lachte.
Ein Sternenheer wachte.

Ich ging an deiner Seite,
Mir war: ich ging in endlose Weite.
Ich fühlte deine Wärme und dein Verlangen:
Wie süß ist sich der Weg gegangen.

Ich wußte: Vielleicht denkst du eben mitleidsvoll:
Der Mensch! Der Mensch! ist der denn toll?!
Und doch, und doch:
Horch gut: poch! poch!
Sagt lebensklug und anschmiegsam,
Draus alle deine Güte kam,
Dein Herzelein, dein reges, reges Herzelein!
Und doch, und doch,
O! sag nicht nein!
Und doch, und doch:
Weißt du es noch:
Vor Zeiten schon, vor langen Zeiten
Mußt dein Herz sich für mein Herz bereiten;
Vor Zeiten schon war es bestimmt,
Daß eines lachend Besitz vom andern nimmt.

So wollen wir denn pilgern in die Nacht,
Bedacht
Mit allen Kostbarkeiten,
Die nur die Liebe mag bereiten.
So wollen wir denn Hand in Hand
Erkunden dieses helle, dieses dunkle Frühlingsland.

Digitized by Google

Ein ungarisches Kulturbild.

Es ereignen sich manchmal Dinge in der Welt, an denen man nicht mit niedergeschlagenen Augen vorübergehen soll. Weil die Korruptionserscheinungen sich häufen und wir der Ueberzeugung sind, daß überall gestohlen wird, ist es Sitte geworden, sich über einzelne dieser Erscheinungen nicht mehr zu entrüsten. Mit einem „Ahan!" gleitet man in der Regel über sie hinweg. Wer wird so geschmacklos sein, sich dabei aufzuhalten!

Nun, manchmal erscheint mir das doch nötig zu sein.

Nehmen wir zum Beispiel den Spielbankskandal, der seit einem Jahr das öffentliche Leben Ungarns beschäftigt. Wer kennt ihn in seiner ganzen sozialen Bedeutung? Schonen wir alle kompromittierten Personen, umgehen wir alle Namen, halten wir uns bloß an die Sache.

Zwischen Ofen und Pest liegt eine reizende Donauinsel, die seit vielen Jahren ein Ausflugsziel der besten ungarischen Gesellschaft ist und die kein Fremder, der in der Hauptstadt weilt, unbesucht läßt. Sie wurde in eine entzückende Parkanlage umgewandelt, Kaffeehäuser und Restaurants mit Zigeunermusik haben sich da aufgetan und es gibt nichts Berauschenderes, als an einem milden Frühlings- oder Sommertag auf der Margaretheninsel den Spuren schöner Frauen zu folgen und ein wenig zu flirten.

Einer ungenannten Gesellschaft von lüsternen Bankhaltern scheint dieses Dorado besonders gefallen zu haben und sie beschloß, die Insel der heiligen Margaretha einer höheren Bestimmung zuzuführen. Da sollte ein kleines Monte Carlo erstehen, eine Spielbank. In keinem Lande hat der Spielteufel je einen fetteren Weideboden gefunden als in Ungarn und wenn man sich auch offiziell gegen das Glückspiel ausspricht, weil das die europäische Moral fordert, so nimmt es doch niemand ernst. Jedermann in Ungarn weiß, daß Jedermann ein Spieler ist. Und da sollte sich der heuchlerischen öffentlichen Moral kein Schnippchen schlagen lassen? Da sollte es unmöglich sein, eine staatlich konzessionierte Spielbank in Ungarn durchzusetzen?

Die Unternehmer, die ihre Leute kannten, traten zusammen und erwogen den Fall. Sie hatten ihre Fühler ausgestreckt und fanden die Wege gangbar. Wenn man diese Wege mit zwei bis drei Millionen Bestechungsgeldern pflasterte, führten sie vielleicht bis zum Ziel. Und man war bereit, diese zwei bis drei Millionen zu opfern.

Zuerst war die Mehrheit des Reichstages, auf die die Regierung sich stützte, zu gewinnen. Der Gedanke, zwei- bis dreihundert Abgeordnete zu kaufen, hat etwas Teufliſches. Wie wäre so etwas möglich? Der Finanzminister, an den man sich gewendet hatte, kannte die Form. „Wir haben eine Parteikasse", sagte er, „aus der die Wahlkosten für jene Mitglieder bestritten werden, die nicht in der Lage sind, selber dafür aufzukommen, deren Gefolgschaft wir aber nicht entbehren können. Zahlen Sie in diese Kasse vorerst einmal anderthalb Millionen ein." Und der Betrag wurde eingezahlt, damit die ganze Regierungspartei verstumme und sich jeder Gegnerschaft zu der geplanten Spielbank entfalte.

Und nun begann die heimliche und offene Bearbeitung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Projektes, in zahlreichen Blättern Ungarns, Oesterreichs und des Auslandes tauch-

Digitized by Google

ten immer wieder freundliche Notizen auf, die den Boden bereiten und die Vorteile beleuchten sollten, die eine Spielbank der Stadt Budapest brächte. Die Minister schienen wohlwollend gesinnt und zahlreiche andere Hände waren geschäftig bemüht um die gute Sache. Die Opposition des Reichstags aber, die ja auch aus Leuten bestand, die ein gutes Jeu nie verschmäht hatten, ließ den Dingen ihren Lauf. Da kam ein plötzlicher Ministerwechsel und die Welle hob jenen Finanzminister, der die Parteikasse so redlich füllte, an die Spitze des neuen Ministeriums empor. Graf Tisza aber wurde der Präsident des Reichstags und er warf als solcher, im Einvernehmen mit der Regierung, die langjährige Obstruktion der Koschuthleute nieder. Diese schäumten vor Wut, gleichwohl ließen sie sich Monate lang Zeit in moralische Entrüstung auszubrechen gegen einen Ministerpräsidenten, der sie „von seiner nur durch Bestechungsgelder zusammengehaltenen Mehrheit" niederstimmen ließ. Endlich kam es zu einem Prozeß, den die Regierung in seinem ersten Stadium derart drosseln ließ, daß nichts dabei herauskam, der aber zuletzt den Ministerpräsidenten unter heillosen Skandalen von seinem Stuhle warf. Aber der Erzfeind der Opposition, Graf Tisza, setzte sich jetzt auf diesen Stuhl, denn er war unbeschädigt geblieben.

Das Alles begrub den weit vorgeschrittenen Plan einer Spielbank, die Konzession war nicht mehr zu haben, und die Gründer schrieen jetzt laut nach ihrem vielen Gelde. Sie drohten mit neuen Enthüllungen, mit namenlosen Skandalen. Und Graf Tisza, der neue Ministerpräsident, ordnete an, die erhaltenen anderthalb Millionen von der Regierung (!) zurückzuzahlen.

Das geschah. Aber die Sache kam damit nicht zur Ruhe, sie schien noch voller Geheimnisse und Sprengstoffe zu sein. Man hatte im Prozeß erfahren, daß ein ehemaliger Minister, der eine große Hoffnung des Landes gewesen, 350 000 Kronen in Empfang nahm für seine Dienste, seine vielen Wege zu Gunsten der Spielbank. Er schrie auf: „Ich habe diese Summe verwendet und verrechnet!" Es blieb aber die Frage offen: „Wie verwendet? Wozu?" Und man nannte auch andere Namen und die Zeitungen gaben sich immer wieder her zu neuen Anwürfen. Da ließ Graf Tisza den Gegenstand neuerlich untersuchen und erstattete dann selber den Bericht. Der ehemalige Minister und Abgeordnete habe die 350 000 Kronen richtig erhalten, was er damit gemacht habe, sei unbekannt. Ein anderer gräflicher Abgeordneter hatte 50 000 Kronen genommen, ein dritter ebenfalls 50 000 Kronen. Der Baurat, in dessen Händen die Begutachtung des auf der Margaretheninsel aufzuführenden Kasinos lag, nahm selber nichts, aber seine Verwandten hatten sich reichlich zu mästen gesucht. Und die Presse? Sie hatte über eine halbe Million erhalten! Die Budapester Zeitungen hatten den Betrag von 280 000 Kronen genommen, die Wiener und die auswärtigen Zeitungen 176 000 Kronen.

An ungenannte Budapester Journalisten aber seien persönlich 39 000 Kronen verteilt worden und darunter figuriert ein Bursche, der sich seinen moralischen Bedenken gegen die Errichtung von Spielbanken um ein Trinkgeld von dreißig Kronen abkaufen ließ.

Die anständigen Zeitungen, die an der Sache unbeteiligt sind, haben sich sogleich verwahrt; die beteiligten Blät-

Digitized by Google

ter stellten ihr Verhältnis zu dem Unternehmen als ein rein geschäftliches dar, obwohl sie ihm den redaktionellen Teil zur Verfügung gestellt hatten; die ungenannten Empfänger der 39 000 Kronen aber werden sich hüten, ein Wort zu sagen. Sie bleiben im Dunkel und im Dunkel bleibt vorläufig auch die Verwendung der Summe von 350 000 Kronen durch den ehemaligen Minister. Er erklärt mit allem Nachdruck, daß er dieses Geld „für politische Zwecke" verwendet habe; für politische Zwecke? Diese Erklärung verwirrt die Lage neuerlich. Und es scheint, daß ein zweiter Prozeß auch diesem Herrn die Zunge endlich lösen wird.

Fassen wir die Tatsachen zusammen und stellen wir sine ira et studio fest, was heute in Ungarn möglich ist: Eine ungenannte Bande von Croupiers will eine Spielbank gründen zur Ausplünderung des großen Publikums und es gelingt ihr mit einem Aufwand von etwas mehr als zwei Millionen Bestechungsgeldern ihren Zielen ganz nahe zu kommen. Mit einem einzigen Schachzug bringt sie die Mehrheit des ungarischen Reichstages, deren Wiederwahl ohne Korruptionsgelder fraglich ist, auf ihre Seite. Man bedient sich aktiver und nichtaktiver Minister, man besticht gräfliche, freiherrliche und bürgerliche Abgeordnete einzeln, man besticht einflußreiche oder bösartige Budapester Journalisten mit Honoraren oder persönlichen Schweiggeldern und macht eine große Anzahl vielgelesener Blätter mundtot durch Pauschalbeträge für die kritiklose redaktionelle Aufnahme all der Mitteilungen, die man an die Oeffentlichkeit zu richten hat. Spielend gelingt es ein paar Hyänen, das öffentliche Leben des ganzen Landes zu vergiften und alle Menschen zu korrumpieren, die ihrem Vorhaben im Wege sein könnten.

Nein, man soll an einer solchen sozialen Erscheinung nicht mit niedergeschlagenen Augen vorübergehen, man soll ihr fest ins Gesicht sehen. Das alles ist geschehen, das ist buchstäblich wahr und der Ministerpräsident Ungarns hat es nicht einmal, er hat es dreimal verkündet.

Adam Müller-Guttenbrunn

Anatole France

(geb. 16. April 1844)

Der alte Löwe weiß, was in Frankreich heute auf dem Spiel steht; die Witterung der Gefahr gibt ihm die Kampflust der Jugend wieder. Er steht im Angriff gegen den berühmten „neuen Geist", der nichts anderes ist als der alte böse Feind, der immer erneuert wird, wenn es mit Frankreich gelegentlich etwas bergab geht. Diese Gesellschaft um Barrès und Barthou hat eine verdächtige Aehnlichkeit mit Direktorium und Restauration, mit Guizot und Cavaignac, mit Mac Mahon und Boulanger. Anatole France, bis zur Dreyfuszeit ein tändelnder Ironiker, erkannte plötzlich, daß es höchster Kraft bedürfe, die Mächte der Finsternis zurückzuwerfen; mit Ungestüm stürzte er sich in das Getümmel der Geisterschlacht. Der Skeptiker und Dilettant, der Apostel grenzenloser Duldsamkeit ließ sich zu leidenschaftlicher Parteinahme hinreißen. Heute lächelt der Siebenzigjährige wohl über manche Superlative seiner Streitschriften. In der Sache ist er der alte geblieben. Heute wie ehedem gilt Todfeindschaft dem „Welttriumvirat des Priesters, des Soldaten, des Geldmannes". Prachtvoll aufrecht steht der Greis inmitten einer Welt,

Digitized by Google

die von feiler Streberei, Profitsucht, muffigem After-Romantismus und verfolgungssüchtigem Gassenchauvinismus verderbt ist! Es ist keine kleine Sache im heutigen Frankreich den rasenden Derwischen des Neunationalismus das Zukunftsbild eines deutsch-französisch-englischen Dreiverbandes entgegenzuhalten, es gehört Mut dazu, den Ehrenvorsitz bei deutsch-französischen Veranstaltungen zu übernehmen.

Aber nicht nur mit dem Bund von Weihwedel und Säbel mit der Akademie und mit dem mehr oder weniger verschämten Monarchismus von Paris W. hat Anatole France es verdorben, sondern auch mit jenem Großbürgertum aller Parteischattierungen, das mit dem Bastillensturm und dem 4. August 1789 die berechtigte Freiheitsbewegung für abgeschlossen hält. Diese heute die Republik beherrschende Klasse verzeiht Anatole France den „Crainquebille" nicht und seinen Anschluß an den Sozialismus. Für uns hat es fast etwas Rührendes, diesen feinsten Geist des heutigen Frankreich, diesen Träger höchster, vom Hellenismus geadelter Kultur sagen zu hören: „der Instinkt des Volkes hat Eingebungen, die die Eingebungen der Gelehrten übertreffen. Das Volk ist es, das dem Glauben der Zukunft vorarbeitet. Es gibt, verworren noch, das Symbol der neuen Religion an. Die unwissende Masse schafft das Göttliche mit einer erhabenen Geduld, mit der Langsamkeit der Naturkräfte".

Freilich dieser Mann paßt nicht in die Luft von Wahlversammlungen. Da sind die Jaurès und Sembat besser am Platz. France empfindet das selbst und er spricht sich lieber durch schriftliche Kundgebungen aus. Noch jetzt im März hat France sich von neuem zum sozialistischen Programm bekannt — mit einem Idealismus und Optimismus, der dem einstigen Alles-Bezweifler Ehre macht. „Der Sozialismus ist die Wissenschaft und die Vernunft, die Ordnung und der Friede, die Gerechtigkeit für alle und der allgemeine Reichtum. Ja, der Reichtum, weil er die entwickelte Gütererzeugung und die gerechte Verteilung der Arbeitsfrüchte ist. Sagen wir mehr: der Sozialismus ist die notwendige Form der modernen Gesellschaften in England, Frankreich, Deutschland." Für einen zünftigen Staatsmann und Nationalökonomen sind das etwas naive Formeln — aber France hat weder Beruf noch Neigung, praktischer Politiker und Volkswirt zu sein. Er schöpft das Evangelium, das er verkündet, aus seinem Alles-verstehen, aus seinem unter Lächeln sich verbergenden tiefen Mitleid mit dem armen Menschengeschlecht; aus jener reinen Humanität, die ihn zu der seltsamen Paradoxie führt, in der er Epikur und Franz von Assisi als die beiden größten Wohltäter der Welt zusammen nennt.

Diese Humanität ist eine von den beiden guten Genien, die den Sohn des ehemaligen Leibgardisten Karls X. und einer frommen und legendenfrohen Mutter durch alle Wandlungen hindurchgeleiteten. Der andere Genius ist die Schönheit. Der Kult der reinen, heidnischen, amoralischen Schönheit hat heute auf Erden keinen feurigeren Priester als Anatole France. France leitet aus dem sinnlichen Schönheitsgenuß auch seine ganze Sittlichkeit ab. Die Menschen müssen sich „vertus indulgentes et voluptueuses" schaffen. Die verfeinerte und vergeistigte Sinnenlust läßt uns das Schlechte meiden und das Gute suchen; sie macht uns der hilfsbereiten Nächstenliebe geneigt; sie hält uns vom Anstößigen und Ungeziemenden zurück, sie ist ebenso

Digitized by Google

wie die Tugend selbst an der Erhaltung der Moral interessiert!

France, der Dichter, nun besitzt wenig Erfindungsgabe und eigene Gestaltungskraft. Er hat nach Dutzenden von Vorbildern gearbeitet und sie in Stoff und Behandlungsstil, ja, sogar in der Sprache geradezu kopiert. Er leugnet theoretisch, daß die Einbildungskraft jemals schaffen könne; sie sammle und vergleiche nur; sie ist nur „aus Erinnerungen zusammengesetzt". Er versteigt sich zur offenen „Apologie des Plagiats". Er sieht die Menschen und Dinge lieber mit den Augen der Männer, die vor ihm geschrieben und gedacht, als aus persönlicher, unmittelbarer Anschauung der Natur. Rabelais, Voltaire, Montaigne, Dickens, Sterne, Swift, Balzac, La Bruyère, Montesquieu, Diderot, Goethe, Musset, Vigny, Renan und die Parnassier sind seine Hauptmuster gewesen. Und dann France selbst — denn er ist ein kühner Selbstnachahmer. Er versteht es auch, im sprachlichen Stil seiner Vorlagen zu schreiben; so glänzend, daß er die Originale sogar übertrifft. Aber über dem allem schwebt das ganz Eigene, das er zu geben hat. Er bleibt immer Anatole France, der subjektivste von allen heutigen Franzosen. In allen seinen Romanen gibt er sich selbst. „In Wahrheit, sagt er einmal, kommt man niemals aus sich selbst heraus — wir bleiben in unserer Persönlichkeit eingeschlossen wie in einem Gefängnis." Und das ist gut so, denn seit Montaigne hat es keinen angenehmeren Gesellschafter gegeben, als diesen ironisch lächelnden, barmherzigen Weltweisen. Wir wissen ihm in der deutschen Literatur nur einen Mann entgegenzusetzen, wenn wir die Eigenart seines Esprits kennzeichnen wollen — und das ist Fontane, der märkische Gascogner. France ist der letzte Klassiker Frankreichs, der einzige Grieche in einer mit Latinismus sich spreizenden Kultur.

France erwartet den Fortschritt nicht von Putsch und blutiger Revolution. Noch in seinem neuesten Buch, das er uns soeben zu seinem siebenzigsten Geburtstag geschenkt hat, der „Révolte des anges" lehrt er, daß es wenig nützt, äußerlich von Jaldabaoth, dem assyrisch-phönizischen Sohn des Chaos — in Frances Augen dem schlimmen Gott — befreit zu sein, wenn der Geist Jaldabaoths in uns weiter herrscht und uns eifersüchtig, gewalttätig, zänkisch, habgierig und zu Feinden des Schönen in Kunst und Leben macht. „In uns und in uns allein müssen wir Jaldabaoth angreifen und vernichten."

Anatole France ist ein großer Trost für Europa: sein Dasein zeigt uns, daß die Banausen des Chauvinismus und der Reaktion das Frankreich der Rabelais und Montaigne, der Molière und Labruyère, der Montesquieu und Voltaire, der Lamennais und Lamartine noch nicht haben ersticken können.

Franz Wugk (Paris)

Karl Henckell

Er hat sich im Verlauf der Jahre ein Ränzlein angemäst't (als wie der Doktor Luther) und wandelt jetzt Tag für Tag bedächtig und mit schalkhaft zwinkernden Augen durch den Englischen Garten. Er verdaut und sinnt. Die wilden Triebe seiner sturmfrohen Jugend sind entschlafen und fern liegt ihm jedes ungestüme Tun. Kommt noch einmal eine Anwandlung von Leichtsinn über ihn, so schlägt er sich seitwärts in die grünen Erlenbüsche

Digitized by Google

und belauscht auf Zehnspitzen ein badendes Nixlein ...

Daß Karl Henckell, den es einst gelüstete, mit den Aexten der Reime die wurmzerfressenen Bäume der Kultur zu fällen und mit strophischen Eisenklammern den Bau des Rechts zu errichten, als Fünfzigjähriger den Anblick eines selbstzufriedenen Phlegmatikers darbietet, hat seinen Grund darin, daß er von Haus aus mehr ein „Glacédemokrat" (Arno Holz) als ein innerlich Empörter war. Der Sturm und Drang der achtziger Jahre gab ihm willkommene Gelegenheit zu machtvollen pathetischen Ergießungen. Die Not der Zeit war für ihn hauptsächlich ein ästhetisches Erlebnis. Er berauschte sich an der kühnen Vorstellung, der „rote Husar der Menschheit" zu sein, und dichtete das feuerspeiende Kampflied von den „Modernen Barbaren", in dem es heißt:

„Wo wir kommen, zwischen die Wogen
Einer untergehenden Welt,
Wo wir kommen, werden im Bogen
Die Himmel des Lebens erhellt.
Es zittert und seufzt durch die Weiten
Der verwahrloſt öden Kultur,
Es donnert und blitzt, wo wir schreiten,
Und Befruchtung dampft unsere Spur.

Aber in dem nämlichen „Modernen Musen-Almanach auf das Jahr 1893", der dieses von Siegeszuversicht strotzende Gedicht enthält, gelangt er zu der wehmütigen Erkenntnis: „Nicht ans Liedern wächst die Tat." Er sieht ein, daß es unmöglich ist, die Qual der Zeit im Gesang zu überwinden, und bringt den Demagogen in sich zum Schweigen. Das markanteste Zeugnis seiner Wandlung ist das Gedicht „Mein Ça ira", in dem er die Toga des Volksführers ablegt, sich von der „Ausrufkunst" lossagt und feierlich beschließt:

„Zurückgezogen in den Kreis der Kraft,
Genüg ich zarter Dichterleidenschaft."

In dem Vorwort zu den „Liedern aus dem Rinnstein", die neben den „Sonnenblumen" den Ruhm des Verlegers Karl Henckell ausmachen, behauptet Hans Ostwald: „Er (Henckell) war der Erste, der die Tiefe bedichtete; er ist auch der Größte." Meines Erachtens ist Karl Henckell weder der erste noch der größte Sänger der Tiefe und der sozialen Nachtseite des Lebens, aber ich glaube, daß sein Schaffen in jenen Gedichten gipfelt, die sich um die mißhandelte, beschränkte oder verrohte Psyche des Streichholzverkäufers, des Steinklopfers, des Bettlers, der Näherin, der Dirne und der Engelmacherin bemühen. Freilich gelingt es Karl Henckell sehr selten oder eigentlich nur in seiner wahrhaft bewunderungswürdigen Verdeutschung der „Roten Rosa" des Aristide Bruant, sich ganz aus den Banden der Sentimentalität („Heut hab' ich Armer noch nichts gegessen ...") zu befreien.

Den anschaulichsten Begriff von Karl Henckells Wesen und Wollen gibt ein soeben (bei Hesse & Becker in Leipzig) erschienener Auswahlband „Hundert Gedichte." Alle Tugenden und alle Mängel des Dichters werden offenbar, und die wenigen Gedichte, die wirklich die Bezeichnung „kristallinische Versgebilde" verdienen, schließen sich mit den vielen polemisch gefärbten, lieblich tändelnden oder durch einzelne stilistische Entgleisungen beeinträchtigten Versuchen am Ende doch zu einem organischen Gesamtbild zusammen. Karl Henckells Lyrik ist beständig von den Klippen des Dilettantismus und der Rhetorik bedroht, aber es wohnt ihr eine hohe sittliche Bedeutung inne wegen des mannhaften Mutes, mit der sie für das Ideal der Freiheit ein-

Digitized by Google

tritt und immer wieder die allerchristlichste Mahnung ausspricht:

„Leg' dein Herz ans Herz der Erde,
Und der Menschheit Brust umschließe!"

Hans Harbeck

Dürer's Kupferstiche

Wieder ein Schritt in der Geschichte der Demokratisierung der Kunst. Man kann, seit kurzem, Dürers Kupferstiche, alle hundertundzwei Blätter, in Originalgröße und in Tiefdruck reproduziert für 36 Mark kaufen. Wenn es sich um flachen Lichtdruck handelte, wäre die Sache gar nicht zu erwähnen, aber es ist wirklich ein Kupfertiefdruck, und die Möglichkeit eines so geringen Preises beruht lediglich auf der Erfindung, auch solche sensible Kunstdrucke nicht mehr mit der Hand, sondern mit Schnellpressen zu machen. Der Holbein-Verlag in München hat als erster dieses Verfahren auf Dürer's Stiche angewendet, und wer eine Ahnung von Drucken hat, muß erkennen, daß es sich nicht nur um das Verwenden einer angenehmen neuen Erfindung handelt, sondern um eine höchst zarte, von Kennern gut kontrollierte Arbeit wohlgeschulter Drucker. Dabei ist aber die eigentliche Handarbeit, das heißt das Hineinretouchieren in die photomechanisch hergestellten Kupferplatten, ganz unterblieben — diese Wiedergaben sind rein mechanisch entstanden, aber desto größere Sorgfalt mußte auf die Kontrolle von Druck und Farbenauftrag verwandt werden. Das Resultat ist ein erstaunlich frisch, weich und reizend wirkendes Reproduktionswerk, das nicht nur äußerst wohlfeil ist, sondern auch in der sachlichen Treue seiner rein mechanisch entstandenen Wiedergaben alle Willkür ausschaltet. Nämlich den Wert eines Originaldruckes kann natürlich eine solche Nachbildung niemals haben. Das Originalblatt ist Handarbeit Dürer's, ist von der mit seiner Hand gearbeiteten Platte abgezogen, die guten Blätter von ihm selbst oder unter seiner direkten Aufsicht; dazu kommt noch die Individualität des einzelnen Exemplars. Zwischen den Originaldrucken und solchen Reproduktionen aber steht immer mindestens die Photographie. Da nun schon die photographische Mechanik dies Verfahren beherrscht, ist es klar, daß sein Ideal ein mechanisches sein muß, und diesem Ideal ist der Druck des Holbein-Verlags (etwa im Vergleich mit der älteren, sehr teuren Publikation der Reichsdruckerei) wesentlich näher gekommen.

Genug vom Technischen, auf dessen letzte Details einzugehen hier keinen Sinn hätte. Es genügt zu wissen, daß es sich um ein Werk von sehr sorgfältig, aber willkürlos und in edlem Verfahren hergestellten Kupferdrucken handelt, daß dies Werk verhältnismäßig sehr billig ist und sämtliche Dürerstiche umfaßt. Die Einleitung und die Bemerkungen zu den einzelnen Blättern sind von Jaro Springer, die Anordnung ist die chronologische. Das bedeutet, daß mäßig wohlhabende Kunstfreunde jetzt ein Werk, dessen Originale unerschwinglich, dessen frühere Reproduktionen teils minderwertig, teils sehr teuer waren, ohne Opfer kaufen und besitzen können. Damit beginnt ein Kunstwerk einen neuen Kreis von Wirkungen, das seit langem berühmt, doch eigentlich Wenigen in seiner Ganzheit und eigentümlichen, großen Schönheit recht bekannt war. Wenn irgendwo, so läßt sich hier in Dürer's Stichen ein Musterbeispiel deutschen Kunstwesens erkennen, ein Ausgehen von der Ehrfurcht vor der

Digitized by Google

Natur und Hinstreben zu Gesetzmäßigkeit und Form, ein tiefes schmerzliches Ringen um die Schönheit und ihre launige Schwester, die Grazie, und auf diesem von hundert schweren Hemmungen verdüsterten Wege ein Erwachen und Entwickeln der ethischen Künstlerpersönlichkeit, des sensibelsten Gewissens. Da wird jede Schönheitsahnung von Schwermut beschattet, ohne aber zu Gefühlsschwelgerei zu werden, vielmehr erzeugt der dornige Weg eine immerwache Stimmung von Kampfund Aufmerksamkeit, eine Schulung des Gewissens und Intellekts, und diese ganz und gar männliche Stimmung ist es, aus welcher nun eine neue Art von Natürlichkeit, ja Naivität entspringt. Wie in dieser deutschen Natur die italienische Klassik zum Problem wird, das ist immer wieder groß und rührend anzusehen. Und wenn vielleicht nie in der bildenden Kunst sich Norden und Süden so innig und glücklich gemischt haben wie in den Höhepunkten deutscher Musik, so ist doch der sehnsüchtige Kampf um diese Vereinigung vielleicht niemals schöner und ergreifender zum Ausdruck gekommen als in Dürer's Ringen nach der Form. Schon darum ist seine mächtige Kupferstichfolge ein unvergängliches und bedeutsames Denkmal — nicht als ein erledigtes Stück Historie, sondern als großer Ausdruck eines Seins und Willens, dessen Kreis noch lange nicht geschlossen ist.

Hermann Hesse

Glasmalerei

Der Berliner Glasmaler Heinersdorff hat über sein Handwerk ein Buch geschrieben, zu dem Karl Scheffler einige geschichtliche und ästhetische Zusätze lieferte. Bruno Cassirer hat die Arbeit verlegt und mit einer großen Anzahl von erlesenen Bildtafeln ausgestattet.

Der Name Gottfried Heinersdorff kommt uns fast ein wenig so vor, als ob er aus einem alten deutschen Zunftbuch herausgeholt wäre, aus dem Meisterregister einer mittelalterlichen Stadt; wir sind geneigt, mit diesem Silbenfall die Vorstellung einer handwerkerlichen Romantik zu nähren. Und diese erste und unmittelbare Empfindung greift nicht daneben. Es sind in diesem Manne gewisse romantische Züge, eine frische Begeisterungsfähigkeit, ein wagebereiter Glaube an die Aufgaben seiner Kunst.

Aber das macht es nicht aus. Neben dem Enthusiasten, der die jungen Talente vor neue Versuche hinführt, steht der fleißige und gründliche Techniker, der alle möglichen Traditionen ausprobiert, die Ueberkommenheiten läutert, eine reinliche Achtung vor dem Handwerk besitzt. Und mit ihm mischt sich der dritte: der moderne Industrielle, der kühle Organisator und Berechner, der etwas wagt, weil er die Wirkung kennt, der die Begeisterung in Zweck und Verantwortung umformt. Vielleicht ein neuer Typus. Innerhalb der modernen Kunstgewerbler, Kunsthandwerker, Kunstindustrielle oder wie man sie nennen will, ist Heinersdorff durch eine klare und entschlossene Tüchtigkeit in aller Stille einer der wichtigsten Männer geworden.

Er hat jetzt ein Buch über seine Kunst geschrieben, klar, einfach, mit einer Darstellung der technischen Vorarbeiten, mit einer zurückhaltenden Betrachtung der ästhetischen Forderungen; anerkennend und warm vor allem in der Beschreibung alter Werke. Er

Digitized by Google

holt prachtvolle Sachen aus den französischen Domen — deren Struktur wird doppelt lebendig, wenn wir sie in ihrer geschichtlichen und technischen Bedingtheit erkennen lernen.

Die Linie der deutschen Entwicklung endet in der Werkstatt Heinersdorffs selber. Das spricht natürlich nicht er selber aus, aber das weiß jeder, der sich in diesen Dingen einmal umsah. Er hat junge Künstler zu diesen Arbeiten herangeholt, Bengen, E. Klein, Pechstein, der vielleicht im Tafelbild nie so Vollendetes schuf wie in dem reifen und geschlossenen Fensterwerk „Der Baumeister". Am wichtigsten wurde sein Zusammenwirken mit Thorn Prikker. Dessen herbe, grandios gezeichneten Arbeiten für Hagen, für Neuß, für Magdeburg sind heute schon erreichte Endziele einer eben erst erneuten Kunst; sie ehren den, der ihre Ausführung möglich machte gerade wie den, in dessen Phantasie sie geboren wurden.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name
Matheus Müller

Digitized by Google

Im aufständischen Epirus

Von Fritz Lorch

Agyrokastro, 5. April 1914

In Durazzo hat man mir vor drei Wochen prophezeit, daß ich nicht lebendig aus dem aufständischen Epirus zurückkehren werde. Ob diese Befürchtung sich bewahrheiten wird — wer mag es wissen? Jedenfalls bin ich noch immer erstaunt über die Ordnung, die die autonome Regierung bisher in den von ihr besetzten Gebieten hält. Und ich muß ferner feststellen, daß das übrige Albanien noch sehr weit davon entfernt ist, eine ähnlich gut funktionierende Verwaltung zu haben, wie der autonome Süden.

Allerdings, die Gemüter erhitzen sich täglich mehr. Auf diese Tatsache wies mich der Präsident der „revolutionären" Regierung hin, den ich gestern wiederholt besuchte. Und er fügte hinzu: je länger die Einigung hinausgezögert wird, umso schwieriger wird es werden, die Freiwilligen, die von überall herbeigeeilt sind, zurückzuhalten.

Zographos ist ein Mann bekannt gemäßigter Richtung. Er lächelte über den Vorschlag des albanischen Unterhändlers Major Thomson, ihm, Zographos, das Amt als Präfekt von Agyrokastro anzubieten. „Und wenn mir der Fürst Wied das Ministerpräsidium von ganz Albanien anbieten würde — es fiele mir nicht ein, anzunehmen. Ich habe nicht die Absicht dauernd hier im Lande zu bleiben. Meine Interessen, meine Güter liegen anderswo. Ich bin zudem kränklich und habe keinen Geschmack an der Politik. Zufällig wurde ich ins griechische Abgeordnetenhaus gewählt, ich habe einige Reden gehalten und man hat mich gedrängt, einen Ministerposten anzunehmen. Seitdem hat man mir ähnliche Anträge schon hundertfach gestellt, ich habe stets wieder abgelehnt. Die Stelle eines Generalgouverneurs über

Digitized by Google

die im Krieg eroberten Provinzen nahm ich nur an aus Patriotismus. Ich hatte als Kenner der Verhältnisse unbeschränkte Vollmachten. Und nun glaubt man, ich hätte die Revolution hervorgerufen oder gefördert, um — — Präfekt von Agyrokastro zu werden!

„Sehen Sie hinaus zum Fenster. Dort drüben zeigt man die Stelle, wo das Haus des Grafen Capodistria, des ersten Präsidenten von Griechenland stand. Und gehen Sie nach Athen und fragen Sie nach, fragen Sie überall in Griechenland: Acht Zehntel sämtlicher großer griechischer Wohltäter sind epirotischer Abstammung gewesen. Wir alle, die wir die autonome Regierung gebildet haben, stammen aus dieser Gegend. Und wir sollen unsere Heimat im Stiche lassen?

„Es ist wahr, hier in Agyrokastro wohnen viele Mohammedaner. Aber fragen Sie die Leute, gehen Sie selbst hin und fragen Sie, wie sie heißen. Und man wird Ihnen stets zu dem türkischen Namen einen griechischen nennen. Vor hundert Jahren waren alle hiesigen Mohammedaner noch Christen, man hat sie inzwischen zu Renegaten gemacht. Und die griechischen Epiroten, die draußen in den Dörfern wohnen, sprechen sie nicht griechisch, haben sie nicht griechische Namen, gehen sie nicht in die griechische Kirche? Warum sollen sie keine Griechen sein? Ist ein Kufsteiner nicht auch ein Deutscher, trotzdem er außerhalb der reichsdeutschen Grenze wohnt?

„Ich bin kein Feind der Albaner. Aber es ist für die Epiroten unmöglich, unter albanischer Herrschaft zu leben. Sie kennen die Albaner, Sie wissen, daß sie keinerlei Kultur besitzen. Und wir sollen die höherstehende, griechische Kultur des Epirus diesen Barbaren opfern? Oesterreich und Italien wollen das. Aber die Epiroten wollen es nicht. Und sie werden für ihre Ueberzeugung kämpfen!

„Meine Vorschläge waren mäßig. Meine Freunde gehen in ihren Forderungen viel weiter. Ich habe eine Selbstverwaltung auf breiter Basis für den Epirus verlangt, bis heute habe ich

Digitized by Google

keine Antwort aus Durazzo erhalten. Meine Freunde aber sind heute schon nicht einmal mehr mit einer Autonomie unter der Herrschaft des Fürsten zu Wied einverstanden. Es wird von Tag zu Tag schwerer zu einer Einigung zu kommen.

„Und die Soldaten erst! Sie haben die Freiwilligen gesehen. Glauben Sie, daß ich, wenn einmal die Gewehre losgehen, hier in Agyrokastro dafür verantwortlich gemacht werden kann, was an der Grenze geschieht? Und doch müssen wir rüsten, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein, wir müssen alle Freiwilligen annehmen und können die Elemente keiner Prüfung und Sichtung unterwerfen.

„So wird der Krieg, falls er ausbricht, furchtbar werden. Sie kennen die Albaner, kennen ihre Kampfesweise und wissen, daß sie keinen Stein auf dem anderen und kein Wesen lebendig übrig lassen. Und die unseren werden kämpfen mit dem Mute der Verzweiflung und werden gezwungen sein mit gleicher Münze heimzuzahlen. Fürwahr, der Krieg wird schrecklicher werden als irgend einer zuvor.

„Der erste Akt wird sein, daß wir sämtliche Mohammedaner, die noch im Epirus leben, ausweisen. Glauben Sie, daß wir das gerne tun, daß uns das Freude macht? Aber unmöglich können wir Feinde in unserem Rücken lassen. Wir müssen so handeln. Nein, schrecklich, schrecklich wird dieser Krieg.

„Und ich fürchte, daß er nicht mehr abzuwenden ist. Der Fürst Wied mag das Gute, die Versöhnung, wollen, aber er ist in meiner Lage. Seine Umgebung will nicht nachgeben, will von Konzessionen nichts hören. Und so geht denn das Verhängnis seinen Weg. Glauben Sie mir: ein autonomer Epirus läge im ureigensten Interesse des Fürsten Wied. Auf ihn könnte er sich stürzen. Beim übrigen Albanien wird das nie die Rede sein“ .....

Ernst schritt ich nach Hause. Ich wußte, daß Zographos aus voller Ueberzeugung sprach. Und das Straßenbild gab mir die Bestätigung. Auf einen Zivilisten kamen fünf Soldaten. Die Magazine sind bis auf wenige geschlossen, die Besitzer unter Mit-

Digitized by Google

nahme der Waren aus Furcht vor den Albanern geflohen. Heute hat das einzige halbwegs anständige Restaurant seine Pforten zugemacht und auch mein Hauswirt sendet sämtliches Mobiliar und seine Familie nach Janina.

Die „Heiligen Bataillone" existieren nicht in der Phantasie, sondern in Wirklichkeit. Allein in Delvino sah ich 1600 Mann, der Gouverneur, ein desertierter griechischer Hauptmann, ließ sie an mir auf dem großen, freundlichen Marktplatz vorbeimarschieren. Gewehre und Munition sind reichlich vorhanden. Was nicht aus der Kriegszeit im Lande zurückblieb, ist desertiert. Sogar zwei griechische Kanonen sollen, wie mir ehrenwörtlich versichert wurde, nachts Beine bekommen haben; die Begleitmannschaft stellte sich anderen Tages angeschossen und blutüberströmt in Agyrokastro ein. Gepreßtes Heu, Brot, Mehl und Stiefel langen tagtäglich auf Leiterwagen in Massen an. Trotz der „Blokkade" wird Santi Quaranta nachts als Einfuhrhafen benützt. Ich selbst habe im Segelboot von Korfu aus die Blockade „gebrochen".

Die Straßen sind aus der Zeit der griechischen Besetzung her in vorzüglichem Zustand. Zwischen Agyrokastro, Santi Quaranta und Janina findet täglich ein Automobilverkehr für Personen und Lasten statt. Telephon und Telegraph sind auf den Hauptstrecken vorhanden. Die Post funktioniert gut mit eigenen Briefmarken. Alles in allem: eine Organisation, die Bewunderung einflößt.

Geld? Auch das ist vorhanden. Athen hat 2 Millionen, Kawalla 200 000, Janina 100 000 Drachmen gestiftet. Aus aller Welt fließen die Mittel zusammen, nicht umsonst sind die Epiroten die Wohltäter Griechenlands gewesen. Insgesamt wird man wohl 8—10 000 Mann auf den Kriegsfuß stellen können. Die Seelenzahl des von den Autonomisten beanspruchten Gebietes wird auf 200 000 angegeben. Die Grenze selbst, wie sie die Autonomisten gegen Albanien zu fordern, geht von Chimara nach Gar-

Digitized by Google

diki, Tepelini, Premeti, Frascheri, Moskopole, und von da nach Korica.

Wird Europa es zu erneutem Blutvergießen auf dem Balkan kommen lassen? Sollen die kaum befriedigten Begierden der Balkanvölker aufs neue aufgestachelt werden? Noch ist es nicht zu spät. Man denke an Kreta. Besser eine Autonomie des albanischen Epirus, unter dem albanischen Fürsten als ein autonomes Epirus, das den Anschluß an Griechenland sucht.

Fürst Franz Thun

(Das personifizierte Oesterreich)

Von Richard Charmatz, Wien

Dies sind die Fragen, die den denkenden Oesterreicher immer beschäftigen und dem fremden Beurteiler nicht aus dem Sinne gehen: wie kommt es, daß aus so viel Schönheit und Tüchtigkeit kein allgemeines Glück hervorwächst, daß ein überreich gesegnetes Land neben beklagenswerter Dürftigkeit nur mäßigen Wohlstand entstehen läßt, daß herrliche Anfänge stets bald in Nichts zerrinnen, daß der Jubel, der dann und wann aufbraust, bloß eine Unterbrechung der weinerlichen Trübseligkeit darstellt? Warum ist Oesterreich nur der Staat der Wünsche und nicht das Reich der Erfüllung? Warum?

An einem feuchten, traurigen Sommermorgen war es mir, als würde ich die Antwort ganz unerwartet vernehmen. In Tetschen, dem betriebsamen böhmischen Städtchen, dehnt sich ein weiter, verträumter Park aus, der das Ufer der Elbe umsäumt und die Ansiedlung der Bürger in ihrem natürlichen Wachstume hemmt. Die schwächliche Umfriedung wird zu einem Walle, an dem sich das neue Oesterreich bricht, die Arbeitsamkeit, die vorwärts strebt, die Tüchtigkeit, die Bewegungsfreiheit braucht,

Digitized by Google

der Ehrgeiz, der vergebens nach einem fruchtbringenden Felde für frohes Schaffen ausspäht. Hinter dem Gitter liegt der alte Staat, die Vergangenheit, die doch noch immer Gegenwart ist. Auf einem Hügel erhebt sich ein weitläufiges Schloß, wohnlich und trotzig, behaglich für den, der es sein eigen nennt und drohend für jene, die in respektvoller Ferne bleiben müssen. Es blickt hochmütig zur grünen Elbe hinab, als wollte es sagen, daß sein Herr auch jetzt wie einst die Ritter in den Burgen Handel und Wandel aufhalten könne, und es steht finster da, gleichsam als suchte es die unbequemen Gedanken einer neuen Zeit in ihrem Fluge aufzuhalten. Drüben liegt Bodenbach, jener österreichische Grenzort, von dem es einst hieß, daß bei ihm die soziale Frage aufhöre ....

Bescheiden, verschwindend nimmt sich daneben alles aus, was Bürgersinn unter schweren Sorgen von Tag zu Tag errungen hat und weiter schafft. Das Schloß überragt die kleinen Häuser und die fleißigen Menschen und spottet fast der armseligen Möglichkeiten, die dem Arbeitsfrohen von heute als Lohn für Plage und Entbehrung offen stehen ....

* * *

Der Herr von Tetschen heißt Franz Fürst Thun. Er ist jetzt der höchste Beamte in Böhmen, residiert als Statthalter in Prag, wo er sich fast als Vizekönig aufspielt und wo sein rastloser Ehrgeiz nicht ruhen will, Oesterreich zu regieren, die Minister zu unterjochen und dem armen Staate immer mehr von dem Segen des Mittelalters zuteil werden zu lassen, in dem es dem Wesen nach doch nur eine herrschende Aristokratie und eine willen- und rechtlose Masse gab. Der österreichische Adel hat seine großen Zeiten gehabt und Männer hervorgebracht, die nicht bloß durch die Geburt, sondern auch durch ihr Wissen und Können, durch ihre Einsicht und Tatkraft hervorragten. Daneben haben aber immer viele kleine Persönlichkeiten überlaut nach den besten Plätzen, nach den wichtigsten Stellen verlangt und sich vorgedrängt, wenn sie Tüchtigere bevorzugt sahen. Fürst Franz Thun gehört weder

Digitized by Google

zu den ganz großen noch zu den ganz kleinen Adeligen, er hat eine ausgeprägte Physiognomie, stellt äußerlich den Tory in seiner Vollendung dar und weiß seinen Standesgenossen geschickt zu verbergen, was ihm an inneren Werten fehlt. Aber im Bürgertume gibt es unzählige Menschen, die mit reicheren Talenten ausgestattet sind, mehr verheißen und auch unvergleichlich mehr halten würden, wenn man ihnen die Gelegenheit gäbe, ihre Fähigkeiten aufleuchten zu lassen. Sie bleiben in der Regel im Dunkel und steigen lediglich in Ausnahmsfällen in die Höhe, um meistens schnell zu versinken. Aus dem Volke wachsen viele Berufene hervor, die niemals auserwählt werden.

Da hat es Fürst Franz Thun leicht gehabt. Sein politisches Glaubensbekenntnis gipfelte in dem einen Worte: Feudalismus, und damit sind in Oesterreich leider bisweilen Schätze an Kenntnissen und Begabung spielend aufzuwiegen. Thun schwärmte bald für das böhmische Staatsrecht, das von den reaktionären Hocharistokraten aus den Rumpelkammern geholt wurde, um das tüchtige Volk der Tschechen zu betören und auf Abwege zu leiten, bald erklärte er, daß er der Sohn eines deutschen Gebietes sei. Immer jedoch wies er auf seine Ahnen hin, auf die Vorrechte der Geburt, auf die Vorzüge des blauen Blutes. So wurde er denn schon mit 42 Jahren zum ersten Male Statthalter von Böhmen. Kläglich brach sein Regime zusammen. Die Tschechen verhöhnten, die Deutschen haßten ihn. Eine tiefe Erregung ging durch das Königreich, dem Thun den Frieden bringen sollte. Doch es gibt Begnadete, für die selbst ein Sturz zu einem Glücksfalle wird. Im Jahre 1896 ging die erste Statthalterschaft zu Ende: zwei Jahre später war Thun schon Ministerpräsident. Oesterreich hatte die Regierungskunst des dilettantenhaften Grafen Badeni bitter empfunden; es schien fast, als wäre der alte Staat außer Rand und Band geraten. Nach einigem Zögern entschied man sich für die Berufung Franz Thuns. Wohl hatte der Mann in Böhmen versagt, doch vielleicht würde er nun auf einem größeren Felde den Glauben an ihn rechtfertigen, in dem die feudalen

Digitized by Google

Adeligen nicht wankend wurden. Thun bot der Spottlust der Wiener bald mancherlei Nahrung. Die allabendlichen Vergnügungen des Ministerpräsidenten wurden viel belacht. Man hieß den Staatsmann, der damals noch nicht die Fürstenkrone auf dem Haupte hatte, nicht anders als den „Coriandoli"-Grafen. Aber dieser Sieger bei den lustigen Schlachten im Prater mußte tagsüber einen Staat verwalten, und dabei erlitt er schwerwiegende Niederlagen. Ungarn erlangte damals in der Monarchie eine Vormachtstellung; ja es schrieb dem armen Oesterreich auch seine wirtschaftlichen Daseinsbedingungen vor. Der Reichsrat wurde seinem Schicksale überlassen, denn die Regierung freute sich der Obstruktion, weil die Anwendung des Paragraphen 14 wenig Verstand und geringe staatsmännische Mittel erheischt. Doch der Ministerpräsident erregte überall Anstoß. Friedliche Bürger gerieten in leidenschaftlichen Zorn; die Straßen belebten sich; es kam in Böhmen zu Tumulten und Blut floß. Endlich mußte Thun seinen Abschied nehmen, um mit einem der höchsten Orden geschmückt auf seinem weichen Sitze im Herrenhause auszuruhen. Dort wurde er zum Führer der einflußreichen Adelspartei, zum Horte der Reaktion, zur Hoffnung aller, die wider Licht und Freiheit streiten.

Unterdessen mehrten sich die Verlegenheiten in Böhmen; die „papierdünne Wand", die einst die Deutschen und Tschechen getrennt hatte, gewann die Stärke unheimlicher Festungsmauern. Da stand eines Tages — es war im Juni 1910 — Franz Thun im Herrenhause auf, um eine Rede für den nationalen Frieden in dem großen Königreiche zu halten. Worte, kluge Worte sogar, doch nichts als Worte! Wohl hatten andere schon vorher zur Versöhnung gemahnt und vernünftige Programme ungehört aufgestellt; Thun aber erwirkte durch die eine Rede seine neuerliche Berufung auf den Posten eines Statthalters von Böhmen. Im Januar 1911 zog er mit stolzem Gepränge in Prag ein. Er ließ sich sofort „Ausgleichs"-Statthalter nennen und in wenigen Monaten durch die Erhebung in den Fürstenstand ehren. Ueberall

Digitized by Google

versprach er rasch den nationalen Frieden zu stiften, eines der schwierigsten Probleme des Reiches mit kühnem Griffe zu lösen. Und man vertraute ihm.

* * *

Seither sind Jahre verstrichen. Die Deutschen und Tschechen in Böhmen stehen einander fremder gegenüber als jemals, selbst die vage Hoffnung auf die Verständigung der beiden Völker ist nun tief gesunken. Der Landtag des Königreiches existiert nicht mehr; die Selbstverwaltung in Böhmen hat aufgehört, seitdem ein Staatsstreich die Verfassung dieses Landes aufhob und einige Beamte als Verwaltungskommission mit weitgehenden Rechten ausstattete. Der Reichsrat kann nicht arbeiten, weil die Tschechen der Losung folgen: ohne Landtag in Böhmen kein Parlament!, und wichtige Reformen, dringende Maßnahmen harren vergebens der Durchführung. Oesterreich wird wieder mit dem Paragraphen 14 regiert, gegen das Volk, ohne das Volk. In Prag aber residiert noch immer Fürst Thun, der sich schon vor geraumer Frist als Retter des Staates feiern ließ, der dem Kaiser damals versicherte, ihm am nächsten Geburtstage die Urkunde des nationalen Ausgleichs auf den Tisch zu legen. Der selbstbewußte Statthalter, der hochmütige Aristokrat ist augenblicklich freilich etwas stiller; scheu meidet er die Oeffentlichkeit, die er so sehr irregeführt hat und die er immer noch beeinflußt, weil seinem Posten, seiner sozialen Stellung, viel Macht entströmt.

Böhmen trauert, Oesterreich seufzt, und die Autorität des Staates liegt darnieder! Das eben ist das Eigentümliche; Fürst Thun, der sich stets als Säule der Staatsgewalt hinstellte, hat, wo immer er ein Amt bekleidete, die Verwaltung aufs schwerste geschädigt, das Ansehen der Regierung empfindlich erschüttert. Feudal seiner Gesinnung nach, nahm er keinen Anstoß an vormärzlichen Gepflogenheiten. Er verhalf der Prager geheimen Polizei zu einer berüchtigten Wirksamkeit. Als er das erste Mal Statthalter war, arrangierte ein Spitzel der Behörde, der ver-

Digitized by Google

kommene Handschuhmacher Mrva, der sich schalkhaft als „Rigoletto von Toskana" bezeichnete, Exzesse und antidynastische Kundgebungen in Prag; jetzt hat Oesterreich sogar die Schmach erleben müssen, daß die Geheimpolizei des Fürsten Thun einen kaiserköniglichen Richter, der nebenbei auch Abgeordneter und Führer einer Partei war, mit einem festen Gehalte als Spion beschäftigte. Dr. Karl Sviha, der im Namen Seiner Majestät des Kaisers Urteile fällte, mußte der Statthalterei durch Verrat und gemeinen Vertrauensmißbrauch politische Informationen verschaffen. Eine so schädlichen Korruption ist wahrscheinlich in Rußland noch nicht vorgekommen; so etwas hätte eine Persönlichkeit niemals dulden dürfen, die einst dem lauteren Vertrauensmanne der Deutschen Dr. Schmeykal höhnisch mit den Worten antwortete, sie nehme keine Belehrung an, denn ihr sei „das ritterliche Gefühl angeboren" ....

* * *

Wie erklärt man das Phänomen? Ein Mann, der nur zwei linke Hände hat, dem alles fehl geht, der als Staatslenker eine Figur für Possen bildet, wird Statthalter, dann Ministerpräsident und wieder Statthalter und bleibt Statthalter, obgleich er in allem enttäuscht, trotzdem jeder Tag neue Zeugnisse seiner Ungeschicklichkeit bietet und die Wunden schmerzlicher macht, die das Glückskind heilen wollte und sollte.

Aus falscher Scham wird gesündigt! Feudale Aristokraten — so lehrt die approbierte, durch das Herkommen geheiligte Vorstellung — sind Wundermenschen und als solche bestimmt, dem Staate in allen Nöten Retterdienste zu leisten. Oesterreich unterliegt der Suggestion, die von dem Stammbaume ausgeht. Die Vergangenheit erschlägt die Gegenwart, die Ahnen treiben einen unheimlichen Spuk. Wie man sich nur ungerne von einer lieben Gewohnheit trennt, so sträuben sich die entscheidenden Faktoren gegen die Erkenntnis, daß sich zwar Titel und fideikommissarisch festgelegte Vermögen vererben lassen, nicht aber Fähigkeiten.

Digitized by Google

Dann versteht man es nicht, die hohle Phrase von einem erlogenen Patriotismus, den heuchlerischen Augenaufschlag und die imponierende Geste richtig zu werten. Dem Bürgerlichen wird mißtraut, dem Hochgeborenen jedes tönende Versprechen vorweg geglaubt. So war es, so ist es! Wird es auch so bleiben? Denn Oesterreich braucht die Tat statt der Phrase, die Ehrlichkeit statt der Heuchelei, die wirkende Tüchtigkeit statt der Berufung auf die Verdienste längst Verstorbener.

In den Schlössern ruht die Vergangenheit, und es ist ein verhängnisvoller Fehler, von dort die Triebkräfte für die Gegenwart zu holen. Wäre Fürst Thun nicht der Schloßherr von Tetschen, nicht der Besitzer des schattigen, schönen Parkes an der Elbe, dann müßte man sich mit ihm nicht beschäftigen, und um Oesterreich stünde es besser, viel besser, wenn man nicht vergessen würde, daß es außerhalb des dunklen, lauschigen Herrschaftsgartens noch ein arbeitsfreudiges, lichtes Tetschen gibt — im Kleinen wie im Großen ....

Der Philister

Von Georg Heym (Paris)

In „Erkenntnis und Irrtum" erzählt Ernst Mach von einem, der sich versprach und einen „Magister der Pharmacie" einen „Philister der Magie" nannte. Das Wort „Philister" ist uns demnach so geläufig, daß es uns bei temporärer Ermüdung und Zerstreutheit selbst gegen unseren Willen entschlüpfen kann. Umso größer ist dagegen die Unsicherheit, ja Konfusion in den Bedeutungen, die dem Wort beigelegt werden. Jeder gebraucht es, aber jeder denkt dabei an etwas anderes. Das einst in den südwestlichen Ebenen Palästinas hausende, semitische Volk hat dem heutigen Sprachgebrauch nur ein Wort stellen können, denn von seiner geistigen

Digitized by Google

Verfassung ist nur eine ausgeprägte judenfeindliche Gesinnung überliefert. Und selbst das ist nicht allzu sicher, denn unsere Quellen sind nicht immer geboren aus dem Willen zu rückhaltloser Objektivität. Es wäre deshalb gewagt, daraus schließen zu wollen, daß auch in alten Zeiten schon die ärgsten Judenfeinde jedesmal semitischer Abstammung waren. Ganz sicher haben sich aber die alten Philister nicht träumen lassen, daß ihr Volksname dereinst eine Geschichte haben würde. Als das erwachende Standesbewußtsein des deutschen Musensohnes ein Wort brauchte, um die Distanz von allem außerhalb des akademischen Betriebs Stehenden gebührend zu markieren, fand er das Gesuchte in dem Kapitel von Simsons Untergang. Aus dieser Herkunft des Worts erklärt es sich, daß es bis heute hartnäckig an gewissen Gesellschaftsklassen haftet, obwohl es bei seinem Uebergang aus der Studenten- in die Gemeinsprache einen völligen Bedeutungswandel erfahren hat. Es wurde hier zur Bezeichnung von Leuten einer eigentümlichen geistigen Struktur verwendet; damit begann auch zugleich die Verwirrung. Das summarische Verfahren der radikalen Jugend hatte wenigstens den Vorzug der Klarheit, und so ist der Student bis heute der Einzige, der mit dem Wort „Philister" einen festen Begriff verbindet. Aus dem Sozialen ins Psychische übertragen wurde es zu einer leeren Hülse, der ein jeder nach Temperament und Laune seinen besonderen Inhalt gab. Man kann sagen, daß das Wort „Philister" in seiner verblaßtesten Bedeutung ein Ausdruck mangelnder Sympathie geworden ist, wenn sich dieses Gefühl nicht bestimmter begründen läßt.

Unter den zahlreichen sich kreuzenden und widersprechenden Auffassungen der Philiströsität verdienen zwei eine Hervorhebung: eine der ästhetischen und eine der ethischen Wertung. Ein älterer Typus der ästhetischen Richtung ist der kürzlich wieder neu aufgelegte Freiherr Eugen von Vaerst. Dieser vielseitige grand seigneur, neben anderem auch ein witziger Feuilletonist, betrachtet den Philister aus der „Kavalier-Perspektive". Für ihn ist jeder

Digitized by Google

Philister, der nicht Kavalier ist. Damit ist schon deshalb nichts mehr anzufangen, weil der Begriff des Kavaliers alter Schule heute nur noch eine historische Kuriosität ist. Ein jüngerer Vertreter der Richtung, die im Philister den spezifisch unkünstlerischen Menschen sieht und sich auf Baudelaires „la beauté vaut la vertu" beruft, war bekanntlich Oskar Wilde. Der kam sich an den Ufern der Loire Pläne schmiedend „pour la gloire et pour ennuyer les philistins" oder mit der Sonnenblume im Knopfloch (ein schwaches Pendant zu Gautiers roter Weste) vor Krämern paradierend, wohl recht groß vor. Damals wußte er noch nicht, daß es philiströs ist, den Philister zu reizen. Erst „de profundis" bringt die Erkenntnis, daß Rosenkranz und Güldenstern ewige Typen sind, und, wer sie schilt, es an der richtigen Würdigung fehlen läßt. Im allgemeinen sind aber unsere Dramatiker noch nicht so weit und fahren munter fort, uns mit Dramen in philistros zu beglücken.

Diese Bevorzugung des folgerichtig ästhetischen Menschen, auf Kosten des zwar moralischen, aber des ästhetischen Gewissens entbehrenden, endet notwendig in der Verherrlichung des Renaissance-Menschen. Umgekehrt glaubt eine andere Richtung das Merkmal des Philisters nicht im fehlenden ästhetischen, sondern im mangelhaften moralischen Gewissen gefunden zu haben. Dahin gehören vor allem die der konventionellen Moral mißtrauenden Revolutionäre. In Nietzsche treffen beide Richtungen zusammen. Seine prachtvollen Invektiven gegen die „Ueberflüssigen", die „Vielzuvielen" werden freilich längst von diesen selbst unnützlich im Munde geführt, und sind so einem frühen Phrasentod geweiht. Ein reiner Vertreter dieser ethischen Richtung war Flaubert, der einmal kurzweg erklärt: „J'appelle „bourgeois" tout ce qui pense bassement". Danach wäre jeder Zuhälter oder Verleumder ein Philister.

Nicht gar so leidenschaftlich wollen Andere nur solche Leute als Philister betrachten, die weder die Kraft zum Guten noch zum Bösen aufzubringen vermögen; Diderot: „Le milieu entre

Digitized by Google

le vice et la vertu n'est rien". Die den Philister ethisch Wertenden glauben gestützt auf das furchtbare Wort von „den übertünchten Gräbern der Ehrbarkeit" sich auf die Evangelien berufen und Jesu Hauptkrieg als gegen die Philister gerichtet ansehen zu können. Es ist jedoch ebenso verfehlt, die dem modernen Westeuropäer schwerlich mehr verständliche Mentalität der Pharisäer mit dem verhältnismäßig jungen Begriff des Philisters zu identifizieren, wie in uralten, totemistischen Speisevorschriften eine Folge des erst von den Griechen entdeckten Begriffs der Hygiene zu sehen, oder den Bedeutungswandel zum Sozialismus, den das Christentum im letzten Halbjahrhundert zu erleiden begonnen hat, als etwas dem Christentum von jeher eigentümliches hinzustellen.

Schon diese flüchtigen Betrachtungen zeigen die Schwierigkeit, den Begriffsinhalt des Wortes „Philister" eindeutig zu umfassen. Die einzige Definition, die dazu eine Handhabe bietet, findet sich im ersten Band der Parerga Schopenhauers. Er definiert den Philister als „einen Menschen, der immerfort aufs eifrigste beschäftigt ist mit einer Realität, die keine ist". Im Zusammenhang der Parerga verzichtet er aber auf eine eingehendere Ausführung „dieser schon transzendentalen Definition" und begnügt sich mit einigen populär gehaltenen Erläuterungen von geringem Belang. Der Wert dieser Definition besteht nun darin, daß sie auch das umfaßt, was er nicht ausgeführt hat, nämlich die geistigen Erscheinungsformen der Philistrosität. Denn dieses Streben nach einer Realität, die keine ist, das bei niederer Bildungsstufe die materiellen Güter zum Selbstzweck erhebt, äußert sich in der Wissenschaft als Alexandrinismus, beim Richter in dem Grundsatz: fiat justitia, beim Industriellen und Kaufmann, indem er aus seiner Firma einen Fetisch macht, worüber man das Nähere in dem letzten Buche Sombarts nachlesen kann. Anders ausgedrückt: die Philistrosität ist eine eigentümliche Lähmung der geistigen Kraft, die den Zweck über dem Mittel, den Geist über dem Wort vergessen läßt. Analog der Verwirrung des Gefühls, die wir mit dem Wort „Sentimentalität" zu be-

Digitized by Google

zeichnen pflegen, und man könnte vielleicht den Satz wagen: Philiströsität und Sentimentalität entsprechen sich wie Verstand und Gefühl. Ob einer wie der Bildungsphilister seine unpersönliche Bildung für die eigentliche Kultur hält, oder als Kunstsnob ein französisches Gemälde kauft, weil es ein französisches ist, oder als „Bibliophile" ausschließlich Kapriolen auf nicht-euklidischen Bewußtseinsebenen sammelt, oder einen hohen Berg besteigt, um alle Felszacken der Aussicht auswendig zu lernen, oder das L. d. R. als ein Visitenkarten-Kosmetikum ansieht — es sind alles Symptome derselben psychischen Verfassung. Auch die stete unmittelbare Bereitschaft zu jedem beliebigen gewünschten Verhalten, „Schneidigkeit" genannt, ist nicht allzu weit davon entfernt. Der Snob, der Fex, der Banause sind nur Spezialitäten derselben Erscheinung. Eine Zeit lang schien es gar, als ob das gut völkisch klingende Wort „Banause" den immerhin nicht ganz rassenstubenreinen Philister verdrängen werde. Aehnlich wie das „Schimpfwort" kosmopolitisch durch die ungemein prägnante Neubildung „vaterlandslos" verdrängt worden ist. Aber der Philister behauptete sich, zäh wie er nun einmal ist; nicht etwa konservativ, wie oft behauptet wird. Denn wir haben auch den immer im letzten Kahn sitzenden „Fortschrittsphilister", der jeden Modewechsel als Fortschritt begrüßt. Unsere so mannigfaltige und zerrissene Kultur, die dem Individuum weit mehr Material liefert, als es zu verarbeiten imstande ist, ist der Züchtung solch neuer Spielarten der Philiströsität besonders günstig. So haben wir die „dämonischen" Willensmenschen, die „aristokratischen" Rassenhygieniker u. a. Auch die politischen Snobs, die der Masse vorwerfen, sie kenne nur materialistische Interessen und dabei erbittert um jeden Pfennig Zollschutz kämpfen, gehören hierher. Ebenso ist der Musiksnob, der nach der Siebenten Bruckners seinem Nachbar freundlich lächelnd bemerkt, daß man sich ja bei der folgenden Siebenten Beethovens „erholen" könne, eine heute weit verbreitete Spezies des Philisters. Und die Sünder wider den heiligen Geist sitzen hier nicht nur im Saal. Auch das Podium kann infi-

Digitized by Google

ziert sein. Die langen Haare sind zwar seit Simsons Zeiten ein Philisterschreck, aber jeder Eingeweihte weiß, daß man hier — bisweilen wenigstens — das Wort von den Wölfen im Schafspelz umkehren kann.

So ist der Philister in Wahrheit ein Proteus, ja eigentlich sind wir alle einmal Philister. Denn das oben erwähnte, charakteristische Versagen der psychischen Kraft stellt sich wohl bei einem jeden mitunter ein. Wir haben alle einmal gedankenlos ein Schlagwort nachgesprochen, etwas nach unseren Regeln beurteilt, das nicht nach unserer Regeln Lauf. Sind mehr oder weniger alle „Fachmensch". Selbst im Leben des Genies läßt sich das bisweilen nachweisen. Entscheidend ist, ob solche Sünden die Regel sind oder gelegentliche Entgleisungen. Goethe ist kein Philister, wohl aber der „Goethemensch". Und so kann man Wilhelm II. das Zeugnis bestätigen, das ihm sein witziger Kanzler ausgestellt hat. Wer so klar aus dem objektiven Kulturinhalt das der eigenen Persönlichkeit Angemessene auszuwählen, so entschieden alles ihre harmonische Geschlossenheit Störende, nicht oder nur unvollkommen Assimilierbare von sich fernzuhalten weiß, ist kein Philister. Philiströs an ihm sind allenfalls gelegentliche Aeußerungen, die „fritzisch" sein sollen; es aber nicht sind.

Aus dem Gesagten folgt, daß der Bazillus der Philistrosität nur auf dem Boden gesicherter Lebensverhältnisse gedeihen kann. Bei dem täglich um das nackte Leben Kämpfenden kann nicht gut eine Verwechslung des Mittels mit dem Zweck eintreten. Dementsprechend erscheinen uns der Arbeiter, der Bauer niemals als Philister. Man braucht bei letzterem nicht an mystische, aus der Berührung mit der Erde resultierende Kräfte zu denken; die Abhängigkeit von elementaren Gewalten, die Unsicherheit des platten Landes bis in die neuere Zeit genügen zur Erklärung. Ebensowenig natürlich der Soldat, wenn nicht lange Friedensperioden aus ihm einen Beamten machen, welch letzterer, weil dem Kampf ums Dasein größtenteils entrückt, der Gefahr der Verspießerung besonders ausgesetzt ist. Wie sehr lange Friedens-

Digitized by Google

perioden den Wahn fördern, daß die Armee um ihrer selbst willen da sei, lehren gerade wieder die jüngsten Ereignisse. So ist der Philister im wesentlichen ein Stadtprodukt. Man findet ihn im Athen des Sokrates, im Rom des Horaz, in deutschen Landen erst, nachdem sich die Städte vom Feudalsystem befreit haben, und die Kämpfe um die politische Gleichberechtigung innerhalb der Stadtmauern zu Ende sind. Seinen sprachlichen Ausdruck hat dies gefunden in unserem deutschen Spieß-„Bürger", im Französischen in dem Bedeutungswandel des Wortes bourgeois, das sich in seiner rein französischen Bedeutung mit unserem „Philister" deckt. (In seiner sozialen Bedeutung ist bourgeois international geworden; Bürger im Sinn von Staatsbürger ist citoyen.) Und merkwürdig, während am Großgrundbesitzer, — der im Abendland zugleich auch die Kriegerkaste stellt — wirklich nichts Philiströses zu entdecken ist, hat sich in der Stadtluft in dem nur vom leeren Schlagwort lebenden „Asphaltagrarier" eine besonders charakteristische Blüte der Philistrosität entwickelt.

Die zunehmende Hyperthrophie der Großstadt im Verein mit der gleichfalls wachsenden Bureaukratisierung des Lebens legen nun die Gefahr der Verspießerung unserer ganzen Gesellschaft nahe, der Nietzsche einen besonders prägnanten Ausdruck verliehen hat. „Der letzte Mensch" ist aber im Grunde nur der kulturphilosophische Ausdruck des Hasses, mit dem die Romantik seit einem Jahrhundert den Philister verfolgt. Die älteren Romantiker, die erste Generation, die der menschlichen Natur mißtraute, in jedem Menschen den heimlichen Verbrecher witterte, Liebe und Ehe als sittliche Probleme empfand, die Größe des Menschen darin erblickte, eine Individualität zu sein, haben den Philister für die Literatur entdeckt und den Kampf gegen ihn aufgenommen. Seit Schumann muß auch die Musik dazu dienen. Schier totlachen wollte man sich im stark „emanzipierten" Kreis der älteren Romantik, als Schillers Glocke erschien: „das hohe Lied der Philistrosität". Das ist sie nun doch nicht, wenn sie auch Verse enthält, die von Otto Ernst sein könnten. Eher paßt das Wort auf

Digitized by Google

die rechtschaffen melancholische Trilogie der mangelnden Leidenschaft des Tobias Knopp, der nach einem musterhaften Leben, in das nie der Funke eines geistigen Wertes geleuchtet hat, einschrumpft und stirbt, sobald er seine Tochter versorgt hat. Wie eines jener wunderlichen Insekten, die mit der Fortpflanzung ihren Lebenszweck erfüllt haben und von ihrer Nachkommenschaft lebendigen Leibes aufgefressen werden. Auch das seltsam Wesenlose, Spukhafte des Philisterlebens war der Romantik alsbald aufgegangen. „Nicht ohne einiges Entsetzen kann ich diesen tiefen, gespenstigen Philistrismus anschauen", sagt einer der Serapionsbrüder. Der Gedanke kehrt bei Hoffmann immer wieder, und in diesem Sinne ist er wirklich der „Gespenster-Hoffmann" der Legende. Solchen Gespenstern begegnete er wohl recht oft in Berlin der ruhigen Bürgerpflicht. Und das lag wohl nicht nur daran, daß er, wie man erzählt, eigentlich nur nüchtern war, wenn er trank.

Dem, was Ernest Seillière „die romantische Krankheit" nennt, und zwar eben so dem demokratischen Romantismus der Armen wie dem aristokratischen Romantismus der Reichen verdanken wir die bekannten Redensarten vom Philister und Kleinbürger, dem Herdenmenschen mit den limonadigen Instinkten, dem Herbarium lebendiger Gedanken, dem Ballast, dem Ewig-Gestrigen, dessen Leidenschaft Zitat, dessen Leben Mimikry ist, der keine gebrochenen Farben kennt, von fremden Gedanken und Gefühlen lebt, in dessen Kopf anstatt Ideen nur Ideenabgüsse zu finden sind. Im Philisterhaß ist der vom Rousseauglauben an die natürliche Güte des Menschen ausgehende Demokrat Marx mit seinem die Uebermenschen-Religion lehrenden Antipoden Nietzsche völlig einig. Nur ihre Terminologie ist verschieden: wo der Eine das Wort „Gesindel" verwendet, spricht der Andere von „Bourgeois-Epikuräismus". Sie übertreiben Beide, verdienen aber gleichwohl keinen Tadel. Deutlich zeigt der Ursprung des Worts, daß das Philisterproblem zum Kapitel vom Einzelnen und den Vielen gehört, und zu allen Zeiten waren die Vorgeschrittenen in der

Digitized by Google

Minderheit und wenig zufrieden mit ihren Zeitgenossen. Es muß aber nachdenklich stimmen, daß gerade der lauteste Rufer im Kampf in philistros „beinahe erstickt an der Frage, ob das Leben auch das Gesindel nötig habe". Selbst der ahnte dunkel, daß der Philister der notwendige Regulator einer gleichmäßigen, Rückschläge ausschließenden d. h. organisch-langsamen Entwicklung war und noch ist. Wir lächeln alle über den Bäcker Fritz Kothner und übersehen dabei, daß das Leben damals, als es von der Barbarei zu einem einheitlichen Lebensstil gelangen wollte und deshalb keine individualistische Eigenbrödelei dulden konnte, dieses konservativen Philistertums bedurfte. Ob wir die Philistrosität überwinden oder als „letzte Menschen" enden werden, steht dahin. Die Tatsache, daß bei genügender Erstarkung des Geisteslebens dieses auch ohne den Stachel materieller Not fortbesteht, gibt tröstlicher Hoffnung Raum. In Wahrheit hat aber diese ganze Fragestellung keinen Sinn, handelt es sich hier nur um ein Scheinproblem. Es besteht heute noch eine solche Masse unorganisierter Völker und Kräfte, daß noch eine ganze Reihe von Generationen schwer zu arbeiten hat, bis die Organisation der Erde auch nur in den Umrissen durchgeführt sein wird, bis der Staat der idealen sozialen Gerechtigkeit, den wir alle ersehnen, so weit verwirklicht ist, als er überhaupt verwirklicht werden kann. Auch er wird nicht der Weisheit letzter Schluß sein, „denn jedes gelöste Problem enthüllt der Welt- und Menschheitsgeschichte ein neu aufzulösendes". (Goethe). Davon können wir Heutigen aber nichts wissen, und es wäre töricht, uns um eine Zukunft zu sorgen, die wir nicht fassen können. Denn auf eine so ferne Zukunft, in die kein Lichtkegel aus unserer Zeit mehr reicht, dürfen wir unsere Begriffe und Wertungen nicht übertragen. Weil diese bis dahin längst umgeprägt, wenn nicht gar sinnlos geworden sein werden. Aehnlich wie wir Heutigen uns bei vielen Begriffen der Scholastik nichts mehr denken können, weil sie aus einer uns nicht mehr faßbaren Psychologie kommen. „Der letzte Mensch" ist also ein Phantasiegebilde, das allerdings ästhetisch vorzüglich sich Nietzsches roman-

Digitized by Google

tischem Weltbild einfügt. Fritz Mauthner würde sagen: er übertrug die Sprache der Gegenwart auf eine Zukunft, auf die sie nicht paßt.

Das Erlebnis

Von Kurt Münzer

An einem wunderschönen Frühsommerabend — die Kastanien blühten noch — folgte ein junger Herr der Einladung einer Freundin und ging, ihr kleines Gartenfest mitzumachen. Er ging, trotzdem er an diesem trüb verhangenen Tage keinerlei Lust verspürt hatte, mit halb fremden, gleichgültigen und zuwideren Menschen zusammen zu sein und die üblichen ziellosen und sinnlosen Gespräche zu führen oder doch jedenfalls mit anzuhören. Und deshalb ging er mit einiger Verspätung. Er schritt dennoch langsam die Dorfstraße hinab, wo seltene Laternen eine Holzaltane, ein kleines Fenster, einen geschnitzten Hausbalken beleuchteten. Um diese neunte Stunde waren die Sterne schon aufgegangen. Ganz still lagen sie im weichen Blau, rührten sich nicht, wie angstvoll Liebende in der ersten Umarmung. Bisweilen plätscherte der See ganz leise, und wenn zwischen zwei Häusern ein Gärtlein stand, so glänzte er zwischen Holz- und Eisengittern dunkel, dumpf, dehnte sich zäh und schwer weit hinüber, wo die Berge jäh in die Flut stürzten, nackte, zerklüftete Felsenwände.

Es war ganz still. Fenster waren erhellt. Leute saßen, ohne zu sprechen, vor den Türen. Die Sommergäste, deren Erste gerade gekommen waren, spazierten nicht mehr. Aber die Katzen besuchten sich hin- und herüber, während die Hunde, vom bewegten Tage faul, neben den Schwellen lagen und nur stumm den Kopf hoben, wenn der Herr vorüberging.

Als dieser den Ausgang des Dorfes erreicht hatte, war er glücklich schon ganz tief in Träumerei und jene ziellose und unklare

Digitized by Google

Sehnsucht geraten, die an so lauen Abenden in der Natur die Einsamen heimzusuchen pflegt. Und als er nun die gesuchte Villa passierte, ging er wirklich daran vorbei, um allein seine Gedanken laufen und seine Träume musizieren zu lassen. Aber da hörte er unverhofft aus dem Garten, der hinter dem Hause zum See sich senkte, eine Frauenstimme, die ohne Begleitung sang: „In dem Schatten meiner Locken —"

Er kannte die Sängerin. Sie war ein junges, häßliches Mädchen, dessen Gesicht von einer Leidenschaftlichkeit ausgestaltet war, die erschreckend schamlos wirkte. Und doch, wußte er, war sie ein reines und jungfräuliches Wesen, ganz der Musik hingegeben, von stiller Freundlichkeit zu allen und allen gleich fern.

Er trat durch das offene Tor und ging um das Haus herum in den Garten hinab. Dort saß man ungeordnet und in zufälligen oder ausgewählten Gruppen zusammen. Windlichter erhellten still die zwanzig Gesichter, die alle blaß, fein und schwärmerisch erschienen. Alle waren der Sängerin zugewandt. Die stand in der Mitte des Rasenplatzes unter einer rotblühenden Kastanie, ganz im Dunkel, in einem weißen Kleide. In dieser Stunde und Stimmung hatte ihre ein wenig verschleierte, dunkel gefärbte Stimme einen fast körperlichen Reiz und ging den Hörern wie eine weiche Hand zärtlich über das Gesicht.

Nur die Hausfrau schien den verspäteten Gast zu bemerken. Sie lächelte ihm zu und zeigte leicht auf einen leeren Stuhl in ihrer Nähe. Aber er wollte es vermeiden, störend zwischen den anderen hindurchzugehen, und so blieb er am Rande des Rondells stehen, an einen jungen Ahorn gelehnt, vom Licht hier nicht erreicht, und betrachtete, indes er dem Liede lauschte, die Anwesenden. Sie waren ihm alle bekannt, sei es von der Stadt her, sei es aus Begegnungen hier in der Sommerfrische. Es waren die gewohnten nervösen, blassen oder jetzt gebräunten Gesichter, Unruhe unter dem trügerischen Lächeln, weit abschweifende Gedanken hinter diesem scheinbar gelassenen Blick.

Digitized by Google

Aber wie sein Auge aus der kleinen lauschenden Runde den Bogen zu ihm zurück beschrieb, entdeckte er plötzlich, als hätte sie zuvor noch nicht da gesessen, eine junge Frau, die in einem Korbsessel lehnte, ganz tief und niedrig, vielleicht fünf Schritt von ihm entfernt. Sie mochte noch nicht dreißig Jahre zählen und erschien ihm wie die Knospe einer Päonie, schwellend, üppig gefüllt, einen leidenschaftlichen Ausbruch, eine brutale Entfaltung verheißend, aber n o ch geschlossen, verhalten und geheimnisvoll.

Sie trug ein lichtgraues Gewand und einen sattgrünen Krepp-schal, ihr Haar war nach der letzten, altmodischen Mode hoch-frisiert, kastanienrot. Und da der Schein der Lichter sie gerade noch erreichte, schimmerte ihre Stirn, ihr bloßer Hals, dunkel ihr Mund und die Augen und die Wangen blaß, fast fahl. Sie rührte sich nicht und schien dennoch nicht dem Liede der Sängerin zu lauschen. Sie sah unendlich einsam inmitten der anderen aus, ein fremdartiges und abgesondertes Geschöpf, ein jenseitiges Wesen, hilflos in Menschengestalt gebannt.

Der junge Herr betrachtete sie, und die Augenblicke hielten an. Etwas Wunderbares geschah, indem sein Herz — er spürte es leibhaft — zu blühen begann. Eine süße Wärme stieg zu ihm empor, hüllte es ein, trieb es auf. Die Gedanken, die Wünsche, die vor kurzem noch so weit ins Ferne geflogen waren, sammelten sich um diese Frauengestalt. Ein Wirbel entstand um ihn, sog ihn ein, und auf dem Grunde lag sie. Eine unwiderstehliche Ge-walt schlürfte ihn. Im nächsten Augenblick fühlte er sich der Unbe-kannten und Ahnungslosen ausgeliefert.

Die Entfernung zwischen ihnen war aufgehoben, räumlich ihr ganz nahe, empfand er ihr Wesen, ihr Seelisches wie sein eigenes. Ganz und gar der Wirklichkeit entrückt, dachte er:

„Ich kenne dich von uralten Zeiten her. Vor tausend Jahren küßte ich dich in der Barke auf dem Bosporus, und gestern trank ich bei dir den Tee. Wie schön, daß du allein hier bist, daß deinen Mann die Geschäfte und deine beiden Buben die Schule in der Stadt zurückhalten. Du kamst, weil du ahntest, daß ich dich er-

Digitized by Google

warte. Ich stand an der Schiffländе, als du den Dampfer verließest, schlank, hoch und schön unter lauter Bauern. Der Wind sauste dir entgegen, ließ deinen Schal und dein Gewand flattern. Wie eine herrliche Nike standest du auf dem Schiff, gesandt aus wunderbaren Ländern, und stiegest an die Küste der Barbaren. Aber wir erkannten uns beim ersten Blick. Uralte Verwandtschaft band uns und führte uns zusammen. Nun, Geliebte, sitzest du da. Mit den anderen werden wir aufbrechen, die stille Dorfstraße hinaufgehen, und da, wo die Ahornallee auf den Berg führt, sagst du Gute Nacht und steigst hinauf in dein einsames Haus an der Halde. Ich gehe mit den anderen weiter. Und am Hotel bleibe ich zurück. Ich warte, bis alle verschwunden sind. Dann, leise, kehre ich um. Zu dir. Ich gehe ganz langsam. Das Süßeste am Glück ist der Weg zu ihm. Ich erreiche die Ahornallee und steige bergan. Oben, im Dunkeln, glänzt dein Fenster. Es steht offen, und unser Liebeszeichen winkt mir: die weiße Gardine hängt hinaus, als hätte ein Windstoß sie herausgezerrt. Aber regungslos ist die Luft. Ich komme näher und näher, und schon sehe ich in das Zimmer hinein, auf die braune, hölzerne Wand, an der ein Kruzifixus hängt, eine alte Schnitzerei. Und unter ihm, der aus Liebe stirbt, steht dein Bett. Die Gartentür ist offen, und ich trete ein und bin in deinem Revier."

Hier beendete die Sängerin ihr schönes Lied, und während sie unter der Kastanie stehen blieb, erhob sich ein leises Gespräch. Heitere, doch abendlich gedämpfte Worte flogen zu dem Mädchen hinüber und manche Bitte um ein weiteres Lied.

Die schöne Frau allein rührte sich nicht. Wie vergessen und versunken saß sie da. Aber über ihr Gesicht ging plötzlich ein Glanz, eine wundersame Belebung: sie lächelte. Ganz heimlich und innig beglückt, als wäre das, was jetzt geschah, ein Liebesgeschenk für sie oder beschwöre doch eine allerschönste Erinnerung. Die Sängerin nämlich hatte ein zweites Lied angestimmt und sang die schwermütige Klage der Sapphischen Ode: „Rosen brach ich nachts —"

Digitized by Google

Und mit diesem Lächeln wandte die schöne Frau endlich ihren Kopf und sah den jungen Mann im Dunkel an. Sie schien ihn zu suchen, sein Bild in der Finsternis ergründen zu wollen. Sie ahnte die geheime Beziehung, die da zu leben begann? Und als sie den Blick wieder fortwandte, ließ sie sacht ihren Kopf sinken, demütig, als ergäbe sie sich willenlos dem stärkeren Geschick, der Liebe.

„Ich liebe dich," dachte der junge Mann. „Ich liebe dich sehr. Du bist anders und neu. Mir ist, als umarmte ich die erste Frau meines Lebens. Ich habe, weißt du, alle anderen vergessen und habe noch nie geliebt. Ich bin der erste Mensch und entdecke die Liebe. Und du, die erste Frau, aus mir geschaffen; und doch ich dir untertan. Weißt du, daß in der Liebe alles ist, Süßigkeit und Bitterkeit und Lust und Schmerz: Ich bin tief traurig, da ich dich liebe. Ich küsse dich, und ich spüre alle Bitternis des Lebens. Habe ich Unseliger in meine neue Existenz die Erfahrungen der alten mit hinübergenommen? Ach, ich weiß: Leben heißt Vergänglichkeit. Einen Kuß gibt es, der ist der letzte. Im ersten Blick des Erkennens liegt schon der Abschiedsblick im Keime. Aus den Armen, in die ich dich jetzt ziehe, muß ich dich wieder entlassen. Mit jedem Tropfen, den ich aus dem Becher Glück schlürfe, nähere ich mich seinem Grunde. Indem ich mich berausche, liefere ich mich der Ernüchterung aus. Und der Genuß treibt mich ins Darben. O wir Armen, die wir zweifeln und grübeln müssen, wir komplizierten Geschöpfe, die nicht mehr einfach empfinden können, die die Stunde versäumen über der Sorge um morgen. Du, du, ich liebe dich und habe dich verloren. Auch Liebe wird ausgeliebt, Glück erschöpft und Leben beschlossen. Sieh mich noch einmal an."

Die Sängerin ließ den letzten Ton verklingen, und ihn noch auf den Lippen, trat sie unter dem Baum hervor und näherte sich der Gesellschaft, damit das Ende ihrer Produktion anzeigend. In den wenigen Minuten ihres Gesanges hatte der junge Herr ein tiefes Erlebnis gehabt. In seinem Herzen hatte sich der Roman

Digitized by Google

einer Liebe abgespielt. Er hatte das Tiefste und Erschütterndste genossen, war versunken gewesen, erhoben, umgewirbelt. Und die Frau, an deren Brust er begriffen hatte, wie inbrünstig er lebe, saß ahnungslos, fern und unbekannt.

Da näherte sich ihm die Hausfrau.

„Guten Abend, lieber Dichter", sagte sie heiter. „So spät und abseits! Kommen Sie. Meine Freundin Lydia ist gekommen, und Sie müssen sie kennen lernen. Sehen Sie, sie ist wunderschön, nicht wahr? Und Sie dürfen immerhin meine Selbstlosigkeit bewundern, mit der ich sie meine Freundin nenne und sie jetzt Ihrer Galanterie ausliefere."

Der junge Herr sagte: „Bitte, seien Sie mir nicht bös. Ich bin müde, sehr müde, und möchte lieber gehen."

„Ohne Lydia vorgestellt zu sein?"

Der junge Herr warf einen gleichgültigen Blick hinüber auf die schöne Frau, die er vor wenigen Minuten geliebt und besessen hatte. Beinahe verächtlich war dieser Blick. Was wollte sie noch von ihm? Er hatte sie erlebt.... Fertig!

Er sagte obenhin: „Ein ander Mal. Gute Nacht, liebste Frau. Schöne Ruh." Und er ging.

Er ging dicht an der Schönen vorbei, die die Augen zu ihm aufschlug. Aber sie hatte keine Macht mehr über ihn. Das Abenteuer war bestanden....

Er ging in sein Hotel und bedachte mancherlei: daß Männer mit jeder Umarmung sich von der Frau entfernen, sie erschöpfen und verlieren, während jede Umarmung die Frau fester an den Mann schmiedet. Aus diesen konträren Wirkungen der Liebe entstehen die Tragödien der Liebe, eine schuldlose Naturtragik. Er bedachte, daß die Phantasie dem Menschen zum Fluche gegeben ist, indem sie das Leben vorwegnimmt und die Wirklichkeit überflüssig, zumindest schal und matt macht. Es ging ihm durch den Kopf, daß das wahre Glück nie real sein kann, daß die Dichter Vagabunden der Einbildung, Abenteurer der Seele und Hochstapler der Gesinnung sind. Und indem er mit tiefer Trauer emp-

Digitized by Google

fand, daß er verurteilt war, einsam zu erleben und alle Geschehnisse des Lebens in sein Hirn zu verlegen, beschloß er, morgen mit dem frühesten abzureisen. Sein Erlebnis hatte ihn schwach und müde gemacht und sehnsüchtig nach den zahllosen Abenteuern, die jedes Ding und Wesen uns enthalten.

Katholischer Klerikalismus im Frankfurter Parlament

Von Lic. Gottfried Traub-Dortmund,
Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses

Lebensfragen kommen und Lebensfragen gehen. Auch in der Geschichte der Ideen liegt ein ähnlicher Wechsel, wie in den Jahren menschlicher Entwicklung: man greift als Mann unwillkürlich wieder zurück auf Triebe und Wünsche der Kindheit. An diese Beobachtung wurden wir erinnert, als wir eine Abhandlung über die Tage des Frankfurter Parlaments lasen, in welcher nur die Frage der Trennung von Kirche und Staat und die Stellung der verschiedenen Frankfurter Parteien zu ihr behandelt wird.*)

Um es gleich von vornherein zu sagen, die Schrift bietet das Material in erschöpfender Darstellung und vorzüglicher Ordnung. Sie ist im wesentlichen unparteiisch gehalten, abgesehen von einigen großen Mißgriffen, und trefflich geeignet, uns Personen und Parteien jener Frankfurter Tage überhaupt nahe zu bringen.

Der endgiltige Beschluß des Frankfurter Parlaments lautete entsprechend dem Antrag der Liberalen folgendermaßen: „Jede Religionsgesellschaft (Kirche) ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber im allgemeinen den Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religionsgesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat. Es besteht fernerhin keine Staatskirche. Neue Religionsgesellschaften können sich bilden, einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht. Das Unterrichts- und Erziehungswesen steht unter der Oberaufsicht des Staates und ist, abgesehen vom Religionsunterricht, der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen, zu leiten und an solchen

*) Die Schrift stammt von Stadtpfarrer Richard Lempp und ist erschienen in den Beiträgen zur Parteigeschichte, die Professor Wahl in Tübingen herausgibt (Verlag von Mohr).

Digitized by Google

Unterricht zu erteilen steht jedem Deutschen frei, wenn er seine Befähigung der betreffenden Staatsbehörde nachgewiesen hat".

Die interessanteste Haltung in dieser Frage nahmen die Katholiken ein. Der katholische Verein des Frankfurter Parlaments ist ein Vorläufer des heutigen Zentrums. An der Zahl der Wähler gemessen hätte der klerikale Prozentsatz der Abgeordneten allerdings 4 bis 5mal größer sein sollen, denn die Hälfte aller Wähler zum Parlament gehörte der katholischen Religion an. Man zählte aber unter den 560 Abgeordneten nur 60—70 Klerikale. Dabei waren die entschlossensten Gegner der klerikalen Partei selbst wieder Katholiken und zwar die Pfarrer Künzer, Blumenstedter, Sprißler, Tafel und Pfahler, welche auf der Linken des Hauses saßen. Der Klerikalismus gebärdete sich auf dem Frankfurter Parlament außerordentlich liberal. Die Trennung der Kirche vom Staat wurde mit all ihren Folgen gefordert. Die Unabhängigkeit, die sie für sich begehrte, sollte gleichmäßig allen Religionsgesellschaften zu gute kommen. Diese liberale Haltung erklärt sich aus dem Kampf gegen den Josephinismus, den die Klerikalen als Todfeind haßten. Zwar wurde das Wort „Trennung" vermieden und dafür „Unabhängigkeit" der Kirche vom Staat gewählt, allein in der Sache blieb sich das gleich. Die katholische Presse und die katholischen Vereine unterstützten von außen her durch eine Masse von Petitionen diese klerikale Forderung. Döllinger sprach sich auf dem Katholikentag in Mainz dahin aus: Uns bestimmte die Tatsache, „daß wir für das ganze Deutschland zu wirken und zu sprechen hatten, daß durch die große Umwälzung von 1848 für die katholische Kirche ein neuer Rechtsboden sich bilde, daß also über einzelne Verträge hinweggegangen werden müsse und ein allgemeiner Rechtszustand sich bilde, auf Grund dessen etwa neue Konkordate zu schließen wären." Er fügt ausdrücklich hinzu, „wir waren durch den alten Rechtsboden nicht mehr gebunden".

Desto auffälliger erscheint der Widerspruch mit den Forderungen der Bischöfe, welche damals gleichzeitig in einer Denkschrift erklärten: „Eine Trennung vom Staate herbeizuführen liegt nicht in dem Willen der Kirche". Von dieser Seite wurde zwar grundsätzlich auch die volle Freiheit für die Kirche verlangt, aber im Sinn voller Selbständigkeit der katholischen Kirche und voller Unabhängigkeit v o m Staat, nicht i m Staat. Abschaffung des Placet, freier Verkehr der Bischöfe mit Rom, Freiheit der Vermögensverwaltung, Freiheit in der Richtung und Leitung von Seminarien, Abschaffung der staatlichen Mitwirkung an den theologischen Prüfungen, — so lautete hier das Programm. Dieser Standpunkt unbeschränkter Herrschaft der Kirche kam am klarsten zum Ausdruck in der Schulfrage. In Köln

Digitized by Google

wurde beschlossen, daß das gesamte Schulwesen unter Aufsicht und Leitung der Kirche gestellt werde einschließlich der Bildung, Prüfung, Anstellung und Einsetzung der Lehrer. Vergegenwärtigt man sich diesen Gegensatz der Bischöfe zu Frankfurt, so liegt die Annahme nahe, daß die Klerikalen im Frankfurter Parlament ihre wahren Absichten verhüllt haben. Ihrem Worte nach verlangten sie Unabhängigkeit und Abschaffung aller Vorrechte, in Wirklichkeit wollten sie Unabhängigkeit mit Beibehaltung der alten Vorrechte.

Richtig ist, daß zwischen den Reden und Anträgen der Klerikalen ein merklicher Unterschied lag. In den Reden trat man mit lebhafter Begeisterung für Trennung und Gleichberechtigung ein, die Anträge aber ließen immer die Möglichkeit offen, daß man zwar vom Staat frei würde, aber doch seine alten staatlichen Vorrechte behalten könne. Weil man aber das Ziel der Unabhängigkeit der Kirche nicht unmittelbar erreichen konnte, so diente die scharfe Betonung des Liberalismus nur als Mittel zum Zweck. Trotzdem muß man festhalten, daß einer Reihe von Führern im Parlament nicht nur aus taktischen Gründen sich liberal gebärdeten, sondern aus wirklicher Ueberzeugung handelten. So bleibt es dabei, daß bewußt oder unbewußt, mit oder ohne Vorbehalt die Klerikalen in der Kirchen- und Schulfrage von allen Parteien am konsequentesten die Grundsätze des alten Liberalismus vertraten. Und sie hatten Glück. Während der ursprüngliche Antrag lautete: „Jede Kirche bleibt den Staatsgesetzen unterworfen, wie jede andere Gesellschaft im Staat", so wurde nun dieser Vergleich fallen gelassen, an welchem das katholische Empfinden den meisten Anstoß nahm. Man durfte doch die alleinseligmachende Kirche nicht mit einer Aktien- oder Kasino-Gesellschaft auf gleiche Linie stellen. Auch das Jesuitengesetz verschwand und die Kirche erhielt wieder das Recht zur Beaufsichtigung Religionsunterrichtes. Vor allem wurden die in Frankfurt beschlossenen Grundrechte überhaupt niemals Gesetz. Es gehört mit zu den auffallendsten Tatsachen, daß die Klerikalen bei der Oktroierung der Verfassung in Preußen sehr rasch auf Seiten der Regierung traten. Während bis dahin stark oppositionelle Stimmen, besonders im Rheinland, sich geltend machten, welche mit der Loslösung der Rheinlande von Preußen liebäugelten, standen sie nun mit einem mal *fest* zu Preußen, weil in der oktroierten Verfassung der katholischen Kirche die Leitung ihrer Geschäfte unabhängig vom Staate zugesichert war. Vielleicht hat man sich sogar in Preußen *vor* der Oktroierung der Verfassung geradezu des Einverständnisses der Klerikalen versichert. Der Klerikalismus bleibt sich immer gleich. Sein Ziel ist kein politisches, sondern ein konfessionelles. Und die Staatslenker ziehen meist den Kürzeren.

Digitized by Google

Eisenbahngespräch

„Jetzt ist es erwiesen", sagte mein Gegenüber: „nicht einmal mehr im Abteil zweiter Klasse darf man seine verehrlichen Mitmenschen kritisieren, von ihnen zu Gleichgesinnten sprechen, wie man sie selber ohne jede Verbrämung sieht. Was hat denn eigentlich Herr von Liebert verbrochen, als er im Eisenbahncoupé seinem gekränkten Herzen zwei politisch Gleichgerichteten gegenüber Luft machte!? Wem gegenüber soll man dann noch riskieren, einmal in schöner Menschlichkeit, ohne Rücksichtnahme auf allerlei Schranzen und die verdammten Forderungen des Tages anzuvertrauen, wie man in Wirklichkeit Menschen und Dinge beurteilt, wenn nicht im Eisenbahnwagen, gewissermaßen zwischen der Welt, die man köpft, und der Welt, die man für sich ersehnt?!"

Bei dem Worte „verdammten" hatte ich mich vorsichtig von meinem Polstersitz erhoben, um einen prüfenden Blick in das Nebenabteil zu werfen. Dort saß ein einzelner Herr, ich sah gerade noch, als ihm die übermüdeten Augen zufielen. Das beruhigte mich, so daß ich wieder Platz nehmen konnte.

Mein Mitreisender, der mich zuerst staunend angesehen hatte, war anscheinend erfreut über das Ergebnis meiner Prüfung, er lächelte selbstgefällig, als wollte er sagen: nein, lieber Freund, Ihre Vorsicht war wirklich unnötig. Dann fuhr er fort:

„Ich finde überhaupt, daß bei uns all und jede Handlung vom Standpunkte des Parteimannes aus aufgenommen wird. Wars ein Gleichgesinnter, der die größte Dummheit beging, verteidigen wir — für den Gegner halten wir immer nur die Peitsche bereit. Wir sind zu wenig objektiv, werden viel zu leicht aufgeregt, wo es ein kurzes Lächeln auch täte. Zum Beispiel bei diesen Schullehrern und Postbeamten. Wir wissen doch hinreichend Bescheid. Menschen, die immer nur fordern und fordern, können doch wahrhaftig nicht verlangen, daß man Sympathien für sie empfindet."

Ich wollte entgegnen, wurde aber von meinem Nachbarn daran gehindert dadurch, daß er mir lächelnd in die Rede fuhr: „Ich weiß, ich weiß — ich kann mir denken, was Sie sagen wollen: ich wäre auch einer von den Voreingenommenen, einer von den Parteifertigen, die nicht mehr über sich selber hinaus können. Weit gefehlt, mein Lieber, ich verstehe die Beamten und Lehrer, die immer mit Neuforderungen vor dem unwilligen Steuerzahler erscheinen und ihn gegen sich einnehmen — vollkommen verstehe ich diese Menschen, aber ich meine, sie sollten sich sagen: wir verdienen den Tadel des Herrn von Liebert zu Recht. Sehen Sie, insofern unterscheide ich mich von denen, die nur die Liebertsche Attacke verurteilen — ich bin nicht einseitig genug, die Angegriffenen in Schutz zu nehmen."

Schon wollte ich losschreien, aufgebracht durch so viel Sophisterei, aber ein Räuspern von nebenan ließ mich in Erinnerung der Liebertschen Erfahrungen die Stimme dämpfen; nur ganz zu schweigen vermochte ich nicht. In dem Bestreben, etwa überströmende Wärme zu meistern, begann ich: „daß es Menschen gibt, die immer wieder mit Neuforderungen auf den Plan treten, ist, abgesehen davon, daß sie wegen ihrer eigenartigen Stellung im Staate sich nur durch Ueberfordern existenzfähig erhalten können, das große Glück für manche Parlamentarier, vor allem für

Digitized by Google

diejenigen, welche immer nur in schwungvoller Phraseologie machen, sobald sie nicht für ihre eigene Kaste zu arbeiten brauchen."

Ich fühlte, wie die Wärme meiner eigenen Worte mich fortriß; ohne daß ich es zu hindern vermochte, hob sich die Stärke meiner Stimme.

„Nicht daß Herr von Liebert sein Urteil über seine eigenen Wähler so rücksichtslos preisgegeben hat, ohne hinterher den selbstverständlichen Mut zur Selbstverteidigung zu besitzen, scheint mir seine Qualitäten als Parlamentarier für alle Zeiten ausgelöscht zu haben, sondern das Eingeständnis, daß er selber einen Teil seiner einflußreichsten Wähler (Beamte und Lehrer) dazu aufgepeitscht habe, weswegen er sie hinterher mit Dreck bewarf, als sie ihm — fraglos aus politischer Erkenntnis — nicht mehr folgten. Herr von Liebert ging hin zu den Postbeamten und fragte, ob nun alle ihre Forderungen erfüllt wären. Er rechnete mit der Alltäglichkeit, daß der Meistbietende auch in der Politik sehr oft siegt. Diesmal kam es anders: der politische Sinn der Beamten und Lehrer war stark genug, allen Lockungen zu widerstehen. Ich hätte nur den einen Wunsch, daß das Liebertsche Eisenbahngespräch Schule machte, um den Beamten und Lehrern die Augen zu öffnen über die Wirkungen der vielfach von ihnen selber geschaffenen Taktik, da den Zuschlag in der Politik zu erteilen, von wo das Meistgebot kommt. Eine grundfalsche Taktik schon deshalb, weil der einzelne in der Politik niemals voraussagen kann, ob er auf jeden Fall seine gegebene Zusage wird halten können."

Von nebenan kam wieder ein deutliches Räuspern. Mich durchzuckte der Gedanke: wenn dort jetzt Herr von Liebert....? Aber schon stoppte der Zug, wir waren am Ziel. Der Herr von nebenan grüßte schmunzelnd, ich grüßte wieder. Mein Coupépartner sah mich fragend an. Sein Mißtrauen wuchs, als ich mich noch einmal umwandte, den eben empfangenen Gruß des Herrn von nebenan zu enträtseln. Aber nein — Herr von Liebert war es nicht.

Albert Falkenberg

Die Sparer

Bekanntlich ist Verdienen immer noch leichter als Sparen. Die Hand, die auf den Handschuh verzichtet, schmückt sich mit Ringen, der Köchinnenlohn geht für zerschlagenes Geschirr, verbrannten Braten und unpraktische Einkäufe, der Preisabstand zwischen zweiter und dritter Stadtbahnklasse für blankgeriebene Beinkleider drauf.... Erwerb ist eben gleichgerichtet mit dem Lebenswillen, der immer expansiv, immer steigerungsbedürftig und anspruchsvoll ist; während, sich einzuschränken mehr Kraft verbraucht als nötig wäre, um — die Gründe der Einschränkung zu beseitigen.

Daß es den Staaten nicht anders geht, lehrt die Finanzgeschichte. Selbst die sprichwörtliche preußische Sparsamkeit bestand nur, weil keine Zeiten der Ueppigkeit ihr vorausgegangen waren: nicht die Einfachheit ist das Schwere, sondern die Rückkehr zur Einfachheit. Uebrigens war das Sparen dieses Staates mehr ein vorsichtiges Rechnen; in dem, was er für wesentlich hielt, den Aufwendungen für seine Soldaten, war er stets, war selbst Friedrich Wilhelm I. ein Verschwender. Für das Uebrige fehlte außer den Mitteln auch das Bedürf-

Digitized by Google

nis. Als das Geld kam, kamen die Ansprüche, und heute hat die preußisch-deutsche Finanzverwaltung die breiteste Fährte.

Zur selben Zeit aber haben wir die Frugalität entdeckt. Wir begeisterten uns für die Sparsamkeit und zwar doppelt: für die bürgerliche und für die fiskalische. Der Fiskus, ward uns gesagt, soll sparsam werden, damit er die Steuern herabsetze; der Bürger: damit er die erhöhten Steuern auch tragen könne. Unwirtschaftlich und ohne Maßstab für Geldwert, wie wir trotz allem noch sind, schöpften wir die Ueberzeugung von unserem Wohlergehen — aus unseren Abgaben. Seit das deutsche Volk zahlen muß, fühlt es sich reich. Man kann diese Umkehrung normalen wirtschaftlichen Empfindens von einem Jahr zum andern verfolgen. Es begann mit der „kleinen Finanzreform" des Jahres 1906, steigerte sich gewaltig mit der Reform von 1909 und näherte sich dem Pathologischen in der Hoch—zeit des Wehrbeitrags. Vor fünf Jahren beruhigte Steinmann-Bucher die Nation mit der Versicherung, sie habe 350 Milliarden; und der Asket Bülow forderte sie zur Schlichtheit des Lebenswandels auf. Was war das gegen 1913? Jetzt schlossen wir, statt von Gefahrerkenntnis auf die Notwendigkeit eines Opfers, von der Milliarde auf des Vaterlandes Gefahr. Aus der Schwierigkeit, das Geld aufzubringen, folgerten wir — unseren Reichtum; aus der Steuerbereitschaft unsere private Ueppigkeit; aus der Feststellung, pro Kopf und Jahr verdiene das deutsche Volk 600 Mark: ein Ueberhandnehmen des Luxus; aus der Vielfältigkeit der Abgaben die Not der öffentlichen Verwaltungen; aus ihrer Höhe, gleichzeitig, die öffentliche Verschwendungssucht. Das Letzte ist wieder: die Sparsamkeit.

Im Berliner Lokalanzeiger, dem Vertreter gelderſparender Industrien, hat diese Sparsamkeit ihr Organ gefunden. „Die Ueberzeugung, daß es mit der steuerlichen Belastung des Volkes so nicht weiter gehen könne wie bisher, kommt in immer weiteren Kreisen zum Durchbruch ...." Fragt sich nur: nach welcher Seite sie durchbricht. Auf Grund der sonstigen Erfahrungen muß man annehmen, daß eine neue Finanzreform sich vorbereitet ....

Wer soll sparen? Woran soll gespart werden? Sparen sollen die Bundesstaaten, das Reich und die Gemeinden; an den Sozialaufwendungen und an den Kulturaufgaben. Da ist Preußen. Es nimmt, seit einigen Jahren, „Zuschläge" zu seiner Einkommensteuer. Diese Zuschläge haben gewiß ihre Schönheitsmängel; sie sind aber nicht, wie die Sparer behaupten, als „vorübergehende Erscheinung", sondern als Vorspiel zu einer Reform gedacht: ihre Aufhebung würde die Steuerzahler nur stärker belasten. An die Zuschläge, zweitens, können die Gemeinden nicht heran; nach der Reform könnten sie's: gerade die großen Zensiten haben Grund, den Fortbestand dieses Provisoriums zu wünschen. Und die „rohe" Form? Die Notwendigkeit einer „Veredlung"? Die hohen Einkommen zahlen jetzt 5 anstatt 4 v. H.; besser würden sie nach durchgeführter Veredlung gewiß nicht wegkommen. Die Kleinen aber (1200 bis 3000 Mark) zahlen an Zuschlägen ganze 60 Pfennig bis 2,60 Mark: sie können zufrieden sein. 73 Millionen holt der preußische Finanzminister aus den „Zuschlägen" heraus; ersparen könnte

Digitized by Google

er sie durch....? Durch weniger Gesetze.

„Die Ueberproduktion an Gesetzen und die daraus sich ergebende Vielregiererei haben zu einem unerträglichen Zustand geführt." Nicht die Wehrmilliarde. Nicht der dauernd um 200 Millionen erhöhte Heeresbedarf, mit seiner „Ueberproduktion" an Steuergesetzen. Sondern.... Es bleibt nur die Versicherung. Die kostete (im Jahre 1911) 53 Millionen. An diesen 50 bis 60 oder 60 bis 70 Millionen kann sich die Sparsamkeit ausleben; sonst findet sie kein Futter. Denn was der preußische Staat, der vor anderen gemahnt wird, ersparen soll, ist beim besten Willen nicht abzusehen. Vielleicht setzt er die Gehälter seiner Beamten herunter. Und dann gibt es ja Schulen und Universitäten. Und Krankenhäuser.

Es gibt Staaten, die sparsam sind; sparsam werden ist meistens gleichbedeutend mit Einpacken; mit Verzichtleisten. Zu wissen, daß Bundesstaaten, Reich und Gemeinden zugleich an dem Zahler hängen, mag unbehaglich sein: welche Ausgabe aber fiele weg, wenn statt der drei bis vier Kassen nur eine wäre? Noch niemals ist etwas erspart worden.

Denkt noch jemand an die Sparpläne um 1909? Auf je Hunderttausend, die man sparen — wollte, nimmt hundert Millionen die Heeresleitung. Das sei notwendig. Schön. Dann aber fordern wir den gleichen Mangel an Sparsamkeit für andere Aufgaben. Entweder der Riemen ist eng geschnallt — oder weit. Die Steuern tragen sich leichter, wenn wir wissen, daß sie nicht für.... Ersparnisse ausgegeben werden.

Hermann Friedemann

Der jüdische Untertan

Zu dem Fall Berliner stellt die „Kreuz-Zeitung" fest, daß Herr Berliner nicht der jüdischen Religion angehört, wie sie zuerst angenommen hatte und wie auch sonst allgemein angenommen worden war."

Also lohnt es sich vielleicht doch, für den Mann, der da ein Vierteljahr in Rußland festgehalten wird, etwas zu tun. Sieh mal an: der Mensch ist ja gar kein Jude! Denn wenn er einer wäre, käme er überhaupt nicht in Betracht, bekanntlich werden die Juden nur als Steuerzahler unter die Rubrik „Deutsche" gebucht, und wenn draußen einer gefangen wird, dann haben wir drinnen einen weniger.

Was aber das Ansehen der deutschen Nation vor dem Auslande angeht, so ist's noch ein ganzes Stück bis zu den Engländern, die um irgend einer Gouvernante willen keine Flottendemonstration scheuen; sie haben sehr gut erkannt, daß es gar nicht auf die Gouvernante, sondern auf sie selbst dabei ankommt, und daß sich ein Volk schmutzig blamiert, das im Lande den Gegensatz von Untertanen und Beamten (den es verfassungsrechtlich nicht mehr gibt) durch viele große Mäuler proklamieren läßt und das außerhalb kriechend klein beigibt, weil es keine Autorität mehr hat.

Die Jämmerlichkeit dieser Geschickelenker wird erschreckend deutlich: es ist kein Kunststück, wehrlose Streikende mit Polizeifäusten zu regalieren, es ist aber wohl eins, einer schikanierenden fremden Bureaukratie den Standpunkt klarzumachen. Ein Zehntel der Energie, mit der man hier zu Lande die Opposition der Regierung bekämpft, wäre hinreichend genügend.

Warum tut man's nicht? Weil der Berliner ein Jude sein soll. Nein,

Digitized by Google

er ist kein Jude? Na, man wird wegen irgend eines Koffmichs nicht gleich mobil machen. Er ist Ingenieur? Also kurz und gut: er ist deutscher Untertan und zwar nur ein Stück, und es verlohnt sich eben nicht. Moralische Werte kommen nicht in Betracht, eine energische Sprache führen diese Beamten nur ihren eigenen Landsleuten gegenüber, die sich Grobheiten und Ungezogenheiten gern gefallen lassen. Der russische Autokrat ist immerhin ein Kerl und verbittet sich jede Einmischung.

Und sind sie nicht trotz aller Gegensätze Brüderchen? Schädigen sie nicht beide den Oppositionsmann, wo sie können? Nur hat der eine sein Sibirien und der andere leider nicht, aber die Verwandtschaft ist unverkennbar.

Wenn Herr Ingenieur Berliner einmal aus Rußland zurückkommt — Gott weiß, wann, Gott weiß, wie, — dann wird er an der deutschen Grenze niederknieen und beten: „Lieber Gott! Erleuchte meine Landsleute, damit sie wissen, wer über ihnen sitzt. Mache meinen Mund beredt und meine Zunge beweglich, auf daß ich laut ausspreche, was ist. Laß mich sagen, daß der ein Feigling ist, der zu Hause mit der Faust auf den Tisch schlägt und draußen katzbuckelt, der uns zu Hause schikaniert und einzwängt und sich vor Besorgtheit nicht lassen kann, und der uns niemals aus einem Elend herausholt, in das uns der Fremde gesteckt hat. Laß mich sagen, daß der ein Schuft ist, der einen, und wäre es auch nur ein einziger, Landsmann nicht heraushaut. Lieber Gott, verleihe mir die Kraft der Rede! Amen."

Aber er wird sich was.

Ignaz Wrobel

Völker, Vaterländer und Fürsten

Unter diesem Titel greift ein jüngst erschienenes Werk*) eines bisher unbekannten Autors, das in elegantem und leichtfaßlichen Essaystil geschrieben ist, an die großen Rassen- und Nationenprobleme, die ja bei jeder politischen Verschiebung stets wieder zur Diskussion stehen.

Mit geschicktem Griff weiß Carl Techet, so der Name des Verfassers, der als Mittelschulprofessor in Oesterreich wirkt und bisher nur einige kleine, unter einem Pseudonym herausgegebene Schriften veröffentlichte, die allerdings für gute, satirische Begabung sprechen, aus dem überreichen Quellenmaterial, eine den Leser nicht ermüdende Auswahl aus dem Besten zu bieten, was über diese großen Fragen gesagt worden ist. Dabei erhöht es Wert und Wirkung seiner Betrachtungen, daß sie weder angreifen, noch verteidigen, weder beweisen noch erklären, sondern nur Gegebenes beschreiben und verdeutlichen wollen. Also frei von Polemik sind. Was der Verfasser über das Rassenproblem sagt, das historisch einer fortdauernden Amalgamierung, einer kontinuierlichen Vermischung aus physiologischen Gründen unterworfen ist und über die Rassenwertung, nach dem mehr oder minder nachweisbaren Blutgehalt an der einzigen Menschenart erklärt, die als Kulturherd betrachtet werden muß — an dem erweiterten Germanenbegriff, ist mit bedeutender Sachkenntnis ausgeführt.

* Carl Techet, Völker, Vaterländer und Fürsten, Ein Beitrag zur Entwicklung Europas. Mit 16 Textfiguren, 6 Kartenskizzen und einer Tafel. München, Lothar Joachim's Verlag 1913.

Digitized by Google

Der große Blutauffrischungsprozeß vollzog sich darnach überall durch germanischen Einschlag, wobei man allerdings unter germanisch — die weiße, nordische, blonde Rasse verstehen muß, die auch auf die außerhalb Europas bestandenen Kulturzentren und vor dem historischen Eintritt der als Germanen bezeichneten Völker in die Geschichte, ihren Einfluß übte. Daß das Bestehen einer arischen Rasse und deren Sitzverlegung nach Asien eine überwundene Hypothese ist, gilt für den Verfasser natürlich auch.

Die Nordeuropäer oder Germanen waren der unverbrauchteste Zweig der weißen Rasse. Daher ihr verdrängender Einfluß.

Juden, Perser, Inder, Griechen und Römer seien Söhne der blonden, hellen Rasse, die auch nach China, Babylon, Aegypten, Japan, Südamerika usw. drang, wo die dunkleren Eingeborenen ihre Merkmale nach und nach verloren.

Die heutigen Gemeinsamkeiten (bei allen Verschiedenheiten) beruhten übrigens nicht auf Abstammungsgemeinschaften, sondern auf Kulturgemeinschaften. Das erläutert das Werk an bis in die modernste Gegenwart reichenden Beispielen. Von Interesse ist auch, was der Verfasser über das Sprachenmoment, über Sprachenmischung, Dialekte schreibt. Das Gemeinsamkeitsgefühl eines Volkes ist nicht stets durch die Sprache bedingt. Beispiel: die Judenschaft, die keine Gemeinsprache hat, da der einzelne Jude dem andern nicht durch das hebräische verbunden ist.

Auch der Teil, der die Rassenmischungen behandelt, ist für die Beurteilung moderner, politischer Zustände (Balkan) von aktuellstem Interesse. Ebenso die Kapitel über Heimat und Vaterland und schließlich über Regenten, ihrem ererbten Nimbus, ihr Gottesgnadentum ꝛc. Im ganzen genommen ein Buch, das Jedermann ohne Vorbedingung wissenschaftlicher Kenntnisse, zur Lektüre empfohlen werden kann.

Der Verlag Lothar Joachim, München hat dem Werk ein äußerst gefälliges Kleid gegeben. v. S.

„Die Reise nach Afrika"*)

Emil Ludwig, der Verfasser des überaus eindringlichen Bismarckbuches, hat sich mit seinem jüngsten Werke, „Die Reise nach Afrika", eine Aufgabe gestellt, die eine durchweg neue Arbeits- und Betrachtungsweise von ihm verlangte.

Damals hatte er immer dasselbe Phänomen mit immer neuer Fragestellung zu durchdringen, jetzt aus einer unübersehbaren Menge von Erscheinungen diejenigen auszuwählen, die ihm wesentlich erschienen. Dort mußte er sich letzter analytischer Schärfe, äußersten antithetischen Geschicks bedienen, hier sich auf ein Nachempfinden schwingender Situationen, auf einen rasch und entschlossen fixierenden Blick verlassen. Damals war gleichsam der Kopf einer Medaille zu prägen, heute Farbe und Form einer nahezu ufer- und umrißlosen, ewig wechselnden Landschaft wie in einem Spiegel zu fangen.

In diesem neuen Buch Ludwigs wurde Afrika zum ersten Male nicht geographisch, ethnologisch oder wirtschaftlich gesehen (obwohl alle diese Betrachtungsweisen ihm nirgends ganz fern geblieben sind), sondern vor allem lyrisch, dichterisch, richtiger vielleicht

*) Erschienen bei S. Fischer, Berlin 1913.

Digitized by Google

noch: musikalisch. In der Tat ließe es sich gut mit einer Symphonie vergleichen, die nicht minder hingebend die barbarisch rauschende Klangfülle des Urwaldes begleitet, wie die trockene und doch mörderische Leidenschaft der Städte und Industrien des Südens. Es ist dieser musikalische Grundton, der die stofflich einander doch recht unverwandten Kapitel umfaßt und vereinigt: etwa „Das Land durchs Fenster" mit „Soziologie an Bord", „Ritt durch die Nacht" mit „Rassenfragen", „Die Geburt des Goldes" mit „Carlton-Ball". — Der Hang des Verfassers zum Biographischen (dem die vielleicht außerordentlichste Seite seiner Begabung entspricht) veranlaßte die Kapitel über Stanley, Peters und Rhodes. Namentlich das letzte wächst zu einem Hymnus auf diesen Mann, der das immer engere, immer schicksalsvollere Heranwachsen Afrikas an Europa wohl am zeitigsten und deutlichsten spürte und erfaßte.

Selbstverständlich kann in diesem Buche nicht nach einem vollständigen oder endgültigen Bilde gesucht werden. Von vornherein durfte man gegenständlich nicht mehr erwarten, als zufällig Erhaschtes, Spaziergänge mehr als eine unerschütterlich ernsthafte Studienreise.

Und wie gegen das Bismarckbuch die Historiker, können gegen dieses die nationalökonomischen Zünftler Front machen. Und ebenso wie damals jene, sind heute diese darauf hinzuweisen, daß Rechtfertigung und Wert der Ludwigschen Arbeiten nicht in einer urkundenmäßigen Verläßlichkeit liegt, sondern darin, daß die tot geborenen Ergebnisse wissenschaftlichen Fleißes in ihnen erst Odem und Leben empfangen. — Denn alles, was „Die Reise nach Afrika" enthält, ist nicht nur von einer geschärften Intelligenz und einem erzogenen Auge ausgewählt, sondern auch von der Hand eines Künstlers geformt, und beseelt von Verständnis, ja von Begeisterung für die herrische und hinreißende Romantik des weiten Heute.

Werner Richter

Der Wiesenzaun

„Glühend und streng" sagt Peter Cornelius von Dürers Art. Das ist auch die Künstlerlegende „Der Wiesenzaun" (bei L. Staackmann in Leipzig), die Franz Karl Ginzkey niedergeschrieben hat. In dem warmen Stil alter Chroniken und Stadtprotokolle. Albrecht Dürer geht durch dieses Buch, sehnsüchtig die Kunst im Auge und angeglüht von dem unausgesprochenen Willen, hinzuknien vor ein Menschliches, das ihm das Göttliche ist. So entrückt er die traulich-milde Felicitas, recht ein Gegenbild der nüchternen, stumpfzügigen Agnes Dürerin, weil sie ihm irdisch nicht angehören darf, ins Himmlische. Als Himmelskönigin umgibt er sie mit der Pracht langgewandeter Engel, mit Früchten und Musik. Oder sie sitzt in der Gewandung der vornehmen Nürnbergerin auf einem großen behauenen Steinblock, den ungeduldigen Heiland, einen kleinen Pausback im Schoß, entrückt, als ob sie das Wunder der Krönung ahne. Und zwei flügelrauschende Engel schweben ihr zu Häupten mit der strahlenden Krone. Ein plumper Holzzaun aber durchschneidet dieses Bild in halber Höhe, eine gerade durchlaufende Reihe von Pfählen in gleichmäßigem Abstand. Das nimmt den vielgetreuen Willibaldus Pirkheimer wunder. Der fragt ihn kopfschüttelnd, was das bedeute. „Ich meine", antwortet Dürer, „es hat der Zaun wohl einen Sinn. Zum ersten, nach

Digitized by Google

Maßen der Kunst: der wagrechte Zaun beruhigt alles Aufwärtsstrebende und gibt dem Blick in die Landschaft stärkere Tiefe, indes er ihn ein Weilchen hemmt. Zum andern, nach Maßen des Menschlichen: er soll eine Mahnung sein für die flatternde Seele, daß alles himmlisch Reine und Große in der Kunst nicht anders erworben wird, als daß ein grimmer Zaun die Sehnsucht von der Erfüllung zu trennen weiß, den Geist vom Fleisch, die Lieb' von der Lust!" Hier fließen Künstler und Gott in Eines. Hier auch gemahnt Dürer an Wagners Hans Sachs, der Nürnbergs Frühling an seinem Herzen vorübergehen läßt. Nürnbergs dichtverworrenes Häuserwerk, seine bunten Gassen und Schenken und kühlen Klöster ragen als Symbole des Geschehens in diese Novelle. Aber weiter noch ist ihre Umwelt: wir treffen Dürer während des Reichstags in Augsburg, an einem Porträt Kaiser Maximilians zeichnend, und blicken auf seine Reise nach den Niederlanden, wo er in Antwerpen die Nachricht erhält, daß Felicitas „am Samstag nach Jakobi still und sanft in Christo verschieden ist".

Eugen Tannenbaum

Idyll

Ein Dörflein liegt zur Seiten,
Heimlich im Waldgeviert;
Das wird von Wilhelm dem Zweiten
Nur dilatorisch regiert.

Im ganzen Reichsamt des Innern
Wird ein Geheimrat kaum
Sich seines Namens erinnern.
Stumm regt sich Baum an Baum.

Jetzt fährt wie ein Donnerwetter
Der D-Zug über den Wall.
Der bringt die Berliner Blätter.
— Dumpf stöhnt das Vieh im Stall.

Ulrich Rauscher

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Scheli'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30.

Digitized by Google

So geht es nicht weiter

Von Dr. Albert Südekum, M. d. R.

Auf die angesichts der neuesten Veränderung in der preußischen Regierung besonders naheliegende Frage, ob wir in Deutschland ohne schwere Erschütterungen, rund heraus gesagt: ohne Blutvergießen zu notwendigen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Umwandlungen kommen werden, weiß ich keine Antwort. Ich weiß nur, daß meine Partei, die deutsche Sozialdemokratie, entschlossen ist, alles, was in ihren Kräften steht, zu tun, um eine friedliche Entwicklung zu ermöglichen und durchzuführen.

Wie steht es aber auf der Gegenseite?

Daß einige heiße Ultras auf der Rechten an die Wunderkraft des vom alternden Bismarck stammenden Rezepts einer blutigen Auseinandersetzung glauben und von einer Dezimierung der Sozialdemokratie heilsame Belehrung des „irregeleiteten Volks" erwarten, ist bekannt. Diese Herren stehen allerdings nicht an eigentlich verantwortlicher Stelle, haben aber in der konservativen Partei wenn auch nicht die offizielle Führung so doch Einfluß. Von den offiziellen Führern nehme ich nach meiner Kenntnis von Personen und Dingen an, daß sie ein bewaffnetes Vorgehen von Polizei und Militär gegen jede der Privilegienwirtschaft gefährlich werdende Volksbewegung zwar nicht gerade wünschen, aber kaltblütig ins Auge fassen. Ultima ratio regis.

Daß der in Preußen und Deutschland leitende Staatsmann solchen Gedanken- und Gefühlsgängen nicht willenlos folgt, hat ihm die stärkste Abneigung der Junkerkreise eingetragen. Selbst seine von vielen Zivilbeamten schmerzlichst empfundene Preisgabe der elsässischen Verwaltung und die über das Erträgliche

Digitized by Google

hinausgehende Nachgiebigkeit gegen ungesetzlich wirtschaftende Militärs im Falle Zabern haben ihm keinen Pardon erwirken können. In den Augen seiner engeren Klassen- und Standesgenossen ist er nun einmal der „Schlappier".

Viele der ihm „Nachgeordneten" suchen durch verdoppelten Eifer diesen Mangel auszugleichen und fühlen sich bei ihrem Beginnen durch keinerlei gottgewollte Abhängigkeit vom verantwortlichen Chef der Regierung beengt.

Was sich in der Aera Dallwitz in Preußen und in anderen Teilen vornehmlich des nördlichen und mittleren Deutschlands die Polizei und andere Verwaltungsbehörden an Unfreundlichkeiten und Gehässigkeiten gegen die Arbeiterschaft im allgemeinen und ihren frei organisierten Teil im besonderen herausnahmen, das geht weit über die Möglichkeit der Schilderung, ja sogar der bloßen Registrierung hinaus. Einer der schlimmsten Mängel unseres politischen Lebens ist zweifellos, daß davon jene breiten Mittelschichten des Bürgertums, die nicht im Banne reaktionärer Gesinnung stehen oder mit den Machthabern auf Gedeih und Verderb versippt sind, überhaupt nichts erfahren. Es sind vielmehr alles Angelegenheiten, die sozusagen zwischen der Sozialdemokratie und den Behörden unter vier Augen ausgemacht werden müssen.

Man kann heute keine sozialdemokratische Zeitung aufschlagen, ohne auf eine alles Maß überschreitende Fülle von gehässigen Anordnungen, brutalen Verfügungen, bedenklichen Gewalttaten zu stoßen, die auf die Arbeiterbewegung geradezu niederhageln. Dazu kommen immer wieder zum Teil unverständliche Urteile von Zivil-, Straf- und Verwaltungsgerichten, die durch ihre Massenhaftigkeit allerdings den Eindruck einer tief eingefressenen Klassenjustiz erwecken können.

Ich führe einige Beispiele an und beschränke mich dabei absichtlich auf Fälle, von denen ich annehme, daß sie den Lesern in anderem Zusammenhang schon vorgekommen sind; dem Einwand, daß das „alte Kamellen" seien, begegne ich mit der Versicherung, daß ich ähnliche gravierende Dinge zu vielen Hunderten anführen

Digitized by Google

könnte. Und daß es sich bei den Mitteilungen in der sozialdemokratischen Presse nicht um fingierte oder tendenziös ausgeschmückte Fälle handelt, weiß jeder, der den Eifer unserer Staatsanwälte kennt, schon die geringste Flüchtigkeit und Ungenauigkeit in solchen Darstellungen zum Anlaß eines Strafverfahrens zu machen.

Man male sich nur einmal die politisch-psychologischen Wirkungen folgender Tatsachen aus:

In Breslau haut ein Schutzmann einem fliehenden Arbeiter eine Hand ab. Der Verbrecher wird nicht gefaßt, — die Polizei versagt.

In Moabit erschlägt ein Schutzmann einen harmlosen Menschen — die Polizei kann angeblich nicht ermitteln, wer der Schuldige gewesen ist.

Wegen Polizeibeleidigung wird ein Redakteur in Köln schwer bestraft — er hatte nachgewiesen, daß ganze große Teile der kölnischen Polizei verderbt waren.

Fürst Eulenburg, des Meineids so gut wie überführt, erfreut sich der Freiheit — ein Arbeiter Holst, Opfer eines der schlimmsten Justizirrtümer, von denen die schwarzen Blätter der deutschen Rechtspflege zu melden wissen, mußte wegen angeblichen Meineids eine lange Zuchthausstrafe überstehen und kann kein Wiederaufnahmeverfahren durchsetzen.

Gelbe Streikbrecher erschlagen oder erschießen Streikende, ohne daß man ihnen ernsthaft zu Leibe ginge — aber Streikende, die in ihrer begreiflichen Erregung über schäbige Haltung von Streikbrechern nur starke Worte gebrauchen, wandern auf Wochen und Monate ins Gefängnis.

Man preist den wachsenden Reichtum Deutschlands und erklärt die Periode der Sozialreform für abgeschlossen — die Armenetats der Gemeinden wachsen, das Wohnungselend schreit zum Himmel, Not, ja Hunger in der Bevölkerung sind weder relativ noch absolut nennenswert zurückgegangen und die Regierung erklärt durch den Mund des Staatssekretärs Delbrück, daß

Digitized by Google

von einer Aenderung der „bewährten Wirtschaftspolitik" auch nach dem Ablauf der jetzigen Handelsverträge keine Rede sein könne.

Die Unternehmer organisieren sich in immer umfassenderen beruflichen Verbänden und streben im Kartell „der schaffenden Stände" eine alle umschließende soziale und politische Vereinigung an — ungefähr zur gleichen Zeit macht Herr von Jagow den Versuch, die Gewerkschaften zu politischen Vereinen zu erklären und damit unter Polizeiaufsicht zu bringen, d. h. also diejenigen Organisationen der Arbeiter zu lähmen, die den meisten in schwerer Zeit der Arbeitslosigkeit und Teuerung allein Hilfe leisten.

Kein Staatsanwalt, kein Gericht schreitet gegen die schwarzen Listen der Unternehmer ein — aber das (legale!) Streikpostenstehen will man in Preußen polizeilich verhindern.

Den Bergarbeiterverband hat schon ein Gericht für politisch erklärt — der Bund der Landwirte, unzweifelhaft ein politisches Gebilde, hat keine Schwierigkeiten gehabt, die den politischen Vereinen versagte Eigenschaft eines rechtsfähigen Vereins zu erlangen.

Die bürgerliche Jugendbewegung wird mit allen nur denkbaren Mitteln aufgepäppelt; wenigstens in einzelnen Orten und einzelnen Organisationen artet sie zu einer anmutlosen Dressur gegen die Sozialdemokratie aus — zur selben Zeit aber wenden viele Behörden ärgerliche und unwürdige Schikanen gegen die sozialdemokratische Jugendbewegung an.

Manche preußischen Landratsämter sind ganz unverhüllt Zweigstellen der konservativen Partei — für preußische Verwaltungsrichter scheint die Bestimmung der Verfassung, daß alle Preußen vor dem Gesetz gleich sind und bei Erfüllung gleicher Vorbedingungen auch zu allen Aemtern gleichen Zugang haben, nicht mehr zu existieren, sie folgen vielmehr der Kröcher'schen Auffassung, daß schon die bloße Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen

Digitized by Google

Partei zum Amte eines Stadtrats, eines Schöffen in einer Landgemeinde oder zur Mitgliedschaft in einer Schuldeputation unfähig mache.

Brauchte ich keine Rücksicht auf den Raum und die Geduld meiner Leser zu nehmen, dann könnte ich eine solche Liste von Kontrastfällen über Seiten und Seiten weiterführen.

Der friedfertige deutsche Bürgersmann erfährt von alledem, wie gesagt, entweder gar nichts, oder nur das allergröbste. Ich plädiere nun keineswegs dafür, daß die sogenannte bürgerliche, in erster Linie die liberale, Presse und die liberalen Parteien etwa die Geschäfte der sozialdemokratischen Zeitungen betreiben und die Politik der Sozialdemokratie besorgen sollen. Wenn ich von diesen Dingen spreche, so geschieht es, weil sie über den Parteienkreis hinaus Bedeutung haben und weil ich der von Rechtsnationalliberalen eifrig genährten falschen Ansicht entgegentreten will, als ob das Heil des Bürgertums darin beruhe, die Sozialdemokratie unter allen Umständen der Brutalität reaktionärer Machthaber preiszugeben und sich den Mächten auf der Rechten anzuschließen, sei es auch mit einem Opfer des Intellekts und des liberalen Grundsatzes des gleichen Rechts für alle.

Aber auch den „neuen Mann" im preußischen Ministerium des Inneren wird man bei Zeiten aufmerksam machen müssen.

Ich empfahl, einmal unbefangen die Kontrastwirkung der angeführten Tatsachen auf sich wirken zu lassen. Wer das tut, kommt von selbst auf die Frage, wohin das eigentlich führen soll? Der fragt sich: wissen die an der Spitze der Staatsgeschäfte stehenden Männer überhaupt nicht, was um sie her vorgeht? Oder sind sie mit dem Treiben ihrer Untergebenen einverstanden, die staatliche Aemter zum Teil so verwalten, daß man den Eindruck gewinnen könnte, man habe es bei ihren Handlungen mit zügellosen Exzessen der Parteileidenschaft zu tun?

Von diesem bloßen Fragen nach den Gedanken und Handlungen *anderer* kehrt die Ueberlegung aber bald zum eigenen Ich zurück. Regt sich nicht in jedem Liberalen das Gefühl bitterer

Digitized by Google

Empörung darüber, daß manche Behörden und Gerichte die in unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung nun einmal liegenden materiellen Ungleichheiten durch ihre Amtsführung noch verschärfen und die notwendigen großen Auseinandersetzungen durch gehässige Kleinlichkeit oder dreiste Ueberhebung vergiften? Hier entsteht ganz von selbst der Wunsch, doch mehr als bisher von denen zu erfahren, die auf der Schattenseite des Lebens — als bloße Objekte der Verwaltung und der Rechtspflege — kämpfen müssen.

Die politische Wichtigkeit liegt auf der Hand.

Die Geduld unseres Volkes ist sehr groß. Es hat Beweise dafür gegeben. Aber schließlich darf sie doch auch keiner allzu harten Probe unterworfen werden. Man kann einem Volke sehr lange arge Ungerechtigkeiten und ausgesuchte Brutalitäten bieten (das Beispiel der unmenschlichen Behandlung Irlands durch England lehrt es), wenn man es nämlich mit einer ungebildeten und deshalb widerstandslosen Masse zu tun hat, die weit über das Land verstreut wohnt und nur schwer mit einander in Verbindung treten kann. Aber ganz anders ist es mit einem Volk, das lesen und schreiben gelernt hat, täglich seine Zeitung liest, das schon durch seine Wohnart und seine berufliche Gliederung in engster Fühlung mit einander steht und in seiner Art auch über die Hilfsmittel der modernen Technik gebietet. Die minderbemittelten Scharen eines solchen Volkes kann man mit öffentlichen Lasten überbürden, man kann ihr die Jugend in der Schule und nach der Schule abspenstig zu machen trachten, man kann sie durch Gericht und Verwaltung zu Staatsbürgern zweiter Klasse stempeln, man kann sie im engeren Staatsverband so gut wie rechtlos machen — das alles kann man tun, selbst lange Zeit hindurch.

Aber wenn man es tut, dann darf man nicht außer acht lassen, daß ganz plötzlich einmal der Geduldsfaden reißen kann. Vielleicht dann, wenn man es ganz und gar nicht erwartet hat, an einem Orte, wo niemand es voraussehen konnte, aus einem Anlaß, der trivial erscheint. Es ist eben doch schließlich ein einziger Tropfen, der ein Meer zum Ueberfließen bringt.

Digitized by Google

Und da liegt die Verantwortung für alle diejenigen, die bisher den Dingen untätig und gleichmütig zusehen, oder die sich überhaupt gar nicht darum kümmern. Jeder, der zur Stärkung der reaktionären Mächte in Deutschland direkt oder indirekt beiträgt, namentlich aber zur Indifferenz der Gesinnung, wer nicht seine ganze Kraft einsetzt, um an der Weiterentwicklung unserer Zustände im Sinne energischen Fortschritts zu arbeiten und zunächst erst einmal die notwendige Voraussetzung des anständigen Kampfes zu schaffen, daß „die Waffen gut und gleich sind", muß für den Schaden mindestens moralisch haften. Diese Forderung ist umso berechtigter, weil ja doch keine Schäbigkeit, keine Brutalität die notwendige und objektiv deutlich erkennbare Entwicklung auf die Dauer aufzuhalten vermag. Wer über genügendes soziologisches Wissen verfügt, kann die Gestaltung der Dinge bei uns für die nächsten Jahrzehnte mit zureichender Wahrscheinlichkeit in ihren großen Grundzügen vorausdenken, wenn das Kalkül nicht durch eine Revolution oder durch einen Weltkrieg mit nicht vorauszusehendem Ausgang gestört wird. Jedenfalls: eher könnte man erwarten, daß die Sonne morgen im Westen aufgehen und im Osten untergehen werde, ehe die demokratische Bewegung zurückgeht. Selbstverständlich kann eine Partei einmal Stimmen verlieren, Mandate opfern müssen; die Reaktionären rechnen uns ja bald jeden Tag vor, was die Linksparteien seit den letzten Reichstagswahlen schon alles verloren haben. Das beweist gar nichts. Solche kleinen Schwankungen kommen immer wieder vor, sind ganz natürlich und können verständige Menschen nicht über die große Wahrheit hinwegtäuschen, daß die Demokratisierung bei uns wie bei anderen Kulturvölkern immer weiter im Vormarsch begriffen ist und auch allein eine glückliche Zukunft des Volkes gewährleisten kann.

Nicht das ist die Frage, ob wir mehr Demokratie, d. h. mehr Selbstverwaltung des Volkes und eine für das Volksganze zweckmäßigere Adjustierung der Eigentumsverhältnisse erreichen werden, sondern wie und auf welchem Wege wir sie

Digitized by Google

erreichen. Dabei brauchen wir viel weniger Nachdruck auf die letzten Fragen zu legen, als auf die nächsten. Es handelt sich für uns darum, wie wir *jetzt* und hier weiter kommen können.

Groß ist daher die Verantwortung des neuen Ministers und des leitenden Staatsmanns. Wenn sie sorglos und schlaff den Ausschreitungen der ihnen untergebenen Beamten und Behörden zuschauen, die Polizei machen lassen, was sie will, gar selbst noch mit dazu beitragen, daß der Mangel an Verständnis für die großen vorwärtstreibenden Kulturbewegungen stärker wird, statt ihn zum Verschwinden zu bringen, wenn sie ihre Augen selbst vor so ernsten Tatsachen verschließen, daß die Verfassung verletzt wird und daß ihre junkerlichen Klassengenossen mit dem königlichen Versprechen einer Wahlreform in Preußen ihren Spott treiben: dann müssen sie sich auch klar darüber sein, welche psychologischen Wirkungen ein solches Verhalten auf der anderen Seite auslöst und welche praktischen Ergebnisse eine verzweifelte Stimmung der unterdrückten und mißhandelten Volksmasse jeden Tag, namentlich aber am Tage einer nationalen Gefahr, uns bringen kann. Das sage ich nicht in der Absicht einer Drohung, sondern einer Warnung.

Der Deutsche Werkbund und seine Ausstellung in Köln 1914

Von Hofrat Peter Bruckmann, Heilbronn,
dem Ersten Vorsitzenden des Deutschen Werkbunds

Ausstellungsmüdigkeit?

Und dabei: 1913: Leipzig: Jba, Breslau: „1813"; 1914: Leipzig: Bugra (!), Köln: Deutscher Werkbund, Darmstadt: Kunstausstellung; 1915: Düsseldorf: Hundert Jahre deutscher Arbeit, Dresden: Das deutsche Handwerk, Karlsruhe: Jubiläums-Ausstellung; 1916: Stuttgart: Jubiläums-Ausstellung und so weiter!!

Digitized by Google

An „Ausstellungswut" wäre man zu glauben versucht.

Und doch ist eins gewiß: es wird keine größere Ausstellung mehr gemacht werden, wo in ermüdender Fülle Gleichgültiges gezeigt wird.

Aber: einen Teil von all dem, was man überhaupt ausstellen kann, unter einem interessanten Gesichtspunkt zusammenfassen und mit echt deutscher Lehrfreudigkeit in Systeme geordnet vorführen, das zieht augenblicklich.

Durch solche Beschränkung ergibt sich von selbst die strengere Auswahl. Selbst der mittelbegabte deutsche Ausstellungsbesucher unserer Tage will „Qualität" sehen und an plastisch demonstrierten Gesichtspunkten sich emporbilden. Mit ernster Miene studiert er ihr „Niveau", nach harter Tagesarbeit fühlt er sich dann doppelt wohl, wenn er ohne Maske im altgeliebten „Kitsch" des Vergnügungsparkes sich wieder allmählich herunterbildet.

Aber ernsthaft: der glänzende Erfolg der prächtigen Dresdner Ausstellung „Der Mensch" hat uns deutlich gezeigt, worauf es ankommt.

„Fesselnden Anschauungsunterricht" gilt es zu geben.

Auch die Deutsche Werkbund-Ausstellung in Köln, die in wenigen Wochen eröffnet werden wird, hat das Bestreben zu fesseln, anschaulich zu machen.

Den Lesern des „März" hat Hermann Hesse schon einmal gesagt, was der Werkbund ist und was er will.

In wundervollem Zusammenklang erscholl bei der Gründung des Bundes sein Leitmotiv, vorgetragen von einem Chor von Künstlern, Industriellen, Handwerkern und Gelehrten. Die Geschmacklosigkeit, das kulturvernichtende Wachsen unserer großen Städte, die Verschandelung der deutschen Lande, das unsichere, tastende Gebahren der Kunstindustrie, die ohne innere Anteilnahme ihren Erzeugnissen Formen aus allen Stilen von Ramses I. bis Schinkel erborgte, das alles hatte Sehnsucht erweckt nach Abstellung und Milderung solchen Uebels.

Digitized by Google

Sehnsüchtig begann deshalb das Leitmotiv des Bundes, aber es klang aus in jugendfroher Sicherheit.

Man fühlte es: man war kein Fachverband, der in einem abgeschlossenen Ideenkreis sich bewegend wirtschaftliche Vorteile sucht, man wußte, daß, die da zusammenkamen, um zu bessern, erfüllt waren von starkem Willen, und daß viele dem neuen Bund vieles zu geben hatten, der eine seine volkswirtschaftlichen, sozialpolitischen Kenntnisse, der andere seine Handelserfahrung, der andere seine Organisationsgabe oder sein technisches Wissen und viele das beste von allem: die Flamme künstlerischer Phantasie und das reinigende Feuer des Hasses gegen Unkultur und Philisterei.

Das war Entdeckerfreude, mit der der „Werkbundgedanke" eingeführt wurde in eine Atmosphäre des Kohlenstaubs und des Hochofenbrands, in das Getöse der Dampfhämmer und der Walzwerke, in das nüchterne Kaufmannsbüro, wo Schreibmaschinen ticken und die Fernsprecher mit allen Zentren der Erwerbstätigkeit uns verbinden.

Und doch war man sich bewußt, in die großartige technische Welt der Gegenwart eine Idee zu werfen, die so schön und fein war, daß die Gefahr bestand, sie könnte wie eine Zierblume einen Augenblick beachtet, berochen und dann zu Boden geworfen werden, wo sie verwelkt und zertreten wird.

Aber man durfte erleben, daß die Idee aufgegriffen und ernstlich verarbeitet wurde. Lange hatte das Bedürfnis einer künstlerischen Befruchtung unserer Kultur sich vorbereitet und als man an die Verbreitung, Veröffentlichung ging, da war der Boden fähig zu empfangen. In den Mittelpunkt des Interesses der Gebildeten rückten alle die Bestrebungen, unseren Städten, unseren Dörfern, unserer häuslichen Umgebung die verlorene Schönheit wiederzuerobern, unsere gesamten industriellen, gewerblichen Erzeugnisse zu veredeln, zu höchster Qualität zu steigern.

Und der Künstler, der Aesthetiker ging mit dem Volkswirtschaftler. Sie waren sich einig, daß man auf dem neuen Weg nicht nur unser Leben um unschätzbare, ideelle Werte bereichern

Digitized by Google

könne, sondern daß die Zukunft unseres deutschen Wirtschaftslebens geradezu davon abhängt, daß wir verfeinerte Ware erzeugen, und bestes Material in bester Technik und in künstlerischer Eigenart verarbeiten. Länder, die Jahrhunderte geschlafen haben, besinnen sich heute auf die Notwendigkeit industrieller Tätigkeit; mit billigeren Arbeitskräften, billigerem Rohmaterial werden sie mit uns in absehbarer Zeit in scharfen Wettbewerb treten. Wir müssen ihnen immer um Bootslängen voraus sein an geistiger und künstlerischer Qualität unserer Arbeit. Das ist die einzige Möglichkeit, für die in unserem Kulturstaat Deutschland täglich wachsenden Spesen dauernd lohnenden Ersatz zu holen.

Einige Jahre lang wurde diese Erkenntnis nach allen Seiten hin verbreitet. In die Erscheinung traten die neuen Gedanken zum ersten mal auf der Ausstellung 1908 in München, wo ja der Zusammenhang von Kunst und Handwerk sich am engsten bewahrt hatte. Verhältnismäßig bald gelang es die Reichsbehörden, die Bundesstaaten, viele Stadtverwaltungen zu interessieren. Die Frage der gewerblichen Jugenderziehung wurde sehr eingehend behandelt, weil man mit Recht annahm, daß von ihr aus die Grundbedingungen für die erstrebte Besserung der Produktion entwickelt werden. Auf den Jahresversammlungen des Werkbundes wurden viele und schöne Reden gehalten, der Künstler, der Industrielle, der Nationalökonom, alle kamen sie zum Wort, immer größeres Land brach man um, immer neue Gebiete zog man herein. Der Wille war schön, die Berichte aus den ersten Bundesjahren haben etwas begeisterndes. Ein sehr gewissenhafter Registrator wird aber finden, daß da viel zu viel angeschnitten worden, daß viel umgebrochenes Land auch brach liegen geblieben sei. War das anders möglich? Der um die Gründung des Werkbunds so hoch verdiente Wolf Dohrn, dessen Tod wir so aufrichtig bedauern, hat einmal gesagt: „der Werkbund ist die Vereinigung seiner intimsten Gegner". Dieses Paradoxon enthält so viel wahres. Der Bund soll eine Organisation sein, soll Stoßkraft bekommen, soll die als richtig erkannten Gedanken

Digitized by Google

von der wirtschaftlichen Notwendigkeit der Zusammenarbeit von Kunst, Industrie und Handel, soll die als hohes Ziel erfaßte künstlerische Durchdringung unserer deutschen Kultur durch seine Organisation aus dem schöneren Zustand des unbefleckten Gedankens in die von hundert Gefahren bedrohte Wirklichkeit umsetzen. Und dieser Prozeß soll gefördert werden von den hervorragendsten Künstlern, den weitblickendsten Industriellen, den universellsten Volkswirtschaftlern.

Dabei bedeutet doch jeder einzelne dieser Helfer im Streit wieder eine Kristallisation mit unendlich variierten Kanten und Winkeln, mit kälterem oder wärmerem Licht und mit so wenig Neigung von Natur aus, auch nur eine Kante abzuschleifen, oder gar eine chemische Verbindung einzugehen. In dieser Kristallhärte beruht ja die Bedeutung der einzelnen. Und man hat trotz allem zusammen schaffen können. Schon die Tatsache, daß man sich kennen lernte, daß an einem Tisch künstlerisch gegensätzlich empfindende Menschen saßen, daß die künstlerische Forderung Leuten präsentiert werden konnte, die bisher geglaubt hatten, sie vollständig entbehren zu können, daß Volkswirtschaftler, die ihr Zukunftsideal zum Epos gestaltet hatten, mit der Praxis des Erwerbslebens tatsächlich in Berührung kamen, schon diese Tatsachen erleichterten die Klärung der Begriffe und — und das ist das schönste und unvergeßliche für alle, die bisher mitgearbeitet hatten — sie erzeugten eine immer neue Freude an der gemeinsamen Arbeit.

Einer hat einmal den Gedanken gehabt, es genüge ein Ausschuß von zwei Dutzend der bedeutendsten Werkbundmänner, der ohne große Organisation als Areopag wachen solle über die Entwicklung der künstlerischen Kultur. Gewiß wäre mancher Gedanke reiner, unberührter geblieben, aber es wäre ein Diskutierklub geworden ohne Einfluß auf das Leben. Und so ging man den andern Weg, schuf eine breitere Grundlage, gründete Ortsgruppen, interessierte die Presse, die Literatur und so erreichte man schließlich, daß eine große, schöne Stadt, Köln a. Rh.,

Digitized by Google

dem Werkbund große Mittel zur Verfügung stellte, um endlich in die Erscheinung treten zu lassen, was in sechsjähriger Tätigkeit vorbereitet war, um auf einer „Deutschen Werkbund-Ausstellung" zu zeigen, wie weit der Gedanke der Zusammenarbeit von Kunst, Industrie, Gewerbe und Handel Verbreitung gefunden hat und welche Erfolge heute schon die moderne Auffassung des Städtebaus, der Architektur aufweist. Auf ganz Deutschland ausgedehnt, konnte man jetzt zeigen, was die bayerische Gewerbeschau 1912 in München aus Bayern gebracht hatte.

Es ist das große Verdienst des Landesbaurats a. D. Carl Rehorst, des beigeordneten Bürgermeisters der Stadt Köln, die seiner künstlerischen Arbeit und Beratung in ihrer baulichen Entwicklung schon so viel schönes zu verdanken hat, daß er mit einer hinreißenden Begeisterung und Liebe zur Sache es verstand, die Stadtverwaltung von Köln für das Unternehmen zu gewinnen und wir danken es ebenso dem Oberbürgermeister von Köln, Dr. Wallraf, daß er, sofort die Bedeutung der Sache erkennend, alle Hemmnisse beseitigte und durch alle Phasen der Vorbereitung hindurch mit wahrer Werkbundgesinnung den Boden schuf, auf dem in kürzester Zeit aufgebaut werden konnte, was in wenigen Wochen der feierlichen Eröffnung entgegensieht.

Der Gesamtplan der Ausstellung rührt von Karl Rehorst her und paßt sich dem wundervollen Gelände, das der Rhein bespült, ausgezeichnet an. Es wird ein Genuß sein, auf den breiten Terrassen von Bruno Pauls Hauptrestaurant an linden Sommerabenden zu sitzen und den Blick über den Festplatz schweifen zu lassen, den gegen Osten Theodor Fischers ausgedehnte Festhalle abschließt, an dem nördlich Peter Behrens' strenge Haupthalle, südlich Josef Hoffmanns eigenartiges Oesterreicher Haus in kühnen aber doch dem Gesamtplan sich einordnenden Linien gezügelte Kraft verraten. Und vor uns der Rhein! Aber noch ist der Mond noch nicht herauf.

Es reicht noch zu einem Gang!

Digitized by Google

Vom Empfangsgebäude von Moritz-Köln aus gabelt sich die Achse, rechts dehnt sich die Verkehrshalle von Hugo Eberhardt-Offenbach, und die breite Allee führt zu dem alten Fort von Deutz, auf dem unter herrlichem Baumwuchs das Teehaus von Wilhelm Kreis sich einladend breitet. Es ist ein bleibender Bau und wird eine Zierde des künftigen Kölner Stadtparks. Die Gabelung der Achse am Eingang wird bewirkt durch die „Farbenschau" von Hermann Muthesius, einem ruhigen Bau, an dem links die zweite Achse in Gestalt der imponierenden Ladenstraße von Oswin Hempel vorbeiführt. Das Kölner Haus von Paffendorf-Köln und das Café am Rhein von Adelbert Niemeyer und Hermann Haas stehen vor und zwischen den Abschnitten der Ladenstraße. Rechts neben der Haupthalle blicken wir auf die koloniale Siedelung von Pott-Köln und auf das sächsische Haus von Lossow und Kühne, links steht das originelle Ausstellungstheater van de Veldes. Nördlich vom Festplatz hat Walter Gropius Bürogebäude und Fabrik, Frau Knüppelholz-Röser das Haus der Frau, haben Abbehusen und Blendermann das Bremen-Oldenburger Haus erstellt. Den Abschluß, Mülheim zu, bildet das Etagenhaus von Pflaume-Köln und das niederrheinische Dorf unter Metzendorfs Leitung erbaut.

Wir sind überrascht, wie sich die Bauten dieser untereinander so verschiedenen Architekten ineinander finden. Man spürt die Disziplin gegenüber der Forderung des Städtebaugedankens. Und vielleicht ist es wichtig, daß hier dieses Beispiel der Disziplin gegeben wurde, davon können so viele, weniger bedeutende Architekten, etwas lernen, die bisher die Straßen und die Plätze nur als geduldigen Hintergrund für die schrankenlose Entfaltung ihrer Eigenart ansahen.

Wenn nun auch auf der Werkbund-Ausstellung die Bauten an sich schon Ausstellungsobjekte sind, so sind sie andererseits doch nur die Hallen für das Ausstellungsgut. Und da müssen wir die Abteilungen unterscheiden, die unter gewissen Gesichtspunkten geordnet sind, wie die Farbenschau, wo der Zauber der

Digitized by Google

Farbe in der Natur und in seiner Verwendung durch die Kunst veranschaulicht wird, dann die Verkehrshalle, wo der Einfluß künstlerischer Gestaltung auf die Verkehrsmittel und die scheinbar von selbst gewordene Schönheit der Flugzeuge und Automobile gezeigt wird.

Auch im Bürogebäude und in der Fabrik sind die Ergebnisse künstlerischer Mitarbeit und konstruktiver Schönheit geordnet, soweit sie in der Organisation der Fabrik und im Maschinenbau schon zu Tage treten.

Das koloniale Haus vermittelt die Bestrebungen, auch draußen in den Kolonien praktisch und schön zu bauen und einzurichten, das Haus der Frau die hundertfältige Betätigung weiblicher Kraft im modernen Kunstschaffen. Das Etagenhaus stellt einen notwendigen Typus im Städtebau dar, das niederrheinische Dorf will eine dem Heimatboden verwandte, aber ohne Sentimentalität gestaltete praktische und harmonische Anlage zeigen.

Die gesamte eigentliche kunstgewerbliche Produktion, die gewerblichen Unterrichtsmethoden, die kirchliche Kunst, die Repräsentationsräume der Staaten und Städte, die für die Werkbund-Ausstellung sich besonders erwärmt haben, finden wir in der großen Haupthalle, und im österreichischen, sächsischen, bremen-oldenburgischen, kölnischen Haus. Die Kunst im Handel, vor allem in Schaufenster und Laden, wird in der Ladenstraße verdeutlicht. Zwölf hervorragenden Künstlern, denen man einen bestimmenden Einfluß auf die Formgestaltung des modernen Kunstschaffens zuschreibt, den „zwölf Aposteln", wie man sie auf dem Ausstellungsgelände heißt, sind zwölf Sonderräume zur Verfügung gestellt, wir finden dort: Peter Behrens, C. O. Czeschka, Otto Eckmann †, August Endell, Josef Hoffmann, Adelbert Niemeyer, Hermann Obrist, J. M. Olbrich †, Bernhard Pankok, Bruno Paul, Richard Riemerschmid, Henry van de Velde.

In einem Sonderraum sollen hervorragende Einzelerzeugnisse alter und neuer Zeit neben einander sich messen. Im Theater van de Veldes werden wir die neuesten Ergebnisse der

Digitized by Google

Bühnenkunst kennen lernen. Zum Vergnügungspark müssen wir aber über die Straße — er liegt in reicher Ausgestaltung außerhalb des eigentlichen Ausstellungsgeländes.

Nehmen wir an, wir hätten alle Hallen durchwandert, uns gefreut an dem „anständigen Niveau" des Ausgestellten, uns begeistert an dem Hervorragenden und wir säßen nun wieder dort am Ufer des Rheins. Und jetzt ist der Mond herauf und in seinem Schein genießen wir ein unvergleichliches Bild. Stromauf, stromab ein ununterbrochen ziehendes Leben auf dem Rhein und dahinter ein Stadtbild, das im Dämmern der Nacht befreit ist von allen Unzulänglichkeiten und sich gewaltig gruppiert in breit gelagerte und spitz ragende Massen.

Und uns, denen viele vorwerfen, wir schätzen der neuen Notwendigkeiten willen die alte Schönheit deutscher Kunst nicht mehr, gerade uns erfaßt die brünstige Liebe zu den altersgrauen Türmen und Toren da drüben am mächtigsten und wir fühlen, daß alles, was wir in ernstem neuem Sinne schaffen, nur das eine Ziel hat, wieder der künstlerischen Kultur würdig zu werden, die tausend Jahre in deutschen Landen geblüht hat, die in einem stürmischen Jahrhundert technischer, wissenschaftlicher, materieller Erfolge verkümmerte und die jetzt wieder anfängt, abermals Wurzel zu schlagen und Knospen zu treiben.

Ernste Gedanken, Befürchtungen tauchen auf.

Da ist das unruhige Modebedürfnis des Handels, von dem bereits das Wort „Werkbundgenre" stammt. Der Handel glaubt „dieser Werkbundgenre ziehe eine Saison, vielleicht auch zwei" und schon — interessiert er sich dafür! Da ist die Gefahr der Verflachung, der Uniformierung der modernen Bauweise durch die enorme Produktion der vielen Architekten dritter bis fünfter Güte, die nun alle glauben, den „neuen Stil" gefunden zu haben, weil sie Fenster und Dächer setzen und bilden, wie die „führenden Männer".

Uns fällt ein Wort Theodor Fischers ein, der bei der Gründung des Werkbunds sagte: „wir gründen den Bund, um ihn vielleicht

Digitized by Google

in zehn Jahren aufzulösen". Er dachte sich in dieser Zeit die künstlerische Kultur so erstarkt, daß man den Bund nicht mehr brauchte.

Wir glauben aber, wir brauchen ihn erst recht und immer!

Wir wollen, daß in Deutschland immer die Besten, die Führenden zusammenhalten und ausschauen, ob der Weg aufwärts geht — ins Tiefland der Banalität dürfen wir nicht mehr kommen. Wo Talente sich regen, wo gerungen wird mit dem Problem der Form, dort soll der Werkbund sein. Kein Halten, kein sattes Zufrieden, ein zäher Wille zur besten Arbeit und immer ein Zurückdrängen persönlichen Vorteils zu Gunsten einer großen Sache, das sei die Aufgabe derer, die führen können und wollen.

Im Pariser „Intransigeant" stand in den letzten Wochen mancher Artikel, der „Werkbundprobleme" ins Pariserische übersetzte und eine gewisse Angst verriet vor der „exposition exclusivement moderne des arts décoratifs", die für 1916 in Paris geplant war. Er kommt auf „Le deutsche Vekbund"(!) zu sprechen und meint offenbar, in unserem polizeilich und militärisch so wunderbar organisierten Deutschland sei der „Vekbund" so ein offiziöser, behördlich funktionierender Apparat, der bei Strafe verbietet, Schlechtes zu schaffen.

Gott behüte uns auch vor solcher Kunstpolizei!

Aber der Rheinwein funkelt im grünen Römer!

Kann man hier weilen, umrauscht von den Wellen des Stroms, unter den breiten Aesten der alten Bäume, ohne zu phantasieren, zu schwärmen?

Und da — da ist es auch schon — das Zukunftsbild!

Eine Kulturmilliarde!

Donnerwetter!

Und der deutsche Werkbund hat sich so entwickelt, daß er mit im Kuratorium der Milliarde sitzt!

Schon deshalb darf man ihn nicht auflösen nach zehn Jahren, wie Theodor Fischer gemeint hat.

Nein! Er muß weiter leben!

Digitized by Google

Das Kirchenprogramm der Linken im Frankfurter Parlament

Von Lic. Gottfried Traub-Dortmund,
Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses

Das Frankfurter Parlament hat den mächtigen Stoff dieser Kulturfragen in einer Weise behandelt, wie er der geistigen Höhe dieses Parlaments entsprach; nur schade, daß man in der Oeffentlichkeit jene Arbeit kaum mehr kennt. Die liberalen Gruppen erreichten ihr Ziel in der endgültigen Festsetzung der Unabhängigkeit der Kirche vom Staat.

Kulturpolitisch interessieren vor allem zwei Gruppen: die Radikalen und die Josephiner.*)

Die Radikalen wollten deutlicher, als die Individualisten, die Kirchen als reine Freiwilligkeitskirchen gestalten. Ihr Hauptinteresse lag in der Schule. Die Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht war ihre selbstverständliche Forderung. Das gesamte Unterrichts- und Erziehungswesen steht unter der nicht bloß zuschauenden, sondern tätig eingreifenden Oberaufsicht des Staats. Es war den Radikalen darum zu tun, durch die freiere Entfaltung des Schulwesens der Schulbildung selbst ein neues Ziel zu stecken. In der Schule sollten freie, mündige und denkende Menschengeschlechter herangezogen werden. Damit sollte die Schule nicht nur äußerlich der Organisation der Kirche entzogen, sondern auch ihr Geist wesentlich beeinflußt werden. Auf kirchlichem Gebiet verlangte man gesetzliche Verbote des Kapitalerwerbs, Gesetze gegen die tote Hand und die Erbschleicherei, ferner Aufhebung der Orden und Klöster und Ausweisung der Jesuiten aus dem Gebiet des Deutschen Reichs, endlich ein Placet für päpstliche Erlasse.

Es ist heutzutage auf den meisten Seiten vergessen, wie verbreitet noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts der sogenannte „Josephinismus" war. Man versteht darunter eine staatliche Reglementierung der religiösen Angelegenheiten, um innerhalb der Kirchen alle freiheitswidrigen Einrichtungen zu unterdrücken, womit gleichzeitig eine vollkommene Toleranz gegen die Dissidenten verbunden war. Auf diesem Standpunkt stand die allgemeine österreichische Zeitung, die Mehrzahl der katholischen Geistlichen im

*) Die Darstellung der Radikalen in dem Buch von Lempp ist nicht frei von Voreingenommenheit. Er wirft hier sehr mit allgemeinen Schlagworten um und urteilt ungerecht.

Digitized by Google

badischen Oberland, in Hohenzollern, auch in Breslau. Auf evangelischer Seite unterstützte diese Richtung die Nationalzeitung und der württembergische Beobachter. Hier stehen charaktervolle Gestalten. Neben dem katholischen Pfarrer Tafel kämpft der katholische Lehrer Paur, der von seinem Erzbischof wegen freisinniger Reden des Amtes entlassen worden war, gegen die Trennung von Kirche und Staat. Energisch führt den Kampf für die Staatshoheit der österreichische Jurist Giskra und der Bürgermeister Behr von Würzburg, der gleichfalls 15 Jahre lang wegen freiheitlicher Gesinnung im Gefängnis gesessen hatte. Ihr gemeinsamer Gedankengang ist der: ein demokratischer Staat und eine monarchische Kirche können nicht unabhängig nebeneinander stehen, ohne sich mit der Zeit zu bekämpfen. Darum ist eine strenge Staatsaufsicht über die Kirchen festzuhalten und andererseits jedes staatliche Vorrecht der Kirchen abzuschaffen. Man verachtete nicht die Religion, aber man kannte die Macht der Hierarchie zu genau. Darum sorgte man für die Unabhängigkeit des Staates und versuchte vor allem die einzelnen Gemeinden und Gemeindeglieder im Kampf um ihre Selbständigkeit sicherzustellen. Demokratische Einrichtungen, freiheitlicher Geist sollte in die Kirchen durch den Staat übergeleitet werden. Keiner soll um seines Glaubens willen bürgerlich und politisch schlechter stehen, als der andere. Wenn aber der Staat sich so freiheitlich stellt, muß er die Bürgschaft haben, daß die Kirchen ihre eigenen Mitglieder nicht weniger freiheitlich behandeln. Darum sollten die Geistlichen von ihren Gemeinden gewählt werden und gleichzeitig ihre Besoldung durch den Staat beziehen.

Man kann dieser Richtung Unausgeglichenheit und Schwierigkeit der Durchführung ihrer Forderungen nachsagen. Man muß aber anerkennen, welch hoher sittlicher Ernst und weitausschauende Kirchenpolitik gerade auf dieser Seite vertreten worden ist. Die Erkenntnis der Gefahren jeglicher Hierarchie war hier klar vorhanden; sie gefährdet beide gleichmäßig, die Religion wie den Staat. Sie mag unschuldig sein, so lange es sich um kleine Kreise handelt, welche sich gegenseitig bekämpfen und den Raum untereinander streitig machen. Anders liegt die Sache, sobald es sich um Millionengebilde handelt und eine Massenkirche dazu noch den Rückhalt eines internationalen Schutzes hat.

Es ist ganz richtig, daß wir auch heute wesentlich nicht weiter sind als vor 50 Jahren. Auch die Klärung der Ansichten innerhalb der liberalen Kreise läßt noch viel zu wünschen übrig. Vor allem ist die Macht der katholischen Kirche seit jener Zeit unermeßlich gestiegen. Jede Trennung von Kirche und Staat wird von der Erwägung belastet, daß die heutige katholische Kirche nicht nur religiösen Bedürfnissen dient, sondern ein bewußter

Digitized by Google

Staat im Staate ist. Dazu kommt, daß der religiöse Rückhalt dieser Kirche in Deutschland ein ungleich größerer ist, als in den romanischen Ländern. Trotz all dieser Bedenken kann man auch in Deutschland die Frage der Trennung von Kirche und Staat nicht mehr umgehen. Daß dabei der Gedanke der Staatshoheit heute mehr denn je aufrecht erhalten werden muß, ist klar. Vor allem ist es Pflicht des Liberalismus, sich über gemeinsame Ziele zu verständigen, der Kirche zu geben, was der Kirche gehört, vor allem aber freiheitliche Entwicklung des gesamten Volks in Schule und Kirche nicht zu gefährden, sondern zu unterstützen.

Der Weber Jens Jensen

Erinnerungen von Johannes V. Jensen

Meine frühesten Erinnerungen sind mit dem Hause meines Großvaters verknüpft, wo ich als ganz kleines Kind aufwuchs. Was ich von damals noch weiß, geht gewissermaßen in einer Art Höhle vor sich, einem Raum, in dem es hell ist, aber der nicht viel größer ist als ich selbst, und an den sich auf allen Seiten das bloße, nebelige Nichts dicht anschließt. Mit einer solchen Grenze dessen, was man nicht auffaßt, was noch nicht ist, kommt der Mensch zur Welt.

Das Dasein beginnt für mich damit, daß ich auf dem Ziegelfußboden unter Großvaters Webstuhl krieche und die Steine mit einem Loch darin schwinge, die er dazu gebrauchte, ihn zu beschweren, ein, wie mir schien, imponierendes Geschäft und Belustigung genug für Zeit und Ewigkeit. Die ersten Mysterien des Lebens waren die Arme und Rollen, die straff auf und nieder gingen, abwechselnd, als ob sie ein für allemal Feinde wären, wenn Großvater den Webstuhl trat und im tiefsten Ernst mit dem Schiffchen Verstecken aus und ein spielte, durch diesen wunderlichen Raum, der zwischen den Fäden war und doch nicht war.

Ich war damals wohl zwei Jahre und mein Großvater mit dem ellenlangen schneeweißen Bart zweiundsiebzig, so jung und

Digitized by Google

so alt war das Dasein, darin wir zwei uns begegneten, er schon ohne Blick für die Gegenwart und ich noch gar nicht sehend; und doch ist's nicht länger her als 75 oder 76, eine Zeit, deren sich viele Jetztlebende wahrscheinlich als recht gegenwärtig und ohne besondere Stimmung für ihr Teil erinnern.

An dem Zeugbaum, der an Großvaters Webstuhl den fertigen Stoff aufnahm, saß ein Zahnrad mit einer Hemme, die eine Reihe von Schlägen gab, wenn ein kleines Stück des neugewebten Zeugs aufgerollt wurde, es hatte so sein eigenes langes Tempo, schlug nicht, bevor es ihm paßte, aber dann war's auch bestimmt, und es klang. Es konnte sich nur in der einen Richtung drehen, nie zurück. Es war der Takt im Leben meines Großvaters. Es ist, als ob ich es das letzte mal gehört habe, just das allerletzte mal, als es schlug und nicht zurückgehen konnte, weil das Zeug fertig war.

Mein Großvater starb 1882. Er war der erste der Familie, der aus dem Bauernstand austrat, indem er Handwerker wurde und als solcher Aufenthalt im Städtchen nahm. Doch er kehrte später in seine Heimat zurück und wurde Besitzer eines kleinen Hofes im Gebiet von Guldager, der jetzt von einem meiner Onkel bewirtschaftet wird. Er hatte drei Söhne, Jens Jensen, früher Hüfner und jetzt Müller in Aalestrup, Hans Jensen, Kreistierarzt in Farsö, meinen Vater, und Jens Jensen, der den väterlichen Hof hat. Wie das zusammenhängt, daß mein Großvater so wenig erfinderisch bei der Namenwahl für seine Jungen gewesen ist, habe ich nie aufklären können; er scheint mit besonderer Treue an dem alltäglichsten Namen in Dänemark gehangen zu haben. Bis auf den heutigen Tag ist es notwendig gewesen, um sie zu unterscheiden, den einen den Großen und den anderen den Kleinen Jens zu nennen.

Von meinem Oheim, dem Müller, habe ich einige Aufzeichnungen über die Familie, die ich wiedergebe, wie ich sie bekommen habe:

Mein Vater (also der Weber Jens Jensen) war in einem Haus in der Oesterböller Heide geboren. Nachdem er einige Jahre als Hirtenjunge gedient hatte, kam er nach Brunshaab (Tuchfabrik

Digitized by Google

bei Viborg) in die Lehre als Tuchweber. Der deutsche Fabrikant, der Brunshaab anlegte, hatte das Recht, einige Bauernknechte vom Militärdienst freizumachen, wenn sie in seiner Fabrik fest angestellt waren. Nach fünfjähriger Lehrzeit reiste er zwei Jahre hier im Lande und etwas in Deutschland und hatte keine dauernde Arbeit. Der Wochenlohn betrug damals 3 Kronen. Er sah, daß das ein Sklavenleben war, da lernte er die Drillichweberei, begann ein eigenes Geschäft darin in Aarhus, das wollte nicht gehen, dann reiste er nach Randers, wohnte dort viele Jahre, hatte zwei Gesellen, und es ging sehr gut, aber dann kamen die Fabriken mit ihren billigen Waren, und das Weberhandwerk war zugrunde gerichtet. Er kam dann nach Guldlager, dadurch daß meine Mutter gut bekannt mit denen in Hvam war. Hier auf dem Lande hatte die Weberei noch einigen Wert. Meine Mutter besorgte zum Teil den kleinen Ackerbetrieb, pflügte mit Ochsen. Mein Großvater war in Stöttrup geboren, einem kleinen Dorf in der Heide, wo der Wolf damals den Schafen schlimm nachstellte, sein Vater war Häusler und hatte viele Kinder, die mußten im Winter um Nahrung betteln. Großvater bekam vom Gutsherrn auf Oesterbölle-Heide ein Häuschen zur Pacht. Der Gutsherr hatte einen Pächter in Hvam, der den Hof verkommen ließ. Da ließ der Gutsherr beide zu sich rufen und sagte: Nun tauscht ihr den Wohnsitz. Großvater bekam den heruntergekommenen Hof in Hvam, er hatte ihn nicht übernehmen wollen, aber der Gutsherr versprach, das Haus wieder aufzubauen, das eingestürzt war, sowie ihm ein paar Arbeitspferde und etwas Saatkorn zu geben. Nach einigen Jahren wurde das Bauerngut verkauft, und Großvater kaufte den Hof, 4 dänische Tonnen Hartkorn für 325 Rigsdaler.*) Das ist gut hundert Jahre her.

Diese Aeußerungen meines Oheims, Rentners und Müllers in Aalestrup, bringen einige andere Aufzeichnungen ins Gedächtnis, die ich von seiner Hand habe. Er erzählt, daß seine Groß-

*) 1 Tonne = 55,16 Ar. 1 Rigsdaler = 2,275 Mark.

Digitized by Google

mutter sich entsinnen konnte, wie sie den Edelmann ausfahren sah. Zuerst kam der Vorläufer, er war leicht gekleidet und hatte einen langen Stock in der Hand. Dann kam ein Reiter eine halbe Stunde hinterher, er hatte feste Sporen, Feder auf dem Hut und Degen an der Seite. An der rechten Seite des Hutes hing eine große Silberplatte mit dem adeligen Wappen. Nun kam das Fuhrwerk, eine große Kutsche mit vier Pferden davor. Der Vorreiter ritt auf dem vordersten Pferd. — Hierauf fügt der Große Jens zwei Verse für eigene Rechnung hinzu:

Die Vergangenheit.

Wenn auf den Bauer ergrimmt' des Junkers Sinn,
so ließ er ihn auf dem Esel reiten,
oder schickte zum Regiment ihn hin,
zu lernen, fürs Land zu streiten.

Gegenwart.

Nun sitzt ein Bauer im Folkething
und dreht einen Minister im Ring.
Er schwatzt von Gesetzen,
die den Adel durchaus nicht ergetzen.

Das ist Krieg. Denselben Aufzeichnungen entlehne ich jedoch auch ein Stück über die Bauernsitte in alten Zeiten: Vor den Fenstern im Hof war eine kleine Einfriedigung mit Feldsteinen, genannt der Rundhof; dort hatten die Bienenkörbe ihren Platz, und dann waren da Ambra und Balsam und ein wilder Rosenstrauch gepflanzt. Wenn man im Sommer zur Kirche ging, war es Sitte, einige von diesen wohlriechenden Blättern zu nehmen und ins Gesangbuch zu legen. — Die Alten haben doch auch ihre eigenen Gewohnheiten gehabt. Nun ist diese Zeit entschwunden, aber sie hatte ihren Frieden. Ich entsinne mich noch recht gut des Rundhofs und des kleinen sonnigen Paradieses, wo die Bienen summten zwischen Stockrosen, Wermut und Ambra.

Wie man sieht, fällt das Handwerkerleben meines Großvaters in eine Periode, als die Gesellen noch wanderten, nach mittel-

Digitized by Google

alterlicher Ueberlieferung, bis sie bei der Maschine zur Ruhe zu kommen begannen und samt allen Fächern in die moderne Industrie übergingen, das heißt als Individuen aus dem Gebrauch kamen. Weber im Sinne der damaligen Zeit existieren ja nicht mehr.

Der Gesellenbrief meines Großvaters stammt aus dem Jahre 1825, und wenn er sich in diesem Jahr mit dem Stab in der Hand auf die Wanderschaft nach Deutschland begeben hat, so könnte er J. L. Heiberg getroffen haben, der mit neuen Mustern von einem gewissen berühmten Meister namens Hegel von da unten nach Dänemark heimkehrte. Von den Reisen meines Großvaters existiert übrigens keine Ueberlieferung, sie sind für die Philosophie verloren.

Auch von seinem Leben in Randers, das in die dreißiger, vierziger Jahre fallen muß, ist mir kein malender Zug bekannt. Das Randers der damaligen Zeit wäre sonst wohl der Aufmerksamkeit wert gewesen, von einem so sicheren Ort wie unserer eigenen Zeit aus gesehen. Der Alte in Guldager verwahrte aus dieser Periode ein Bild, das die Stadt Randers darstellte mit Windmühlen und Hochgericht im Hintergrunde und einer Menge Fachwerkgehöften sowie zwei Figuren im Revolutionskostüm im Vordergrund; es ist später im Museum von Randers gelandet. Wahrscheinlich hatte mein Großvater auch von seinem Aufenthalt in dieser Stadt seine eigentümliche Sprache, eine Art Provinzdänisch mit vielen schnurrigen Worten, die im Munde des Alten jedoch sehr würdig klangen. Er las die „Randers'sche Zeitung" mit einer Gründlichkeit, die sie kaum verdient hat.

Sein Horizont war nicht so klein, er hatte, wie er selbst sagte, unter fünf Königen gelebt, Christian VII., Friedrich VI., Christian VIII., Friedrich VII. und Christian IX., und hatte sich über jeden einzelnen seine teilnehmenden Gedanken gemacht. Er war Zeuge von Kriegen und großen Veränderungen gewesen und hatte schließlich in tiefer, kopfschüttelnder Erkenntnis eigener

Digitized by Google

Unzulänglichkeit alles unter den höheren Willen Gottvaters geschoben; für ein menschliches Auge nahm es sich zu bunt aus.

Sein Wesen war Behutsamkeit. Er hatte eine so stille Stimme, von einsamem, liebevollem Klang; es war eine ganze Musik, ihn sprechen zu hören. Ich glaube, es war etwas Primitives darin, ich habe später bei norwegischen Gebirgsbauern oder bei isolierten Frontiersmen in Westamerika die gleiche, wunderbar sanfte, singende Art zu sprechen getroffen. Es ist die Einsamkeit und ein stilles Leben. Besonders wenn man den Alten besucht hatte und wieder gehen wollte, sang er in der Stimme, mit unendlicher Liebe und einem kleinen Schatten von Kummer darunter; nun hatte man ihn erfreut, und nun sollte er wieder allein sein. Er wollte gern mit hinausgehen und stehen und sehen, wenn man davonzog, mit beiden Händen an den Stock gelehnt, aufrecht im Rücken und mit gehobenem Kopf, aber mit vorgebeugten, gebrochenen Knieen. So sah ich Großvater zum letzten mal, nachdem ich zum letzten mal seine milde, milde Stimme gehört hatte, seinen kleinen Gesang, der so unendlich liebevoll war, ein wenig enttäuscht, aber liebevoll: „Gehst du jetzt?" Er stand an den drei jungen Pappeln, die gepflanzt wurden, während ich Kind war, und noch ranke Stämme hatten; nun sind es alte korpulente Bäume, vom Westwind gebeugt und mit fernem Rauschen hoch oben von den dünnen, sich neigenden Kronen her.

Mein Großvater liegt auf dem Simesteder Kirchhof begraben, nicht weit von dem Ort in der Oesterböller Heide, wo er geboren wurde, und von wo man den Kirchhof sehen kann. Steht man an dem Eisenkreuz auf dem Grab des Alten, so kann man nach Hvam schauen, wo der Hof liegt, den sein Vater, also mein Urgroßvater, besaß; er ist noch im Besitz der Familie. Die Halbhufe drüben in Oesterbölle, wo er begann, ist in anderen Händen und seitdem verändert, aber die Aussicht ist dieselbe, und sie ist imponierend. Der Ort liegt hoch oben auf den Hügeln am Fuß der großen Hünengräber, die den Höhenzug krönen; jetzt sind hier einige kleine, armselige Aecker, aber zu der Zeit meines Urgroßvaters

Digitized by Google

muß das Ganze rohe Heide gewesen sein. Hier hat er also gesessen und Aussicht über den größten Teil des Himmerlands gehabt, während er für seine Person und in luftiger Einsamkeit suchen mußte, diese Heide zu brechen. Ich denke, er hat zugepackt wie ein Riese; von ihm stammen wohl die überaus großen, viereckigen Hände, die die Familie auszeichnen und noch bei meinen Onkeln das Maulwurfgepräge ungeschwächt aufweisen. Selbst mein Großvater, der doch sein ganzes Leben am Webstuhl tätig war, hatte schwere, behaarte Fäuste mit kolossal dicken Fingern, in denen solche Bagatellen wie Spulen und Garn völlig verschwanden. Nichtsdestoweniger liegt Handfertigkeit in der Familie, sowohl mein Vater wie seine Brüder sind sozusagen mit Werkzeug jeder Art in der Hand geboren; es ist, als stammten sie von einem Manne ab, der alles selber hat hervorbringen müssen, persönlich und von Grund aus. Das kann auch gut auf Jens Pedersen, meinen Urgroßvater, passen, er ist ohne die geringste Reserve ins Leben eingetreten, auf vollkommen nacktem Grund, hat sich den Pflug selber herstellen müssen, wenn er ihn haben wollte, bevor von Pflügen die Rede sein konnte. Aber er hat gewollt, hat seiner Aussicht, dem grünen Himmerland da unten, den Rücken gewandt und angefangen, das Heidekraut hervorzukratzen.

Das ist gewiß ein kluger Gutsherr gewesen, der gedacht hat: wir wollen mal sehen, was er aus der Heide macht! Und da Jens sich von der Aussicht auf die grünen Höfe unten um das Flüßchen herum nicht dazu verleiten läßt, zu versäumen, was er in der Hand hat, so denkt der kluge Gutsherr: nun soll er trotzdem einen Hof bekommen. Und so muß er denn tauschen mit dem schlaffen Bauer, der seinen Pachthof hat verfallen lassen und nun höherer Weisheit zufolge sich mit der Oesterböller Heide herumschlagen soll. So einen kleinen alten Roman aus dem achtzehnten Jahrhundert stelle ich mir vor. Jedenfalls starb Jens Pedersen als Selbsteigentümer des Hofes in Hvam, nachdem er seine Linie in freie und gesicherte Verhältnisse hinaufgeführt hatte.

Digitized by Google

Er selbst war eins von dem Wurf Kinder aus der Stöttruper Heide, die nach der Tradition die Schafe gegen den Wolf beschützen und im Winter hinausgehen und um Nahrung bitten mußten. Ein hartes Geschick; man spürt gewissermaßen einen letzten Hauch des bösen Mittelalters, das nach jahrhundertelangen Religionskriegen, Raub und Mordbrennereien große Partien des Landes verödet und das niedrige Volk verheert hinterließ. Daß es der Familie nicht an Auftrieb fehlte, bewies Jens Pedersen; äußere Ursachen müssen bewirkt haben, daß sie in einer so reduzierten Verfassung auftaucht, im Blut kann der Verfall nicht gelegen haben. Von Jens Pedersens Vater weiß man nichts anderes, als daß er also Häusler auf der Stöttruper Heide war, großen, öden Strecken eine Meile südlich von Simested, wo er nicht einmal Boden besessen hat. Ueber die Familie vor ihm können keine Aufschlüsse gegeben werden, da die Kirchenbücher bis 1813 verbrannt sind.

Verse

Von Hans Kyser

Frage

Wie hättest du zur Welt
Je dein Stück Welt gedichtet,
Wenn dich und dein Stück Welt
Ein Dichter nicht gedichtet?

Reden wird es....

Reden wird es aus dem Schweigen,
Aus dem Dunklen wird es brennen,
Plötzlich wird es sich dir zeigen,
Und du wirst es lang schon kennen.

Digitized by Google

Säspruch für Reiche

Säst du Not,
Du säst Tod.
Säst du Brot,
Du säst Gott.

Sieh, in jeglicher Gestalt....

Sieh, in jeglicher Gestalt
Wandelt Gott in seiner Gewalt,
Zur Rechten schreitet das Leben,
Der Tod geht her daneben.

Weg der Glückseligkeit

Ein reicher Mann ein armer Mann,
Ein armer Mann ein Bettelmann,
Ein Bettelmann ein Gottesmann,
Ein Gottesmann ein reicher Mann.

Gemeinsamkeit

Wer ist so ganz verlassen,
Daß Wiese, Wald und Straßen
Er nicht mit nackten Füßen
Liebend darf grüßen?

Wie ein Licht

Wie ein Licht vor deinem Hauch
Muß versinken,
Wird dein Licht einst ein Hauch
In sich trinken.

Erkenntnis

Erst must du erkennen:
Nie läßt es sich sagen.
Dann wird es dich brennen,
Dann wird es dich tragen.

Digitized by Google

Liebe Wandervögel

Ich hab' Euch gern gehabt, weil ich in Eurem Treiben, selbst noch in den etwas buntbebänderten Aeußerlichkeiten, die Fronde witterte und weil ich der Ueberzeugung bin, der Protest, mag er sich gegen die heutige Form des Staates, der Familie, der Schule, der Erziehung oder was sonst auch richten, sei das Recht der Jugend und der ihr gemäße Ausdruck. Ich habe ein tiefes Mißtrauen gegen die jungen Menschen, die sich ins Leben wie in eine Selbstverständlichkeit hineinbegeben und die Mietskaserne des deutschen Beamtenstaats, nach dem Selbstbestimmungsrecht der Lehrzeit, am Ende gar aufatmend betreten. Sie werden wahrscheinlich brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Ich mag mit ihnen nichts zu schaffen haben, aber ich lasse solche Funktionäre in Ruhe ablaufen. Wer auch beim allerersten Mal wortlos und mit geschlossenen Augen ins Geschirr geht, hat eben einen latenten alten Gaul in sich. Er mag traben. Wie ist es aber mit dem Füllen, das in Jugend und Feuer macht, daneben aber durch einen garantiert abgeklärten Trotteltrab sich für eine Anstellung bei der Pferdebahn in empfehlende Erinnerung bringt? Das wird zum Ausgleich Resolutionen fassen, laut welchen „es aus dem Tiefsten des deutschen Wesens hervorgegangen sei und in der deutschen Vergangenheit wurzele".

Das sind Eure Worte, die Ihr hoffentlich mit waldgrünem Guitarrengeklimper begleitet habt. Damit habt Ihr Euer Recht begründet, einen Juden wegen „besonders ausgeprägten Rasseeigentümlichkeiten" abzulehnen, während Ihr einen Satz weiter oben unter keinen Umständen dulden wolltet, daß Juden grundsätzlich abgewiesen werden.

Ich werde mir die Mühe nicht machen Euch den logischen Unsinn zu erklären, der in dieser Resolution liegt. Juden um ihres Judentums willen dürfen grundsätzlich von der Aufnahme nicht ausgeschlossen werden, aber Juden um ihres Judentums willen dürfen ausgeschlossen werden: wegen Rasseeigentümlichkeiten, nicht wegen persönlich entwertender Eigenschaften. Aber mir kommt es nicht auf Eure und Eures obersten Schulmeisters Neuendorf Unfähigkeit zum Denken an, sondern auf Eure und seine Unfähigkeit zur Ehrlichkeit. Herrn Neuendorfs Gesinnung ist mir einerlei: er wird wohl staats- und hoffentlich bald pensionserhaltend sein. Auf Grund der vorliegenden Nachweise würde ich ihn zum Einjährigen zulassen. Aber Eure Gesinnung geht mich etwas an, der ich kaum eine Generation vor Euch stehe, und wenn Ihr sie, was ich wohl annehmen muß, voll und ganz in Euren zwei Resolutionen zum Ausdruck gebracht habt, dann empfehl' ich Euch, den treudeutschen Wanderunfug bei Zeiten aufzugeben und an Eure unfehlbare Karriere zu denken, eh' Euch der Rucksack das Rückgrat nach der falschen Richtung verbogen hat.

Zwei Resolutionen habt Ihr gefaßt: Juden dürfen grundsätzlich nicht, aber Rasseeigentümlichkeiten halber doch ausgeschlossen werden. Und: der Wandervogel lehnt den Beitritt zur „Freideutschen Jugend" ab, empfiehlt aber den Beitritt seinen Führern. Beide Resolutionen sind nach demselben Muster gearbeitet: der Nachsatz straft den Vordersatz Lügen und beide, zusamt den Begleitumständen, strafen Euch Lügen. Wie sagte Euer oberster Schulmeister? „Er gab seiner Genugtuung über die rasche Erledigung dieses diffizilen Punktes Ausdruck." Diffiziler Punkt: Judenfrage. Rasche

Digitized by Google

Erledigung: ohne Diskussion. Das heißt: ohne daß die Lüge von irgend einem unbedachten Jungen beim rechten Namen genannt worden wäre. Euch opportunistischen Söhnen eines feigen Bourgeoistums kann man nicht klar machen, daß der unreifste Antisemitismus etwas Anständigeres ist, als dieses schlappe Vorbeischleichen an einem Bekenntnis. Aber Ihr werdet das Taktik nennen, so wie der mehrfach mit gebührender Einschätzung erwähnte Gymnasialdirektor Neuendorf vom Beitritt zu der „freideutschen Jugend" warnte, weil sie „durch allerlei taktische Fehlgriffe die Sympathie weitester Kreise verscherzt" habe. Das ist Eure Jugend! Aus Angst vor Andersdenkenden verhüllt Ihr Euern Antisemitismus, aber so ungeschickt, daß seine ungewaschenen Füße noch hervorsehen und Jugend kann nicht zu Jugend — aus taktischen Gründen. Weil Ihr aber nicht kalt und nicht warm seid, will ich Euch ausspeien aus meinem Munde!

Wenn Ihr im Wald und auf der Heide nichts anderes gelernt habt, als das Spiel eines verängstigten, ewig vor einer Beförderung oder Dekorierung stehenden Bürgertums im kleinen nachzuäffen, dann werdet Ihr ersucht, die deutsche Landschaft in Zukunft nicht mehr zu mißbrauchen. Aber das sei gesagt: die taktischen Fehlgriffe der freideutschen Jugend sind ihre freien und deutschen Gedanken und Eure Taktik, das ist Eure deutschtümelnde Gedankenlosigkeit. Ihr wollt „dem einzelnen den Individualismus wahren helfen"? Euer Schulmeister hat Euch das Fremdwort wohl mit Herdenviecherei übersetzt! Ihr seid aus dem Tiefsten des deutschen Wesens 2c. hervorgegangen? Nein, Ihr seid die legitimen Erben des nationalliberalen Patents „Gesinnung mit Gummizug", die dem Dicksten und dem Dünnsten wie angemessen sitzt und unter dem vertrauenerweckenden Bratenrock getragen wird. Ihr habt zu einer Zeit, wo andere junge Menschen das Herz noch auf der Zunge tragen, diesen physiologischen Fehler bereits korrigiert und tragt das mißliebige Organ nun dort, wo es beim deutschen Manne hingehört: in der Hose. Wenn Ihr meinem Rat folgt und weniger Eure Beine, als den Körperteil ausbildet, mit dem Ihr einst Ehren und Glanz ersitzen sollt, so wird es vielleicht schon beim nächsten Bundestag, umrankt von Hämorrhoiden, höher schlagen, wenn eine diffizile Erörterung vermittelst des Kaiserhochs beendet wird.

Vor hundert Jahren bald, auf der Wartburg, die brausenden Revoluzzer. Und heut die säuselnden Resoluzzer. Diese Jugend hätte von der Gründung der Burschenschaft aus taktischen Erwägungen Abstand genommen und die Teilnahme an den Freiheitskriegen bedauernd ablehnen müssen, weil die Führer der Volksbewegung, „durch allerlei taktische Fehlgriffe die Sympathie weitester Kreise verscherzt" hatten. 2000 junge, deutsche Menschen, die über Lebensfragen ihres Bundes verhandeln und das Ergebnis: vornehme Gesinnungslosigkeit mit den Gebärden verlogener Vaterlandsbegeisterung. Diese Söhne haben ihre Väter erschreckend getreu kopiert; unsere ganze deutsche Gegenwart spiegelt sich in diesen zahmen Wandervögeln, vor denen einem nicht nur das Wortspiel den glühenden Wunsch nach Wanderflegeln eingibt. So ists heut unterm Szepter Wilhelms II: Chauvinismus nach außen, Servilismus nach innen; Wehrvorlage gegen den äußeren und Abrüstung vor dem inneren Feind: die exhibitionistische Streberei. Für

Digitized by Google

die „freideutsche Jugend" hab' ich einmal an ein Wort Kürnbergers erinnert, Prophezeiung aus der Zeit der Einigungssehnsucht: „Die Wachtposten der Kultur werden auf dem ganzen Erdenrund abgelöst und mit deutscher Mannschaft bezogen werden." In Frankfurt an der Oder, auf dem Bundestag der Wandervögel, sind diese Posten nicht verteilt worden, sondern höchstens Pöstchen. Und wenn diese taktisch vorgebildete Jugend auf Wacht ziehen sollte, so könnte es sich doch nur um die Wacht am Rhein handeln, die nach jeder Festrede an der Reihe ist, deren Sinn niemand mehr kennt, so wenig wie den zweiten Vers und während welcher die Wandervögel ihre heraldisch verschnittenen Flügel angstvoll vor den Vertretern der Behörden auf und zu klappen, um die davon zu überzeugen, daß bei ihnen die Gefahr eines freien Flugs gänzlich ausgeschlossen sei.

Ich danke.

Ulrich Rauscher

Wahlfieber

Wählen heißt unter verschiedenen Dingen dem besten den Vorzug geben. Wahlen ausschreiben heißt also, die Bürger um ihre Meinung befragen. Was man aber in Frankreich unter Wahlpropaganda versteht, das ist weniger eine Befragung der Wähler, sondern in Wirklichkeit eine Irreführung und Verwirrung der Geister.

Weithin leuchtende, bunte Plakate mit Riesenaufschriften bedecken gegenwärtig Paris von einem Ende zum anderen. Diese Einladungen, Aufrufe, Programme, Erwiderungen und sonstigen Kundgebungen sind „an meine lieben Wähler", an „meine sehr lieben Mitbürger", an die „guten Franzosen", an „alle ehrlichen Leute" u. s. w. gerichtet. Und mit ganz wenigen Ausnahmen singen diese Wahlaffichen laute Klagelieder. Niemals ist das souveräne Volk so sehr mit Beileid und weinerlicher Sympathie überschüttet worden. Früher, als die Republik noch jung und enthusiastisch war, sprachen die Kandidaten anders zum souveränen Volke: du bist du und unter dir stehen deine Knechte; schön, groß und adelig bist du: der Grundpfeiler der Republik. Und das Volk schrie bravo. — Heute sind solche Schmeicheleien fade geworden. Die Kandidaten beweinen das souveräne Volk und die von ihm bisher gewählte Regierung; sie beschwören den Wähler mit bewegten Worten zur Einkehr: „Alles ist verloren", „das Ende einer Welt", „Verfaultheit und Korruption", „Ruin und Dekadenz", „die Republik in Gefahr", Frankreich verraten", „die Regierung der Diebe" und so ähnlich rufen sie der bestürzten Volkssouveränität entgegen. — Da steht eine geschützbeladene Marianne dicht am Abgrund, dahinter ein schmunzelnder Finanzmann mit den Händen in der Tasche und darum die Umschrift: „die dreijährige Dienstzeit ist ein Verbrechen gegen Frankreich". Daneben kriecht ein riesiges Seeungeheuer einher, das dem Bürger mit seinen Fangarmen in die Tasche greift und ihn aussaugt: eine Warnung vor der Einkommensteuer. Das gleiche Untier symbolisiert aber auch, von den Sozialisten verwendet, die Schäden der kapitalistischen „Ausbeutung". Hier ist es also ein Feind und dort wieder ein Freund des Bürgers; in beiden Fällen aber bedeutet es Bedrückung, Unheil, Zerstörung.

Niemals ist Frankreich seinem Ende näher gewesen und noch nirgendwo stank die Korruption schlimmer zum Himmel als in der gegenwärtigen

Digitized by Google

Wahlperiode. Glücklicherweise aber sind tausend edle Seelen und hilfsbereite Energien zur Rettung anwesend. Denn alle diese Unglückspropheten beenden ihre Affichen unweigerlich mit dem Rufe „Es lebe die Republik", „es lebe Frankreich", „für ein würdiges und starkes Vaterland" oder so ähnlich. Der Wähler atmet auf; er nimmt die Sicherheit mit nach Hause, daß Frankreich gerettet werden kann, wenn er für X .... stimmt.

Wer demokratisch oder sozialistisch gesinnt ist, der wird beim Studium dieser französischen Wahlaffichen seine helle Freude haben. Alle Kandidaten sind nämlich immer irgendwie und irgendwo demokratisch oder sozialistisch. Da gibt es sozialistische, liberale, revisionistische Demokraten; linke, fortschrittliche, realistische, demokratische und sozialistische Republikaner; unabhängige, sozialistische und geeinigte Radikale; geeinigte, fortschrittliche, radikale und sogar patriotische Sozialisten; und so fort. Alles ist in Frankreich demokratisch, republikanisch und sozialistisch; nichts ist reaktionär, klerikal oder royalistisch. Jeder hat eine kühne Etikette und schwört auf den Fortschritt. Der Wähler hat seine liebe Not. Die Nuancen sind tausendfältig und wo er für einen forschen Fortschrittsmann zu stimmen glaubte, dort hat er vielleicht in Wahrheit einem Erzreaktionär zum Siege verholfen. Soweit ich mich in diesem Wirrwarr habe orientieren können, ist die Etikette „liberal" so ungefähr das reaktionärste, was auf dem Wahlmarkt zum Aushang kommt. Beispiel: Maurice Barrès, der Hauptsprecher der Nationalisten und Klerikalen in der französischen Kammer, unterzeichnet seine Affichen als „Republicain libéral"; in seinen Parlamentsreden aber macht er kaum einen Hehl aus seiner bonapartistischen Gesinnung.

Das Ganze macht für den ruhigen Beobachter weniger den Eindruck einer Meinungsbefragung, sondern den eines Gefechts gegen schreckliche aber unsichtbare Feinde. Es ist erstaunlich, wie sehr die politischen Parteien in Frankreich unorganisiert geblieben sind, und wie sehr infolgedessen die Wahlpropaganda dem Uneingeweihten als eine Bauernfängerei vorkommt. Aber zum Glück kennt der Wähler die Männer besser als die Programme. Und in Wahrheit stimmt er weniger für Programme denn für Personen. Diese Tatsache, die jeden vornehmen Ideenkampf unterbindet, ist übrigens ein Hauptargument für jene, die das gegenwärtige Wahlrecht von Grund auf im Sinne der Listenwahl und der Vertretung der Minderheiten reformiert wissen wollen.

Jene Unheilsapostel aber, die als Kandidaten Frankreichs baldiges Ende weissagten, wenn man sie nicht ins Parlament schickt, trocknen ihre Tränen schnell an der Sonne der souveränen Volkshuld und wandeln sich als Abgeordnete alsbald in liebenswürdige Optimisten; ihr Pessimismus war nur eine elegante Pose, eine Staatsretterei mit Worten. Ihre weniger glücklichen Konkurrenten fahren da und dort noch fort, einen nahen Kataklysmus zu verkünden, aber da sie niemand mehr hört, beruhigen auch sie sich bald und hoffen auf die nächste Wähler„befragung".

Das Wahlfieber ist gefallen; das Land ist beruhigt und erwartet die neuen Aerzte an ihrer Rettungsarbeit.

Herm. Fernau (Paris)

Digitized by Google

Westen und Osten

Haben Sie vor fünf Wochen gewußt, wer Weyerhäuser ist? Hatten Sie den Namen schon gehört? Ich nicht. Eines Tages stand es in der Zeitung: Weyerhäuser, der „Holzkönig" der Vereinigten Staaten ist tot. Deutscher Herkunft, Wunderlaufbahn —, vom Winzerknecht zum reichsten Mann der Welt, ... Quadratmeilen Wälder im Besitz, Bahnschieber, verstohlener Zwischengewinnler, aß trotz drei Milliarden nur Kartoffeln — mit Bauernsauce in memoriam. Direkt neben Rockefeller, ja drüber, verschlagener Flüchtling vor dem Staatsanwalt, Schnippchenschläger mit 114 Brustweite .... Sie wußten aber auch alles, eine Stunde nach dem letzten Atem war das curriculum vitae rübergekabelt worden. Bei uns wurde der Mumpitz prompt serviert mit Heimatsstolz und nicht ohne Pädagogik: „der reichste Mann der Welt". 1913 ist es Morgan, 1914 Weyerhäuser, 1915 ....? Der Zeilendetektiv drüben hat genau nachgezählt, abgeschätzt. Er schmeißt Hektar und Quadratmeilen durcheinander wie Morcheln und Erbsen, er phantasiert und lügt. Es muß unter allen Umständen was Grotesk-Kolossales sein, eine Tourenzahl, ein verborgener Lebensweg, Dunkelseiten mit heller Lichtung am Ende, ein Gemisch aus Mann und Lump. Zur Abwechslung anders als der kleine Andrew mit den frommen Milliarden; kurz ein Feuilleton ... Natürlich sind neunzig Teile gefabelt und zehn Teile richtig erraten. Wir aber drucken den Riesenhumbug glatt ab. Es wird mit amerikanischen „Milliardären" in den Vereinigten Staaten und bei uns ein widerwärtiger Kult getrieben. „Milliardäre". Die Anbeter und Nachquasseler wissen nicht einmal, daß die amerikanische Milliarde mit der deutschen nicht identisch ist. Die deutsche ist viel größer.

In dieselbe Linie gehört die Kanadamogelei. Sobald drüben ein Anschmierer aus Emissionsgründen von unerhörtem Landbesitz, „Bonus" und derartigen Märchendingen erzählt, kaufen sie in Berlin wie blödsinnig. Sie kennen das Unternehmen gar nicht, wissen noch nicht mal, wo die Bahn läuft, wissen nicht, was ein Surplus ist, welche Interessengemeinschaften und Konkurrenzen bestehen. Die Hauptsache ist das Ungeheure, die „nie dagewesene" Kilometerzahl, die Einnahmeriesenhaftigkeit. Bis dann plötzlich ein tiefschwarzer Schatten kommt. Kein Mensch, keiner von den Berliner Gesiebten, den „Köppchen", hat gefragt, wie das mit dem Einfluß der Regierung auf die Frachtraten sei. Sie haben sich von der Verwaltung der Kanadabahn was vorerzählen lassen und waren damit zufrieden. Jetzt müssen die Frachten runter, es schwebte ein Verfahren, wovon die Verwaltungsgauner nichts erzählt haben. Nun ist alles entrüstet, eine Nachhinkepresse sticht über den Ozean und die Gimpel und Obergimpel verlieren ihr Geld. Es gibt schon Bankiers. „Kapitalsberater"? Sie sind wie die neugeborenen Hunde, aber ohne deren Instinkt: sie sind blind und kriegen Wasser statt Milch.

* * *

Rußland ist eine schwierige Sache: man weiß nicht recht: ist es lautere Slawophilie, ist es ein Mixtum von Chauvinismus und Gier? Da hält der Professor Goldstein auf dem Kiewer Exportkongreß eine glühende Trennungsproklamation. Russisch-extrem ohne Ueberlegung, ohne Rücksicht auf Möglichkeiten. Fanatisch wie eine Dogmenpredigt. Dann wird in Har-

Digitized by Google

monie gemacht mit etwas Schläue dahinter. Die Regierung hat irgendwo die Finger. In der Duma gibt es eine wilde Importdebatte mit Korruptionsvorwürfen. Die einen machen in Vaterland und Allgemeinsegen, die anderen sagen ihnen: „Ihr sprecht und schreit für die eigene Tasche. Nicht die Millionen sollen beglückt werden, die Makler, die Großmühlenbesitzer, die Grundherren. Der „wahre König des Getreides" wird vom Zoll nichts besehen, er bleibt bettelarm wie immer, er wird nur den Saugern tributärer gemacht". Man weiß nicht: ist die Industrie für die Landwirtschaft oder gegen sie, man weiß nicht, ob sie Zollkrieg mit uns wollen oder Bluff. Es ist russisch-undurchsichtig. Es ist von allem was: Korruption, Vaterland, Geschäft, Begeisterung. Wir können die Entwicklung ruhig ansehen. Sie glauben, sich zu stärken, vielleicht schärfen sie unsere Vertragswaffen. Wir sind Großbezieher, Hauptbezahler, aktive Pumper. Man wird die Wandlung nicht verurteilen, wenn ernstlich eine angestrebt wird. Denn sie wäre eine Kulturvoraussetzung. Wenn Rußland will, was es müßte .... nur zu. Wirtschaftliche Unabhängigkeit, Losreißung von uns? Das geht nicht. Vielleicht aber kommt nach all den Blendungen, nach Trübungen und Mißverständnissen, so etwas wie eine Gemeinschaft heraus. Die Kolosse könnten sicher noch anders befruchten. Das würde Rußland nicht schaden.

Frankreich gibt also 800 Millionen in zwei Raten an die Türkei. Der schlaue Vermittler hat es fertig gebracht. Er mußte allerdings bluten. Ein Haufen Bahnkonzessionen für den Gläubiger. Wo ist die stolz verkündete Finanzunabhängigkeit der Jungtürken, wo der Satz „Die neue Türkei für die Türken"? Frankreich macht weiter den Darleiher. Es hat schon gute Abschlüsse getätigt. Aber in Paris wollen nicht mehr alle mit machen. Sie meinen, wenn Frankreich produktiver Wettbewerbsstaat, Industriestaat werden solle, müsse möglichst viel Geld im Innern investiert werden. Man dürfe nicht fortwährend den Geldmarkt auspumpen. Auch sei das Risiko recht groß. Sie haben Recht. Wer nur aus Erspartem darleiht, immer wieder darleiht, bleibt schließlich zurück. Für ein Volk gibt es nur einen Dauerwert: die Arbeit. Die hat England und uns groß gemacht. Frankreich kämpft mit dem Goldstück, nicht mit Hirn und Muskeln. Man muß die drei mischen, dann wird es was Rechtes. Wir brauchen nicht neidisch zu sein. Wohl aber besorgt, denn auf den Bahnen soll Pulver transportiert werden.

Alfons Goldschmidt

Dr. Eduard Alexander

Die Geschichte mit dem zweiten Bürgermeister der Stadt Köslin ist in hohem Maße lehrreich und auch moralisch. Der Beweisweg des Schusters Voigt war unmittelbarer, drastischer; er schließt sich in ein paar Episoden zusammen, über die wir uns heute noch nach Jahren vor Lachen schütteln. Nie war die subalterne Militärgläubigkeit so knapp und so fröhlich gezeichnet.

Dr. Eduard Alexander aber hat die preußische Bürokratie blamiert. Nicht bloß die Stadt Köslin, deren Name verdächtig an Köpenik erinnert — Schmargendorf, Neukölln, Weißenfels, Bromberg. Ueberall hat man den liebenswürdigen, zielsicheren, sachkundigen Herrn sehr geschätzt. Er bekam die

Digitized by Google

besten Zeugnisse. Da er ersichtlich überall nur vorübergehend sein würde, um das Tempo seiner glänzenden Karriere nicht zu verlangsamen, untersuchte man erst nicht ausführlich seine Papiere — die dunklen Strecken des registrierten Bürgerdaseins blieben damit unbehelligt. Ja sogar das Standesamt, das sonst den Deutschen auf Herz und Nieren prüft und die Inventur des Vorlebens besorgt, durchschiffte dieser moderne Odysseus ohne Schiffbruch.

Wir wollen über diese Sorglosigkeit der preußischen Kommunalverwaltungen nicht Wehe rufen und traurig die Köpfe hängen lassen: so ein Zwischenspiel ist immer erheiternd und nicht ohne Verdienste, wenn dadurch das Selbstbewußtsein unserer Bürokraten etwas gedeppt wird. Lehrreich an der Geschichte vor allem aber ist die Ueberflüssigkeit der „akademischen" Vorbildung für bestimmte Verwaltungslaufbahnen. Dr. Eduard Alexander, der ja gewiß begabt ist, hat den Nachweis geführt, daß man sein Amt auch ohne Examina glänzend führen kann. Schade, daß sein Lebensweg so frühe geknickt wurde; er stand gewiß erst auf den unteren Sprossen des Glücks.

Nur in einem hat auch er sich technisch nicht auf der Höhe erwiesen. Die Geschichte mit dem fingierten Einbruch war schon etwas dilettantisch, aber ein Schulfehler war, daß er sich nicht seiner früheren Geliebten vollständiger entledigt hatte. Das ist für den richtigen Hochstapler eine fast unerläßliche Bedingung, das Ethos seines Berufes, daß er sich in Frauensachen eine gewisse technische Reinlichkeit erhalte. Sonst stirbt er an gebrochenen Schwüren. In dem Augenblick, da Dr. Alexander den Kampf um die 2000 Mark mit jenem Mädchen in Weißenfels oder Bromberg begann, war er auf die schiefe Ebene gekommen, der nach der Notwendigkeit des Frauenhasses nur der Absturz folgen konnte.

Nun also sitzt er und er sitzt mit Würde. Er verweigert dem Untersuchungsrichter alle Auskunft — der Scharfsinn der preußischen Justiz soll sich an seinem Hochstaplerweg schartig schleifen.

Fridolin

Eine Schande Oesterreichs

Die Villa d'Este in Tivoli befindet sich im Zustand denkbarster Verwahrlosung.

Hiermit steht sie in auffallendem Gegensatz zu den Gebäuden und Anlagen, die der Verwaltung des italienischen Staats unterstehen.

Noch auffallender ist der Gegensatz zu den Besitzungen des italienischen Hochadels, die in den weitaus meisten Fällen nicht bloß wohl gepflegt sind, sondern außerdem dem Besucher in liberaler Weise unentgeltlich freigegeben werden.

Noblesse oblige!

In der Villa d'Este dagegen wird Eintrittsgeld erhoben, das sogar vor einigen Jahren auf das Doppelte erhöht worden ist.

Für 1 Franken die Person hat man Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß eines der bedeutendsten Kunstwerke langsam dem Verfall entgegengeht.

In Rom glaubt man, daß nicht nur die Scheu vor den Kosten der Restaurierung die Schuld an dem skandalösen Zustande trägt, sondern daß man absichtlich die Villa, welche nicht mehr „im Kirchenstaate" liegt, verkommen läßt.

Die Meinung hat manches für sich. Aber diese Art von Feindseligkeit ist

Digitized by Google

wirklich nicht so erhebend, daß man sie gegen Eintrittsgeld sehen lassen darf.

Vielleicht erhebt sich in Oesterreich eine Stimme gegen dieses Verhalten, das dem Lande zur Unehre gereicht.

Prof. J. Scharvogel

Die Silhouettenschere der Lotte Nicklaß

Der Wintermond liegt auf dem Märchenhaus. Ich stelle mich auf die Zehen und luge durchs Fenster. Eine einzige Kerze brennt. Das ist dieselbe Kerze, hinter der Andersen seine Märchen ersonnen hat. Auf dem Tisch liegt Mörikes Cylinderhut. Ach, wie oft wurde dieser Cylinderhut von Blüten verschneit, wenn der gute, dickbäckige Eduard wie eine alte Nachtigall in die Büsche kroch. Auf dem Fensterbrett steht das Tintenfaß von Wilhelm Hauff; ganz von Spinnweb überzogen. Auf den Boden liegt eine Notenrolle von Schubert. Irgendwo steht das Spinnrad meiner Großmutter. Am Riegel der Türe hängt ein Blondhaar Aschenbrödels. Ganz versteckt unter Reseda und Rosen, neben einer Großmutterbrille, liegt die Silhouettenschere der Lotte Nicklaß.

Da, nun guckt auch der Mond in's Märchenhaus! Um die Kerze Andersens taumeln Frühlingsfalter. O, ist das eine Farbenseligkeit! Aus dem Tintenfasse Wilhelm Hauffs klettern wunderliche Kerlchen. Aus der Notenrolle Schuberts huscht ein Lied, das der liebe Gott inspiriert hat. Die Brille meiner Großmutter leuchtet und das Spinnrad fängt leise, leise an zu surren.

Die Silhouettenschere der Lotte Nicklaß bewegt sich wie ein schnappendes Hexenmaul. Lauter schwarze Gestalten springen mit himmlischer Grazie aus der Schere. Sie kommen mit einer Schmetterlingsanmut, mit heiterer Milde und sind geboren aus lustiger Phantasie.

Zwei Lilien, die auf dem Tische stehen, wundern sich über die Keuschheit der schwarzen Nicklaßgestalten. Schwingenleicht sind sie. Sie können über den Fiedelbogen Mozarts schlittern, sie können auf den Cylinderhut Mörikes springen. Zart, leichtsinnig tanzen sie im Mondenschein, bis die Mitternachtsglocke vom Dorfkirchturm in die Märchenstube hinkt.

Dann ist alles vorüber.

Max Jungnickel

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren

bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name

Matheus Müller

Digitized by Google

Die französischen Wahlen und ihre internationale Nebenwirkung

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Hauptwahl vom 26. April 1914 hat in 340 Wahlkreisen eine endgültige Entscheidung, in 251 Wahlkreisen Nachwahlen gebracht. Von den 340 endgültig erledigten Sitzen entfallen im Verhältnis zu ihrer früheren in diesen Wahlkreisen erzielten Stärke, deren Ziffern in den Klammern beigesetzt sind, auf die einzelnen Parteirichtungen: Rechte Monarchisten und Klerikale 66 (62), Gemäßigte freikonservative Republikaner 47 (50), Föderation der Linken und nationalliberale Linksrepublikaner 58 (61), Radikale und Radikalsoziale 118 (115), Sozialistische Republikaner 11 (13), Geeinigte Sozialisten 40 (36).

Die Verschiebungen in den Mandaten sind bisher nicht erheblich. Ob sie nach dem 10. Mai, an dem die Nachwahlen erledigt werden, stärker ins Gewicht fallen werden, hängt davon ab, ob zwischen den Regierungsradikalen des gegenwärtigen Ministeriums und der Partei Jaurès eine taktische Stichwahlverbindung zu Stande kommt und diszipliniert durchgeführt wird. Es scheint, daß die Wahlbewegung diese Richtung einschlägt, die ihr schon durch die innerpolitische Entwicklung in Frankreich vorgezeichnet ist. Denn auf dem Parteitag von Pau im November 1913 haben die Radikalsozialen einen programmatischen und taktischen Aufmarsch vollzogen, der einer Stichwahlverbindung mit Jaurès die Bahn freihielt. Der Parteitag von Pau hatte eine Sammlung oder Festigung der lange herrschend gewesenen und dann etwas zerbröckelnden Partei angestrebt und erreicht und die Richtung Briand des Kokettierens

Digitized by Google

mit den Halbrepublikanern und der Rechten beschuldigt. Daher datieren die Gegensätze zwischen Briand und Caillaux, die sich politisch und darum auch persönlich immer mehr zugespitzt hatten und sich darum drehten, ob die Radikalsozialen oder die Föderationsdemokraten das Wahlministerium bilden sollen.

Unter diesem Gesichtspunkt versteht man erst die Leidenschaftlichkeit der innerpolitischen parlamentarischen Kämpfe in den letzten Monaten der scheidenden Nationalversammlung und die Tendenz der konservativen und chauvinistischen Presse, Herrn Caillaux, den sie für ihren gefährlichsten Gegner hielten, persönlich herunterzureißen, um ihn unmöglich zu machen. Herr Calmette in seinem antirepublikanischen Figaro, der mit dem Besitz von Billet doux renommierte und einschüchtern wollte, blies die Preßfanfare, aber das Peinliche war, daß der republikanische Herr Barthou, der Freund Briands, der Hintermann Calmettes war. Das empörte die Radikalsozialen, das rückte ein Bündnis zwischen der Rechten, den Halbrepublikanern und der Richtung Briand-Barthou unmittelbar vor den Neuwahlen in greifbare Nähe, das gab der sensationellen Frauenrache und ihrem überreizten Revolverschuß den politischen Hintergrund ebenso wie es die psychologische Erklärung für die Aufwühlung der Rochette-Affäre liefert.

Als Resultat der Rochette-Untersuchungskommission bleibt heute eigentlich nur die Tatsache, daß in Frankreich für die Beziehungen zwischen Ministerium und Justizverwaltung laxe Grundsätze herrschen, daß auch Herr Caillaux solchen gehuldigt, aber dabei nicht aus persönlich unehrenhaften Gründen gehandelt hat und daß Jaurès der Vorsitzende und oberste Richter der durch Spezialgesetz mit richterlichen Attributen ausgestatteten Untersuchungskommission geworden ist und diese Rolle gut durchgeführt hat. Das radikal-sozialistische Ministerium zu stürzen ist nicht geglückt.

So haben die Herren Barthou-Briand und ihre rechtsstehenden Helfer, um den republikanischen Caillaux herabzuziehen, die französische Sozialdemokratie in ihrem fähigsten Führer unmittelbar

Digitized by Google

vor den Wahlen sensationell erhöht. Eine solche Kooperation kann von ihrem Standpunkt aus nicht als glücklich bezeichnet werden. Ueberhaupt die Vorführung der republikanischen Ministerfeindschaft in bengalischer Beleuchtung am Vorabend der Neuwahlen war ein Schauspiel, das den Reaktionären Europas Freude gemacht hat und ihnen frohlockende und kurzsichtige Leitartikel eingab.

Es kam bei dieser Verworrenheit mehr als sonst auf die französischen Wähler an.

Die Frage vor dem 26. April lag doch so: Wird die Atmosphäre politisch-persönlicher Feindschaft der Republikaner den klerikalen Monarchisten oder den Sozialisten zugut kommen, und wird das radikal-sozialistische Ministerium, dessen Haupt Caillaux wegen des Schusses der Frau Caillaux formell, aber nur formell ausgeschieden war, eine politische Niederlage erleiden.

Dies ist nicht geschehen. Alle radikalsozialen Minister und Staatssekretäre sind wiedergewählt, und Herr Caillaux selbst ist mit einer glänzenden Mehrheit wiedergewählt trotz der außerordentlichen Anstrengungen seiner vereinten Gegner. Das ist das eine Hauptmoment der Hauptwahl.

Das zweite ist die korrespondierende Tatsache, daß es den Briandisten und der Rechten trotz ihres schönen Angriffsstoffs nicht gelungen, in der Hauptwahl zu avancieren, während für die Stichwahlen ihre Aussichten keineswegs sich zu verbessern scheinen.

Der dritte politische Hauptzug ist das Emporschnellen der Stimmenzahl der Partei Jaurès, um eine Viertelmillion, die in der Stichwahl sicher in einer starken Mandatsvermehrung in Erscheinung treten wird.

Es ist trotz der vielfach aufgestellten Behauptung, die kommende Nationalversammlung werde keine Parteiveränderung zeigen, wahrscheinlich, daß die Stichwahlen solche dennoch bringen werden nnd zwar nach links und nicht nach rechts, und auch wenn dies nicht eintreten sollte, wird die Parteigruppierung höchst wahr-

Digitized by Google

scheinlich eine etwas andere sein oder politisch etwas anders wirken.

Frankreich erlebte die Spaltung der Regierungsrepublikaner, und diese Spaltung ist durch die Heftigkeit der persönlichen Anfeindung vertieft. Die Natur der politischen Dinge treibt den einen Teil nach rechts, den anderen Teil nach links. Der letztere Teil ist der stärkere, der rechts gravitierende ist der schwächere. Andererseits ist die Bedeutung Jaurès in Frankreich angesichts der Erfolge seiner Politik und Taktik offenbar auch in der sozialistischen Partei gestiegen. Jaurès selbst aber ist ein praktischer Sozialdemokrat; er hat Proben abgelegt, daß er ein Politiker und — man verzeihe das harte Wort — ein Staatsmann ist.

Der Wahlaufmarsch und der Wahlausfall legt ein Zusammenrücken der Gruppe Caillaux und der Gruppe Jaurès nahe, die zusammen eine kompakte Mehrheit werden bilden können. Die Lage legt der Partei Jaurès mit der verstärkten Macht eine verstärkte Verantwortung auf die Schultern. Es bleibt abzuwarten, wie die Entwicklung, deren Perspektiven in die Erscheinung treten, sich vollziehen werden und welche innerpolitischen und persönlichen Folgen sie haben wird.

Außerhalb Frankreichs interessiert besonders die Rückwirkung auf die internationale Spannung. Man wird, falls Zwischenfälle besonderer Art ausbleiben, bestimmt annehmen können, daß keine Steigerung der Spannung von Frankreich ausgehen wird.

Der Herd des Chauvinismus ist auch in Frankreich rechts und bei den verschwommenen Mittelparteilern. Bei Caillaux, für den der Senator d'Estournelles des Constant, der verdiente Vorsitzende der französischen Gruppe für deutsch-französische Annäherung, den Wahlkampf in Mamers geführt hat, ist so wenig wie bei Jaurès eine chauvinistische Animosität zu vermuten.

Deutsche Chauvinisten und Philister kommen durch das Wachstum der Partei Jaurès in einen komischen Konflikt, ihr Hirn und ihre Zunge arbeiten mit einem doppelten Knäuel, mit der Re-

Digitized by Google

vanchegefahr und der Sozialistengefahr: Jaurès ist ein Sozialist, aber er ist gegen die Revanchepolitik. Sollen sie ihn nun als eine Gefahr oder als eine Gefahrverminderung einschätzen?

Als ich an Pfingsten 1913 aus Bern zurückkam, habe ich meinen Freunden Bericht erstattet, daß die in Bern anwesenden französischen Parlamentarier den Eindruck wachriefen, daß sie an einer Verminderung der europäischen Spannung, einschließlich derjenigen zwischen Frankreich und Deutschland weitblickend und loyal mitzuarbeiten bereit seien und daß sie als eine der Voraussetzung für eine verbesserte Politik die Bildung einer neuen Mehrheit im französischen Parlament ansehen.

Man hat nicht das Recht, zu meinen, daß die Voraussetzungen nur bei Frankreich liegen und man ist nicht in der Lage, zu behaupten, daß Deutschland keine Fehler auf diesem Gebiet gemacht habe und daß die deutsche Politik keiner Verbesserung fähig sei. Eine solche ist unter einem konstitutionellen Regiment leichter als unter einem halbkonstitutionellen. Deshalb hängt viel davon ab, ob Frankreich auf der Bahn einer Abschüttlung des Jochs chauvinistischer Lärmmacher einen klaren Schritt vorwärts macht. Darnach entscheidet sich unser Endurteil über die französischen Wahlen in hohem Maße.

Der Krieg der Widersprüche

Von Hermann Friedemann

Viele von uns sind so geartet, daß sie ohne Klarheit der Wertbegriffe nicht sein können. Ihre Politik ist einfach, ihr Rechtsgefühl übersichtlich geordnet, ihr Urteil endgültig. — Diesen allen ist, zu ihrer Kasteiung, das Studium Mexikos zu empfehlen. — Wenn irgendwo in der Welt alle Maßstäbe versagen, alle die schönen, handgreiflichen Urteilsformeln ihre Unbrauchbarkeit tragisch erweisen:

Digitized by Google

so ist es hier. Was geht vor? Welches sind die Voraussetzungen des Geschehens? Wie verteilen sich Recht und Unrecht und wieweit kann man von Recht und Unrecht überhaupt sprechen? Ein kreiselnder Sturm nimmt alle Begriffe mit, entwertet die schönsten Definitionen und verhöhnt mit einer spukhaft tanzenden Staubsäule jeden Versuch, in die Ereignisse Logik zu bringen. Was geschieht? Nach dem Ausgang werden wir es übersehen können. Aber auch dann wird, was wir, rückblickend, an „inneren Notwendigkeiten" feststellen werden, falsch sein. Denn auch die Geschichte lügt; und dichtet, was nicht gewesen ist. Das Zusammenhangloseste ist wahrer als die nachträglich konstruierten Zusammenhänge. Das Zufällige wesenhafter als das Notwendige, das Verworrene echter als das Logische. Und bis dahin spielt die Geschichte mit unseren Gedankenstützen ein grausames Spiel.

Da ist, zunächst, der unsterbliche Paradegaul der Legitimität. Wer ist, oder wer war, in Mexiko der legitime Herr? Porfirio Diaz, der unumschränkt gebietende, weißhaarige „Präsident", der den Staat mit blutiger Härte lebensfähig erhielt und flüchten mußte als das Mißverhältnis von Zweck und Mitteln unerträglich wurde? Madero, an dessen Vater ein kindisch unmögliches Märchen von Hans im Glücke Wirklichkeit wurde, indem es dem Analphabeten eine Silbermine mit ungezählten Millionen schenkte und einem Naturmenschen erlaubte, unwahrscheinlich, wie der reiche Mann in der Fabel, zu leben? Huerta, der Parteigänger des Madero war und ihn dann, nach einem phantastischen Verrat, erschießen ließ? Diaz der Sohn, der, unmittelbar nach dem Sturz seines Vaters, gegen Madero den Jüngeren ausgespielt wurde? General Carranza, der „Konstitutionalist", der auf das Land die Bestie Villa losgelassen hat? Oder sind gar, kraft „höheren" Rechts, die Amerikaner die Erbberechtigten? Keine Undenkbarkeit ist so toll, daß sie nicht, vor den Augen der Welt, verwirklicht wäre; kein Widersinn so unwahrscheinlich, er wäre nicht in Mexiko überboten worden. In dem alten Madero, der Tonnen Silbers gewinnt, und, anstatt eine Gleisbahn zu bauen,

Digitized by Google

die Lasten den Hügel hinuntertragen läßt, der seine Matratze mit Scheinen vollstopft, ein riesenhaftes Prunktor aus Paris kommen läßt, selbst aber in seinen Palast nie anders als durch ein Seitentürchen eintritt, hat der Zufall eine absurde Fratze unserer Begriffe von Wirtschaft und Reichtum geschaffen. In Porfirio Diaz, dem Despoten, geschah ein Gleiches mit dem Sinn der Republik. In Huerta, der noch als einer der besten gilt, mit dem Herrschaftsanspruch. In den Aufständischen mit dem „Konstitutionalismus". In der Politik der Vereinigten Staaten, die Huerta als legitimen Herrscher nicht anerkennen und, infolgedessen, einen Villa gewähren lassen, mit dem Völkerrecht.... Wer ist legitimiert? Alle —

Vielleicht aber ist die Moral durchsichtiger als die Legitimität, Recht und Unrecht klarer gegliedert als die Befugnis der Mächtigen. Nach moralischen Gesichtspunkten hat der Präsident Wilson seine ganze Politik geordnet. Huerta ist ihm der Usurpator, dazu der Mörder Maderos. Somit.... aber Huerta hat in seinem Machtbereich auf Ordnung gehalten, und unnütz kein Blut vergossen; während Villa, der Arm des Befreiers Carranza, täglich Greuel verübt, wie sie der karthagische Söldnerkrieg nicht unmenschlicher gesehen hat. Mit ihrem Widerstand gegen Huerta, ihren Waffensendungen und Waffenausfuhrverboten, haben die Vereinigten Staaten das mexikanische Unheil ins Endlose vermehrt. Ihre Petroleumherrscher wünschen das Monopol auf die reichen Oelquellen Mexikos auszudehnen, Oelhäfen anzulegen, die Europäer von allen Märkten Mittel- und später Südamerikas auszuschließen. Was gilt ihnen Madero, oder Huerta, oder Carranza? Dennoch ist Präsident Wilson ein ehrlicher Mann. Löge er, opferte er, im Namen der Moral, das Nachbarvolk kaltblütig den Interessen seines Staates: so wäre die Lage einfach und die Logik der Dinge gerecht. Aber so liegt es nicht. Die Regierung Wilsons war bereit, nicht nur fremde, sondern auch eigene, amerikanische Interessen der Moral zu Liebe zu schädigen. Der Erfolg ist: die Tätigkeit des Generals Villa und der mexikanische Krieg.

Digitized by Google

Der sittliche Wille türmt Unheil auf, das Geschäftsinteresse verwundet sich selbst. Erfolge werden wider die Absicht erzielt. Die Moral wird gerettet durch die Widerstände der Unmoral .....

Aber die sachlichen Notwendigkeiten? Die große Politik? Sie verfängt sich genau so in Widersprüche wie die Legitimität und die Moral. Huerta fand eine kluge Formel, als er meinte, für ihn kämen, außer dem eigenen, nur zwei Völker in Betracht: die Engländer und die Japaner. Hier ist für Amerika eine ungeheure Gefahr. England will sich von der Südhälfte des Kontinents nicht wegdrängen lassen und hat schon bei den Verhandlungen über den Panamakanal bewiesen, daß es nicht gewillt ist, zu Gunsten einer wirtschaftlichen Monroe-Doktrin auf Rechte oder Vorrechte zu verzichten. Japan hat Grund, den Mexikanern für ihr Entgegenkommen in der Einwanderungsfrage dankbar zu sein, haßt aus dem gleichen Anlaß die Amerikaner und wird nur durch Geldmangel gehindert, tatkräftig einzugreifen. Die Vereinigten Staaten haben diesen Krieg nicht gewollt. Sie versorgen mehr als die Hälfte der mexikanischen Enfuhr schon jetzt, sie beherrschen das Land wirtschaftlich und sind (das heißt einige Monopolspekulanten unter ihnen) höchstens daran interessiert, das Aztekenreich noch eine Weile in Wirrnis und finanzieller Ohnmacht zu erhalten. Der Kampf kann das wirtschaftliche Eroberungswerk nur in Frage stellen: Beweis dafür ist die erfolgreiche Tätigkeit des Londoner sogenannten Pearson-Syndikats, das, frei von Exportsteuer, für 100 Millionen Francs mexikanisches Rohöl gewinnt, Huerta unterstützt, und damit die Standard Oil Company gezwungen hat — — ebenfalls 200 Millionen Dollars zur Unterstützung — Huerta anzubieten. Gegen wen führt das amerikanische Interesse nun Krieg? Gegen Huerta, dem Rockefeller Geld leiht? Gegen die mexikanische Unabhängigkeit, die zu erhalten (staatsrechtlich) ihm viel bequemer ist? Gegen England und Japan, die nur in Friedenszeiten ungefährlich sind?

Bleibt das „höhere Recht"; die Kultur; die zivilisatorische Einordnung. Aber Mexiko kann durch eine verstärkte wirtschaftliche

Digitized by Google

Abhängigkeit von Nordamerika in dieser Beziehung nicht viel gewinnen; und eine politische wird von den Amerikanern selbst nicht angestrebt.

Die Kultur dieses Landes ist noch einmal die Sammlung aller Widersprüche. Sein Gewaltherrscher Huerta nennt sich einen Azteken und ist ein Mischling. Das ist sinnbildlich für ganz Mexiko. Das Volk ist uralt und vergangenheitslos, hergelaufen, zugleich. Der Staat hat eine republikanische Verfassung und wird despotisch regiert. Man ist freiheitsberauscht und hält in den Plantagen des Südens die Indianer wie Sklaven. Der Volkscharakter scheint leidenschaftlich und träge, gutmütig und bestialisch. Als vornehm und roh, als kultiviert und verkommen empfinden wir Mexiko. Es ist ohnmächtig und widerstandsfähig, es kann aus eigenen Kräften nicht leben und durch fremde Gewalt nicht sterben. Es hat keine Geschichte in unserem Sinne und führt jede Politik ad absurdum. Es ist der endlose Widerspruch.

Regierungsjubiläum in Monaco

Von Monacensis

Ein bekannter deutscher Zoologe schreibt uns:

In diesen Wochen ging durch alle möglichen Blätter der Schwermetall- und Leichtpapier-Presse von Europa eine Artikelreihe über das „Regierungsjubiläum in Monaco", die so einheitlich geschickt das Lob des „Hauses Grimaldi" und seiner Kulturesegnungen zu singen wußte, als gäbe es bereits ein — monegaskisches Pressebureau zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung von Europa.

In diesen Artikeln wird berichtet, daß im Frühling des Jahres der „Fürst Albert" — „le Prince" wie man an der Riviera schlechthin sagt —, gleich zwei Denkmäler in der von ihm abhängigen Stadt erhält; es werden die Verdienste des „Prinzen" um die

Digitized by Google

Hebung des — Sports in seinem Fürstentum breit hervorgehoben und dann folgt der Hauptsatz: „was endlich Fürst Albert persönlich für die Wissenschaft geleistet hat, ist jedermann bekannt. Gilt er doch, wenn nicht für die bedeutendste, so doch für eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiet der Meeresforschung. Die Liebe zur See liegt ihm im Blute. In der Ahnenreihe des Hauses Grimaldi ist mancher kühne Seeheld zu finden".

Und dann wird der stolze Museumspalast, der Monaco schmückt, als beredtes Zeugnis dieses Forscherfleißes in allen Tonarten gepriesen ....

Und das ist die neueste Errungenschaft unserer fortschreitenden Zivilisation: man fühlt auf Monte-Carlo das Bedürfnis, etwas für seinen Ruf zu tun und das Odium des Spielhöllenbesitzers durch das Renommee des Gelehrten und großen Förderers der Naturwissenschaft zu verdunkeln. Genau so, wie der besagte Museumspalast so recht auffällig als Schild vor das ganze Fürstentum gestellt ist, mit breiter Fläche gegen das Meer — als sei es das wichtigste Gebäude dieses Ländchens, auf das es allen hier ankommt.

In Wirklichkeit aber — ja die monegaskische Wirklichkeit, die sieht anders aus, wie die geschickten Reklameartikel, die man jetzt in der Presse untergebracht hat.

Um nicht ungerecht zu sein, es ist verschiedenes wahr an den erwähnten Behauptungen. Tatsächlich stammt Fürst Albert aus einer Familie, die den bürgerlichen Namen Grimaldi führte, in Genua ein ehrbares Kaufmannsgewerbe ausübte, bis die Zeiten schlechter wurden und es mehr lohnte die Gewürzkrämer aus fernem Indien zu einer freiwilligen Abgabe an das Haus Grimaldi aufzufordern, als selbst Pfeffer und Seidentücher einzuführen. Schließlich beherzigte die Familie der Grimaldis das stolze Wort der Genuesen: Ruinen, aber keine Knechtschaft, und zog die Ruinen zwischen dem Seeräubernest Eze und Mentone dem unsicheren Beruf der „kühnen Seehelden" vor, indem sie sich „aus Gottes Gnaden" anno 1641 zum Fürsten von Monaco

Digitized by Google

erklärte. Aber auch hier gingen die Geschäfte schlecht; man half sich, indem man Landesteile, so die Stadt Mentone an Frankreich verkaufte und zuletzt, indem man sich für vier Millionen Pacht zum Schutzherrn der Spielbank von Monte-Carlo aufwarf, was übrigens nur die moralische Entrüstung jener besonders erregen kann, die darauf vergessen, daß zu jener Zeit, als das Spiel und die Selbstmorde von Monte-Carlo begannen, auch zu Homburg und Baden-Baden, zu Spaa, Ostende, Interlaken und Luzern ebenso wacker „gejeut" und mit dem Leben abgerechnet wurde, und daß Budapest jetzt vor Begierde brennt, aus seiner Margaretheninsel ein zweites Monte-Carlo zu machen. Auch in Nizza und Mentone wird ebenso gespielt wie zu Monte-Carlo.

Bleibt also nur das Odium, daß nirgends so viel leichtsinnige Menschen ruiniert werden, als im „Paradies von Europa". — Und gegen dieses Odium soll eben nun der gute Geruch eines wissenschaftlichen Rufes helfen, da auch der „Sport" von Monte-Carlo durch seine traurigen Taubenschießereien etwas anrüchig geworden ist. Fazit: man baut um mehrere Millionen das Ozeanographische Museum, läßt auf seiner Lustyacht Gelehrte nach Meerestiefen fischen, erlaubt einem uneigennützigen Engländer auf seine Kosten das „Museum praehistoricum" bei Mentone zu bauen, in dem die Reste der „Rasse des Grimaldimenschen" aufbewahrt sind, wie man einen gewissen Menschentyp, der in der Eiszeit in den Grotten um Monaco lebte, benannt hat, stellt einen Kanonikus als Direktor des anthropologischen Museums an, lädt Zoologenkongresse aus aller Welt zur Hebung des Fremdenverkehrs ein und duldet es, daß man von den eingeladenen und leutselig behandelten Gelehrten als großer Forscher und Maecen gefeiert wird.

Aber ich muß gestehen: es war ein geschickter Architekt, der das Ozeanographische Museum baute und es ist ein großer Sieg des Kulturgedankens, daß man zu Beginn des XX. Jahrhunderts sogar einen Teil des Erträgnisses einer Spielbank für eine „Kirche der Wissenschaft" verwendet.

Digitized by Google

Mit diesem heiteren Lächeln treten wir ein in das große Stiegenhaus — und werden die sanfte Heiterkeit und Rührung nicht mehr los. Welch' guter Finanzmann hat doch dieses Haus erbaut! Das Publikum von Monte-Carlo (das übrigens diesem Palast beharrlich fernbleibt) ist doch zahlungskräftig: also nimmt man Eintrittsgeld und verlangt fünfzig Centimes extra, wenn einer im Aquarium der Fütterung der Tiere zusehen will....

Man tritt in einen Prachtsaal — das Schönste daran ist die Aussicht aus den Fenstern: eine berückende überirdische Aussicht, die ihresgleichen in der Welt nicht mehr hat. Links der Hügel, der einst Les Speluges hieß und jetzt Monte-Carlo heißt: Felsen, Palmenkronen, indische Architekturpracht in der Hotelavenue nach Condamines, und darüber das Kasinogebäude. Merkwürdigerweise würde sein überladener Prachtstil von anno 1880 in einer deutschen Stadt für erbärmlichen Kitsch gelten; in diesem Rahmen, zwischen Bergen, Palmen, in blendendem Sonnenschein, zwischen blauem Himmel und blauem Meer ist dieser Pomposo-Stil der einzig mögliche und der natürliche. Vor sich hat man das Meer. Hier ist es der Inbegriff von Idylle, sanfter, träumerischer Schönheit, dahinschwimmend in Duft, zartblauen Fernen, in Glanz und Sonne.... Am verstimmendsten ist in diesem Saal, daß sein Auftraggeber sich selbst ein Monument hineingestellt hat. Und als wir daran vorübergehen wollen, eilt der Aufseher herbei, deutet mit dem Finger darauf und sagt vorwurfsvoll: „C'ést le Prince!“ ....

Wir gehen trotzdem in die Sammlungsräume. Fast alles fehlt darin, was man wissenschaftliche Meereskunde nennt und was unser Berliner Museum für Meereskunde so prachtvoll zusammengestellt hat. Es ist nicht ein mikroskopisches Präparat aus der unendlich reichen und wichtigen Kleinwelt des Meeres aufgestellt; es fehlen alle biologischen Darstellungen, das ganze Plankton fehlt; nichts ist von der rätselvollen Tiefseetierwelt anschaulich gemacht, man weiß hier nicht, daß es Meerestange, daß es einen für die Menschheit enorm wichtigen Kreislauf und

Digitized by Google

Haushalt des marinen Lebens gibt, — aber trotzdem es sind schöne Dinge da, denn das Meer ist reich und interessant.

Zum Beispiel: die vom Fürsten geschossenen Robben, Eisbären und die harpunierten Wale füllen fast einen Saal und der fesselt lange. Oder der Riesenhaifisch, den man im Jahre 1910 an diesen Küsten fing und der den Segen des Suezkanals für das Mittelmeer so recht nachdrücklich vor Augen rückt, hemmt unsere Schritte. Etwas ist sogar ganz reizend und einzig. Was unser Vater Haeckel seit Jahrzehnten in Deutschland vergeblich predigt und wünscht, ist hier verwirklicht: in der Innendekoration sind die Kunstformen der Natur als ornamentale Motive verwendet. Ein Leuchter, nach dem Modell einer Staatsqualle, Radiolarien als Zierlampen — im Treppenhaus maritime Schneckenmotive; das wirkt wie ein frischer Hauch des Meeres in der parfümierten Atmosphäre unseres modernen Kunstgewerbes und für den Augenblick ist man fast versöhnt mit allem was man in Monaco sah — dann aber tritt man vor die reiche Bildersammlung ozeanographischer Motive (manch tüchtige Arbeit ist darunter) und sieht überall im Zentrum der Bilder den großen Forscher abgebildet. Und wieder eilt ein Wächter herbei zu dem gleichgültig sich wendenden Fremden und deutet mit dem Finger ... Doch der entflieht .... „Monsieur, c'ést le Prince!" hallt es ihm aus dem fast leeren Saale nach.

Draußen brütet Februarsonne heiß wie an einem deutschen Junitag — in der Blütenstraße, die auf den Felsen von Monaco führt, duften die tropischen Lianen, die hier jetzt verschwenderisch blühen; ein sanfter Wind fächelt Kühlung und unten schlägt das blaue Meer im ewigen Rhythmus gegen den alten Felsen. In der Reede von Monaco aber steht das schneeweiße Forschungsschiff und es ist mir, als lachte es so recht fröhlich in dieser blitzenden heiteren Sonne des Paradieses von Europa.

Digitized by Google

Pariser Verbrüderung

Von Georg Heym (Paris)

I.

Einzug der Gäste

Glänzend wie nie zuvor ist die Frühjahrssaison. Paris prangt im Festschmuck." Schlußworte des ersten Aktes von Charpentiers „Louise", des Pariser Lokalhymnos. Stimmt aber dieses Jahr nur halb; Konjunkturrückgang und Steuernot sind keine Aphrodisiaka für die Stadt der Luxus- und Fremdenindustrie. Aber in alter Pracht grünt die Natur, schüttet die Sonne ihr blondes Licht über die Wunderstadt. Für die prunkende Einzugsstraße des englischen Königspaares von der Porte Dauphine über die Champs-Elysées bis zum Pont de la Concorde hat man jeden künstlichen Schmuck als überflüssig erachtet. Diese Stadt wagt es mit der Rose im Gürtel als einzigem Schmuck, vor der glänzendsten Hofgesellschaft zu erscheinen. Und sie darf es auch.

Auf dem kleinen Monarchenbahnhof, am Ende der Avenue du Bois de Boulogne erwartet die Republik mit ihrem bürgerlich-bescheidenen Festaufgebot den befreundeten Monarchen. Da! ein Kanonenschuß. Der Zug rollt herein. Klirrend präsentieren die Truppen. God save the King. „Hoboen" würde der Regisseur Shakespeare bemerken. Der immer noch bei jeder englischen Staatsaktion wieder lebendig wird. Auf dem Bahnsteig agiert das Personenverzeichnis zu „Richard III". Ein über die Leiche seines Bruders Klarence zum Thron gelangtes Enfant d'Edouard, ein Grey, ein Tyrrel (William, nicht James). Wohl ihnen, daß sie Enkel sind. Sie gieren nicht mehr mit Mord und Verschwörung nach dem goldenen Reif, der längst nicht mehr die Macht birgt. Sind sogar auf Seiten der Vorwärtsstrebenden. Englische Lords sind keine preußischen Junker. Und leben nicht des deutschen Aberglaubens, daß alter Name zu diluvianischem Denken verpflichtet.

Unter den Klängen der Marseillaise besteigt der hohe Schein den Wagen. Die englische Fähnlein schwenkende Menge jubelt ihm zu. Doch sein Erfolg verblaßt beinahe vor dem des Herren im Foreign Office. „Vive Grey! Hurrah for Grey!", tönt es von allen Seiten. Dieser dankt strahlend mit einem sehr unenglischen Mangel an kühler Reserve.... Ein politisch reifes Volk, diese Pariser. Die wissen, auf wen es ankommt. Nenne mir, Klio,

Digitized by Google

den deutschen Minister, den seit Bismarcks Abgang jemals irgendwo ähnlicher Beifall umbrauste. Der Spezialapplaus ist übrigens wohlverdient. Ein starker Kopf, dieser Grey. Und ungemein vielseitig. Er kann sich in jedem beliebigen Modus, wenn es nottut, sogar im Imperativ ausdrücken. Deutsche Minister können mit dem Ausland nur im Optativ verkehren.

Kommandorufe. Die Musikbanden der spalierbildenden Truppen fallen nacheinander ein. In der Ferne, von der Spitze des Eiffelturmes weht symbolisch der Union Jack über der Lichtstadt. Von einem Kürassierregiment umringt jagt die Entente Cordiale zum Arc de Triomphe hinauf. Das Publikum jauchzt ihr zu. Nicht den Personen. Denn es sieht wirklich nichts, als blinkende Küraſſe, Helme und flatternde Roßschweife. Ausgenommen natürlich die Psychologen neuer Schule, die sich in der Menge befinden. Die können bekanntlich noch nur durch eine Fünfhundertstel-Sekunde getrennte Ereignisse als gesonderte wahrnehmen.

2.

Truppenparade in Vincennes

Genau vor 11 Monaten sahen die englischen Herrschaften die Potsdamer Garnison im Lustgarten an sich vorbeidefilieren: das erste Garderegiment zu Fuß, das Lehrbataillon, Gardes du Corps, Gardeulanen, gepflegte Salonregimenter in Theateruniformen; kakelbunte Gardehusaren, eine futuristische Orgie. Hier in pikantem (gewolltem?) Gegensatz Linientruppen in Alltagsuniform und feldmarschmäßiger Ausrüstung. Wären nicht die beiden Kürassierregimenter, das Bild wäre fast farblos monoton. Zum Schluß gibt es dafür den üblichen theatralischen Scheinangriff der Infanterie unter dem Donner der Kanonen und Rasseln der Maschinengewehre, und zuletzt die ihre Wirkung nie verfehlende Attacke der Kavalleriedivision auf die Tribünen.

Der ans Delirium grenzende Enthusiasmus der Menge geleitet die bewaffnete Macht zurück, die mit Stolz wieder „die große Stumme" genannt wird, seitdem sich die schwadronierenden Generale östlich der Vogesen verzogen haben. Die Häupter entblößen sich nach Landessitte vor den Fahnen. „Vive l'armee" pflanzt es sich durch die Reihen fort. Grüßend senken die Offiziere den Degen. Die können sich freuen. An Kriegsmaterial und Sold hat man ihnen alles schmerzlich Entbehrte bewilligt. Und ihre Bataillone gleichen nicht mehr kriegsstarken Kompanien....

Undank ist der Welt Lohn, und das Verdienst findet selten seine Krone. Sonst wäre der deutsche Reichskanzler längst schon Kommandeur der Ehrenlegion oder zum mindesten Ehrenmitglied der französischen Patrioten-Liga.

Digitized by Google

Der Weber Jens Jensen

Erinnerungen von Johannes V. Jensen

(Fortsetzung)

Ich habe mir jedoch eine Vermutung über den Ursprung des Niedergangs der Familie gebildet, aller Wahrscheinlichkeit nach muß er mit der allgemeinen Geschichte der Bevölkerung dort in der Gegend zusammenhängen. Hier ist ein Wendepunkt zum Schlimmeren gegeben: in dem Bauernaufstand während der Fehde des Grafen und seinen Folgen. Und gerade für die Harde Rind, wo meine Familie seit undenklicher Zeit ansässig war, existieren Beweise für eine durchgreifende Veränderung in den Verhältnissen der Bauern nach der Grafenfehde. Chr. Sörensen Testrup, der selber aus der Gegend ist, erzählt in seiner Chronik der Harde Rind folgendes über die Ursache davon:

„Die Knappen der Harde Rind" wurden die Leute in dieser Gegend oder Harde einstmals genannt, welcher Name ihnen denn auch sehr wohl zustand im Hinblick auf ihre Streitbarkeit und Mannhaftigkeit, und die meisten waren reiche Freisassen, verloren aber einen großen Teil durch den Auflauf des Schiffers Klemens anno 1534; denn als Schiffer Klemens sich in Leraa Sig geschlagen hatte, verfolgte er seine Victoria, soweit er konnte, nach Süden über das ganze Land, und ließ sich von den Bauern den Schwur leisten und huldigen, wohin er kam; und wie mir für gewiß gesagt ist von alten Leuten, hatte er die Bauern dieser Gegend versammelt, damit sie ihm den Schwur leisteten, hier in Vesterris, durch die Bauern in des Königs Ungnade gerieten und ihren Freisassenbesitz einbüßten; die, die vermögend waren, kauften ihn später wieder vom König, die übrigen jedoch bekamen ihn nie wieder; so und indem der größte Teil später zu Gutsbesitzersklaven wurde, verarmten die meisten Einwohner

Digitized by Google

hier in der Harde nach und nach, wie denn die Armut die Menschen verzagt macht, und so ist dieser Name: Knappen der Harde Rind abgelegt und vergessen, so daß er heutzutage wenig oder gar nicht gebraucht wird.

Von den Knappen bemerkt er dann weiter, daß sie streitbare Leute waren, von denen auch noch große Prügeleien erzählt wurden, und die sogar nicht vor dem Thing geschont wurden, als dieses bei Skindsbro stattfand — ein Zug, der die Sage lebhaft in die Erinnerung ruft. Ich muß auch an das denken, was der alte Jens Hvam im Overlund bei Viborg erzählte von einem Wurf langer Burschen in der Familie, die sich einst in den Spinnstuben einzufinden und sie zu räumen pflegten. Ueber die Bezeichnung „Knappe" gibt Testrup in einer Fußnote Aufschluß: Abgesehen davon, daß Knappe den Begleiter eines Ritters bedeutete, bezeichnete das Wort nach Resens Ausgabe von Hirdskraa S. 8 „diejenigen, die zwar von guter adeliger Herkunft waren, sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits, aber wegen Heiraten mit niedrigen Standespersonen nicht mehr für adelig erachtet und nicht Herren, sondern Knappen genannt werden, von denen es viele gegeben hat und noch einige gibt, nicht nur in Norwegen sondern auch in Dänemark, in Sonderheit in Nordjütland und Vendsyssel". Solche halben Adeligen scheinen also die Gutsherren von Rind gewesen zu sein, falls sie den Namen nicht eben um ihrer großen Selbständigkeit willen bekommen haben. —

So weit Testrups Chronik, die sich im übrigen durch ihren unvergleichlichen jütländischen Lokalton auszeichnet und eine vortreffliche Quelle zum Verständnis des Geschmacks der Alten ist. Wieweit meine Vorväter nun zu diesen „Knappen" gehört haben, dafür habe ich keinerlei Beweise. Es wäre ja eine ansprechende Himmerlandsgeschichte, wenn es sich dartun ließe, daß der eigentumslose Häusler auf der Stöttruper Heide von einem Freibauern abstammte, der seines Allods beraubt wurde auf Grund seiner Teilnahme an dem Aufruhr 1534. Ich selbst würde dadurch unvermutet in eine Kaste aufrücken, über die ich mich bei verschiedenen

Digitized by Google

Gelegenheiten naseweis erschöpfend geäußert habe, ein gerechter Rückschlag der Nemesis und eine böse Suppe, die ich mir da eingebrockt habe.

Wie immer es sein mag, liebe ich es nicht, mir meine Väter bei dieser Gelegenheit während der Grafenfehde untätig vorzustellen, als die Bauern in Nordjütland sich gegen Pfaffen- und Adelsgewalt erhoben zugunsten ihres Wahlkönigs Christians II. Wenn Selbständigkeitsdrang der leitende Zug in der Charakteristik der Knappen der Harde Rind gewesen ist, so meine ich aus Beobachtungen des Geschlechtes, wie es jetzt ist, zurückschließen zu dürfen auf die gleichen Eigenschaften in der Vergangenheit. Ich denke, sie waren mit dabei und wurden ebenso hart geschlagen, wie sie selber zuschlugen.

In der Zeit des Häuslers war das etwa 200 Jahre her, also nicht mehr als sechs Generationen, während deren die Familie mehr und mehr zurückgekommen ist. Das einzige, das in beständigem, zunehmendem Wachstum gewesen zu sein scheint, sind die Hände, bis endlich Jens Pedersen Stöttrup sie in so erschrecklicher Entfaltung erbt, daß er sich aus der Armut heraushaut und sich wieder Eigentum errichtet. Er war 1767 geboren und starb im Alter von 78 Jahren, „an Altersschwäche und Steinschmerzen". Seine Gicht steckt in der Familie wie die lebendige Erinnerung an ihn.

Das Leben meines Urgroßvaters muß also von ca. 1730 bis ca. 1800 fallen, in die „Aufklärungszeit" und die Zeit der großen Bauernreformen, Bewegungen, deren Kunde ihn sicher einmal erreicht hat. Das Schicksal des Bauers war damals entweder, sich in die hoffnungslose Abhängigkeit in dem gemeinschaftlichen Dorfe zu begeben, das doch seltener auf Jütland war als auf den Inseln, oder in das Pacht- und Fronverhältnis zum Gutsherrn, wenn man nicht als völlig besitzlos ganz außerhalb der Gewerbe fiel, eine Art Freiheit, die mein Urgroßvater wahrscheinlich genossen hat. Wohl nicht ganz ohne Grund hat er die Heide auf-

Digitized by Google

gesucht, hier war er, wenn auch noch so erbärmlich, so doch sein eigener Herr. Die Heide war damals wahrscheinlich frei, so daß er einige Schafe haben konnte. Für das Obdach hat er Miete bezahlen müssen, und das ist seine einzige Verpflichtung gewesen, die er ohne Zweifel in Arbeit, Dreschen, Grabenziehen und was sonst ein Arbeitsmann auf dem Lande damals mitnehmen mußte, entrichtet hat. Daß es auf der Heide noch Wölfe gab, die die Schafe bedrohten, lenkt die Gedanken darauf hin, daß der Stöttruper Häusler gewiß etwas Jagd und Fischfang getrieben hat, ohne Hilfsmittel und so in aller Stille, in den langen finsteren Nächten, mit einer Stahldrahtschnur für den Hasen hier und da und einer versteckten Aalanlage im Bach an ihm bekannten Stellen; jedenfalls taucht intermittierend bei seinen Nachkommen ein kräftiger Jägerinstinkt auf. Sonst, wenn es keine Taglöhnerarbeit oder andere Beschäftigung gab, hat er sich Einnahmen durch einfache Handarbeiten zu verschaffen gesucht, indem er Besen aus dem Heidekraut machte, Reisigkörbe flocht, Holzgerät schnitzte, eine Geschicklichkeit und ein Drang zur Selbsthilfe, die noch in seinem Geschlechte umgehen. Sein tägliches Leben ist von einer Dürftigkeit gewesen, von der niemand sich jetzt eine Vorstellung machen kann. Die Kost, mit der man Widerstand leistete, war damals Roggenmehlgrütze, noch nicht Kartoffeln; die meisten Kleidungsstücke, Hosen und Aermel, waren aus Fell und mußten am liebsten für Lebenszeit aushalten. Luxus: ein riesiger Rausch jedes Jahr in schlechtem Branntwein und eine gute Schlägerei auf dem Markt?

Mit alle dem, wozu er sich verhalf, konnte der Häusler seinen Kindern den Winter über also doch den Hunger nicht fernhalten. Er hat eine Frau gehabt, ein barfüßiges Ding, die er in der Jugend in einem Heuhaufen auffammelte, und an der er seitdem gehangen hat, und sie hat er leiden sehen müssen, was eine Mutter durchmacht, wenn sie Kleine hat, die sie, selber hungrig, in Schlaf singen muß, ohne daß sie zu essen bekommen haben. Erhalten geblieben ist in der Familie noch bis zum heutigen Tage ein lek-

Digitized by Google

diger Sinn für die Härte im Dasein, eine fast organische Angst vor dem Fehlen der Notdürftigkeiten des Lebens, was ich als Unverstand ausnehmen kann, wenn man etwas hat, aber wahrlich aus einer Wirklichkeit herstammen muß. Dafür haben die Kinder des Häuslers in der Heide und der totalen Isolation eine Reserve entwickelt, einen Fonds von Naturanlagen, von dem das Geschlecht noch lange zehren wird. Nachkommen von ihnen sitzen rings in der Gegend, Kleinbauern von dem gewöhnlichen jütischen, rotblonden Typus; ich treffe hier und da einen, der ausrechnen kann, daß wir verwandt sind.

Wer der Gutsherr war, der für meinen Großvater als gutartige Vorsehung auftrat, habe ich dokumentarisch nicht feststellen können. Ich habe immer geglaubt, daß er Pachtbauer unter Klein-Restrup war, und in diesem Falle muß der Gutsbesitzer ein Abkömmling des oben erwähnten Chr. Sörensen Testrup gewesen sein, Kriegskommissar Testrup oder sein Sohn Sören Testrup. Die Protokolle enthalten jedoch keine Aufschlüsse darüber. Vielleicht hat er zum Lynderup-Hof gehört, und der Gutsherr ist ein Mogens Lötterup gewesen, der 1799 die Bauerngüter vom Hof verkaufte. Es wäre wohl wert gewesen, ein wenig näher in die Verhältnisse dieser Periode hineinzuschauen, wo der Bauernstand seine Abhängigkeit von dem großen Hartkorn abwickelte.

Es handelt sich ja durchaus nicht um hervorragende oder für die Oeffentlichkeit wichtige Personen, wenn ich geglaubt habe, etwas von meinem Geschlecht erzählen zu sollen. Vielleicht liegt ein Beitrag zur Kulturgeschichte darin; möglicherweise ist es nur ein rein persönliches, künstlerisches Bedürfnis nach Ordnung, Form auch mit Bezug auf meine Abstammung. Die Familie hat vielmehr nicht nur keine öffentliche Bedeutung gehabt, sondern ihre einzelnen Mitglieder haben gerade immer ein stilles, unbeachtetes Leben vorgezogen, ihre Unabhängigkeit hat sich gezeigt in der Neigung, sich ganz und gar selber überlassen zu sein. Ich

Digitized by Google

könnte wohl Beispiele dafür erzählen, was geschehen ist oder was geschehen wäre, wenn jemand ein Attentat auf ihren Frieden versucht hat; aber ich will nicht selber dem Privatleben meiner Familie zunahe treten.

Der Weber Jens Jensen gehört der Geschichte an. Er war just ein rechtschaffenes Beispiel für den Geschmack eines freien Mannes an einem zurückgezogenen, ruhigen Dasein. Er kränkte niemanden. Wenn er jedem das Seine bezahlen konnte, strebte er nur dahin, auf seinem Fleck Erde zu sitzen. Er hatte kein Verlangen, denn er war ja draußen gewesen und wieder heimgekehrt; er hatte keinen Ehrgeiz, und tatenreich kann man das ja auch nicht nennen, all seiner Lebtage dazusitzen und zu weben. Aber daß Gesundheit und Harmonie in seinem Leben war, zeigt sein schönes Aeußere, das in einer Altersspracht blühte, wie ich es selten gesehen habe. Er hatte als alter Mann alle seine Haare, eine schöne schneeweiße Mähne, die über seiner schmalen Stirn wie eine Flamme emporstand und in dicken, glatten Wogen über die Ohren hinabhing. Der gewaltige weiße Bart strömte ihm auf die Brust nieder; manchmal verfiel er darauf, damit zu kokettieren, indem er ihn in die Weste einknöpfte, so lang war er. Er war kurzsichtig und trug eine Brille auf der wohlentwickelten krummen Nase. Eine große natürliche Würde war über ihm, die einen Weber auf dem Lande wohl kaum gekleidet haben würde, wenn nicht seine stattliche Person selbst eine vornehme Haltung gerechtfertigt hätte. Dem Wesen nach war er die Sanftmut selbst, und seine Rechtschaffenheit war so echt, daß sie es vertragen hat, vererbt zu werden, und hoffentlich bei seinen Nachkommen nie verebben wird. Sollte man sonst seine Instinkte als Mann und Mann seiner Zeit charakterisieren, so bleibt Einfachheit wohl das Wort, das am besten trifft. Er war einfach im alten, schlichten Sinne, genügsam, obwohl mit der Phantasie ganz und gar praktisch bestimmt. Er beurteilte noch die ersten Lebensbedürfnisse wie einer, der sie sich selbst verschafft hat und zwar vor nicht so langer Zeit, er sprach von Getreide, Kartoffeln und anderen guten

Digitized by Google

Nahrungsmitteln nicht dem Preise nach, sondern hielt sich daran, was sie waren. In seinem Garten hatte er es dahin gebracht, daß Pflaumen wuchsen, von denen einige sogar gelb waren; das war seine Herrlichkeit, und sie waren weit und breit berühmt. Nur der Alte durfte den Baum schütteln, und dann war es, als hätte die eigene Hand Gottes ihre Kraft gezeigt, wenn die gelben Pflaumen auf die Erde hinabfielen. Ich entsinne mich, wie er es so herzlich gut mit mir meinte, als ich als kleines Kind mit ihm zusammen war; er rührte in einem Glase Bier Zucker um mit einem kleinen Holzlöffel, den er selbst geschnitzt hatte, stand drüben am Eckschrank und strahlte, in der Erwartung, wie es dem Schoßkind schmecken werde. Ich glaubte, das Bier werde bloß so süß, weil er darin rührte und so unendlich freundlich auf das Glas und mich da unten auf dem Fußboden herabstrahlte. Das konnte recht gut wahr sein, er war so primitiv-dankbar für die einfachen Gaben der Natur, daß er ihnen dadurch Süße lieh. Als wir einmal zusammen ausgingen, kamen wir, wie ich mich erinnere, an ein Weizenfeld, eine große Seltenheit in Nordjütland, wenigstens damals, aber es konnte vorkommen, daß man eins sah, und da blieb der Alte überrascht stehen, in tiefer, stiller Freude. „Das ist Weizen! Nein, hast du gesehen, das ist Weizen!" Er sang vor Innigkeit, ich habe nie wieder jemand so „Weizen" sagen hören, so voller Sang, daß es in der Betonung quoll von Fruchtbarkeit, von reichen, großen Gegenden anderswo in der Welt, wovon dieser Acker nur wie eine Sage war, von Glück darüber, etwas wachsen zu sehen, und vom Segen des Weizenbrotes. Und er ging näher, stand über dem Felde und sang einen kleinen Einsiedlergesang, während er kopfschüttelnd vor lauter Freude eine der runden Aehren auf seiner Hand ruhen ließ. Keinen Augenblick fiel es dem Alten ein, sich weniger zu freuen, weil das Feld nicht sein eigenes war. In dem Bewußtsein dessen, was nährte, was die Erde gab, hatte er sich über sein Selbst erhoben. Wenn der alte, naive Weber von „schönen Gegenden" sprach, meinte er die Güte der Erde; Bodenertrag in buchstäblicher Bedeutung

Digitized by Google

war seine Poesie. Hierin und in seinem lebendigen Sinn für „Landwirtschaft", den Preis von Waren, den wirklichen und nicht mehr als wirklichen Wert aller Dinge gehörte er ganz dem Stande an, von dem er ausgegangen war. (Schluß folgt.)

(Einzige autorisierte Verdeutschung von Hermann Kiy.)

Das gegossene Haus

Von Dr. Fritz Hoeber, Straßburg i. Els.

Es gibt technische Erfindungen, die, abgesehen von aller Verwirklichung materieller Zwecke und aller Erleichterung und Erfüllung praktischer Wünsche unsers täglichen Lebens, zugleich eine bisher noch ganz ungeahnte Perspektive in das Land neuer geistiger Kulturformen eröffnen. Es bedarf keines Beweises, daß alles das, was wir an materiellem Nutzen der modernen Technik verdanken, in einem intimen Sinn auch auf unser eigentliches geistiges Schaffen, unser wissenschaftliches Nachdenken und unser künstlerisches Formen, eingewirkt hat.

Die Erfindung neuer Baumaterialien neben den von der Natur selbst gebotenen scheint vorerst nur eine Errungenschaft zu sein, die den Techniker und, der Billigkeit halber, den Oekonomen interessiert, während sie, für eine oberflächliche Beobachtung, den Baukünstler, in seiner freigestaltenden Phantasietätigkeit nur weniger berühren kann. Eine solche idealistische Ansicht berücksichtigt freilich nicht die starken formal anregenden Momente, die, wie jeder weiß, in dem Material selbst liegen: das ästhetische Objekt, das Kunstwerk unserer Anschauung, vereinigt nämlich die Stimmungsimpressionen sowohl der Form wie des sachlichen Inhalts wie auch des Materials zu einem seelischen Ganzen. Deshalb werden auch stets neue Materialien in letzter Linie über ihr bloß materielles Dasein auf eine neue Formensprache und auf eine neue Rasse von Kunstwerken hinausweisen.

Die Idee Thomas Alwa Edisons, aus einem speziellen Beton*) fertige Häuser zu gießen, die in den letzten Jahren zur Verwirklichung gedieh, verblüfft durch die Schnelligkeit der Herstellung in knapp vierzehn Tagen und durch ihre außerordentliche Billigkeit: die Kosten eines solchen Hauses betragen nach Edisons Berechnung, etwa 9 Dollar monatliche Miete, voraus-

*) Der Beton soll aus 1 Teil Zement, 3 Teilen feinem Sand und 5 Teilen Kies bestehen.

Digitized by Google

gesetzt natürlich, daß ein derartiges Betonhaus nicht für sich vereinzelt, sondern in häufiger Wiederholung hergestellt wird. Denn das Kostspielige besteht in den zum Gießen erforderlichen Eisenformen, die, nach Art der hölzernen Verschalungen unseres gewöhnlichen Stampfbetonbaus, die zusammensetzbare Hohlform der Wände des Edisonhauses bilden. — Es ergibt sich von selbst, daß die Formen, die einem solchen, in vielen Exemplaren gegossenen Haus anhaften, von knappster Einfachheit sein müssen. Denn einmal widerstrebt dem technischen Herstellungsprozeß jede Art komplizierter struktiver oder ornamentaler Detailglieder: die Gesimse werden sich wenig ausladend dem Hauptkörper anschmiegen, die Zierformen sich auf geradlinige Abstraktionen beschränken. Und dann würde ja auch bei der Häufigkeit der mechanischen Wiederholung des gleichen Baus die Wiederkehr eines und desselben zu anspruchsvoller Individualität gesteigerten Formenorganismus unmöglich erscheinen.

Der Verzicht auf eigenmächtige Formen mag uns heute, die wir durch die Selbstbesinnung der modernen Architektur wieder zum Genuß des räumlich Einfachen erzogen sind, nicht von künstlerischem Belang dünken. Weniger wird es uns überzeugen, daß die einförmige Typik, die solchen gegossenen Häusern notwendig eignet, auch im Zusammenhang der Mehrzahl künstlerisch wirken kann, da man allgemein noch unter Kunst, und also auch unter Baukunst, mehr das willkürliche Phantasiegebilde als die selbstbestimmte Regel versteht. Aber da ja Architektur stets einen Hintergrund darstellt, vor dem sich erst das individuelle Leben abspielt, sie, richtig verstanden, das eigentlich Persönliche des Menschen, genau so wie ein Kleid, nur als Rahmen ergänzt, so begründet sich das Zurücktreten der äußern individuellen Form schon an sich. Andererseits sind ja auch die konkreten Bedürfnisse der verschiedenen Menschenklassen (Fabrikarbeiter, Kleinbürger, wohlhabender Mittelstand u. s. w.) durchaus typisch, woraus sich denn auch die Möglichkeit gleichförmiger Grundrisse unserer Mietswohnungen ergibt.

Dennoch bedarf die künstlerische Lebendigkeit auch in diesem gegossenen Häuserbau der Variation und des Kontrastes. Sie wird sich außer durch die Abwechslung weniger, fester Typen durch geschickte stadtbauliche Disposition erzielen lassen: Wer einmal durch alte Städte gewandert ist und dabei sein Augenmerk auf die Zahl der das Stadtbild formenden Häuserelemente gerichtet hat, wird mit Erstaunen festgestellt haben, daß diese immer ganz beschränkt ist. Der malerische Reichtum resultiert erst aus der stets wechselnden Kombination dieser Einzelfaktoren, die bald reihenmäßig, bald alternierend, bald in bestimmten gegensätzlichen Gruppen zu einander gestellt auftreten.

Digitized by Google

So zeigt die jedem Architekturfreund unvergeßliche, nach einem einheitlichen Plan 1519 aufgebaute „Fuggerei" im alten Augsburg mehrere aneinandergereihte Giebelfronten, die mit Trauffronten desselben Hauskubus kontrastieren. Die berühmten Straßenbilder Hollands und der Städte des niederdeutschen Backsteinbaus (Potsdam: holländisches Viertel, Rostock) reihen in charakteristischer Weise ein und dasselbe kleine Giebelhaus aneinander. Komplizierter baut das Barock: aus dem Einheitselement des konstanten Haustypus bauen sich seine rhythmisch bewegten Straßenwände auf, indem es zu dem gewöhnlichen Reihenhaustyp noch besondere Eckhaustypen, gleichsam wie rahmende Pfeiler, und ein majestätisch gesteigertes Mittelstück hinzufügt.*) Nur die großen öffentlichen Bauten, Kirchen, Schlösser, Rathäuser u. s. w. beanspruchen im alten Stadtorganismus eine bevorzugte Formenindividualität, die man auch den monumentalen Bauwerken in der gegossenen Stadt wird einräumen müssen; sie allein sollen in dem immer noch vornehmeren, natürlichen Material ausgeführt werden, da für ihre gehobene Geistigkeit die uniforme Wiederholung des Abgusses recht unpassend sein würde.

Die Beispiele, mit der an sich gleich bleibenden Hausform ein höchst mannigfaltiges Stadtbild zu schaffen, ließen sich noch weiter häufen. Nur das sei dem pantasievollen Deutschen gegenüber betont, daß sehr viele der auch ästhetisch musterhaften englischen und amerikanischen Gartenstädte mit einer ganz kleinen Anzahl von Hausformen auskommen.

Aber außer der für das gegossene Haus notwendig konstanten, plastischen Form lassen sich ja auch malerisch gute Variationen durch verschiedene Färbung und Oberflächenbehandlung der Fassade erzielen: Theodor Fischer hat gelegentlich auf die Färbung des Betongemenges durch Metalloxyde aufmerksam gemacht; weiter berichtet er von Versuchen mit Schleifen und Polieren der Oberflächen. Und endlich empfiehlt Fischer noch eine partielle Ausschmückung mit Keramik, die ja auch wie die Kunststeinfabrikate des Beton- und Zementgusses, aus einer Form massenhaft gepreßt wird.

Der Aufbau der Architektur aus sich wiederholenden, festen Konstanten beschränkt sich aber keineswegs auf das kleine Einzelwohnhaus, sondern ist ebenso zukunftsreich für den mehrstöckigen Mietshausbau unserer Großstädte. Aus der Misere eines grotesken Hyperindividualismus der schlimmen Zeit der siebziger bis neunziger Jahre sind wir heute zu einem Begreifen der großen rhythmischen Einheit des ganzen Baublocks

*) Ein gutes Beispiel hierfür findet A. E. Brinckmann (in seinem trefflichen Buch Deutsche Stadtbaukunst in der Vergangenheit, Frankfurt 1911) in dem Marktplatz von Crossen a. d. Oder.

Digitized by Google

gelangt.*) Nachgerade erscheint für die moderne Architektur die unendliche Reihung gleichmäßiger Pfeilertraveen, die das stetig fluktuierende Leben der großstädtischen Geschäftsstraße ästhetisch versinnbildlichen, als stilistisch bezeichnend. Eine jede solche Travee läßt sich natürlich als Wiederholung eines von vornherein geformten Baukörpers auffassen.

Die Mechanisierung der architektonischen Ausführung bedeutet durchaus nicht eine qualitative Verschlechterung. Denn daß in diesen neuen baukünstlerischen Materialien, die der Unverstand als „Surrogate" zu diskreditieren sucht, mit derselben Sorgfalt und formalen Hingabe ebenso wahre Kunstwerke geschaffen werden können wie in den alten natürlichen, beweisen die architektonisch ausgezeichneten Bauten der Zweiten Ton-, Kalk- und Zementindustrie-Ausstellung zu Berlin (1910), an der große Künstler wie Peter Behrens teilnahmen. Die immer mehr zunehmende Mechanisierung des rein Technischen, die natürlich eine wesentliche Ersparnis bedeutet, ermöglicht gerade eine Steigerung in der eigentlich künstlerischen Qualität, indem die materielle Kostenersparnis auf die Hebung der idealen, künstlerischen Arbeit geschlagen werden kann; besonders, da die formale Verantwortlichkeit mit der Multiplikation des vielfach auszuführenden, einzelnen Urtyps wächst. — Hierin verwirklicht sich die bereits von Walter Rathenau**) hervorgehobene Tendenz unserer Zeit, die allen materiellen Kräfteaufwand, — hier das Aufbauen und Abreißen der Häuser, das durch eine einzige Maschine geschieht, wo früher Hunderte von Menschenhänden tätig sein mußten, — zu mechanisieren sucht, um den treibenden Effort für die geistige Gestaltung, „das Reich der Seele", zu sparen.

So kann uns die neue technische Erfindung des abgekürzten Bauverfahrens des gegossenen Hauses allgemein zu zwei geistigen Resultaten führen: durch ihren Zwang zur Einheit zu einem Stil, der seine Mannigfaltigkeit nur im ganz Großen empfängt, und durch das Zurücktreten eines äußerlichen Individualismus zu einer in dem modernen lauten Leben so notwendigen Bescheidenheit einer wahrhaft verinnerlichten Persönlichkeit.

*) Siehe darüber Walter Curt Behrendt: Die einheitliche Blockfront als Bauelement im Stadtbau (Berlin 1912).
**) Zur Kritik der Zeit. Berlin 1912.

Digitized by Google

Geld

Mit Geld wirds gemacht. Ein Staat kann seiner vielen Soldaten und Kriegsschiffe wegen noch so begehrt oder gefürchtet sein, mit Geld, das er im richtigen Augenblick für die Finanznot eines Andern „frei" hat, kauft er in der Weltpolitik den Waffenstarken aus. Sprach man nicht um einiger Armeeinstruktoren und Kanonenlieferungen willen, noch unlängst von einer „deutschen" Türkei? Und munkelt man nicht jetzt, da Frankreich für diese Türkei 800 Millionen Franken übrig hat, von einer „französischen" Türkei? Ja — noch weitergehend, da auch die andern Balkanstaaten ihren Dalles mit französischem Geld kurieren wollen, von einem „französischem" Balkan?

Wer nicht Vogel Strauß spielt, kommt nicht darüber weg, daß Frankreich mit der Gewährung der großen, türkischen Anleihe nicht nur eine glänzende Finanzaktion, siehe Zinsfuß und ungewöhnlich niedriger Emissionskurs, durchgeführt hat, sondern auch durch die Bedingungen weitgehendster Kontrolle über die gesamte Finanzwirtschaft der Türkei, die neben wertvollen Bahnkonzessionen in Kleinasien läuft, sich einen überwiegenden politischen und wirtschaftlichen Einfluß gesichert hat, der bei einem Weltkonflikt schwer ins Gewicht fallen kann. Erwähnt sei nur der Punkt des französisch-türkischen Abkommens, nach welchem von den vorerst emittierten 500 Millionen kein Centime für „etwaige militärische Vorbereitungen eines türkischen Krieges gegen einen fremden Staat" verwendet werden darf. Also — vollendetste, politische Kontrolle.

Auch darüber kann sich Deutschlands Politik keiner Täuschung hingeben, daß der Dreibund und insbesondere die Mitwirkung des verbündeten Oesterreich-Ungarns bei einer europäischen Verwicklung, für Deutschland nur dann einen realen Wert behalten können, wenn ein Teil des Balkans dreibundfreundlich ist und den Gegenpart soweit in Schach zu erhalten vermag, daß nicht die besten Kräfte Oesterreich-Ungarns durch einen feindlichen Balkan gebunden werden.

Daß also die deutsche Politik vollauf Grund habe, sich mit allen Mitteln und Kräften, einen starken Teil des Balkans, wofür sich nur der nichtslavische Orient eignet, als Sicherheitsgegengewicht zu verpflichten.

Mit Geld wird's gemacht. Da kommen nun unsere Gelehrten und Halbgelehrten immer wieder damit, daß Deutschlands Wohlstand und Reichtum, siehe Wehrabgaben 2c. zwar unleugenbar, daß jedoch das deutsche Kapital restlos in der eigenen Industrie festgelegt sei, daß wir keine kleine und mittlere Rentnerwelt haben, wie sie Frankreich aufweist, Leute, die schon mit sehr bescheidenem Kapital sich vom Erwerb zurückziehen und naturgemäß hochverzinsliche ausländische Anlagewerte aufnehmen — kurzum, daß das reiche deutsche Reich kein freies Geld für ausländischen Kreditbedarf habe. Aber Weltpolitik soll es machen, nichts soll sich politisch auf der Erde ereignen dürfen, wobei Deutschlands Stimme nicht mitredete ....(!)

Da wird denn doch der deutschen Politik und Finanz nichts übrig bleiben, als vereint das System, kein Geld für das Ausland zu haben, gründlich abzuändern. Ohne Geld —

Digitized by Google

kein politischer und auch in der Folge kein wirtschaftlicher Einfluß. Es ist hoch an der Zeit, wie das Exempel am Balkan zeigt, in sich zu gehen. Andernfalls wird sich Deutschland noch in allen großen Zukunftsfragen — den Mund wischen können, ohne mitgegessen zu haben. Das aber hätten wir gerade nicht nötig ....

v. S.

300 Millionen

Der ältesten preußischen Privatbank, dem Schaaffhausenschen Bankverein, muß ein Nekrolog gehalten werden. Zwar: Firma und Verwaltung schwinden nicht völlig, es ist jedoch nur eine Scheinselbständigkeit, eine Rücksicht auf die Affiche, auf das Vertrauen, das die Rheinländer und Westfalen ihrem alten Bankhause immer noch entgegentragen. Auf 3% Dividende war der Bankverein heruntergewirtschaftet und auch diese 3% waren das Resultat einer Buchung, de facto hat das Jahr 1913 dem Institut einen Verlust gebracht. Es ist an zwei Fehlern sterbenskrank geworden: der Bankverein war für unsere Krawattenzeit zu anständig und wollte doch den ganzen Agiorummel mitmachen. Das Rheinland war ihm zu kleinlich, zu bodenständig, nicht international genug. Er wollte in die Spekulationszentrale Berlin und wollte hier Großbank werden. Als ob die anderen nicht schon jedes Fleckchen ab„grasten", als ob man gegen die Kundenjäger und Fingerer ohne „Köpfchen" was ausrichten könnte.

Natürlich gab es die übliche Ortsstänkerei, Köln wollte gegen Berlin und Berlin gegen Köln. Das geht natürlich auf die Dauer nicht, denn ein Bankinstitut muß einheitlich geleitet werden, entweder von hier oder von dort aus. 1900 schon ließ man Klönne gehen, dem die Deutsche Bank die festlich überschmückte Tür aufmachte und der ihr wertvolle Ruhrverbindungen und Industrieerfahrungen mitbrachte. Dann kam die Zeit des Personaltastens, der unglückseligen Versuche, mit Repräsentationsfiguren die Sache zu machen, mit Bürgermeistern a. D., Regierungsräten und dergleichen Titelbehängten, auf ihren Eigengebieten sicherlich Qualifizierten, aber für das moderne Großbankgewerbe Unverwendbaren. Vielleicht hätten Klönne und einige Tüchtigkeitsgenossen den Berliner Feldzug siegreich durchführen können, aber es waren eben verschiedene Willensregungen, es war eine schlimme Dualistik und so was tut nie gut. So solide und tatkräftig der Bankverein früher geleitet worden war, so unsicher, energielos und blind für Verlustgefahren war die Führung seit der Jahrhundertwende. Der angesehene Industrieförderer wurde nun mit Skepsis betrachtet. Man rief ihn zurück, er möchte wieder ins Rheinland kommen, dort neue Filialen aufmachen, den unbeliebten Berliner Großbanken eins versetzen, aber er kam nicht. Dann veranlaßte die zunehmende Schwäche die bekannte Liäson mit der Dresdner Bank, aus der die Dresdnerin die Befruchtung und Schaaffhausen die Abmagerung hatte. Jetzt wurden die Symptome immer deutlicher. Die Beamtenpedanterie der Verwaltung konnte Angestelltenentgleisungen nicht verhindern, es gab Emissionspeinlichkeiten, Immobilverluste höheren Grades u. s. w. Schließlich wollte man einen jungen Feldherrn an die Spitze setzen, einen Mann, auf dessen Fähigkeiten man eine laute Hymne sang, Schaaffhausen hat das beste getan, was unter den obwaltenden Umstän-

Digitized by Google

den zu tun war: der Bankverein ist in die muskulösen Arme eines Stärkeren oder vielmehr einer Stärkeren geglitten, in die Arme der Diskontogesellschaft, die ihn erst einmal recht kräftigt, knautscht, massiert, damit er besser laufen und der Mama etwas einbringen kann. Es wird eine Radikalkur mit ihm vorgenommen, das Aktienkapital wird um 45 Millionen Mark auf 100 Millionen Mark reduziert, die Berliner Selbständigkeitsbude geht ein, in Köln soll sich ein frisch angestrichener und innen hübsch aufgebesserter Bau erheben, der Schaaffhausensche Bankverein soll dann die größte Rheinland-Westfalen-Filiale der Diskontogesellschaft sein. Die Schaaffhausen-Aktionäre sind zufrieden, die Schaaffhausen-Verwaltungsmitglieder, die gut versorgt werden, sind es auch und wir sind es ebenfalls, denn wir brauchen die verschiedenen Stadien der Agonie nicht mehr zu beschreiben.

Die Diskontogesellschaft hat nunmehr zwei Riesenforts: die Norddeutsche Bank in Hamburg, dem Hauptausfalltor unseres Exportes und den Schaaffhausenschen Bankverein im Rheinland, dem reichsten Industrieterrain Deutschlands. Die Schaaffhausen-Unterwerfung ging natürlich nicht ohne Diskonto-Kapitalsheraufsetzung. Die Diskontogesellschaft vermehrt das Aktienkapital um 75 Millionen Mark auf 300 Millionen Mark. Kürzlich erst hat sie 25 Millionen Mark neue Aktien begeben, so daß in kurzer Zeit 50% des bisherigen schon riesenhaften Kapitals emittiert werden. Das ist eine „noch nie dagewesene" Transaktion, eine Forschheit, die wir bewundern, aber auch ein gefährliches Beginnen. Die Deutsche Bank bleibt einige Kopflängen drunter. So lange es dauert, denn schon macht sie das Fusionstor auf, um eine oder mehrere westliche Unternehmungen rein zu lassen. Sie wird die Unparität nicht lange ertragen, sie wird bald ebenfalls 300 Millionen Mark Aktienkapital haben. Sie hat schon jetzt mehr Investiertes, sie hat mehr Kolossalität, inneren Goldausbau, aber Aktienkapitalhöhe ist zugkräftige Reklame. Jetzt wird das Rekordgejage der Bank-Kolosse fiebrig und furchtbar. Es akkumulieren sich da ganz unmeßbare Gelder und Mächte, es wird eine Gewaltenkonzentration, die die kürzlich von einem literarisch-industriellen Mischling geschätzte Zusammenballung weit übertrifft. Schon jetzt haben die Berliner Großbanken beinahe 1½ Milliarden Mark Aktienkapital und sichtbare Reserven. Das wird in zehn Jahren eine Trödelei sein, eine Kleinigkeit. Vielleicht ist dann schon der Trust da, das Monopol, dem alles untertan geworden, die Banken und Bankiers, die Produktion, der Zwischenhandel, die Ethik. Aber es wird, so Marx und der Staat wollen, nur eine Vorstufe sein. Denn es ist das eine Volksangelegenheit, eine Allgemeinsache und für Allgemeinsachen hat das Volk Vertreter zu wählen. Es wird nicht sein, daß der Goldfuß unsere Freiheit tottritt, denn die wird stärker sein als das widerwärtige Materialisteninstrument aus Pinne.

Carnifex

Um die goldene Frucht!

Der französisch-deutsche Vertrag der kleinasiatischen Eisenbahnen ist vor kurzem infolge der Verhandlungen zwischen den französischen Delegierten Ponsot, Sergent und Klapka und den deutschen Delegierten v. Gwinner und v. Hellferich in Berlin paraphiert

Digitized by Google

worden. Paraphiert heißt nur geschlossen, also noch nicht gezeichnet. Dieser Vertrag hat eine sehr hohe Bedeutung, denn es handelt sich hier um die Erweiterung der volkswirtschaftlichen Einflußzonen in Kleinasien für die deutsche wie französische Aktion. Um deren gesamte Tragweite zu verstehen waren noch andere Abkommen mit anderen Großmächten zu treffen nötig gewesen.

Die Tragik der Türkei hat den Türken doch gelehrt, daß mehr als jemals die Stunde gekommen ist, sein ehemals so reiches, heute völlig steriles asiatisches Territorium nach europäischem Muster der Kultur und Zivilisation zu erschließen. Heute stehen an der Spitze des ottomanischen Kaiserreichs drei junge , sehr weitblickende Staatsmänner, wie Enver Pascha, Talaat Bey und Djavid Bey. Diese drei Diplomaten ergänzen sich zum Wohle der Türkei ausgezeichnet. Bei dem einen vibriert der sonderbare Wunsch den Eifer der unbändigen und stolzen Seele seiner Rasse zu mildern. Bei dem andern herrscht die tiefe Liebe, seinem Vaterland alle Opfer, die er erträumt, zu bringen, um es aus seiner Erstarrung in die Fortschritte der modernen Zivilisation zu lenken. Bei dem dritten endlich ist es der praktische Sinn, verbunden mit einer seltenen Anlage ,die kühnsten und verwickeltsten Finanzprobleme zu lösen, auch gilt er in diplomatischen Dingen als Expert.

Deutschland, Frankreich, England, Rußland und ganz neuerdings sogar Italien sind mit der Türkei in Verhandlung getreten, um in Anatolien, Mesopotamien und Syrien Eisenbahn-, Hafen- und Minenkonzessionen zu erhalten. Im Ganzen kann man sagen, daß sich Deutschland dem Bau der mittleren Bagdadlinie widmen wird; Rußland beginnt seine Schienenwege nach Türkisch-Armenien zu legen; England sorgt sich, den persischen Golf unter seinen Einfluß zu bringen; während Frankreich auf das nördliche Anatolien und Syrien lüstern blickt. Nun genügt es nicht, daß die Großmächte mit der Hohen Pforte verhandeln, sondern sie müssen sich auch unter sich selbst einigen.

Vor 20 Jahren hat Deutschland eine Art Eisenbahn-Monopol in Kleinasien erhalten, d. h. über alle zu bauenden Linien, die direkt oder indirekt nach Bagdad führen. An diesem Geschäft ist auch französisches Kapital beteiligt. Diese französische Anteilschaft geniert Deutschland im gewissen Maße und seine Abmachungen mit der Türkei lähmten jede Intervention Frankreichs im nördlichen Anatolien längs der Küste des Schwarzen Meeres, eine Konzession zum Eisenbahnbau zu erhalten. Hier liegt die Basis der Verhandlungen, die man augenblicklich führt.

Deutschland wird nach Zeichnung des paraphierten Vertrags die französische Anteilschaft der Bagdadbahn übernehmen, d. h. die Deutschen werden nunmehr die alleinigen Besitzer dieser Linien werden. Frankreich dagegen erhält die Konzession zum Bau der Linie Samsun—Siwas—Karput—Argana und zwei andere Verbindungslinien Thalta—Trebizond und Erzerum, sowie den Schienenstrang Boli—Kastamuni—Siwas. Das sind die französischen Konzessionen im nördlichen Anatolien, dazu erhält Frankreich in Syrien noch den Bahnbau Zahleh—Ramleh, d. h. Beyrut und Damaskus werden mit Jerusalem und Jaffa direkt verbunden.

Durch diese Konzessionen erhalten beide Länder, Deutschland wie Frankreich, die bedeutendsten Vorteile. Durch

Digitized by Google

die deutsche Linie wird Konstantinopel via Konia, Alep, Mossul und Bagdad mit Bassorah im Schatt-el-Arâb verbunden, und Alep mit Ramleh. Gerade diese letzte Linie kann später nach Aegypten weitergeführt und an die Eisenbahn Kairo—Kapstein angeschlossen werden. Dann hätten wir die gigantischste Verkehrsader der Welt: Hamburg — Berlin — Dresden — Wien—, oder auch (London—)Calais-Paris — München — Wien — Konstantinopel — Konia — Alep — Damaskus — Ramleh — Kairo — Kapstadt.

Deutsche Ingenieure arbeiten bei Djerabulus unverdrossen und emsig weiter und haben vor kurzem über den reißenden Euphrat eine 1 Kilometer lange, provisorische Holzbrücke geschlagen, die 800 000 Mark Kosten verursacht hat, und welche später durch eine Beton- und Eisenbrücke im Werte von 2½ Millionen ersetzt wird. Schon heute bringt die deutsche Bahn Reisende aus Konstantinopel zum jenseitigen Ufer des Euphrats.

Max R. Funke

„Traum und Kunst"

Die Bemerkungen, welche Robert Lewin im „März" vom 18. April über die von der Psychoanalyse behauptete Verwandtschaft von Traumarbeit und künstlerischer Produktion machte, dürfen nicht unwidersprochen bleiben. Mag man an die Existenz einer transkausalen Welt glauben oder nicht, — solcher Glaube berechtigt nicht, unrichtige Meinungen über die Psychoanalyse auszusprechen. Lewin greift Dr. Steckel an, welcher behauptete, Neurose sei latente Dichtung, jeder Dichter ein Neurotiker. Lewin setzt hinzu: „Mit dieser Erkenntnis arbeitet auch die psychoanalytische Schule". Dieser kurze Satz, welcher dann zur Verwerfung der Psychoanalyse Anlaß gibt, ist falsch. Es ist noch keinem ernst zu nehmenden Anhänger der psychoanalytischen Lehre eingefallen, jeden Dichter für einen Neurotiker zu halten. Dr. Steckel, der übrigens nicht mehr der Psychoanalyse zugezählt werden darf, hat vielmehr mit dieser seiner Theorie lebhaftesten Protest gefunden. (Vergl. eine Rezension seines Buches in der „Internationalen Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse", dem offiziellen Organ der internationalen psychoanalytischen Vereinigung, herausgegeben von Professor Freud. Januarheft 1914.) Was die Psychoanalyse vielmehr behauptet und nachgewiesen hat, ist die Aehnlichkeit der unbewußten seelischen Mechanismen, welche in der Neurose und in der Dichtung wirksam sind. Auf die Psychoanalyse bezogene Behauptungen wie: „Traum und Dichtung, Neurose und Hysterie, Mythos und Libido sollen eine Identität bilden" sind so in der Luft schwebend, daß sie jeder Psychoanalytiker nur mit Kopfschütteln lesen kann. Nicht nur daß eine solche Identität niemals behauptet wurde, sie kann niemals behauptet werden: der Mythos ist ein Phantasieprodukt und unter Libido versteht man die gesamten Sexualtriebe.

Mangelnde Kenntnis dessen, was er angreifen will, verrät Lewin, wenn er etwa zuzugeben bereit ist, daß der Traum eine Art Neurose ist, — auch so etwas hat noch kein Psychoanalytiker behauptet. Wir stempeln den Künstler nicht zum Neurotiker, wie unser Verächter sagt, sondern zum Menschen, indem wir zu zeigen versuchen, welche unbewußten Triebkräfte in der Konzeption ihrer Werke

Digitized by Google

leben. Wir empfinden genau den Unterschied zwischen Kunst, Verbrechen und Psychose, ja wir tun noch mehr: wir geben diesen oder vielmehr diese Unterschiede an. (Ueber Dr Steckels Buch soll nach obenstehender Aufklärung nichts mehr gesagt werden.) „Ein Neurotiker aber ist niemals Künstler, weil er neurotisch." Es braucht kein Geist vom Grabe herzukommen, um uns das zu sagen, denn wir wußten es längst. „Ist das Kunstwerk nur Verkleidung einer geheimen Idee, so bleibt es Geheimnistuerei oder ist groteske Eigenart, wird aber nie Kunst." Der Trugschluß liegt hier in einer Verkennung des Begriffes „Unbewußt", dessen Definition einschließt, daß eine Kenntnis seiner Inhalte dem Subjekt unzugänglich ist: dieselben unbewußten Kräfte sind auch bei den Zuhörern eines Kunstwerkes wirksam.

Die Kriminalanthropologie und Psychiatrie sollen Wertmesser der Kunst werden: dies will Lewin verhindern. Doch was hat dies mit der Psychoanalyse zu tun, welche nicht Wertungen abgeben will, sondern Seelenvorgänge untersuchen? Unsere Wissenschaft will Erkenntnisse zu Tage fördern, unbekümmert um Werturteile irgend welcher Art, unbekümmert auch um kulturelle Umwertungen, welche diese Erkenntnisse zur Folge haben könnten. Wir wollen die Wertung der Dichter gerne Robert Lewin überlassen, in dessen Augen etwa ein Friedrich Hebbel sinkt, weil er manchen Resultaten psychoanalytischer Arbeit intuitiv nahegekommen ist.

Diese Abwehr wollte nur tatsächliche Berichtigungen bringen, sie konnte deshalb nicht alle theoretischen Fehler Lewins aufzeigen.

Es erscheinen in Deutschland nun fast täglich ungenügende Darstellungen der Psychoanalyse, und es soll verhindert werden, daß falsche Anschauungen über das Wesen der Psychoanalyse Platz greifen. Wenn man, als mit der Psychoanalyse Vertrauter, eine solche Darstellung liest, befindet man sich etwa in der Lage, jenes Mannes, der einem Maler aufgetragen hat, ein Bild seines Vaters herzustellen, und nun vor dem mißratenen Porträt stehend, bestürzt ausruft: „Armer Vater, wie sehr hast du dich verändert!"

Theodor Reik (Berlin)

Münchener Plastik

(Galerie Heinemann)

Die Plastik, mit ihrer einfacheren materiellen Gebundenheit, hat vor der Malerei den Vorteil, daß sie ihre Jünger fester am Zügel hält. Die Malerei leidet, seitdem sie ihres religiösen Amtes enthoben wurde, unter einem ruhelosen Veränderungsprozeß. Sie wird, als eine Projektion seelischer Bewegungen, in alle Aufschwünge und Krisen der Seele mit heineingerissen, bringt ihr Material aus sich selbst hervor, und kann umfassend oder einseitig sein, sich in aller Schrankenlosigkeit des Vorstellungsvermögens ergehen oder auf einige sinnliche Schwingungen beschränken, ohne das Recht auf den Namen Kunst einzubüßen. Sie kann sich als Mittel zum Zweck hergeben oder selbst zum Zwecke werden, unbeschadet ihrer Echtheit, wird sogar von den Nurmalern in dieser letzten Beschränkung als Gipfel ihrer selbst gefeiert. Worin ihre Eigenschaft, eigenstes Produkt der Phantasie zu sein, am stärksten verteidigt und — verkannt wird.

Die Plastik berührt sich mit der Projektion nur halblich, im Relief; im Rundbild muß sie auf die ergänzende

Digitized by Google

Mitarbeit der Phantasie fast ganz verzichten. Große Gebiete der sinnlichen Ausstrahlung sind ihr entzogen. Wo die Malerei noch im reinen Spiel der Sinne, ohne Mitarbeit konstruktiver und ornamentaler Empfindungen, echte Kunstwerte schaffen kann, ist der Horizont für die Plastik längst abgeschlossen. Plastik ohne Konstruktion und ohne Schmuckwillen (lediglich als Vorstellungsspiel gedacht) bleibt eindruckslos. Ihr „Spiel"raum ist eng wie die Sprache der wortlosen Geberden. Die Malerei ist eine Sing- und Sprechbühne, auf der alle Hilfsmittel einzeln oder zugleich möglich sind, die Plastik ein Theater der stummen Mimik, die sich in tausendjährigen Entwicklungen immer gleich bleibt, höchstens durch die Intensität der Bewegung, die Entfernung zum täglichen Leben, durch den Inhalt des zeitlichen Pathos epochenweise abgestuft. Die Plastik des Rokoko steht trotz ihrer schlüpfrigen Selbstgefälligkeit näher zur Antike, als zu einander etwa Zeitgenossen wie Menzel, Böcklin, Rethel.

Vielleicht aber ist gerade durch diese erzwungene Beschränkung auf die tiefinnerste Gebärde die Plastik ein ehrlicherer Aufzeichner des allgemeinen Seelenzustandes, als die Malerei. Sie zeigt die geringe biologische Wandelbarkeit der menschlichen Natur getreuer. Sie empfängt nur die allertiefsten Furchungen, die der Zeitstrom in die Tiefe reißt, während die dem leisesten Kräuseln der Oberfläche antwortende Malerei das Urteil verwirrt. Der scheinbar konservative Zug, der durch einen größeren Teil der Münchener (und überhaupt allerwärtigen) Plastik geht, ist allem Anpeitschen durch verärgerte Epochemacher zum Trotz nichts als eine naturnotwendige Selbstbeschränkung. Eine Beschränkung allerdings, die an sich noch keine Qualität ist. Aber wenn sie sich in die Potenz Stucks kleidet, so zeigt sie zugleich ihre Fähigkeit, sich der Zeit offenzuhalten. Dieser ganze Neuhellenismus, der für uns eigentlich mit Hildebrandt anfängt, ist nicht retrospektiv. Er kündigt mitten im Maschinenzeitalter die Sehnsucht des Leibes nach sich selbst an, schon zu einer Zeit, als dessen Bild noch dazu dienen mußte, geistige Iden zu versichtbaren. Seitdem hat er selber als Idee sich immer mächtiger wiederhergestellt, und der moderne Sport und Bewegungskult ist nur die Bestätigung jener vorausfühlenden, allermodernsten, weil ewigsten Kunstrichtung.

Die Ausstellung bei Heinemann macht den Unterschied zwischen antiquarischem und neuerwecktem Hellenismus sehr sichtbar. Trotz einer im Ganzen nicht sehr glücklichen Auswahl finden wir die Spur des letzteren bis in die Nachbarschaft Rodins hin. Das ungeheure Werk, den Berührungsweg zwischen modern übersteigerter Eindrucks-Inbrunst und ewiger Naturfatzung aufgedeckt und gangbar gemacht zu haben, gehört ihm ganz allein. Trotzdem ist die Ehrlichkeit und Echtheit eines Jüngers wie Bernhard Bleeker unbestreitbar. Seine Büsten sind vielleicht das Beste der gegenwärtigen Münchener Bildniskunst. Sie werden von keinen anderen an Reichtum und Lebensfrische erreicht. Er bündelt eine Fülle von Eindrücken zu einer im Grunde einfachen Aeußerung bildnerischen Willens zusammen, und seine Mittel, aus der Vielheit des Formenspiels das Dasein eines geschlossenen Individuums gleichsam als offenes Geheimnis zu uns sprechen zu lassen, sind reine Mittel der Natur. Richtiger noch: er trifft, indem er die Kunst aufs

Digitized by Google

höchste steigert, zuletzt mit der Natur zusammen. Friedrich Lommel ist seines hellenistischen Ursprungs bewußter. Um einen kleinen Schritt nach rechts. Auch bei ihm ist die Lebensfülle unmittelbar.

So wenig wie Bleeker hat er die abgeschlossene Gebärde derer, die sich darin genugtun, daß ihre Sachen so aussehen, als wären sie innerlich ausgeglichen, während es meist nur die Unfähigkeit ist, weiter in die Tiefe zu dringen. Er ist noch nicht so reif in der Unterordnung, wie jener, aber auch er vertritt das „bessere München". Jenseits von Fasching und Improvisation.

Die Galerie Heinemann täte gut, diese beiden Bildhauer mit einem größeren Kreise ihrer Arbeiten besonders vorzuführen.

Hermann Gottschalk

Kyser's Drama

Das Verhalten mancher Berliner Kritiker gegen Kyser's „Erziehung zur Liebe" steht schon unter aller Kritik. Man hat es fertig gebracht, ihn mit Sudermann zu vergleichen, ohne zu ahnen, daß Kyser sich unbewußt aus Unfertigkeit die Dinge zusammenrückt, hingegen Sudermann..... Keine Ahnung hat man vom Unterschiede geleckter Phrasen und des gespreizten Pathos eines jugendlichen Drängers. Sprächen heute Luise und Ferdinand zum ersten Male, wirkte zum ersten Male der Schluß jenes zweiten Schillerschen Aktes auf uns, alle Welt schrie „empört": Sudermann!

Nun reden aber Helene und Hans doch immer noch echter als Ferdinand und Luise, und die theatralische Begabung des jungen Kyser ist glücklicherweise nicht so stark wie die des jungen Schiller. Man muß niemals Blut und Erlebnisse gehabt haben, um nicht die dunkelrauschende Schmerzensmusik, den Lebensdurst, die Wehmut, die Verzweiflung und den aufbäumenden Trotz dieses Werkes zu empfinden. Nicht ein Wort ist in diesem Stück geschrieben, ohne daß sich in seinem Schöpfer blutend etwas losriß.

Der Dichter — — ein Mensch, der hoffend, zweifelnd, dumpf erkennend vor der Welt steht, lauter und edel, der von ihrer ganzen Schönheit und ihrem Wahnsinn erschüttert ist, oft selig über seine Lebensbahn hinfährt, ohne zu fragen, wohin es geht, der nachdenkt und leidet, handelt und leidet, Schmerzen schafft und leidet, lebt und singt.

Im dritten Akt seines Stückes steht ein Junge glücklich vor der geliebten, liebenden Frau, die Qualen duldet; und im nächsten Augenblick steht die Frau vor ihm wie kurz vorher er vor ihr. Keine Ruhe hat ihr Glück. Unbefriedigt, sehnsuchtsvoll, todesgewiß huscht es umher. Es gibt nur Sekunden, ganz kleine Sekunden und selbst diese —

Hernach bricht aus tiefstem Leid geboren eine Klage unterdrückter Frauen über genießende, unterdrükkende Männer los. In dieser Art hörte man sie noch nicht.

Vom Schicksal begossen stehen sie alle am Ende da: ein Mädchen, das verlobt worden ist, ein Durchgefallener, der „aber Musik hat in sich selbst", ein Professor — gehörnt und edel —, eine Mutter (der Name allein klingt schon wie ein Choral von Schmerzen), eine vom Weh getroffene Frau, die unheroisch, klanglos, unerkannt ins Alter gehen muß, und für die es keinen Trost mehr gibt als Verzicht. Leidenschaffend, leidend und gewinnend

Digitized by Google

zieht ein junger Dichter ins strahlende, schmerzensreiche Leben.

Dann erzählt der Professor von der Begegnung mit seiner Jugendgeliebten, die nun sehr alt geworden ist und eine dicke Warze auf der Oberlippe hat. Seine Frau sagt ihm Alles, und er verzeiht. Sie schleppt sich müde ins Haus, wird sich mit Erinnerungen quälen, einsam bleiben und heimliche, stille, aber fürchterliche Schmerzen erleben, die in einer Tragödie nicht darzustellen, aber nur Tragödien sind.

Das geschieht im dritten Stücke des jungen Kyser, der verwundert alles Irdische in seiner Rätselhaftigkeit betrachtet, den Kopf schüttelt, tiefstes Mitleid fühlt, aber die Augen nicht schließt und singt.

Kurt Kersten

Teufelsgespei und Spießbürger

Vor einigen Jahren wollte ich einen Maler entdecken. Der heißt James Ensor und wohnt in Ostende im Haus seiner Mutter, die mit Seebad-Andenken handelt. Er hatte schon in den 80er Jahren einen Höhepunkt erreicht und wird heute die Fünfziger überschritten haben. In der Buchhandlung der „Plume" in Paris sah ich damals ein Häuflein Radierungen von ihm, die von einer Veröffentlichung dieser Anstalt dort liegen geblieben waren. Ich fragte dann in Brüssel, wie man zu ihm käme. Aber Pol de Mont sagte mir, da sei nichts zu machen, Ensor sei gleichsam verrückt. In Museen sah man nichts. Privatbesitz war sehr zerstreut und nicht festzustellen und die Entdeckung mußte unterbleiben.

Und nun Jahre später finde ich in einer Buchhandlung in Hannover eine ganze Sammlung dieser Radierungen, Oelgemälde und ein frisch erschienenes Buch über Ensor.*) Das Buch, das im Wesentlichen in der Wiedergabe von Radierungen besteht, hat einen einführenden Text von Herbert von Garvens, der angenehm zu lesen ist. Er ist zurückhaltend mitteilsam und übermittelnd, das vornehm sich beschränkende Werk eines Dilettanten von Verständnis, aus dessen Wahrheit das Bild des Künstlers frisch und verehrt hervordringt.

Ensors Lieblingsbeschäftigung ist es, sich in grotesken Heftigkeiten über die Spießbürger unserer Gesellschaft herzumachen. Er hat den genauen Humor eines Engländers (dieser Nation gehörte sein Vater an) und die saftige Kraft eines Flämen, dem es ein Genuß ist, gröhlend Dinge zu zeigen, die zu bedecken sonst zum guten Ton gehört. Ensor heizt den Spießbürgern mit allerlei Teufelsgespei ein und ergötzt sich an der elenden Dreckigkeit und Angst, die sie darob befallen. Er läßt die Typen der Alltagsstraßen, der Alltagsstunden unter einer hassenden Nadel zu den blöden physischen Häßlichkeiten auswachsen, die er in der Seele hinter diesen niederen Stirnen und kleinlichen Zügen sieht. Sie werden wie Hunde so elend in ihrer jämmerlichen Komik und verblödeten Alltäglichkeit. Er kehrt sie zum Tier zurück.

Er ist in diesen Blättern ein Polemiker gegen die bestehende Ordnung der Bürger, Priester, Beamten, des Militärs. Aber der Inhalt versinkt in die Form. Die schwere Heftigkeit

*) James Ensor. Von Herbert von Garvens-Garvensburg. Verlag Ludwig Ey in Hannover, 1913.

Digitized by Google

des Temperaments ist ganz eingefangen in die Kunst der Darstellung. Das Licht um alle Erscheinungen hetzt die Geschehnisse in eine Jagd von Bewegung, aus der die Daseinswahrheit eines jeden Tags und eines jeden Dings hell hervorspringt. Es ist monumental. So wie es monumental ist, daß Ensor aus den stupiden, zusammengepferchten Massen einer Prozession das Wolken- und Himmelverlangende einer Kathedrale aufstreben läßt: ein Symbol des ewigen Unterschieds zwischen der Herde: Spießbürger und den Anderen, die sich auch Mensch nennen müssen. Er kann das Groteske bis zum Selbstverzehrenden dringen lassen und malt ein „Selbstbildnis aus dem Jahr 1960", in dem das Fleisch vor dem Skelett weicht.

Dann kommt die Liebe dieses einsamgängerischen und absonderlichen Künstlerherzens, das in dunklem Zusammenhang auf van Gogh führt: wenn er aus seinem Flandern Mariakerke herausholt, über das Wolken, Flachheit und Luft zusammenstürzen oderw enn er die Architektur eines geschichtlichen flämischen Gebäudes, eines Klostergangs aus dem Licht des Tags in sprühende Gebilde der Radiernadel aufbrennen läßt. Die Brüsseler Luft leuchtet um ein gradliniges Eckhaus des Boulevard Anspach. Jesus erstrahlt wie in Explosionen von Licht übers Meer.

Auch seine Gemälde sind zauberische Schöpfungen einer seltsamen Vermählung von Vision und Licht. Sie sind wie Verzückungen. Er malt Dinge in einem Perlmutter, der das warme Leben von Menschenfleisch atmet, und seine Gesichter verglühen in ihren Umrissen oft zu einem so leidenschaftlich verhaltenen Schein, wie er e dleSteine, blutpulsierende Rubine geheimnisvoll umleuchtet.

Norbert Jacques

Verantwortlich für die Leitung i. V. von Dr. Theodor Heuß: Dr. Karl Goeser in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 20.

Digitized by Google

Schluß

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der Reichstag will nicht mehr länger tagen. Er hat wenig Freude an seiner Tätigkeit. Das spricht für seinen guten Geschmack.

Vorhin hat der Kriegsminister eine Rede gehalten. Er „bewies", daß das Militärkabinet eine „verfassungsmäßige" Einrichtung sei. Dieser Beweis ist schwierig. Der Kriegsminister sagte deshalb, dieser Teil seiner Rede sei so „wichtig", daß er seinen diesbezüglichen Aufschrieb ablesen wolle. Er hatte Recht. Solch gestelzte Rechtfertigungen „unkonstitutioneller" Verhältnisse können nicht „frei" gesprochen werden. Seine Deduktion ist der Wiedergabe wert: Deutschland lebt in einem „Verfassungsstaat". Die konstitutionelle Verantwortlichkeit erstreckt sich aber nur auf die bürgerlichen Verwaltungen. Die Militärverwaltung ist „preußisch". In Preußen ist geltendes Recht, daß der Monarch kraft der Kommandogewalt das Heerwesen ohne ministerielle Verantwortlichkeit leitet. Er kann dies bei seiner großen Inanspruchnahme nicht persönlich tun. Er braucht also Hilfskräfte. Solche legt er sich in Form der Militärkabinetts bei. Dieses ist also nur er selbst. Somit kann es nicht dem Kriegsminister unterstehen. Folglich ist das Militärkabinet über dem Kriegsminister. Aber es gibt ihm von seinen Verfügungen „Kenntnis". Was kann man mehr verlangen? Jedenfalls ist das preußische Heerwesen und die ihm angegliederten Kontingente völlig „unabhängig". Von wem? Vom Reichstag!

Der Kriegsminister fühlt sich stark mit solchen Deduktionen, er ahnte aber, wie schwach diese Stellung ihn macht. Er ist nicht Leiter, sondern Instrument. Er simulierte aus Unsicherheit Sicherheit. Er führt den siegreichen Beweis, daß Deutschland in sei-

Digitized by Google

nem größten Ressort die staatsrechtliche Verantwortlichkeit zu leugnen ermächtigt ist. Das ist der Zustand, auf den man in Berlin stolz ist und der auch durch Zabern beleuchtet wurde.

Der Reichskanzler hat mit erhobener Stimme im Dezember 1913 dem Reichstag und Reich verkündet: „Es sind Ungesetzlichkeiten in Zabern vorgekommen, sie werden gesühnt werden". Die Sühne bestand in der — Freisprechung der Schuldigen durch das Militärgericht und der Reichskanzler hatte nicht die Autorität, den Verzicht auf Berufung gegen die falschen Urteile zu verhindern.

Der Reichskanzler beugte sich. Er beugte sich der Autorität der antibürgerlichen Militärgerichte, um den Schein seiner Autorität zu retten.

Autorität! Der Statthalter v. Wedel hatte offiziell erklärt, er habe in Donaueschingen „Garantieen" erhalten, daß die Staatsgewalt im Reichsland nicht der Militärgewalt weichen müsse und diese „Garantieen" gestatten ihm, zu bleiben.

Die ihm versprochenen Garantieen wurden nicht gewährt und er konnte nicht bleiben. Er mußte gehen, wobei ununtersucht bleiben soll, wie weit sich das innere und das äußere Muß ergänzt haben. Die Kommandogewalt des Militärgeistes forderte die Entlassung Wedels.

Es gab eine Zeit, in welcher der Reichskanzler fühlte, daß er den Statthalter von Elsaß-Lothringen gegen die Angriffe der Militärgewalt zu decken habe. Man tritt dem fünften Reichskanzler nicht zu nahe, sondern man respektiert ihn, wenn man als sicher unterstellt, daß es eine Zeit gab, in der er selber überzeugt war: „Wenn Wedel geht und Deimling bleibt, dann kann ich auch nicht bleiben!" Wedel ging. Deimling blieb und applaudiert dem ihm kongenialen Keim. Bethmann-Hollweg blieb und gewöhnte das Militärkabinet an die Vorstellung, daß seine Herrschaft von dem verantwortlichen Staatsmann hingenommen werde.

Digitized by Google

Der Reichskanzler wird nächste Woche endlich eine Rede über die auswärtige Politik halten, und dartun, daß Deutschlands Diplomatie „unter schwierigen Verhältnissen das Richtige getroffen hat".

Diese Rede habe ich von Caprivi, von Hohenlohe, von Bülow und Bethmann mit angehört. In Wirklichkeit war die Politik in all dieser Zeit immer mäßig, denn sie war immer diktiert von dem Militärkabinet, das sich zu einer personenreichen Behörde und zu der „Umgebung" des Monarchen ausgewachsen hat.

Die tatsächliche Stellung des Hauptquartiers ist eine Niederlage des Staates. Da hilft kein Gerede, keine Phrase und kein Augenzudrücken. Man hat den Junkerhäuptling Dallwitz zum Statthalter gemacht, von dem der einst selbst aus dem Militärkabinet hervorgegangene Fürst Wedel in einer Kaiseraudienz dringend abgeraten hat. So wie seiner Zeit Kenner des Landes vor dem Junker Köller gewarnt haben, der völlig scheiterte.

Dabei liegt die Unzulänglichkeit nicht bloß in der Einseitigkeit der Personen des Hauptquartiers, nicht bloß in der latenten Konfliktslust dieses Adjutanten-Kollegiums, nicht bloß in der Fürst von Fürstenbergischen Behandlung der Dinge, sondern vor allem in dem stillen Zwang zur Simulation, der den Reichskanzler, die Chefs aller Reichsämter, den Kriegsminister und seine preußischen Kollegen nötigt zu schweigen und das Produkt dieser Regierungselemente als eigene Politik der Oeffentlichkeit gegenüber zu vertreten und für gut zu erklären.

Es entbehrt unser öffentliches Leben der Offenheit, welche die Quelle des Vertrauens ist. Die Eingeweihten sagen bei allem achselzuckend: „Er kann nicht anders". So höre ich es seit vierundzwanzig Jahren.

Es ist eine unfreudige Art zu regieren. Niemand ist politisch heiter und die Konservativen räsonieren über den Kanzler, noch mehr als die Sozzi. In der auswärtigen Politik ist alles zäh und rückt nicht von der Stelle. An dem Jammer der auswärtigen Politik Europas haben Deutschland, Frankreich, England, Oester-

Digitized by Google

reich und Rußland ihr Teil Schuld. Der Leibschaden infolge fortgesetzter Ueberlupfung macht immer neue Bruchbänder nötig. Die Finanzen kommen nicht zur Ruhe und die Steuern häufen sich, ohne daß ein fühlbarer „Erfolg" für irgend einen Teil eintritt.

Heute Vormittag ist in der Budgetkommission die Besoldungsvorlage wegen Mangel an Mitteln zu gerechter Gestaltung gescheitert, und es ist fraglich, ob sie im Plenum wieder auflebt. Andere Gesetze werden nachfolgen.

Die Arbeiten der Parlamente und der verbündeten Regierungen erweisen sich auf wichtigen Gebieten wegen der nervösen Stimmung und der unzulänglichen Mittel als unfruchtbar. Diese Unfruchtbarkeit ist objektiv und subjektiv ein Schaden.

Um diese Wirkung in der Wählerschaft zu betäuben, müssen einzelnen Kreisen Hoffnungen zur Verbesserung ihrer finanziellen Laune gemacht werden. Ein Wettkampf der Parteien wird förmlich aufgenötigt und das beleuchtet einen Kapitalschaden des unkonstitutionellen Systems. Indem dieses die Parteien — ausgenommen die Konservativen — von der Macht grundsätzlich ausschließt, erlaubt es und schreibt es den von der Verantwortung ausgeschlossenen Parteien vor, Forderungen zu erheben, für deren finanzielle Wirkung nicht sie, sondern der Staat aufzukommen hat, den zu vertreten man ihnen grundsätzlich versagt. Die Regierung selbst aber ist ohne Stützpunkt in der Volksvertretung, und kann in dieser ihrer Schwäche nicht dauernd Widerstand leisten. Sie ist verurteilt, gleichzeitig Selbständigkeit zu heucheln und doch schließlich nachzugeben.

So hat das inkonstitutionelle System eine Hauptschuld an dem ungesund raschen Wachstum der Ausgaben und der Steuern. Der haushälterische Sinn droht dem Reich und nach seinem Vorbild den Einzelstaaten und den Gemeinden immer mehr abhanden zu kommen.

Die Nachwirkung, um nicht zusagen der Katzenjammer, kann nicht ausbleiben und zum Zeichen dessen werden, wenn in

Digitized by Google

vierzehn Tagen der Reichstag geschlossen werden wird, Klagetöne oder Anklagetöne aus allen Lagern ertönen.

Von der besonderen Schuld der Konservativen, die den Reichskanzler Bethmann und Bülow an einer fruchtbareren, modernen Politik grundsätzlich hindern und den Kanzlern die Hände binden, um über den Mangel der „starken Hand" lamentieren zu können, wird später zu reden sein. Ebenso von dem politischen Schwanken der Nationalliberalen zwischen Liberalismus und Nationalismus, zwischen Jung und Alt und auch von dem Wechsel der Sozialdemokratie zwischen vorübergehendem Handanlegen und fortgesetztem Faustballen, zwischen Politik und Aufregung, von welch letzterer die konservative Politik ihre Herrschaft fristet.

Wenn im Spätherbst die Reichstagspforten sich den Abgeordneten wieder öffnen, wird ihnen mit den Donnerworten aufgetan werden: neue Geldern seien nötig, denn es müssen neue „Lücken" in der Rüstung zu Wasser, Land und Luft ausgefüllt und die Fehlbeträge der Wehrsteuer ergänzt werden. Denn diese habe nicht 1 200 000 000, sondern nur eine runde Milliarde eingebracht.

Es gibt erfrischendere Beschäftigungen als Reichsbote zu sein in einem halbkonstitutionellen Land, dessen Wähler durch ihre Zersplitterung die Kraft und den Willen zur Selbstorganisierung noch nicht aufgebracht haben.

Ohne Einsicht, Ansicht und Absicht

Von Engelbert Pernerstorfer,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

Theodor Mommsen gießt die volle Schale seines Grolles über den Staatsmann Cicero, den politischen Gegner des von ihm so unendlich hochgestellten Cäsar. Er nennt ihn einen Mann ohne Einsicht, Ansicht und Absicht. Die betreffende Stelle der Römischen Geschichte, die eine aus-

Digitized by Google

führliche Charakteristik Ciceros gibt, gehört zu den glänzendsten Partien dieses an glänzenden Seiten so reichen Werkes. Ob sie auch ganz im Geiste voller geschichtlicher Gerechtigkeit geschrieben ist, könnte bezweifelt werden. Auf jeden Fall hat Cicero doch Qualitäten gehabt, die bei einem Gesamturteil über ihn in Erwägung gezogen werden müssen. Diese Qualitäten sichern ihm eine ehrenvolle Unsterblichkeit und es sind ihm in der letzten Zeit Retter auferstanden, von denen wohl der bedeutendste Zielinski ist, der ihm ein prächtiges Buch gewidmet hat, dessen Lektüre sehr zu empfehlen ist.*)

Aber es hat im Laufe der Zeiten wohl viele Staatsmänner gegeben, denen auf ihrem Felde jede Einsicht, Ansicht und Absicht gefehlt hat und die zu ihrer wenigsten teilweisen Entlastung auch auf keinem anderen menschlichen Gebiete irgend eine Leistungsfähigkeit gezeigt haben. Das klassische Land dieser Staatsmänner ist heute Oesterreich und einer ihrer vornehmsten — beileibe nicht der einzige — ist der Ministerpräsident Graf Stürgkh.

Er gehört einem alten steierischen Adelsgeschlechte an, das niemals sehr reich an Gütern war. Er könnte als schlichter Landedelmann wohl nur ein sehr bescheidenes materielles Dasein führen. Söhne solcher Geschlechter pflegen gewöhnlich in die politische Verwaltungslaufbahn einzutreten. Ihre adelige Abkunft gewährleistet ihnen bei uns in Oesterreich mit Sicherheit ein rasches Vorwärtskommen auch dann, wenn die fachlichen Fähigkeiten nicht über das mittelmäßigste Mittelmaß hervorragen. Diese Laufbahn, die bei den Bezirkshauptmannschaften beginnt und mit einer Stelle in irgend einem der Ministerien enden kann, gibt ihnen zugleich die Gelegenheit, ihr außeramtliches Leben wenigstens innerhalb ihrer gesellschaftlichen Umwelt zu verbringen. Schon am Anfang ihrer amtlichen Laufbahn, wenn sie als Konzipienten in eine Bezirkshauptmannschaft eingetreten sind, haben

*) Cicero, im Wandel der Jahrhunderte. Von Th. Zielinski, Professor an der Universität St. Petersburg. 3. vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner 1908. VIII, 453 Seiten. Gebunden 8 Mark.

Digitized by Google

sie als Grafen oder Barone selbstverständlich Zutritt auf den Schlössern und Landsitzen ihrer Standesgenossen, werden von den etwa bürgerlichen Gutsbesitzern ihres Bezirkes umschmeichelt und erfreuen sich der größten Bevorzugung ihrer Vorgesetzten. Natürlich müssen sie die vorgeschriebenen juristisch-akademischen Studien zurückgelegt haben. Aber auch ihr Studiengang wird ihnen gerade nicht schwer gemacht. In der Regel sind ihre Kenntnisse nicht sehr umfassend. Es ist schon ein besonderer Fall, wenn sie die Verwaltungspraxis einigermaßen beherrschen. Auch im Amte lernen sie nicht allzuviel zu. In jeder Bezirkshauptmannschaft sind einige bürgerliche Beamte, die die Hauptarbeit besorgen. Wahrheitsgemäß muß festgestellt werden, daß die Söhne des Beamtenadels ein weitaus besseres Bild darbieten. Hier herrscht in der Regel eine tüchtige Familienüberlieferung.

Aehnlich so stehen wohl die Dinge in einem großen Teile Deutschlands, wo auch die eigentliche Regierungstätigkeit, besonders im Norden, bei den bevorzugten Familien liegt.

Graf Stürgkh ist nicht diesen Weg gegangen. Den hat er seinem jüngeren Bruder überlassen, der gegenwärtig Bezirkshauptmann in Steiermark ist. Er ist auch nicht einer der so zahlreichen Adeligen, die ohne tiefere Bildung sind. Im Gegenteil: er hat die humanistischen Studien mit Erfolg und Verständnis betrieben. Er ist gescheit und gebildet. Er hat es vorgezogen statt in den Staatsdienst einzutreten, sich von dem Großgrundbesitz Steiermarks in das Kurienparlament wählen zu lassen. Als Abgeordneter war er einer der Wortführer des deutschen verfassungstreuen Großgrundbesitzes und hat erst, als sein Parteigenosse, Herr von Plenor, in das sogenannte Koalitionsministerium Windischgrätz eintrat, eine höhere Stellung im Unterrichtsministerium erhalten. Als dieses Ministerium fiel, zeigte er sogar politischen Charakter. Er verließ sein Amt. Zur Zeit Badenis hielt er stramm zur deutschen Opposition. Als aber die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes zur Frage stand, hielt er gegen dieses eine der gehässigsten Reden, in der er das allgemeine Wahlrecht gleichsam als den

Digitized by Google

Anfang des Endes Oesterreichs prophezeite. Unter Bienerth wurde er Unterrichtsminister und nach dessen Demission Ministerpräsident.

Schon Bienerth war ein Typus des Staatsmannes ohne Einsicht, Ansicht und Absicht. Sein Regierungsgrundsatz war die absolute Passivität. Niemand hätte sich wohl vorstellen können, daß diese Methode noch überboten werden könne. Dem Grafen Stürgkh ist es gelungen, dieses Problem zu lösen. Man kann sich schwer des Eindruckes verwehren, daß Stürgkh nur eine fixe Idee hatte und hat: den Nachweis zu liefern, daß er mit seiner Rede gegen das allgemeine Wahlrecht recht gehabt habe. Um aber diesen Beweis zu führen, mußte alles getan werden, um das Parlament in den Zustand vollständiger Ohnmacht zu versetzen. Die Zeit von 1906—1911 hatte den Gegenbeweis gegen Stürgkhs Prophezeiungen eigentlich schon erbracht. Dieses Parlament des allgemeinen Wahlrechts hatte den schwersten militärischen Belastungen zugestimmt und eine Reihe großer und dabei wesentlich großstaatlichen Interessen dienender Gesetze beschlossen. Stürgkh aber hatte vorausgesagt, daß das allgemeine Wahlrecht gerade den militärischen und gesamtstaatlichen Fragen ein völliges Unverständnis entgegenbringen werde. Statt daß nun Stürgkh in redlicher Weise sein Fiasko, wenn auch stillschweigend einbekannt hätte, ging er daran, alle parlamentszerstörenden Bewegungen förmlich zu hätschen. Er wollte den § 14 zur unbestrittenen Herrschaft bringen. Dieser Paragraph ist in Oesterreich schon viel mißbraucht worden — aber wie Stürgkh mit ihm gewirtschaftet hat, das ist selbst bei uns beispiellos. So hat er nicht allein die auch sonst gebräuchlichen Dinge mit dem § 14 verordnet — er hat selbst das Gesetz über die bosnischen Bahnen, auf ihn gestützt, in Wirksamkeit treten lassen. Durch dieses Gesetz werden die Interessen der „im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder" (d. h. Westösterreich) zu Gunsten Ungarns geradezu mit Füßen getreten. Es ist wahrer Landesverrat, was da das Ministerium Stürgkh treibt. Stürgkh ist aber schlau, deswegen

Digitized by Google

macht er mit dem § 14 auch Dinge, die volkstümlich sind, so das vom Abgeordnetenhause schon beschlossene und nur mehr der Zustimmung des Herrenhauses entbehrende Gesetz, betreffend die Unfallversicherung im Bergbau. So ist Stürgkh nicht etwa bloß der Schrittmacher, nein, der unverhüllte Exekutor des Absolutismus.

Es fehlt ihm offenbar also jede Einsicht in die Dinge. Er bildet sich offenbar ein, diese seine Regierungsmethode könne irgendwie Dauer haben, er stellt sich offenbar vor, daß der in der Bevölkerung herrschende Ekel vor den ewigen Obstruktionen ihm als treuer Helfer zur Seite werde stehen bleiben, er hat so wenig Voraussicht, daß er nicht weiß oder nicht zu wissen vorgibt, daß, so arg und berechtigt dieser Ekel auch ist, er in seiner Gänze und in nicht allzulanger Zeit von einem weit größerem Ekel wird abgelöst werden: von dem Ekel vor seiner Regierungsmethode. Es fehlt ihm an jedem politischen Augenmaß.

Es ist auch klar, daß es ihm an jeder festen politischen Ansicht fehlt. Diesen Mangel zeigt er nicht nur durch seine Behandlung des Parlamentes, er erweist ihn auch durch seine Haltung in der deutschböhmischen Frage, an der jeder Ministerpräsident scheitern muß, der sie nicht der Lösung näher bringt. Es läßt sich geradezu der Beweis führen, daß Stürgkh nicht nur nichts getan hat, um den deutschböhmischen Ausgleich zu fördern, daß er vielmehr in frevlerisch-tückischer Weise alles daran gesetzt hat, um die Kluft zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen zu erweitern. Freilich, auf diesem Gebiete auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen, dazu gehören wirkliche staatsmännische Fähigkeiten. Zu der Regierungsmethode, die Stürgkh jetzt in Oesterreich eingeführt hat, gehört gar keine Fähigkeit, dazu langt die bureaukratische Alltäglichkeit eines stumpfsinnigen Gehirns.

Und dieser Stürgkh gehörte einst zum verfassungstreuen Großgrundbesitz und war Mitglied jener deutschen Obstruktionsopposition, die im leidenschaftlichsten Kampfe gegen den Verfassungs-

Digitized by Google

brecher Badeni gestanden hatte. Und nun hat er im Verfassungsbruche den Rekord erreicht.

Und fragt man, welche weiterschauende Absicht dieser edle Graf hat, so kommt man zu dem allertraurigsten Schlusse. Er ist gescheit genug, um zu wissen, daß er eines schönen und vielleicht baldigen Tages vom Stuhle der Macht wird verschwinden müssen. Es sei denn, er setzte seine Hoffnung auf eine längere Krankheit des Monarchen, oder auf absolutistische Neigungen des Thronfolgers. In beiden Fällen aber geht das ganze (und auch das weiß er) nur auf eine gewisse Zeitverlängerung seiner Herrschaft hinaus. Eine Wirkung im politischen und staatsmännischen Sinne muß ihm versagt bleiben. Das sagt er sich im stillen Kämmerlein wohl selbst. Also tut er alles, was er tut, um noch einen Tag und wieder einen Tag und so möglichst lange fort, Ministerpräsident zu bleiben. Ein höheres Bureaukratendasein!

Das ist unser Jammer in Oesterreich: an den Spitzen lauter Streber und Kleber, lauter gehirn- und knochenweiche Kreaturen, lauter Bedientenseelen. Uns fehlen die öffentlichen Charaktere im Staatsleben, die klaren und redlichen Denker, die schlichten und geraden Tatmenschen, die aufrechten Bekenner.

Vielleicht bringt sie uns das wachsende politische Elend!

Der Fackelkraus

Von Roda Roda

I.

Ich werde Sie eine Viertelstunde mit einem Mann befassen, der die Wiener Oeffentlichkeit viel beschäftigt und charakteristisch ist für Oesterreich.

Karl Kraus ist 38 Jahre alt, seit 14 Jahren Herausgeber der „Fackel". Die Zahlen runden sich nicht zum Dezennium — es liegt also keiner jener Zufallsanlässe vor, die ge-

Digitized by Google

meinhin zur Würdigung eines Zeitgenossen zwingen. Doch der Fackelkraus zeigt nun 14 Jahre, was er kann (und nicht kann) — die Elemente seiner Flugbahn sind so bestimmt gegeben, daß sich die Portee seines Wirkens errechnen läßt — es ist Zeit, zu einem Urteil über ihn zu kommen.

Sie haben sicherlich eins seiner Hefte in der Hand gehabt — früher und in jüngster Zeit; ich werde zu keinem Unkundigen sprechen. Das muß ich voraussetzen dürfen. Denn Sie werden nur Schilderungen von Eindrücken empfangen — Eindrücken, die ich als treuer Leser der „Fackel" erfahren habe, und nichts von dem, was ich hier sagen werde — für und gegen Kraus — ist (soweit sich eine Ansicht überhaupt mit Gründen stützen läßt) ohne einen unendlichen Zitatenapparat beweisbar.

Kraus, wie er wurde, ist nur in Wien verständlich, möglich und notwendig. Nirgends sonst im deutschen Gebiet nötigte geschlossene Uebermacht der Zeitung zu leidenschaftlichem Widerspruch, ihre Verderbtheit zum Echauffement. Im Reich überwachen die vielen Presseklüngel einander; in Wien mußte Kraus sich als Uebungsleiter etablieren.

Diesem Amt hat er sich mit allem erdenklichen Witz unterzogen, selbstsicher, fanatisch, erbarmungslos. Auf das nächste Fackelheft warteten die Leute in den Wiener Redaktionen ängstlich — wie der Oberst-Parteikommandant, der seinen Arterien mißtraut, auf das Signal zur Kritik.

Jahre hindurch hat Kraus Schicksale gemacht; keine historischen — nur Manöverschicksale; hat den und jenen abgeschossen — im Frieden. Aber wem wär ein fremdes großes Schicksal wichtiger als das eigene kleine?

Eine ungewöhnliche Begabung für die Antithese kam dieser Polemik des Fackelkraus zu Hilfe — und ein sehr guter Stil. Sie haben ihn alle in Wien, den kristallenen Stil: Kraus wie die Feuilletonisten der Tagesblätter, vor allen Salten und Busson. Die Gabe der Antithese seit Saphir und Spitzer, den Stil seit Hoffmannsthal; und übertreffen ihre Meister.

Digitized by Google

Noch eins hatte Kraus für sich: die Unbestechlichkeit. Freilich eine, die sich stets vernehmlich pries. Ich ziehe Leute vor, die den Orden pour l'intégrité nicht auf dem Ueberzieher tragen.

II.

Die Zeitung hat sich zu rächen gesucht: vom ersten Tag an hat man die „Fackel" totgeschwiegen. Es ist — verzeihen Sie den unhöflichen Vergleich, Herr Kraus — es ist das Bild entstanden der Karawane: der Hund bellt — sie zieht ihres Wegs. Freilich nur scheinbar: die Kamele wichen diesem Hund in weitem Bogen aus, vermieden sein Revier; und blickten absichtsvoll vorwärts — nur aus den Lidwinkeln immer hin zu ihm — um absichtsvoll zu zeigen: wir kümmern uns nicht um den Kläffer.

Dies unerschrockene, unbeachtete Kläffen hat viel Verzweifeltes und Lächerliches. Immer verzweifelter, immer komischer, immer wilder wurde es, bis sich des gemiedenen Wächters Läuten heiser überschlug:

„Seht Leute! Seht die Kamele! Sie tun nur so, als wär ich nicht. In Wahrheit hab ich, ich ihnen die neue Route vorgeschrieben."

Der Kläffer hat so unrecht nicht. Doch er ist ein aufdringlicher Wächter des Geschmacks, der Korrektheit, der Kultur. Er hört bei Tag und Nacht nicht auf, laut auf seine Existenz, seine Verdienste hinzuweisen. Er belfert jeden an, der da eintritt — den Stromer wie den Erzbischof — durchdrungen von der Wichtigkeit seiner Wacht am Tor — fürchtend, daß man sie mißachte. Und er zerreißt meine Ohren, indem er sich überflüssigerweis mit den kleinen und kleinsten Hunden der Nachbarschaft beschäftigt, als wären's — Gott weiß, wie — gefährliche Gesellen.

III.

Karl Kraus hat für sein Amt (Reinigung der Wiener Straßen) eine nicht genug zu schätzende Gabe mitgebracht: die Engstirnigkeit. Ich habe ihm einmal ernstlich eine Reise nach Ottakring empfohlen — zur Erweiterung des Horizonts.

Digitized by Google

Seine Unbildung ist profund. Sie allein erklärt, wie er seine Bedeutung und die seiner Gegner so maßlos überschätzen konnte, daß er imstande war, ihnen ein Leben zu widmen; wie er's zuweg brachte, so viele Entdeckungen noch einmal zu machen; so viel Gesagtes wiederum zu sagen; so viele Dummheiten noch einmal zu begehen.

Seinen Schriften nach muß er nur Weininger und die Neue Freie Presse gelesen haben. Seine Ausflüge ins Sexualproblem sind Sonntagsritte auf Weiningers hinterlassenem Pferd. Das Pferd kennt seine Volte; so oft Kraus es ins Terrain spornt — es wendet wieder in die alte Tour.

IV.

Verbittert durch die Erkenntnis eigenen Unvermögens, in Augenblicken, wo er die künstlerische Bedeutungslosigkeit seiner Polemik ermaß, unterwand er sich andern Sträußen: er hat Bahr angegriffen, Schnitzler, Harden, Kerr. Für das Wesentliche dieser Männer hat er kein Auge; ihre Ferse hat er flink erspäht. Dem Mond Tolstoj steht er vollends dumm gegenüber.

Und hier verdient Kraus eine Züchtigung. „Kein Talent, doch ein Charakter" — müßte man von einem Tagesschriftsteller mindestens sagen können; von Kraus kann man's nicht; er hat der Wiener Tagespresse nicht nur die Flanken abgelauert, auch die Taktik und das häßliche Geheimnis ihrer Pikrate. Er hat das Totschweigen gelernt, den nächtlichen Ueberfall, hat sich verklüngelt ganz wie seine Gegner und den Nachbar zur Rechten kameradschaftlich angefeuert, er denunziert schreibende Offiziere dem Kriegsministerium, meuchelt Gerechte wie die Ungerechten — kurz: er hat alle, alle Fehler angenommen, die er an andern virtuos aufgedeckt hatte....

V.

....wie das Oberkonsistorium im Lauf der Zeiten zum Kardinalskolleg geworden ist. Wenn das Konsistorium nun dennoch

Digitized by Google

ungefährlich blieb? Es umspannt die Welt nicht wie die Macht der Kardinäle.

Mit seinem Wüten gegen die Presse hat Kraus auch eins erreicht, das er nicht wollte: er hat das Publikum zur gespanntesten Lektüre der Zeitung angeleitet. Man las sie gedankenlos. Man liest sie jetzt bewußt; und zeigt einander in Wien den Zifferer, den Auernheimer, den Roda Roda, wie man ehedem nur die Tenöre bestaunte; sie sind interessant geworden, seit man (von Kraus) so viel über sie weiß.

Kraus war nur in Wien möglich und notwendig. Er teilt das Schicksal aller erfolgreichen Reformatoren: er ist überflüssig geworden; dem Katholizismus von 1900 erstände kein Savonarola, weil ihm Alexander VI. fehlt. Kraus hat dem Dünkel des altliberalen Journalismus ein Ende bereitet und sich damit der einzigen Aufgabe seines Lebens beraubt; seitdem muß er sein Dasein von den Druck- und Gedächtnisfehlern der Wiener Presse fristen. Er ist geblieben, was er war: eine Wiener Lokalangelegenheit.

Der Weber Jens Jensen

Erinnerungen von Johannes V. Jensen

(Schluß)

Ich glaube, das Erlebnis mit dem Weizenfeld traf auf unserer großen Reise ein, als wir von Guldager nach Nörager wanderten und beide aus einer Verwunderung und Strapaze in die andere verfielen. Wir wollten nach Nörager, wohl eine kleine halbe Viertelmeile zu gehen, aber das war so gerade das, was wir beide leisten konnten, er alt und gebrochen und ich zum ersten mal auf der anderen Seite der Brücke, die über den Bach dicht unterhalb des Gehöftes führte. Wir waren zu weiter Fahrt mit Essen ausgerüstet worden, und Großvater hatte seinen kaffeebraunen Rock

Digitized by Google

an mit den schrägen Schultern und einem sehr hohen Kragen, der ihm weit in den Nacken hinauf reichte, offenbar eine Mode aus den dreißiger Jahren. So machten wir uns auf den Weg, und wir hielten Schritt, ohne daß wohl einer von uns auf den andern zu warten brauchte.

Es war ein schöner Sommertag, der Kuckuck saß auf seinem Pflock oben auf dem Hünengrab vor dem Hof, einem Pflock, den der Alte eingerammt hatte, just damit der Kuckuck kommen und sich daraufsetzen sollte. Er kuckuckte adieu und lachte hinterher unverschämt und dann gingen wir über die Brücke, verloren uns in die weite Welt.

Ach, dieser eine Tag steht vor mir wie die Ewigkeit selbst, wie der Tag, der nicht vergeht, der Sommer, der da ist und immer da war, ohne sich zu verändern. Und ewig waren die Dinge, die wir unterwegs sahen, und von denen wir uns unterhielten, die Blumen, die Steine, der Mistkäfer, der in der Räderspur kroch, alles, was sich regte und untersucht werden mußte. Ich glaube nicht, daß kleine Kinder recht weit sehen, denn ich habe keine Erinnerung an das Ziel, Nörager, das doch sehr deutlich am Horizont liegt, von Guldager aus gesehen, auch nicht an die Entfernungen; ich entsinne mich jedes einzelnen kleinen Dinges für sich, ohne Vorstellung, ob es hier oder dort war oder weit von irgend einer anderen Stelle entfernt. Dagegen erinnere ich mich überaus scharf eines Falles von Suggestion, der mir auf dem Spaziergang widerfuhr, des einzigen dieser Art, den ich überhaupt erlebt habe. Während wir ein Hünengrab passierten, das neben dem Wege lag, erzählte mein Großvater vom Berggeist und muß das wohl sehr malend getan haben, denn als wir vorübergekommen waren, drehte ich mich verstohlen an seiner Hand um und sah wirklich ein Männchen oben auf dem Gipfel des Hügels stehen, den Fuß auf einem Spaten, eine ganz kleine Figur mit langem Bart und roter Mütze auf dem Kopf. Ich sehe die Gestalt noch leibhaftig vor mir; es ist kein Zweifel, daß ich sie *gesehen* habe.

Digitized by Google

Großvater erzählte mir viele, viele Dinge, die ich später vergessen habe, aber ich bewahre die Erinnerung an seine leicht singende, über die meisten Dinge verwunderte Stimme. Er war ein Kind und war es wohl immer gewesen, in einer gewissen elementaren Neigung zu Sensation. Er liebte es, Dinge zu erzählen oder zu erfinden, bei denen sich die Haare auf seinem eigenen Kopfe sträubten. Er erinnerte an den Burschen, im Märchen der in die Welt zog, um das Gruseln zu erlernen. Katastrophen waren seine Schwäche, und wer kennt das nicht von Elementarmenschen her, eben solch stillen Leuten, die ganz Natur sind und alt wurden, ohne daß ihre Phantasie verderbt worden wäre, aber auch ohne selber Erlebnisse gekannt zu haben. Mein Großvater konnte, bei der Wiedergabe schrecklicher Dinge, ein stilles, knitterndes Pathos entfalten und zittern, als ob sein Kopf in Schwingungen davon geriete, wenn er so große Schicksale trug. Wilde Nerven; der Alte hatte noch die ganze panische Frische des Urmenschen bewahrt. Daher wohl paßte es ihm, sich mit einem Kinde zusammenzutun und sich auf dem Wege von Guldager nach Nörager in schwere Abenteuerlichkeiten zu vertiefen. Eine Mergelgrube, an der wir vorbeikamen, war ungeheuer tief, der Alte stand still und schwoll an bei dem Gedanken, seine Augen weiteten sich. Blauspat lag am Rande des düsteren Lochs aufgeworfen; o, man war offenbar so tief unten gewesen, daß das Eingeweide der Erde heraufzukommen begann, ganz unten, wo es anfängt, Kalk zu werden, in einer gewaltigen Tiefe. Wir kamen an einem gewiß sehr friedlichen Stier mit einem Ring in der Nase vorbei, und Großvater bat mich so beweglich, ihn nicht anzurufen oder zu reizen, sondern still vorüberzugehen, vielleicht war er wütend, er war wütend, ungeheuer war seine Wildheit, er wurde, je weiter wir gingen und ihn hinter uns ließen, zu einem Minotaurus. Einen rostigen Nagel nahm Großvater vom Wege auf. Es war Eisen und zu gut, dort zu liegen. Die Einbildungskraft des Alten war vollkommen primitiv, stammte unmittelbar vom alten Volke ab.

Digitized by Google

Ueberhaupt stand die Kultur, die in dem entlegenen Himmerland überliefert war und sich erst vor einem Menschenalter verlor, in direktem Vererbungsverhältnis zur altnordischen, so daß derjenige, der die alten Bauern gekannt hat, in die Vorzeit hinabblicken kann und umgekehrt in der Sage den Schlüssel zu ihnen hat.

Selbst das Christentum meines Großvaters, sein Verhältnis zu seinem Gott war von sehr ursprünglicher, gewiß im Grunde heidnischer Natur; er sprach von Gott in stark persönlichem Sinne, wie von einem guten Freunde, über dessen ungeheure Macht er froh und bewegt war, einer großen Person, etwas verwandt mit dem „König", die in der Nähe zu sein schien, aber sich doch nie sehen ließ. Religiös war er in tieferem Sinne als dem der Theologie. Soweit mir bekannt, ging er nicht in die Kirche.

Nun liegt der Sommertag fern, als wir nach Nörager spazieren gingen und die Welt mir an Großvaters Hand ihre ersten großen Tore auftat. Müde wurden wir auf dem Wege und zwar mehrmals und mußten uns auf den Grabenrand zwischen die Blumen setzen, um auszuruhen. Der Alte ahmte das Krähen eines jungen Hähnchens nach, indem er einen grünen Halm zwischen die Finger legte. Das Essen wurde aus einem gewürfelten Tuch ausgepackt und unter offenem Himmel verzehrt, natürlich nicht ohne weise und zufriedene Reden des Alten. Und dann wanderten wir weiter in den Sommertag hinein, der für mich ohne Anfang und Ende war, aber für ihn sicher die hoffnungslose Kürze gehabt hat, die die Tage mit dem Alter bekommen.

In seinen letzten Lebensjahren blieb dem Weber Jens der Mißmut nicht erspart, den Altersschwäche und der Zusammenbruch auch des Geistes mit sich führen, er starb nicht ohne Klage. Es kann ja auch nie ergötzlich sein, wenn ein Mann, der 1830 als erwachsener, freier Geselle die ganze Welt auf der Hand trägt, schon 1880 die Knie beugen muß vor etwas so Leerem und Unvermeidlichem, wie das Grab es ist. Aber länger ist ja nun einmal selbst ein langes Menschenleben nicht.

Digitized by Google

Eine Schilderung des Geschlechtes ist ohne die Biographie meines Vaters sehr unvollständig. Aber er ist noch kein alter Mann, er hat seine schönsten Septemberjahre vor sich und ist außerdem selbst Schriftsteller, imstande, wenn er will, Rechenschaft von seinem Lebenslauf abzulegen, auf wertvollere Art als ich, für den es sich auch nicht paßt, das zu versuchen.

Meinem Vater, der jetzt im dreiundvierzigsten Jahr als Kreistierarzt in Farsö tätig ist, ein paar Meilen von seinem Geburtsort, widme ich mit Sohnesdank diese Erinnerung an Jens Jensen, den alten Weber in Guldager.

Giuseppe Garibaldi

Von Gherardo Spannocchi

Die Italiener sind freigebig mit enthusiastischen Loberhebungen für ihre hervorragenden Männer. Sie tun darin für deutschen Geschmack eher zu viel als zu wenig, und es kommt ihnen nicht darauf an, für irgend eine Lokalgröße einen Grad von Bewunderung aufzuwenden, der kaum eine Steigerung mehr zuläßt für Männer von großem, nationalem Verdienst. Garibaldis Andenken aber in höchsten Ehren zu halten, hat Italien allen Grund. Nur der Stumpfsinn des Philisters, nur die Armseligkeit des Parteihasses versteht den Ueberschwang der Liebe nicht, welchen die Italiener dem größten Manne des modernen Radikalismus widmen. Als ein Geschenk der himmlischen Barmherzigkeit, an dem man weder mäkeln noch deuteln soll, erscheint Garibaldi in diesen nüchternen Tagen — ein Prophet seines Volkes, so von Gott begeistert wie jenes Mädchen von Orleans, die einzige Gestalt der Geschichte, die sich dem dämonischen Manne vergleichen läßt. Sein ganzes Leben war nur ein feuriger Strom lauterer Vaterlandsliebe; sein Wirken unter uns wird späten Geschlechtern noch die tröstliche Wahrheit predigen, daß auch in hochgesitteten Zeiten die heilige Naturgewalt ursprünglicher Leidenschaft eine Macht bleibt unter den Menschen. Die zahllosen Torheiten, die Garibaldi begangen hat, sind ihm vergeben, der so viel, so unaussprechlich viel geliebt hat. Wie dieser Mann war — ein stürmischer Held und doch ein Kinderherz, das durch seine Milde die

Digitized by Google

wütenden Massen zur Großmut zwang — so blieb er unersetzlich, der einzige, der durch das sizilianische Abenteuer die Vollendung der italienischen Einheit anbahnen durfte.

Gewiß, der hauptsächliche und eigentliche Schöpfer des Einheitsstaates bleibt der Graf von Cavour. Er hat sich um das große Werk ganz andere positive Verdienste erworben, hat größere Hindernisse überwunden als der ligurische Nationalheld. Wollte die Mehrzahl meiner Landsleute dies leugnen, so würde sie dadurch nur beweisen, wie sehr noch immer bei diesem begabtesten Künstlervolk Europas die rhetorische Vaterlandsliebe den klaren politischen Verstand überwuchert. Niemand aber wird bestreiten dürfen, daß Garibaldi dem Herzen der italienischen Nation viel näher steht als der ihm geistig überlegene Staatsmann.

Cavour war tatsächlich „kalt"; eine großartige Verständigkeit bildete den Grundsatz seines Wesens; mit ihr schlug er seine diplomatischen und militärischen Schlachten und durch sie brachte er seine piemontesische Heimat zum Blühen; aber selbst gegenüber seinen näheren Bekannten und Vertrauten zeigt er kaum die Aeußerung oder das Vorhandensein eines wirklich herzlichen Gefühls. Er war gelegentlich sentimental, aber nie leidenschaftlich, und hat darin eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Napoleon I., Friedrich und Cäsar. Als ein durchaus politischer, das heißt völlig klarer Charakter eignet er sich wenig für die schwärmerische Begeisterung eines phantasiereichen Volkes; denn diese braucht für ihre Gestalten eine Trübung durch menschliche Affekte; ein durch und durch kühler Kopf lohnt eine poetische Darstellung nicht. Politik und Poesie stoßen sich zuweilen ab. Cavour hatte kein Herz für die italienische Dichtung und diese kein Herz für ihn; auch bis heute noch hat der piemontesische Minister keinen ihm ebenbürtigen poetischen Verherrlicher gefunden. Die kalte Hand des Staatsgerippes konnte, wo sie sich direkt mit dem warmblütigen italienischen Volkskörper berührte, diesem nur ein unbehagliches Gefühl verursachen; indes sind unbehagliche Eindrücke im Leben und vor allem in der Erziehung notwendig; dies hat sich auch in der Erziehung Italiens durch Piemont bewährt. So lange Piemont und Italien nicht eins waren, so lange das Gerippe sich noch außerhalb des Körpers befand, mußten beide einander abstoßen; jetzt, da sie zusammengehören, hat dieses Gefühl keine Berechtigung mehr. Die „Kälte" des piemontesischen Geistes hat hier zum Segen geführt; eben darum aber wäre nichts falscher, als sie überhaupt auf dem geistigen Gebiet dieser Nation herrschend zu machen. Das Dämmerlicht der Poesie gehört nicht in die Politik und die Nüchternheit der letzteren nicht in die Kunst; es sind Gegensätze, die stets wiederkehren und stets auseinander gehalten werden müssen.

Digitized by Google

Jede durchgreifende politische Bewegung der neueren Zeit muß unbedingt einen volkstümlichen Charakter tragen. Cavour aber besaß zur naiven Masse des Volkes so gut wie keine Beziehung; und diese keine zu ihm. Hier war ihm der Beistand des Demagogen unentbehrlich. Garibaldi fühlte mit dem gemeinen Mann, einem Cavour war dies nicht gegeben. Für den eigentlichen Kern der italienischen Volksseele, die künstlerische Einbildungskraft in ihren verschiedenen Aeußerungen besaß dieser wenig und jener sehr viel Verständnis. Unzweifelhaft war dem freidenkenden Staatsmann eher etwas von jener inneren Kälte eigen, die trotz aller sonstigen vortrefflichen Eigenschaften einen Friedrich den Großen für Schiller so abstoßend machte; das feurige Herz Garibaldis schlug nicht in Cavour. Der eine ist Weltmann, der andere ist Volksmann. Das Stigma einer vorwiegenden Verstandesrichtung war Cavours ganzer Geistestätigkeit und der von ihm eingeleiteten Geistesbewegung — man denke nur an seine hervorragendsten Schüler Nigra und Visconti-Venosta — aufgeprägt. Die kosmopolitische und zum Teil experimentelle Richtung Cavours war nicht geeignet, ihn dem Herzen der großen Mehrzahl näher zu bringen; in Garibaldi dagegen erkennt das italienische Volk Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein.

Es war der entscheidende Moment in der italienischen Einheitsbewegung, als diese beiden Führer zwei so verschiedener Richtungen sich zum gemeinsamen Zwecke die Hand reichten. Lange noch wird der italienische Nationalstaat die Wirkungen davon verspüren, daß seine Bildung auf einem Kompromiß mit der Revolution beruht.

Nach all den vergeblichen Anläufen eines halben Jahrhunderts war an eine Verwirklichung der nationalen Ansprüche ernsthaft erst dann zu denken, als der stärkste, durch seine ganze Art und Vergangenheit dazu vorgebildete Staat seine Kraft und Existenz an diese Aufgabe setzte und die regellosen Experimente in die Form eines Staatszweckes faßte. Er mußte die bereitliegenden revolutionären Kräfte beherrschen, aber er konnte nicht auf ihren Beistand verzichten. Von selbst drängten sie sich herzu, unter den seitherigen Schicksalen der Halbinsel hatten sie sich viel zu selbständig entwickelt, als daß die Erhebung ohne sie oder gar gegen sie hätte durchgeführt werden können. Und auch der Umstand, daß das kleine Piemont die Unterstützung einer fremden Macht in Anspruch nehmen mußte, konnte die Berufung an die Mithilfe der Volkskräfte nicht, wie es scheinen möchte, entbehrlich machen. Im Gegenteil. War die Hilfe einer auswärtigen Allianz nicht zu umgehen, so war es gleichzeitig nicht minder notwendig, diesem fremden Einfluß ein Gegengewicht zu schaffen an der nationalen Volkskraft, und die Entwicklung vom Frieden von Villafranca und Zürich

Digitized by Google

an zeigt, daß sie diesen Dienst wirklich geleistet hat. Ihre Initiative verhinderte Piemont, einen Frieden annehmen zu müssen, der das angefangene Werk plötzlich unterbrach. Noch lange wären die Stipulationen von Zürich in Kraft geblieben, wenn nicht der wohlgeleitete Wille Mittelitaliens Piemont genötigt hätte, das Werk wieder aufzunehmen und sich mit dem nationalen Programm der Einheit zu identifizieren.

Unstreitig hat nun so der Staat der Italiener den großen Gewinn, daß er aus einer freiwilligen Kooperation der gesamten nationalen Kräfte erwuchs. Die Staatsmänner teilten die Verantwortung mit dem ganzen Volk; es ist nichts geschehen, wozu nicht dieses seine freie Zustimmung, wo nicht den Anstoß gegeben hat. Daher der frische begeisterte Schwung, von dem die Erhebung getragen wurde, die rastlose Beseitigung jedes Hindernisses, bis das nationale Reich von den Alpen bis nach Sizilien aufgerichtet stand. Daher aber auch zugleich die Schwierigkeiten, welche der Befestigung dieses rasch gewordenen Reiches im Wege stehen. Daher die Ansprüche, welche der garibaldinische Radikalismus im Bewußtsein seiner geleisteten Dienste noch immer an die Politik des Staates stellte, zu einer Zeit, da ihre Reminiszenzen nur die Sicherung des Gewonnenen erschweren konnten. Daher der Widerstand gegen einen ruhigen Ausbau der konstitutionellen Formen, für welche im Süden wenigstens alle Vorbedingungen bisher fehlten.

Wie nun aber auch eine rückblickende Kritik bei diesem Entwicklungsgang Gewinn und Verlust abwägen mag: je genauer die Einzelheiten desselben aufgehellt werden, umsomehr überzeugt man sich von dem inneren Zusammenhang, von der unausweichlichen Logik, welche ihn beherrscht. Nichts läßt in jene Mitwirkung des revolutionären Elements tiefer hineinblicken als der Lebenslauf Garibaldis. Er stand wie kein anderer im Mittelpunkte der Fäden, welche die verschiedenen Elemente der Erhebung zu übereinstimmendem Handeln verknüpften. Als Leiter des Nationalvereins war er zugleich die rechte Hand Cavours. Er führte der piemontesischen Regierung die Kräfte der nationalen Bewegung zu, wie er aus dem Kabinett des Grafen dieser die Weisungen überbrachte. Durch seine Hand gingen die geheimen Winke und Unterstützungen, welche die Regierung der Revolution zukommen ließ, so lange sie nicht selbst in Unternehmungen von zweifelhafter Legalität und zweifelhaftem Erfolg sich kompromittieren konnte. Lange Zeit stand er im engen Vertrauen Cavours, an dessen Plänen er sich selbst einen Anteil zuschreiben durfte.

Im Dezember 1858 ließ der piemontesische Ministerpräsident den Mann von Caprera zum ersten male zu sich kommen. In einer jener denk-

Digitized by Google

würdigen Frühstunden, da Giuseppe La Farina, der unermüdliche Sekretär des Nationalvereins, den Grafen insgeheim zu besuchen pflegte, stellte er ihm Garibaldi vor, der hier seine Rolle im bevorstehenden Krieg angewiesen erhielt. Garibaldi war damals in seiner besten Zeit. Seine Briefe aus jenen Wochen zeigen ihn voll Feuer und ungeduldiger Erwartung und doch wieder lenksam wie ein Kind. Von Genua aus schreibt er am 21. Dezember an La Farina: „In Betreff unserer Rüstungen bin ich der Meinung, daß sie, unbeschadet aller Heimlichkeit, welche die Umstände erfordern, in der größtmöglichen Ausdehnung geschehen und diesmal nicht hinter dem unausbleiblichen und gigantischen Schwung der Bevölkerung zurückbleiben sollten. Die Nachrichten, die ich von den verschiedenen Provinzen erhalte, sind wunderbar! Alles will die Militärdiktatur, wie Sie mir vorausgesagt; die Eifersüchteleien, die Parteien verschwinden, und Sie können unserem Freund (die gewöhnliche Bezeichnung für Cavour unter den Vertrauten) versichern, daß er allmächtig ist und daß er irgend eine außerordentliche Anordnung treffen muß mit der Gewißheit allgemeiner Zustimmung. O dieses Mal, bei Gott, werden wir siegen! Ich bin fest im Geist des heiligen Programms, das wir uns vorgesetzt, und fürchte nicht, erschüttert zu werden; ich werde weder vor Menschen noch vor Erwägungen zurückweichen. Ich will weder dem Grafen noch Ihnen Ratschläge erteilen, denn Sie brauchen sie nicht, aber mit Ihrem eindringlichen Wort halten Sie ihn aufrecht und treiben Sie ihn vorwärts auf dem vorgezeichneten Weg. Italien ist reich an Menschen und an Geld. Er vermag alles, so tue er auch alles und noch etwas mehr. Unsere Feinde und die seinigen werden ihn viel mehr tadeln, wenn er nicht handelt, als wenn es ihm mißlingen sollte. Weinend werde ich die Hand küssen, die uns aus der Erniedrigung und dem Elend befreit."

Es ist gegen Italien der Vorwurf erhoben worden, daß es sich nicht habe aus eigenen Kräften aufrichten können — mit höchstem Unrecht. Mit den einheimischen Dynastien und zugleich noch mit der kolossalen Uebermacht von außen her fertig zu werden, war eine physische Unmöglichkeit. Allein, sobald Oesterreich die schirmende Hand, die es über die Fürsten der Halbinsel gebreitet hatte, zurückziehen mußte, waren die Tage dieser Regierungen gezählt. Die Duodeztyrannei von Modena, die in karikaturartiger Gestalt das Schreckliche mit dem Lächerlichen vereinigte, fiel unter allgemeinem Jubel. Und nun endlich konnte durch Garibaldi auch die Zwingburg im Süden zum Sinken kommen. Unter Cavours Schutz begann der Zug der „Tausend" von Marsala. Ein märchenhafter Reiz liegt über diesem Kriege, und noch heute haftet an dem Namen uno dei Mille ein Zauber, dem

Digitized by Google

kein italienisches Herz widersteht. Nach den kurzen Kämpfen von Calatafimi und Palermo sah der Diktator die Insel zu seinen Füßen — ein Liebling des Glücks wie der verwunschene Prinz, der heimkehrt in sein Reich.

Nur ein Dichter von wahrem Genie konnte dem Führer der „Tausend" einen würdigen Ruhmeskranz flechten. Niemand konnte dazu berufener sein als der Nationaldichter des dritten Italien. In einer herrlichen „barbarischen Ode" hat Giosuè Carducci jenen Felsen bei Genua besungen, wo der Mann von Caprera in einer Mainacht des Jahres 1860 sich mit seiner Heldenschar einschiffte. Bettina Jacobson, die hervorragende deutsche Interpretin italienischer Dichtung, welche schon früher die unendlich schwierige Aufgabe, ihren Landsleuten Dantes und Petrarcas lyrische Gedichte in deutschem Gewande zu geben, so trefflich zu lösen wußte und dadurch neue Fäden des Verständnisses und der Teilnahme zwischen zwei Völkern geknüpft hat, die durch ihre wesentlichsten und dauerndsten Interessen auf einträchtiges Zusammengehen angewiesen sind — Bettina Jacobson hat vor wenigen Jahren unter dem Titel „Giosuè Carducci. Ausgewählte Gedichte. Aus dem Italienischen übertragen. Im Insel-Verlage zu Leipzig, 1907" eine Sammlung meisterhafter Uebertragungen herausgegeben und derselben auch die erste Verdeutschung des klassischen „Felsen von Quarto" eingereiht. Wir können unseren Artikel nicht würdiger schließen, als indem wir die schönsten Strophen daraus mitteilen:

Es zieht ein Klippenmolo durch stille Flut
Nicht weit hinaus. Dahinter im Lorbeerhain
Mit leisem Flüstern durch die Zweige
Rauscht es in friedlicher Abendstille.

Hier stiehlt sich wohl aus friedlichem Neste sonst
Der Jüngling fort zu heimlichem Zwiegespräch,
Im kleinen Kahn, von sanften Lüftchen
Leise geschaukelt, wenn seine Liebste

Zum Stern der Venus sinnend das Auge hebt.
Italia, der Jahrhundert Liebste du,
Der Dichter, Märtyrer Erkorne,
Witwe, erhaben an Ruhm und Trauer:

Dich suchte dein Getreuer, und übers Meer
Fand er den Weg. Den Mantel geworfen um
Den Löwennacken, Romas Schwert hoch
Ueber die stämmige Schulter schwingend,

Stand Garibaldi! Leise geschritten kam's:
Zu fünf, zehn und wieder verschwanden sie
Im Schatten, bis vereint die Schar der
Tausend vom Schicksal erkornen Rächer.

Digitized by Google

Und du, o Venus, lächelteſt, du Geſtirn
Italiens, Cäſars Stern, der du nie bisher
In ſolchen heil'gen Frühlingstagen
Dem italieniſchen Volk geleuchtet,

Seit einſt Aeneas' ſchweigener Kiel hinauf
Den Tiber fuhr, zukünftigen Schickſals voll,
Und Pallas fiel, wo jene Hügel
Sah'n, wie das mächtige Rom entſtanden.

Die Frau auf dem Balkon

(Der Brief eines Mannes an ſeine Frau)

Von Catherina Godwin

Meine Maria, ich denke an Dich immer und immer. Du ſtehſt vor meinem Geiſte, ſo wie ich einſt zum erſten Male Dich erſchaute, da Du in dem weißen Kleide, zwiſchen blühenden Ranken — auf dem Balkon — im hellen Sonnenlichte, lehnteſt.

Mir ſcheint, als ſei das geliebte Bild, aus dem Rahmen jenes Morgens, in mein Daſein getreten und ſtets, wenn ich nach Dir in dieſen zwanzig Jahren gemeinſamen Glückes ſah, ſah und ſuchte ich in Dir immer wieder das gleiche angebetete Bild, der weißen Frau auf dem Balkon.

Maria: Entſetzliches geſchah!

Ich trage ein Geheimnis, das mich vernichtet — — es iſt ein Verborgenes in meinem Leben, das Du nicht ahnſt und das ich Dir verbarg.

Sieh, ich trete heute vor Dich hin, als ein Verzweifelter und ein Bittender.

Verſteh! verzeih! hilf!!

Wiſſe denn:

Es war ein Tag wie andere Tage, da ich mittags nach Hauſe ging.

Ich ſah auf die Straße, ich ſah auf die Leute — wie man ſo auf die Straße und auf die Leute ſieht. In einiger Entfernung vor mir, ſchritt eine Dame, irgend eine Dame wie andere Damen — eine Dame in einem grauen Koſtüm. Mein Bewußtſein bemerkte ſie kaum, nur mein Blick konſtatierte ſie und einmal dachte ich ganz flüchtig nebenbei: — zu breit in den Hüften — und dann dachte ich wieder was anderes.

Ich ſah auf die Straße — ich ſah auf die Leute. Ich ging dahin und die Dame ging auch dahin.

Digitized by Google

Nach einiger Zeit blieb die Dame vor einem Schaufenster stehen.
Und wie ich langsam näher kam —
sah ich ihr Profil.
Da war es als schlüge ein roher Klotz auf mein Hirn — als schwanke mein Schicksal in seinen Festen — als stürze der Traumpalast vieler Jahre in Trümmern über mir zusammen —
....da erkannte ich ihr Profil:
— Maria — es war das Deine —
Ich lief — ich lief davon — weiter, weiter — — ich irrte vorwärts in wahnsinniger Flucht — .... Maria — meine Maria, mein Engelsbild! — — — eine Dame — irgend eine Dame.... mit zu breiten Hüften.... Eine Dame war vor mir hergegangen — eine fremde Dame — das war meine Maria!.... das reine, weiße Bild vom Altar meines Lebens —
Ich irrte vorwärts weiter, weiter — — ich suchte fanatisch und gequält in meinem Erinnern das sonnige Bild der Frau auf dem Balkon — aber es schien, als ob es allmählich verbliche, es wurde matter und matter und darüber schob sich gebietend und verdrängend — das Bild der fremden Dame in dem grauen Kostüm.

—

Qual seit jenem Tage, da mit verbrecherischem Auge ich heimlich begann, an Dir das heißgeliebte Bild mir zu zerstören und mein Verräterblick es lernte, den Tempel Deines Leibs argwöhnisch zu sezieren.

Es war mir oft als müsse ich vor Schmerz die Lider senken, um nicht in Wirklichkeit die zu sehen, an die ich denken wollte.

Doch manchmal abends, wenn Du bei verschleiertem Lampenlichte am Tische saßt und ich plötzlich von meiner Arbeit aufsah, dann, oh Seligkeit! dann warst Du wieder für Momente. —

Gewiß — Du bist schön, reifer, schöner noch, vielleicht wie einst; doch das Bewußtsein martert mich: Du könntest außer Dir noch eine Andere sein — Nein, nein, nur Du!.... Wie war ich überreich in all den Jahren! — — Nachts schrecke ich nun oft empor — mein Herz pocht fiebernd — es ist, als entrisse die Zukunft mir grausam den seligen Reichtum und ich müsse verarmen!

Eine mörderische Hand greift pietätlos an das wundersame Bild, das mein Geschick verklärt — das mir Welt bedeutet — ich wehre mich — ich wehre mich gegen Dich — ja, gegen Dich! ich habe Angst, Du könntest jenes Bild mir rauben —
Ich kann diese Welt an Dir, durch Dich selbst, nicht zu Grunde gehen sehen — ich kann es nicht ertragen — so hilf mir doch! —

Digitized by Google

Ach — gibt es zwei Menschen, die so glücklich waren, so eins waren wie wir?

Ich fühle das Leben senkt sich, es ist, als zerspränge etwas, als würde etwas zugerollt, als wäre mein Sein nur noch ein Rückwärtstasten der Gedanken und lebte ich nun dort mit Dir vereint in der heiligen Vergangenheit, die dauernd Gegenwart uns bleiben soll.... Bei Gott! man hat keine ehrliche Gegenwart —

Mir beben die Hände, während ich dies unselige Bekenntnis schreibe. Doch Du bist ja so klug, so unendlich gütig, Dein Gefühl wird Dich leiten, mich zu verstehen.

Nein — es sind nicht die Worte eines Wahnsinnigen — es sind die Worte eines Wahrhaftigen.

Ich bin Dir diese Offenbarung schuldig, Dir und unserer Liebe.

Denn ein Wissen ist in mir, ein sonderliches Wissen, im Paradoxe der Erkenntnis:

Wenn Du lebst — wirst Du langsam für mich sterben —
wenn Du stirbst — wirst Du ewig für mich leben.

—

Und ich weiß, Du willst für mich leben!

Du hast mir immer so freudig gefolgt, so selbstverständlich — ohne alle Frage — geglaubt; so glaube mir.

Meine Maria: nein — ich bin Dein Mörder nicht. Ich ginge so gerne den Weg für Dich — fort von mir selbst — aber Du würdest weinend trauern, Du, die Du heute noch bist, und die Fremde, die Du morgen sein wirst: die einsam verblühende Dame in schwarzem Crêpe.

Ich revoltiere bei dem Gedanken. Lichtgeborene! Du darfst nicht trauern; glückerfüllt sollst Du stets in meinem Erinnern sein.

Deine Hände, Deine lieben, zarten, kleinen Hände küsse ich.

Du wirst mir nicht antworten, Du wirst diese Zeilen verbrennen und nicht zittern — — nein — Du wirst begreifen, daß ich Dir und unserer Liebe ewige Jugend und ewiges Leben schenke.

— Ich sitze, umgeben von Deinen Bildern, umrahmt von Deinem lächelnden Antlitz.

Du bist! Du bist!

—

So schreie ich meine Not Dir ins Papier — oh gut, seitdem es nun geschehen.

Sei bedankt um Dein Sein — um Dein ewiges Sein, sei bedankt.

Digitized by Google

Hervor hinter dieser Maske

(Einem Bildnis gegenüber)

Von Walt Whitman

I.

Hervor hinter dieser gefalteten, rauh-geschnittenen Maske,
Diesen Lichtern und Schatten, diesem Drama des Ganzen,
Diesem gemeinschaftlichen Vorhang des Antlitzes, mir angepaßt für mich, dir für dich, jedem für jedem,
(Trauerspiele, Kümmernisse, Gelächter, Tränen — o Himmel!)
Welch leidenschaftliche, immer neue Spiele dieser Vorhang verbirgt
Dieser Glanzfläche für Gottes heitersten, reinsten Himmel,
Dieser Oberschicht von Satan's siedender Pfütze,
Dieser Landkarte des Herzens, diesem grenzenlosen, kleinen Kontinent, diesem unergründlichen Meere;
Hervor aus den Zusammenströmungen des Erdballs,
Diesem reicheren Himmelskörper als Sonne oder Mond, als Jupiter, Venus, Mars,
Dieser Verdichtung des Weltalls (ja, hier das alleinige Weltall),
Hier der Plan, alles in dieser mystischen Handvoll eingewickelt;
Diese eingemeißelten Augen, dir zulodernd, der Zukunft entgegenzugehen,
Den Raum, seitlich geneigt, zu durchschneiden und zu durchwirbeln, aus ihm dich verkündigend —
Auf dich, wer immer du bist — einen Blick.

II.

Ein Wanderer ich durch Gedanken und Jahre, Krieg und Frieden,
Von längst verlebter Jugend und endigendem Mannesalter
(Gleich dem ersten Bande einer Geschichte, durchgelesen und abgelegt — und nun der zweite folgend,
Lieder, Abenteuer, Unternehmungen — eben abzuschließen)
Hin und wieder einen Augenblick verweilend, pflanze ich mich dir gegenüber auf
Wie auf der Landstraße oder in einer Türspalte, zufallsweise, oder im offenen Fenster,
Innehaltend, mich neigend, mein Haupt entblößend, grüße ich dich im besonderen,
Anzuziehen und untrennbar einzupressen deine Seele der meinen ein einzig Mal —
Und dann wandere — wandere weiter!

(Uebertragung von Max Hayek.)

Digitized by Google

Union und Mexiko

Ob es nun zum Rassenkrieg oder richtiger zu einem Raubzug der nordamerikanischen Plutokratie gegen Mexiko kommt oder ob sich Wilsons Parodie eines bewaffneten Einschreitens durchsetzt, um vorläufig das Provisorium eines amerikanischen Protektorats über die Gurgelabschneider jenseits des Rio Grande (lies: Aufsicht über die reichen Bodenschätze Mexikos) herzustellen, ist zur Stunde noch unentschieden. Dagegen hat der bisherige Verlauf des Konfliktes mit einigen irrigen Ansichten und Ueberzeugungen aufgeräumt, die sich in Europa über die Union und über Mexiko eingenistet hatten. Politiker, Diplomaten u. a., die in die Lage kommen, politische Karten zu mischen, ebenso wie Finanzmänner, Kaufleute und Unternehmer, die ihr Geld übers große Wasser spielen lassen, sollten diesen Erfahrungen einiges Interesse entgegenbringen.

Was die Vereinigten Staaten betrifft, galten unter Roosevelt die alten Vorstellungen von der einzigen Weltmacht, die sich ohne Gewaltexpansion durch freiwilligen Anschluß schwächerer Gebiete vergrößern könne, und die Idee einer friedlichen Lösung der panamerikanischen Frage — als abgetan und begraben. Die Sorge der Dollarfürsten um ihre Habe mußte ja zum inneren und äußeren Imperialismus führen. Die Union europäisierte sich.

Wilson kam wie eine Berichtigung. Man fing wieder an, das angelsächsische Amerika durch die alte Brille zu sehen. Sein Windmühlenkampf gegen Milliardäre und Trust's, seine doktrinäre Friedenspolitik nach außen — bewirkten die Täuschung. Das Dementi des Imperialismus bestätigte jedoch nur seinen Bestand. Und die treibenden Kräfte, die sich weit stärker erwiesen, als die idealen Tendenzen des Kathederpräsidenten, trieben die Union in die mexikanische Verlegenheit, eine expansive Aktion ohne vorhergehende Bereitstellung der erforderlichen Kampfmittel zu unternehmen. Der Großmachtswert der Union ist durch Wilson mindestens zeitlich erheblich herabgedrückt und der panamerikanische Gedanke wieder um eine gute Zeitspanne verschoben worden. Ja, sogar die Aufrechterhaltung der Monroedoktrin ist ins Wackeln gekommen. Die Verpflichtungen des Schutzmonopols werden kostspieliger und immer schwieriger einzuhalten, Notabene ohne Großmachtsarmee. Ueber die Intervention des lateinischen Amerikas für Mexiko darf man sich allerdings keine irrige Vorstellung machen. Sie wird in Washington wohl als Schein einer lateinischen Gemeinsamkeit und als gegnerischer Akt gegen die Vereinigten Staaten unangenehm empfunden, wird aber in der politischen Geschichte des Weltteils kaum je mehr, denn als eine theatralische Hidalgopose gelten. Das tatsächliche Hindernis gegen panamerikanische Ziele — liegt in der durch den Mexikozwischenfall offensichtlich gewordenen Großmachtsohnmacht der Union. In Wilsons Gegenarbeit kontra Roosevelt.

Fazit: die Vereinigten Staaten bleiben vorläufig trotz ihrer wirtschaftlichen Kraft — ein Faktor zweiten Ranges in der Weltpolitik.

Weit krasser aber berichtigen die Ereignisse, alle bisherigen Meinungen über Mexiko. Das vernichtende Urteil über dieses Land, in dem eine kleine Rotte von Weißen und Mischlingen auf nichts anderes sinnt, als

Digitized by Google

sich widerrechtlich zu bereichern, nichts, aber schon gar nicht das Geringste tut, den kulturellen und wirtschaftlichen Tiefstand der Volksmehrheit zu heben, dabei sich auch selbst nicht durch Intelligenz und soziologische Einsicht fähig erweist, die reichen Naturschätze von Mexiko zu heben, sondern fast alles an Ausländer für momentane Hilfen verpfändet — steht heute festumschrieben da. Diese Zustände widerlegen alle realen Voraussetzungen, die das drakonische System Diaz in der Außenwelt irrigerweise über staatliche Lebensfähigkeit Mexikos auslöste und alle ideellen Grundsätze des berechtigten Nationalismus eines selbständigen Volkes, in den man nicht eingreifen soll, ohne ein schweres Unrecht zu begehen. Mexiko ist als Staat — so hart es klingen mag — ebenso wenig lebensfähig und anspruchsberechtigt auf internationale Rücksichten — als die Negerrepublik Haiti oder das Mischlingsgebiet Liberia. Kein einsichtsvoller Politiker wird je an ein praktisches Eintreten der lebensfähigen süd- und zentralamerikanischen Lateiner für Mexiko glauben. Selbst wenn die Union noch ärgere, politische Fehler begehen sollte, als gegenwärtig.

Die europäischen Interessen können nur dahin gehen, ihre Hypotheken auf mexikanische Unternehmungen vor Verlusten zu schützen. Niemals aber den durchaus verfaulten Staatsbau zu stützen....

v. S.

Der Fall Jastrow

Man kann das Persönliche beiseite lassen; obwohl es das Bewegende war. Professor Jastrow, der Kaltbehandelte, hat seit vielen Jahren Beträchtliches geleistet, mit dauernder Wirkung und wenig münzbarem Dank. An seiner statistischen Methodenschöpfung haben Publizisten und Regierungsbeamte gelernt. Seine Arbeitsmarktkorrespondenz kam in andere Hände, aus seinem Arbeitsnachweis ward eine vielverbreitete Organisation mit eigener Zeitschrift. Mittelbar verdanken wir ihm die Fundgrube aller sozialpolitischen Schriftstellerei: das Reichsarbeitsblatt. Sein Werk ist der Aufbau der Handelshochschule. Und: der Organisator ist zugleich ein trefflicher Lehrer.

Das alles beweist noch nichts gegen ein Kündigungsrecht? Nein. Gewiß nicht. Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft haben nichts Unkorrektes getan. Alles, bis zum Streik, ist rechtlich einwandfrei verlaufen. Somit.... Darum eben. Darum wird der Fall Jastrow zur Angelegenheit aller.

Man kann sich leicht vorstellen, wie den Aeltesten bei der Sache zumute ist. Was, zum Teufel, wollen die Leute? Mag sein, der Kündigungsbrief war etwas geschäftskühl. Aber schließlich: gegen den kaufmännischen Schnörkelstil predigen ja gerade die Gelehrten. Im übrigen haben die Aeltesten die Hochschule gegründet und bezahlen sie. Sie sind, darüber hinaus, noble und duldsame Geldgeber gewesen, die ihre Macht nicht mißbrauchten. Versuche der Interessenten, die Lehrfreiheit maßregeln zu lassen, haben sie abgewiesen; zweimal in zwei lehrreichen Fällen. Sie haben das beste Gewissen.

Der Dank ist ein Studenten- und Lehrerstreik. Streik, Preßangriffe, weil man einem bezahlten Angestellten gekündigt hat. Die Aeltesten sollen weiter bezahlen dürfen; das entscheidende Wort bei Anstellungen aber sollen sie den Dozenten überlassen; und die also Aufgenötigten

Digitized by Google

für Lebenszeit behalten müssen. Sie kommen nicht zusammen.

Sie kommen nicht zusammen: denn die Welt der Hochschulen steht gegen die Welt des Kaufmanns. Das Wort „Handelshochschule" umschließt Unvereinbares. Die Kaufleute sehen bettelstolzen Undank, wo die Gelehrten, gleichzeitig, unerträgliche Freiheitsbeschränkung sehen.

Woran liegt es? An der Bewertung des Geldes. In der Gelehrtenrepublik ist der Geldgeber der Dienende; ob er gleich, nach seiner Wirtschaftsmacht, der Herr ist. So lange Privatleute für geistige Werte zahlen, wird immer dieser Gegensatz offen bleiben. Niemals wird der Mäzen begreifen, daß er, nicht der von ihm „Angestellte", sich seiner Freiheit begibt.

Vielleicht ist der praktische Nutzen einer Handelshochschule wirklich nicht groß: gerade was ihren nächsten Zweck betrifft. Der Hinweis auf die leitenden Stellungen früherer Handelshochschüler macht uns eher mißtrauisch als gläubig; er spricht für die wachsende Macht der Standesgemäßen und Repräsentativen; für die zunehmende Verbeamtung des Handels.

Aber das ist eine Angelegenheit der Protektoren und der Schüler; nicht der Lehrer: die Forscher sein sollen. Nicht darauf kommt es an, wer das Geld gibt, und nicht einmal auf die Lernergebnisse. Einschulung junger Kaufleute kann bezahlt und, wenn sie ihren Zweck nicht erfüllt, auch eingestellt werden. Wissenschaft aber ist selbstherrlich: ihr kann man nicht kündigen. Wenn nicht die Forscher um der Schule willen, dann sei eben die Schule um der Forscher willen da: wenn sie, wie Jastrow, dessen würdig sind. Und damit läuft die Frage dennoch ins Persönliche zurück.

Hermann Friedemann

Cäsar Flaischlen

(Zum 50. Geburtstag)

Auf die Gefahr hin, für einen altmodischen Sonderling gehalten zu werden, lege ich das Geständnis ab, daß ich von allen lebenden deutschen Dichtern den Schwaben Cäsar Flaischlen am meisten liebe. Ich finde zwar, daß er als Dramatiker („Toni Stürmer" und „Martin Lehnhardt") einen etwas hausbackenen Ibsen und als Denker („Jost Seyfried") eine Bürgerausgabe von Nietzsche darstellt. Ich bin sogar der Meinung, daß die Bücher „Von Alltag und Sonne" und „Lehr- und Wanderjahre" von gelegentlichem Dilettantismus nicht frei sind.

Aber Cäsar Flaischlen ist ein Dichter, der mit seinem Blute schreibt. Er dient der Kunst mit reinen Händen und mit einem reinen Herzen, und darum geht von seinen schlichten Worten eine eigentümlich suggestive Wirkung aus. Ich empfinde ihn als eine Oase in der Wüste unseres geschäftsmäßigen Literaturbetriebes und beinahe als den einzigen wahrhaftigen Menschen unter all den ehrgeizigen Schreibtischhockern unserer tintenkleckſenden und tintengläubigen Zeit. Bei manchen seiner liedhaften Verse ist es mir, als höre ich die Stimme der Natur selbst, und immer wieder ergreift mich sein ungeheurer sittlicher Ernst.

Man darf sich durch das Pathos, mit dem er manchmal Selbstverständlichkeiten ausspricht, nicht abschrecken lassen. Wenn er sagt: „Es kann nicht immer gut Wetter sein, es muß auch regnen zwischenhinein!" „oder: Die Wissenschaft ist unser Kopf, die Kunst ist unser Herz" oder: „Ein kleiner Mensch wird nie ein großer Künstler sein", so ist das freilich nicht darnach

Digitized by Google

angetan, uns sehr zu erschüttern. Aber sein mutiger Kampf gegen den Schicksalsbegriff und überhaupt gegen den „Hausknecht in uns" ist allgemeiner Nacheiferung würdig, und als bedeutungsvoll erscheint mir auch seine These:

„Dichter sein ist schwerer, als Gedichte und Novellen und Theaterstücke schreiben!

Und hat vielleicht gar nichts damit zu tun!"

Cäsar Flaischlen geht nicht auf Stelzen und schreit sich nicht die Kehle wund. Er spricht einfach und deutlich wie ein Hausvater. Das Thema seiner Dichtung ist der Alltag, dem er all seine poetischen Schönheiten zu entlocken weiß. Unsere „unverstandenen" Frauen und von Oskar Wilde und ähnlichen literarischen Paradiesvögeln verführten überästhetischen Jünglinge mögen getrost die Nase rümpfen. Die meisten Menschen haben Grund, einem Dichter dankbar zu sein, der sich nicht hochmütig über sie erhebt, sondern ihnen Veilchen und Vergißmeinnicht zeigt, die in den angeblich sumpfigen Niederungen der Alltäglichkeit gedeihen.

Cäsar Flaischlen hat sozusagen das Dichterische des bürgerlichen und normalen Lebenslaufes entdeckt. Er zeichnet mit zartem Stift scheinbar belanglose Stimmungen und verleiht ihnen unversehens einen Hauch von Unendlichkeit. Er begleitet den Gang des menschlichen Lebens von der Geburt bis zum Tod und hat für jede Station ein paar kernige Merkworte. Er warnt und gibt gute Ratschläge, wie weiland Matthias Claudius, und ist immer als Tröster und Helfer zur Stelle. Er erzieht auf eine feine und unaufdringliche Art zu einer optimistischen Weltanschauung; denn also lautet seine Parole: „Arbeiten und froh sein!"

Wer den Dichter noch nicht kennt, möge zunächst die (1909 bei Egon Fleischel & Co. erschienenen) „Zwischenklänge" zur Hand nehmen, die ich für sein vielseitigstes und reifstes Buch halte. Cäsar Flaischlen entfaltet hier alle seine Möglichkeiten. Neben Gedichten wie „Briefblatt", „Mai", „Rosenzeit", „Das mußt du können..." und „Einer jungen Frau", die an Gefühlsinnigkeit und beseelter Klangschönheit mit den Liedern des Leierkastenmannes (im „Jost Seyfried") wetteifern, stehen solche, die auf einen lehrhaften Ton gestimmt sind. In „Kunst und Gewerbe", „Hymne an Berlin" und „Die Ritter vom hohen Hute" werden allerlei anmutige Grobheiten verzapft, und in den „Singliedern" offenbart sich ein fröhlicher Kämpfer und Lebensgenießer.

Die literarische Produktion des heute fünfzigjährigen Dichters ist an einen ziemlich engen Stoffkreis gebunden, aber sie wurzelt in der Ueberzeugung, daß Kunst nur ist, was ein höherer Mensch für sich und andere an höheren Lebenswerten schafft in schöner Form, und ist gesättigt von jener inneren Freudigkeit, die am unmittelbarsten zum Ausdruck gelangt in dem beinahe schon volkstümlich gewordenen Lied:

„Hab Sonne im Herzen,
ob's stürmt oder schneit,
ob der Himmel voll Wolken,
die Erde voll Streit!
Hab Sonne im Herzen,
dann komme, was mag,
das leuchtet voll Licht dir
den dunkelsten Tag!"

Hans Harbeck

Digitized by Google

Saison-Epilog

Es ist nun ungefähr ein Jahr her, daß man Otto Brahm in dem würdigstillen Krematorium in der Gerichtsstraße wie einen König des Geistes den Flammen übergeben. Seit der Stunde aber scheint es, als ob das Berliner Theaterleben auf einer abschüssigen Bahn sich befände, als ob ihm Richtung und Ziel genommen seien. Es ist eine heillose Verwirrung über die darstellende Kunst hereingebrochen. Und wir sehen deutlich, was vordem wir nur ahnten: was für ein ganz Großer der Tote gewesen!

Brahms und Reinhardts Erfolge haben einen unglückseligen Optimismus unter die Theaterleute und Geldgeber gebracht. Gründung auf Gründung erfolgte — ohne Rücksicht auf die unsichere Rentabilität jedes Privatschauspiels, ohne Ueberlegung, was und wie man spielen solle. Selbst die Namengebung, die früher oft noch ein Programm war, machte oft Schwierigkeiten. Und Namen wie „Theater der Sozietät" oder „Theater in der Königgrätzerstraße" beweisen die Mutlosigkeit und die Unfähigkeit zu einem fest umrissenen künstlerischen Willen. Jedenfalls hat Berlin, das neben dem Königlichen Schauspielhaus höchstens 2—3 Theater von Niveau erhalten kann, in diesem Winter deren acht bis neun zu Wege gebracht. (Eines freilich ist bereits mit dem üblichen Eklat wieder verschwunden.)

Noch schlimmer als dieser Optimismus, zu dem Brahms und Reinhardts Erfolge führten und verführten, ist die Nachbeterei ihrer Prinzipien. Barnowskys Lessingtheater und das Sozietätstheater wandeln unentwegt die Bahnen weiter, die Brahm selbst am Ende seiner Taten für ausgefahren erachtete und darum verlassen wollte. So spielt man immer wieder Hauptmann und Ibsen und Ibsen und Hauptmann, und vergißt völlig, daß die kulturelle und bühnengeschichtliche Bedeutung der Beiden ihren Höhepunkt überschritten; daß, was einst Offenbarung und Neuland war, heute allgemeiner Besitz und Vergangenheit wurde. Man übersieht völlig, daß ein Theater nur in der Zeit eines Kampfes auf ein paar Namen gestellt sein kann und daß die Gegenwart und Zukunft aufs neue ihr Recht fordert. Zudem ist Brahms Ensemble seit 1909 schon in alle Winde zerstreut. Und auch Brahms Werke sind tot ohne Brahms Geist. Weder Herr Barnowsky noch die Leiter des Sozietätstheater — Gerhart Hauptmann hat nach dem Mißerfolg seiner Tell-Inszenierung den Brettern schnellstens den Rücken gekehrt — hatten bislang die Kraft zu einheitlicher Stilbildung, Herausarbeitung der menschlichen Tiefen, zur Rundung und Ergänzung des Ensembles. An „Peer Gynt" versuchte sich das neue Lessingtheater mit Mut, aber unzureichenden Kräften. Dem Ganzen fehlte, trotz mancher schöner Einzelleistungen, der große, geniale Wurf. Und auch in dem köstlichen Lustspiel Georg Büchners „Leonce und Lena", das ein glückliches Geschöpf aus Friedrich Schlegels stählernem Geist und Jean Pauls weichem Gemüt ist, war viel Dilettantisches und Unausgeglichenes. Trotzdem ist Herr Barnowsky der Einzige gewesen, der ernstlich bemüht war, durch die Wahl seiner Stücke und die Art ihrer künstlerischen Ausgestaltung zu einem Programm und Stil zu kommen und ist so vielleicht die größte Hoffnung des kommenden Winters. Das Sozietätstheater aber ist über verwässerte Aufgüsse Brahmscher Leistungen nicht hinausgekommen.

Digitized by Google

Im anderen Lager Reinhardts Geist! Was bei dem Großmeister der Bühnenausstattung Erfindung, Neues war und darum auch sein Recht hatte — und nur bei ihm —, ist jetzt Mode, guter Ton geworden. Unter Karl Walser und Sven Gade tuts heute kein Theaterleiter mehr! Und so wird ein Aufwand mit den Dekorationen und Kostümen getrieben, der sinnlos ist, weil er nicht im Verhältnis zu den vorhandenen Mitteln und den schauspielerischen Kräften steht. Und nur zu oft atmen szenisches Bild und Darstellung ganz verschiedenen Geist. So ist es einfach stillos, Büchners „Wozzek" mit nagelneuen, stilisierten Dekorationen zu geben, „Richards III." Zelt aufzubauen wie einen Baldachin unter südlichem Himmel. (Sven Gade scheint mir überhaupt nur für die Größe und Schönheit seiner nordischen Heimat das Organ zu besitzen; das zeigen ganz deutlich die herrlichen Leistungen seines „Brand" und seines „Peer Gynt".) Und wie oft ahmen Geister zweiten und dritten Rangs die Vorbilder Reinhardts nach, ohne eine Spur seines Talents zu besitzen (im „Kleinen Theater"). Wie schreiend aber wird dieser Aufwand an szenischen Mitteln, wenn Schauspieler von den geringsten Qualitäten um ein paar Stars ihr ohnmächtiges Spiel treiben! Man läßt sich in Berlin gegenwärtig schauspielerische Leistungen (im „Kleinen Theater", im „Theater in der Königgrätzerstraße") gefallen, die man sich in der Provinz nicht gefallen ließe. Dafür aber hat man herrliche, teuere Bühnenbilder (und braucht so den Abend, den man nicht im Kino zugebracht hat, nicht allzu sehr zu bedauern).

Es gibt heute in Berlin kein Theater mehr, wo man eine geschlossene, einheitliche, in Spiel und Szene runde Aufführung zu sehen bekäme. Nicht als ob es an bedeutenden Künstlern mangelte! Aber sie sind zerstreut. Jeder Theaterleiter engagiert — oder häufiger: leiht sich — ein, zwei Schauspieler von Namen als Attraktion. Um deren Mitspieler kümmert er sich nicht, für sie gibt er nichts aus. Und so können wir bei Reinhardt nicht weniger als bei Meinhard und Bernauer täglich das von der Provinz in unliebsamer Erinnerung bekannte Schauspiel eines mittelbegabten Ensembles genießen, das ein oder zwei Genies durch ihr überragendes Können in seiner ganzen Unzulänglichkeit erst recht dokumentieren. Das ist am schlimmsten natürlich bei den Klassikern, wo die Talente noch ganz in der alten Schule agieren und die Genies nach neuen Wegen streben. Zudem macht sich auch — vielleicht im Zusammenhang mit gewissen psychologischen Experimenten der neueren Dramatik — bei den Großen ein gefährlicher Hang zum Animalisch-Erotischen bemerkbar, der auf die Dauer unerträglich ist.

Was sollen wir spielen? Das war und bleibt die bekümmerte Frage jedes Theaterleiters in dieser theaterreichen Stadt! Zu den Klassikern hat man kein rechtes Verhältnis, die Modernen versagen. Wedekind hat seit seiner „Franziska" sehr an Ansehen verloren, Eulenberg gießt immer mehr Wasser in seinen Rheinwein, Ernst Hardt war nie eine sehr große Hoffnung und Gerhart Hauptmann nähert sich bedenklich artistischen Spielereien. Das bewies sehr eindringlich sein neuestes Drama „Der Bogen des Odysseus", bei dem man sogar nicht einmal die Notwendigkeit der Gestaltung einsah. Und seine in Aussicht gestellte Allianz mit Max Reinhardt — deren Gründe leider des materiellen Beigeschmacks nicht zu entbehren scheinen —

Digitized by Google

vermag mir darum auch nicht eine künstlerische Hoffnung zu bedeuten. Bernhard Shaw und August Strindberg gelten nun als die große Mode und sehr klugen Leuten auch als die große Hoffnung. Ueber Shaw, der zweifellos ein sehr geschickter und geistreicher Bühnencauseur ist, ist wohl kein Zweifel möglich: es fehlt ihm das eigentlich Dichterische wie das Dramatische. Aber auch Strindberg wird nie die Bühne gewinnen — und der Vergleich mit Ibsen ist sehr verfehlt! Denn Strindbergs Bedeutung liegt in seiner einzigartigen Persönlichkeit, die die glänzende Inkarnation des Menschen aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war. Aber Strindberg war eben so sehr Inkarnation, daß er nicht Gestalter dieser Zeit — wie Ibsen — werden konnte. Und so ist fast kein einziges seiner vielen Werke ein reines Kunstwerk geworden.

So daß also die Not unseres Theaters zusammenfällt mit der Not unserer dramatischen Literatur. Der Naturalismus hat abgewirtschaftet, die Neuromantik ist überlebt, die Neuklassik hat nicht den Weg zu unserer Zeit gefunden. Die neuen Tendenzen unserer Zeit aber, die in der Architektur einen so herrlichen Ausdruck fanden, die in der Lyrik manchmal scheu anklingen, die in den verschiedensten reformatorischen Bestrebungen zum Lichte drängen, sind vom Drama noch nicht genutzt. Erst mit dem Erwachen dieses neuen Dramas wird auch eine neue Theaterkunst erwachen. Denn man vergesse nicht, daß selbst ein Otto Brahm ohne Gerhart Hauptmann und ohne Henrik Ibsen sein Werk niemals hätte leisten können.

Friedrich Alafberg

Berliner Sezessions-Wirrwarr

Wenn Menschen nicht mehr reinlich miteinander zu leben vermögen, so müssen sie sich trennen. Wenn Künstler, die irgendwie in einem Verband organisiert sind, sich um der Kunst willen hassen müssen, so gibt es eine Sezession. Es können diese Sezessionisten, diese Ausgewanderten, dann wohl noch ganz leidlich mit den Zurückgebliebenen menschlich verkehren; aber die Kunst der beiden Lager ist unversöhnlich: hier die akademische Beharrung, dort die leidenschaftliche Revolution. So war es früher; so begann die bedeutungsvolle Geschichte der Berliner Sezession.

Wenn es heute nun plötzlich drei solcher „Sezessionen" gibt, die alte, die neue, und die freie, so wäre es ganz verkehrt anzunehmen, daß abermals ein innerliches Müssen zu solchen Spaltungen zwang. Die leidige Drittelung ist nichts anderes als das taube Ergebnis persönlicher Zänkereien, lallenden Aufbegehrens der einen und dummen Eigensinns der andern. Die Gruppen, wie sie jetzt grollen und lärmen, sind willkürlich abgegrenzt; das wird am besten dadurch bewiesen, daß nicht wenige der feindlichen Brüder zugleich in zwei Lagern anzutreffen sind. Kisling zum Exempel, diesem rundlichen Kubisten, können wir sowohl am Kurfürstendamm in der „Freien", wir können ihm auch in der Lennestraße, in der „Neuen", begegnen; das Gleiche gilt für den farbenbrünstigen Schmidt-Rottluff und die bleiche Laurencin. Andererseits, bei den „Freien", die vorgeben, unter Liebermanns Fahne die Besten der deutschen Maler gesammelt zu haben, blieben (zum mindesten geduldet) so redliche Papas wie Mosson oder Kardorff oder die beiden Hübner. Warum diese vier

Digitized by Google

nicht eben so gut zu Corinth, dem zufälligen Führer der „Alten", gehören könnten, ist nicht im geringsten einzusehen. Spiele des Zufalls, unbedachte Folgen irgend einer Verärgerung, törichtes Bedürfnis, sich zu rächen: solches sind die dumpfen Quellen der Sezessionswirrungen.

Gewiß, die letzten Ausstellungen der einstigen, ungeteilten Sezession machten uns sehnsüchtig nach einer gründlichen Fortschneidung der Lahmen und Ueberflüssigen. Nur: die jetzt eingetretene Trennung brachte nicht den Segen solch einer erwünschten Operation: es ging der längst langweilig gewordene Bildhauer Kruse; es blieb aber der kitschige Klimsch. Es ging der harmlos tölpelnde Pottner; es blieb der nicht benötigte Klein-Diepold. Es kamen zu der „Freien", der angeblich fortschreitenden Sezession sogar Leutchen, die bisher in dem verrufenen Glaspalast sich wohl gefühlt hatten. Das Schisma zwischen Liebermann und Corinth entbehrt des sittlichen Zwanges. Dennoch kann schon heute kaum bezweifelt werden, daß die giftigen „Alten" mit ihrer Loslösung aus dem Schatten Liebermanns sich selber erledigten. Aber mehr aus gesellschaftlichen und tändlerischen als aus künstlerischen Gründen. Als Künstler waren sie längst ausgeschaltet worden; waren es genau so wie viele, die bei Liebermann blieben, es sind und trotz ihrer besseren Erziehung (was den Kameraden und den Kaufmann betrifft) immer bleiben werden.

Und die „Neue"? Ihre Führer sind längst zu Liebermanns Fahne zurückgekehrt: Pechstein, Kirchner, Heckel. Was verblieb ist mehr oder weniger Troß. Die Unklugen, von geschwätzigen Aestheten wirr angehimmelt, beharrten im Schmollwinkel. Zwar kann niemand, der vorurteilslos von der Lennestraße nach dem Kurfürstendamm kommt, auch nur den geringsten Grund anführen, warum die Cesar Klein, Kars, Jäckel, Melzer und Genossen nicht in der Gefolgschaft Pechsteins und seiner Freunde hängen könnten; dennoch, weil sie irgend wann einmal beleidigt sein wollen, bleiben die „Neuen" abgebüffelt, Kindereien. Unnütze Wege für den eifrigen Kunstfreund, der als gerechter Richter niemanden bevorzugen möchte. Leuchtet eine Hoffnung: die Pleite. Herr Feldmann, der den „Neuen" eine Notherberge gab, wird wohl inzwischen eingesehen haben, daß sein Instinkt zu Besserem berufen ist als dazu, quängelnder Mittelmäßigkeit ein Panier zu hissen.

Seid einig, einig, einig. Im Moabiter Kunstschuppen hat vielerlei Platz. Dorthin mögen sich die zweiten und dritten Qualitäten, unbekümmert darum, ob sie neu oder alt, impressionistisch oder futuristisch malen möchten (möchten), getrost begeben. Die übrigen aber, die Entscheidenden, einerlei, ob sie ein Programm haben oder keins, sollten beieinander bleiben als ein Geschlecht von Kämpfern, die eines bindet: das Können.

Robert Breuer

Ta-Tao

Die „gelbe Gefahr" droht nun auch der Kunst. Die chinesische Sensation. Erst waren es chinesische Sächelchen, die man auf die Bühne gestellt hat. Jetzt tönen die ersten „himmlischen" Weisen, und Schreckliches steht uns bevor: Ta-Tao. So heißt die akademische Tanzlehrerweisheit, die von jenseits der Vogesen in unseren unbefangenen Frühling hineingedrah-

Digitized by Google

tet wurde. Man hat also Zeit, sich auf die Genüsse des kommenden Winters vorzubereiten. Und die mögen nicht gering sein. Bei Ta-Tao-Tees wird man sich zum Tanz versammeln; Mannequins werden Kostüme in Ta-Tao-Tönen zur Schau stellen. Ta-Tao-Zirkel, Ta-Tao-Höschen. Der Tanz wird eine solche Popularität erringen, daß schon Babys, kaum der Mutterbrust entwöhnt, stammelnd ihren Tatao verlangen werden.....

Und was wichtiger ist: die Moral ist gerettet. Der Ta-Tao (er wurde dieser Tage in der Hochschule der Genossenschaft deutscher Tanzlehrer vorgeführt) ist recht ein Tanz für junge Mädchen. Ob ihm das freilich bei seiner Einführung nützen wird?! Beileibe keine Umschlingung des tanzenden Paares. Sittig stehen sich Herr und Dame gegenüber, in hieratischer Haltung; oder sie reichen sich aus ungefährlicher Entfernung die Hände. Feierliches Abschreiten eines enggezirkelten Raums, wobei eine chinesisch inspirierte Musik erklingt, ein adagiomäßig gespielter Rheinländer, ein Rhythmus, der an Trauermärsche gemahnt. Viel Melancholie ist in diesem östlichen Tanz, der nach zweitausend Jahren seine Auferstehung bei uns feiern soll. Eine fröhliche wirds wohl nicht werden, aber nach so vielen bösen Erfahrungen ist wenigstens diesmal die europäische Moral gesichert.

Eugen Tannenbaum

Verantwortlich für die Leitung i. V. von Dr. Theodor Heuß: Dr. Karl Goeser in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Scheil'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name
Matheus Müller

Digitized by Google

Yüan-schi-kai

Von Hsi Ch'ing

Von dem Tage an, da beim Ausbruch der Revolution im Herbst 1911 die verzweifelte Mandschuregierung den geächteten Yüan-schi-kai um Hilfe anrief und gleichzeitig die südchinesische revolutionäre Partei schmeichelnd und drohend ihn zu gewinnen suchte, war es klar, daß für die nächste Zukunft in China Yüan-schi-kai der entscheidende Mann sein würde. Aber mehr als irgend jemand annehmen konnte, hat sich das bewahrheitet. Er ist weit darüber hinaus gewachsen, der erste Beamte der dynastischen oder der republikanischen Regierung zu sein. Die chinesische Regierung ist heute weder Monarchie noch Republik; die Regierung ist — Yüan-schi-kai; und um seinetwillen geschieht es, wenn man trotz aller Schwierigkeiten Chinas das Vertrauen behält, daß das Staatsschiff steuerfähig bleiben, und nicht ein verhängnisvolles Chaos über das Land hereinbrechen wird. Ein solches Chaos würde freilich Japan, Rußland und zum Teil auch England nur willkommen sein. Deutschlands Interessen aber sind mit denen des chinesischen Volkes völlig eins, wenn es die Erstarkung der Regierungsgewalt und damit eine ruhige, geordnete Entwicklung des darniederliegenden Handels- und Wirtschaftslebens erstrebt. Unter diesem Gesichtspunkt der Staatserhaltung schlechtweg sind die Maßnahmen Yüans zu betrachten, durch die er seit einigen Wochen und Monaten die Welt überrascht. Wenn er auch dem Vorwurf der Willkürherrschaft sich aussetzt, so wird jede sachliche Betrachtung, welche die Tat höher stellt als die Theorie, ihm bisher im ganzen zustimmen müssen. Tatsächlich gibt ihm auch die öffentliche Meinung in China, selbst in Südchina, überwiegend Recht, was sofort

Digitized by Google

aufhören würde, wenn sein Vorgehen sich als der Ausfluß persönlicher Machtgelüste erweisen sollte.

Die Klugheit und Energie, mit der Yüan bisher gehandelt, wird die Bewunderung jedes Politikers erregen müssen. Li-hung-dschang hat man sehr mit Unrecht einen chinesischen Bismarck genannt; Yüan dürfte diese Bezeichnung — als Ehrentitel staatsmännischer Klugheit und Energie, nicht im Sinne einer geschichtlichen Parallele — eher verdienen, falls nicht die Recht behalten, welche meinen, daß er vielmehr auf dem Wege Napoleons sich befände. Noch ist ein abschließendes Urteil über die Rolle, die er während der Revolution selbst gespielt hat, nicht möglich. Doch die Ansicht gewinnt immer mehr an Wahrscheinlichkeit, daß er, indem er den Ruf der verzweifelten Dynastie annahm, ernstlich zu dem Zweck nach Peking ging, sie zu schützen, nicht sie zu Fall zu bringen, und daß er erst dann den Revolutionären nachgab, als die Mächte hartnäckig der Dynastie eine Anleihe verweigerten und sie damit ihrem Schicksal überließen. Jedenfalls konnten sich nach der Abdankung der Mandschu-Dynastie die Revolutionäre als die eigentlichen Sieger gebärden; die Verfassung war von ihnen gegeben, Yüan, als der provisorische Präsident, erschien nur als das ausführende Organ zur Verwirklichung der neuen, aus Amerika eingetragenen Ideen. „Was kann denn Yüan-schi-kai machen", so äußerte damals der alte Wu-ting-fang, der frühere Gesandte in Amerika, einer der schwärmerischsten Förderer der Revolution, „er muß doch tun, was wir (die kantonesische Südpartei) wollen". Aber wie hohl solche Worte waren, zeigte sich bald genug. Die Revolution war ja nur von einer kleinen Anzahl von Männern gemacht worden, die weit mehr im Ausland als in China wurzelten und ihren merkwürdigen Erfolg vor allem einer allgemein verbreiteten Ratlosigkeit und Unzufriedenheit zu verdanken hatten; hypnotische Erregung oder apathische Gleichgültigkeit, vor allem auch die Hoffnung auf Befriedigung provinzialen und privaten Eigennutzes förderten ihren Sieg. Jene Revolutionäre selbst aber zeigten immer deutlicher,

Digitized by Google

daß sie nicht die Kraft und nicht den Willen hatten, wahrhaft an der Gesundung des Staates zu arbeiten; sie waren dem plötzlichen Geschick keineswegs gewachsen.

Während so der Nimbus, der Sun-yat-sen und seinen Kreis umgeben hatte, zerfloß, war Yüan der Einzige, der wirklich die Arbeit und Verantwortung für den führerlosen Staat auf sich nahm, gleichzeitig damit aber auch die militärischen Machtmittel der Zentralregierung stärkte. Die Revolutionäre protestierten, als sie den Umschwung bemerkten. In Wutschang entstand ein Komplott gegen den Präsidenten; er rief die Verdächtigen nach Peking und ließ sie kurzer Hand erschießen. Es war seine erste Machtprobe und sie gelang. Sun-yat-sen kam bald darauf nach Peking, entschlossen, auch seine Person geltend zu machen. Yüan überhäufte ihn mit Ehren, mit Titeln und Geld, und Sun-yat-sen zog wieder ab. Inzwischen trat das provisorische Parlament zusammen, das noch ganz überwiegend aus den Mitgliedern der revolutionären Südpartei bestand. Aber diese zeigten sich noch beträchtlich unfähiger als ihre Führer. Nachdem sie nach fast zweimonatlichen Beratungen sich endlich ein Präsidium gewählt hatten, blieben die meisten Sitzungen wegen Beschlußunfähigkeit des Hauses resultatlos, indem die Abgeordneten die reichlichen Tagegelder, die sie sich selbst bewilligt hatten, vor allem dazu verwendeten, sich in die hauptstädtischen Vergnügungen statt in die Fülle der neuen Aufgaben zu vertiefen. Andere Abgeordnete, die sich als hemmende Elemente hätten erweisen können, wußte Yüan dadurch unschädlich zu machen, daß er ihre Taschen füllte. (Ein damaliges Zeitungsbild stellt das Parlament dar als einen Teich, in dem die Abgeordneten als Fischlein — mit den neumodischen Zylindern auf dem Kopf — umherschwimmen; Yüan steht in einem Pavillon in der Mitte des Sees und streckt die Angelrute aus mit silberner Lockspeise; nicht umsonst.) Wie sehr bei dem allem die Macht des Präsidenten und sein Kredit nach außen wuchs, zeigte sich vor allem darin, daß die Mächte die 25 Millionen Pfund-Anleihe endlich mit ihm abschlossen,

Digitized by Google

und daß er seinerseits den Protest des ausgeschalteten Parlaments ignorieren konnte. Im Besitz dieser Anleihe konnte er dann auch dem „Strafzug" ruhig entgegensehen, den die Südpartei von neuem gegen den Norden vorbereitete; es ist in Erinnerung, daß er infolge energischen Zugreifens bald siegreich blieb.

Mit kühler Sicherheit ging er dann an die Aufgabe, der neuen Zentralregierung unabhängige Macht zu verschaffen. Er setzte durch, daß die Präsidentenwahl der Verfassungsberatung vorangehe; die Wahl selbst fand statt, während die Türen des Abgeordnetenhauses von Soldaten besetzt wurden, die niemand hinausließen, bis die Wahl — nach viermaligem Wahlgang — zu Gunsten Yüans entschieden war.

Eine zweite Gewaltmaßregel folgte; der Präsident ließ alle der Komingtang, der alten revolutionären Partei angehörigen Abgeordneten ihres Mandats für verlustig erklären. Schleunigst verließen sie die Hauptstadt sofern sie sich nicht schon vorher in den Süden zurückgezogen hatten. Das Parlament war nun überhaupt beschlußunfähig geworden, und ohne daß es formell aufgelöst wurde, berief Yüan eine neue Körperschaft, den Politischen Ausschuß, der im Sinne eines künftigen Oberhauses dem Präsidenten beratend zur Seite stehen sollte. In diesem kamen wieder die ruhigen Elemente des früheren Beamten- und Literatentums zur Geltung, welche zunächst bei Seite gedrängt waren und sich abwartend verhalten hatten; viele davon hatten inzwischen monatelang in Tsingtau verweilt. Der biedere, aber unbedeutende Vizepräsident Li-yüan-hung, der mehr zufällig zu einem Helden der Revolution geworden war, mußte nach Peking übersiedeln, wo er in demselben Palast untergebracht ist, in dem früher Kaiser Kuanghsü nahezu in Gefangenschaft lebte. Wohl hatte Li-yüan-hung sich von allen Machenschaften gegen Yüan fern gehalten, aber es mochte doch sicherer erscheinen, jede Möglichkeit dafür abzuschneiden, daß die Südpartei ihn auf ihre Seite zöge. Die Tutuposten waren inzwischen sämtlich mit getreuen Leuten besetzt worden.

Digitized by Google

Yüans Politik läuft deutlich darauf hinaus, die zum chinesischen Stamm jetzt doch noch nicht passenden, ihm aufgepfropften Reiser wieder zu beseitigen, die historische Entwicklung im chinesischen Staats- und Volksorganismus aufrecht zu erhalten, und nicht zum wenigsten der drohenden Zersplitterung der Regierungsgewalt vorzubeugen. Damit diese Maßnahmen aber dauernden Bestand und Gesetzesform haben können, muß als letztes in diesem Sinn die Verfassung neu geformt werden. Die endgültige Verfassung zu beraten sollte ja das wichtigste Werk des Parlaments sein. Da aber das Parlament nicht mehr beschlußfähig ist, und da Yüan natürlich nicht warten will, bis Neuwahlen stattgefunden haben, so hat er sich vor kurzem zunächst von allen Provinzial-Gouverneuren die Einwilligung zur Bildung eines Verfassungskonventes eingeholt. Dieser Verfassungskonvent ist am 28. März bereits eröffnet worden. Er besteht aus 60 Mitgliedern, von denen die meisten von den Provinzialvertretungen — je 2 aus jeder Provinz — gewählt, die übrigen vom Präsidenten selbst ernannt sind. In Wahrheit handelt es sich fast um dieselben Männer, welche bereits dem Politischen Ausschuß angehört haben. Dazu sind noch eine ganze Reihe der persönlichen Sekretäre Yüans getreten, an ihrer Spitze der einflußreiche Kantonese Liang-shi-yi, übrigens der einzige, welcher in hoher amtlicher Stellung von der Mandschu-Dynastie her durch alle Entwicklungsphasen der letzten Jahre hindurch sich gehalten hat.

Welcher Art die neue Verfassung gegenüber der provisorischen werden wird, ist nach allem Vorhergegangenen leicht zu erraten; Yüan hat sich in einer Botschaft auch deutlich ausgesprochen, in der er die bisherige Verfassung scharf kritisiert wegen der Beschränkung der Regierungsgewalt zum Schaden der inneren und äußeren Politik, und Unanpaßbarkeit an die in China bestehenden Verhältnisse.

Man wird nicht zu fürchten brauchen, daß Yüan dabei als ein Reaktionär und Despot sich entwickeln würde. Er zeigt sich im Grunde als derselbe, als der er zuerst der Welt bekannt wurde,

Digitized by Google

in dem bekannten Staatsstreich von 1898, bei dem er sich auch im Gegensatz zu der geplanten akuten Modernisierung Chinas auf die Seite stellte, auf der die Bewahrung der Zentralgewalt und die Anknüpfung an das eigentliche chinesische Wesen garantiert war, während er doch gleichzeitig selbst zu den Vertretern des Reformprinzips gehörte und seinen gesunden Blick für die Erfordernisse der neuen Zeit bereits bewährt hatte.

Seit dem Zusammentreten des Verfassungskonventes ist nun allerdings noch eine Maßregel bekannt geworden, bei der das Bedenken begreiflich ist, ob er nicht doch zu radikal in der Beseitigung von Einrichtungen verfährt, welche nicht einmal erst Produkte der Revolution sind, sondern noch aus der Reformtätigkeit der Mandschu-Regierung — nicht zum wenigsten unter Yüans eigener Führung — hervorgegangen sind. Es handelt sich um die Schließung der Provinziallandtage (seit 1909 bestehend) und aller übrigen noch in den Anfängen befindlichen Organe lokaler Selbstverwaltung. Ihre positiven Leistungen für das Gemeinwohl sind gewiß minimal gewesen; aber die völlige Beseitigung der parlamentarischen Mitwirkung würde eine ähnliche Agitation gegen den „Despotismus" der Regierung hervorrufen, wie am Ende der Mandschu-Dynastie. Einfach streichen läßt sich die Reformentwicklung der letzten 15 Jahre nicht mehr, wie sehr man der Meinung sein mag, die alte Regierungsform sei für das patriarchalisch organisierte China zuträglicher gewesen. Aber begreiflich ist es schon, daß Yüan einstweilen glaubte, jenen äußerst reaktionär erscheinenden Schritt tun zu müssen, um ungehemmt die Maßregeln durchführen zu können, welche das Land — von der äußeren Politik gar nicht zu reden — auf dem Gebiet der inneren Verwaltung so dringend braucht. Vor allem handelt es sich dabei darum, die finanziellen Verhältnisse einigermaßen so zu ordnen, daß eine allmähliche Gesundung vorauszusehen ist, anstatt daß die gähnenden Lücken nur immer wieder durch neue Anleihen zugestopft werden. Einen Erfolg hat Yüan dabei bereits gegenüber den provinzialen Sonderinteressen schon zu verzeichnen:

Digitized by Google

die Reform der Salzsteuer, deren Verwaltung an die Zentralregierung übergegangen ist, welche dadurch für das Jahr 1914 voraussichtlich einen Mehrgewinn von 24 Millionen Dollar haben wird. Was aber die äußere Politik anbetrifft, so ist es immerhin bemerkenswert für die Zähigkeit Yüans, daß er selbst den ungestümen und drohenden russischen Forderungen gegenüber vertraglich durchgesetzt hat, daß China keine Ansprüche auf bisheriges Gebiet, auch auf die äußere Mongolei nicht, wirklich aufzugeben brauchte.

Deutschland und Südamerika

Von Georg Gothein, M. d. R.

Die Reise des Prinzen Heinrich nach Südamerika diente wohl nicht ausschließlich dem Bedürfnis der prinzlichen Admiralsfreude, Länder kennen zu lernen, sondern mehr dem, den aufstrebenden Staatswesen daselbst, mit denen Deutschland in so regem wirtschaftlichem Verkehr steht, die Aufmerksamkeit zu erweisen, die von ihnen als Anerkennung ihrer Bedeutung empfunden wird; die ihr Selbstgefühl, ihre Unabhängigkeit von dem übermächtigen Staatswesen der nördlichen Hälfte ihres Erdteils stärkt. Gewiß, wir erstreben dort nicht politische Vorteile irgend welcher Art, weder Landerwerb noch Bündnisse. Wir wollen nicht irgend eine Vorzugsstellung in wirtschaftlicher Beziehung. Aber wir haben ein sehr lebhaftes Interesse an der politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit Südamerikas, daran, daß dort kein Staat seine Waren zu niedrigeren Zollsätzen einführt, als wir. Die Politik der Meistbegünstigung, die der offenen Tür ist es, die wir dort verfolgen und es hieße den Kopf in den Sand stecken, wollte man nicht sehen, daß sie in Südamerika von den Vereinigten Staaten ernstlich bedroht ist.

Digitized by Google

Der südamerikanische Kontinent — unter Ausschluß von Mittelamerika — umfaßt rund 18½ Millionen Quadratkilometer (Deutschland rund 540 000); und nach den freilich etwas unzuverlässigen Volkszählungen, die zum Teil nur Schätzungen sind, rund 40 Millionen Einwohner. Die Bevölkerungsdichte ist also mit 2,2 pro Quadratkilometer ungemein gering. Deutschland weist eine solche von 121 und selbst die Vereinigten Staaten eine von ca. 8 auf. In den drei wichtigsten südamerikanischen Staaten beträgt sie: Brasilien 2,03, Argentinien 2,02, Chile 4,29. Bei einer ziemlich reichen Küstenentwicklung und einem reichen Netz schiffbarer Ströme, bei im allgemeinen gutem Boden, bei dem Umstand, daß nur die schmale Südspitze — der südlichste Teil Patagoniens und das Feuerland — ein unwirtlich rauhes Klima aufweisen, ergeben sich aber ganz außerordentlich günstige Bevölkerungs-Entwickelungsmöglichkeiten. Allerdings haben die tropischen Gebiete — namentlich der unteren und mittleren Flußläufe — ein Klima, das dem Weißen die Arbeit nicht erlaubt. Selbst die eingeborenen Indianer sind schwerer, ja oft schon lediglich regelmäßiger Arbeit hier nicht gewachsen; für sie erweist sich die „Kultur" meist als mörderisch. Die frühere Quelle der Arbeiterbeschaffung: Afrika ist verschlossen, ja derart versiegt, daß sie nicht mehr entfernt den Bedarf im eigenen Land deckt. Und ob man sich in Südamerika zu dem sicher nicht unbedenklichen Schritt des Bezugs von Chinesen, die ja scheinbar jedem Klima gewachsen sind, entschließen wird, steht noch dahin. Aber auch hier wird man bedenken müssen, daß menschliche Energie und menschliche Kunst — freilich mit beträchtlichen Opfern an Menschenleben — auch die ungesundesten Gegenden allmählich zu sanieren vermögen. Man vergleiche nur die Sterblichkeitsziffern der Arbeiter am Panamakanal zu Beginn und zu Ende des Baues! Und noch vor wenigen Jahren war Santos, die Zentrale des brasilianischen Kaffeehandels ein Herd des gelben Fiebers, heute kennt man es dort nicht mehr.

Jedenfalls weist Südamerika aber auch ungeheure Gebiete mit einem Klima auf, das dem Europäer — besonders dem

Digitized by Google

Italiener und Spanier, aber auch dem Deutschen — zu wohnen und selbst schwere Arbeit zu leisten gestattet. Und auf diesen Elementen beruht nicht nur die Zukunft, sondern schon die gegenwärtige wirtschaftliche Kraft des Landes. In den letzten Jahrzehnten war es namentlich die italienische Einwanderung, die dem Süden Brasiliens und Argentiniens einen erheblichen Bevölkerungszuwachs und damit ein gewichtiges Element der Ruhe und Ordnung in die leicht zu Revolutionen geneigte spanische und Mischlingsbevölkerung gebracht hat.

Deutschland hat — wegen früher zweifellos vorhandener Mißstände in der Auswanderung nach Brasilien — diese über deutsche Häfen längere Zeit verboten; länger als sachlich gerechtfertigt war. Die deutschen Ackerbau-Kolonien in Südbrasilien haben darüber keinen nennenswerten Zuwachs mehr erhalten; und heute gibt es keinen Auswandererstrom bei uns mehr, den man dorthin oder nach Argentinien leiten könnte. Darüber überwiegt das italienische Element in Südamerika und das pflegt natürlich die Handelsbeziehungen mit der Heimat.

Nichtsdestoweniger haben sich die unseren nicht ungünstig entwickelt. Zwar überwiegt die Einfuhr von dort sehr erheblich. Immerhin stand 1913 einer solchen von 1,1 Milliarden Mark eine Ausfuhr von rund zwei Drittel Milliarden gegenüber. Unsere gesamte Ausfuhr nach Asien, Afrika und Australien machte wenig über fünf Siebentel der nach Südamerika aus und sie blieb nicht sehr erheblich hinter der nach den Vereinigten Staaten zurück; in wenigen Jahren dürfte sie diese bereits überholt haben.

In Ein- wie Ausfuhr für uns der weitaus wichtigste der südamerikanischen Staaten ist Argentinien. Von 74,4 Millionen Mark Wert in 1890 ist unsere Einfuhr — wenn auch unter beträchtlichen Schwankungen — bis auf 494,6 Millionen Mark in 1913 gestiegen. 97% davon entfallen auf land- und forstwirtschaftliche Produkte, davon 1912 allein für 174 Millionen Mark Getreide (Weizen, Mais, Hafer), 55 Millionen Mark Leinsaat, 25 Millionen Mark Kleie, für fast 90 Millionen Mark Wolle,

Digitized by Google

für 76 Millionen Mark Häute, für 9 Millionen Mark Quebrachoholz, für 15,5 Millionen Mark Därme, Talg und Premier jus für 1,3 Millionen Mark Reiherfedern. Außerdem für 2,3 Millionen Mark Gerbstoffauszüge und für 1 Million Mark Wolframerze. 1913 war die Einfuhr von Weizen und Hafer geringer, die von Mais und Kleie größer, die von Leinsaat über 2½mal so groß als im Vorjahr; auch die der tierischen Erzeugnisse — abgesehen von Wolle — war gestiegen.

Die Aufnahmefähigkeit Argentiniens hängt im Wesentlichen vom Ausfall der Ernte und der Wollschur ab, und von den Preisen, die sie auf dem Weltmarkt erzielen. Da die Ernte 1912/13 nicht besonders ausgefallen war, der Viehstand infolge von Seuchen einen Rückgang erfahren hatte, war trotz der hohen Preise für Häute und Wolle die Gesamtausfuhr des Landes zurückgegangen, die nach Deutschland freilich gestiegen. Da ein so stark aufstrebendes Land, dessen Bahnnetz von 1890 auf 1910 von 9800 auf 29 000 Kilometer gewachsen war, dessen Hauptstadt Buenos-Ayres eine Bevölkerung von ein einer drittel Million Seelen aufweist, in sehr hohem Maße auf den europäischen Geldmarkt angewiesen ist, der sich in dem Krisenjahr 1913 wenig willig zeigte, gingen 1912 noch 38,6 Millionen Mark deutscher Goldmünzen dorthin, so 1913 nur 12 Millionen Mark, und nach anderen Ländern war Argentinien sogar genötigt, beträchtliche Mengen Goldes zu exportieren.

Die deutsche Ausfuhr war nichtsdestoweniger 1913 noch um 26,5 Millionen Mark größer als im Vorjahr; sie wird nur von der englischen übertroffen. Die vielfach so sehr gefürchtete nordamerikanische bleibt hinter ihr zurück; zudem besteht sie hauptsächlich aus Waren, die Deutschland nicht zu exportieren vermag, in erster Linie aus Holz, Petroleum, Baumwollsaatöl. Dagegen setzt sich die deutsche aus allen denkbaren Industrieerzeugnissen zusammen, vornehmlich aus denen der Eisen-, Maschinen- und Elektrizitätsindustrie. In dem größten Bedarfsartikel freilich — in Textilwaren, speziell Baumwollgeweben — bleibt sie beträcht-

Digitized by Google

lich hinter England, ja auch hinter Italien zurück. Durch die enorme Verteuerung der Lebensmittel infolge der Agrarzölle sind die Produktionskosten in Deutschland so gestiegen, daß die Exportfähigkeit seiner Textilindustrie ständig zurückgeht; ganz besonders werden davon die weißen wie die gefärbten und bedruckten Baumwollstoffe betroffen. Der südamerikanische Markt macht hierin natürlich keine Ausnahme. Immerhin wertete 1912 unsere Ausfuhr an Textil- und Konfektionswaren nach Argentinien 41,8 Millionen Mark d. i. freilich nur knapp dreieinhalb mal so viel als die von Erzeugnissen des Papier- und Buchdruckgewerbes mit 12 Millionen Mark. An erster Stelle steht unsere Ausfuhr von Eisen und Eisenwaren mit 57 Millionen Mark, an zweiter die von Maschinen und Erzeugnissen der Elektrizitätsindustrie mit 37 Millionen Mark, wozu noch Fahrzeuge mit 8,1 Millionen Mark — hauptsächlich Automobile — und Wasserfahrzeuge mit 4,7 Millionen Mark kommen. An Waren aus unedlen Metallen treten weitere 10,7 Millionen Mark, an Leder und Lederwaren sowie an Kautschukwaren je 5,2 Millionen Mark hinzu. Relativ bedeutend ist unsere Ausfuhr von Musikinstrumenten mit 3,8, von Kinderspielzeug mit 2,3 Millionen Mark, schließlich die von Zucker mit 8,3 Millionen Mark und von Erzeugnissen der chemischen Industrie mit 8,1 Millionen Mark.

Wesentlich geringer ist der Verkehr mit dem freilich sehr viel kleineren Uruguay, das 1912 und 1913 für 50,3 bezw. 43,3 Millionen Mark — hauptsächlich Wolle, Häute, Fleischextrakt und Därme — nach Deutschland aus und von ihm für 38,5 bezw. 35,8 Millionen Mark Waren — Industrieerzeugnisse aller Art — einführte. Das Land hat im letzten Jahr eine Bankkrisis durchgemacht, die z. T. durch eine ungünstige Zahlungsbilanz hervorgerufen war; letztere wieder beruht im Wesentlichen auf dem Rückgang der Viehpreise und damit der Ausfuhr. Die große Abhängigkeit, in der sich sein Handel bisher von Buenos-Ayres befand, dürfte infolge der neuen mit allen Hilfsmitteln moderner Technik ausgestalteten Hafenanlagen der Hauptstadt

Digitized by Google

Montevideo, die den größten Seeschiffen das unmittelbare Anlegen am Kai gestatten und mit elektrischen Kranen arbeiten, in absehbarer Zeit aufhören. Damit dürfte auch allmählich eine Hebung der wirtschaftlichen Lage des Landes eintreten, das freilich noch lange des befruchtenden ausländischen Kapitals bedürfen wird.

Paraguay wird freilich, da der La Plata dringend der Verbesserung durch weitere Regulierungsbauten bedarf, noch sehr lange in der wirtschaftlichen Abhängigkeit von Buenos-Ayres verharren. Durch wiederholte Revolutionen, deren letzte erst vor wenigen Jahren beendet worden ist, sind dem Lande schwere Wunden geschlagen worden. Seitdem befindet es sich — zumal auch das Goldagio zurückgeht und die jetzige Regierung bestrebt ist, positive Arbeit zu leisten — auf dem Wege der Besserung, aber es wird noch geraume Zeit dauern, ehe diese Wunden geheilt sind. Und wer verbürgt, daß nicht nach einigen Jahren eine neue Revolution das Land wieder zurückwirft!

Der direkte Außenhandel Deutschlands mit Paraguay ist unbedeutend; wir führten 1912 und 1913 für 5,76 bezw. 7,3 Millionen Mark — hauptsächlich Rinderhäute, daneben Reiherfedern, sowie etwas Rohtabak und Fleischextrakt — ein, für 2 bezw. 3,1 Millionen Mark Industrieerzeugnisse aus. Größer dürfte der indirekte Verkehr über Buenos-Ayres sein.

An dritter Stelle in Südamerika steht Chile, das mit seiner lang ausgedehnten Küste und mehreren guten oder wenigstens brauchbaren Häfen für den Weltverkehr günstig liegt, indessen hinsichtlich seiner Entwicklung nicht den vielfach darauf gesetzten Erwartungen entsprochen hat. Das mag einmal daran liegen, daß nach dem schmalen Küstenstrich die Cordilleren steil und zu gewaltigen Höhen aufsteigen, so daß die Erschließung des ohnehin wenig tiefen Hinterlandes außerordentlichen Schwierigkeiten begegnet. Sodann dürfte eine die Kräfte des Landes übermäßig in Anspruch nehmende Rüstungspolitik daran Schuld tragen. Die Chilenen hörten sich lange Zeit mit Stolz gern die „Preußen

Digitized by Google

Südamerikas" nennen, lebten in steten Grenzstreitigkeiten mit all ihren Nachbarn; sie gingen von der irrigen Auffassung aus, daß militärische Macht die Voraussetzung zur Erringung der wirtschaftlichen sei. Darüber sind sie nicht nur dem Ausland stark verschuldet, auch die für die Ausfuhr wichtigsten Produktionszweige — die Salpeter- wie die Kupfergewinnung — befinden sich ganz überwiegend im Besitz ausländischer Kapitalisten, so daß Chile selbst zwar die sehr hohen Ausfuhrzölle für Salpeter (rund 80 Millionen Dollar p. a.), nicht aber der eigentliche Unternehmergewinn daraus zufließt. Allerdings ist ein Teil der neu erschlossenen Kupfererzgruben im Besitz von Chilenen, so daß, ihre günstige Entwicklung vorausgesetzt, sich eine Besserung in der Zahlungsbilanz mit der Zeit herausbilden könnte. Das wird freilich um so notwendiger sein, als dem Salpeter in dem künstlichen Stickstoffdünger eine ernsthafte Konkurrenz entstanden ist, die bereits zu einem nicht unbeträchtlichen Preisdruck geführt hat.

Das meist parallel der Küste verlaufende Bahnnetz bringt einstweilen dem Staat mehr Lasten als Einnahmen. Die lang erwünschte Valutaregulierung ist noch immer nicht in Angriff genommen, im Gegenteil bröckelt der Goldwert des Papierpeso immer weiter ab, worunter das Land schwer leidet. Zur Deckung der Schuldenzinsen und der sehr hohen Verwaltungsausgaben hat man ungemein hohe Einfuhrzölle eingeführt, die wiederum der wirtschaftlichen Erschließung hinderlich sind und das Leben stark verteuern, ohne zu einer eigenen Industrie von Bedeutung beigetragen zu haben.

Die Landwirtschaft erzeugt zur Zeit nur gelegentliche Ueberschüsse für den Export und zwar Weizen und Hafer, von tierischen Erzeugnissen Rinderhäute und Lammfelle, sodann Wolle, letztere über Punta Arenas, in dessen Hinterland sich die Schafzucht in größerem Umfang entwickelt. Große Bedeutung hat z. Zt. die Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse noch nicht, dürfte sie aber bei genügender Erschließung des Landes mit der Zeit bekommen.

Digitized by Google

Bis jetzt beruht der Schwerpunkt von Chiles Ausfuhr in Salpeter; daneben kommen Kupfer und Kupfererze, Zinnerze, Jod, Boraxkalk, Wolle, Kleie, Weizen, Häute, Silbererze und als einziges Industrieerzeugnis Sohlleder — das bekannte Valdivialeder — in Betracht. Von ersterem bezog Deutschland 810 760 Tonnen im Wert von 178,8 Millionen Mark. 1913 war der Import um 40 000 Tonnen bezw. 8,5 Millionen Mark geringer. Chiles Gesamtausfuhr nach Deutschland wertete 1912: 209,7, 1913: 200 Millionen Mark.

Unsere Ausfuhr dorthin wertete 1912: 112 Millionen Mark, im letzten Jahr nur 97,8 Millionen Mark. Der Rückgang ist ein Zeichen der wenig günstigen Lage des Landes; freilich ist er in erster Linie in dem Nachlassen des Bedarfs an gefüllten Waffenpatronen begründet, wovon wir 1912 noch für 9,6 Millionen Mark, 1913 noch nicht für 1 Million Mark in Chile einführten. Im übrigen setzte sich die deutsche Ausfuhr fast ebenso zusammen wie die nach Argentinien. Nur Englands Ausfuhr übertrifft die unsere. Nach dem Bericht der Hamburger Handelskammer bezog Chile 1912 aus Deutschland für etwa 132 Millionen Mark, aus England für 156 Millionen Mark, aus den Vereinigten Staaten für 68 Millionen Mark Waren. Die chilenische Statistik gibt für England 151 Millionen Mark, für Deutschland nur 77 Millionen Mark an; die englische dagegen beziffert Englands Absatz nach Chile nur auf 6,5 Millionen Pfund Sterling = 132 Millionen Mark.

Mit der Eröffnung des Panamakanals wird die Stellung der Vereinigten Staaten auf dem chilenischen Markt eine Stärkung erfahren, was für Deutschland die größte Wachsamkeit erheischt, damit es auf diesem wichtigen und aussichtsreichen Markt nicht an die dritte Stelle gedrückt wird.

1890 betrug unsere Ausfuhr nach Chile erst 30,8 Millionen Mark, nach Argentinien gar nur 26,1 Millionen Mark, nach Uruguay 7,8 Millionen Mark, zusammen 64,7 Millionen Mark. Wenn sie 1913 bereits rund 400 Millionen Mark wertet, so ist das ein greifbares Zeichen für die wachsende

Digitized by Google

Aufnahmefähigkeit dieser Länder, wie für den tatkräftigen Unternehmungsgeist von Deutschlands Handel und Industrie. Nicht zuletzt hat dazu beigetragen, daß das deutsche Kapital dort gewaltige Unternehmungen geschaffen hat — vor allem die deutsche Ueberseeelektrizitätsgesellschaft die riesigen Elektrizitätswerke in Buenos-Ayres, Montevideo, Valparaiso und daß sie gleichzeitig die Elektrisierung der Straßenbahnen dieser Orte in die Hand genommen hat. Nicht minder ist Deutschland am Ausbau der Hafenanlagen wie an der Flußkorrektion des La Plata hervorragend beteiligt gewesen. Das Kapital der lediglich in diesen drei Staaten arbeitenden Elektrizitätsgesellschaften beträgt 120 Millionen Mark und 110 Millionen Mark an Obligationen. Auch die Deutsch-Ueberseeische Bank mit 30 Millionen Mark Aktienkapital arbeitet überwiegend in den südamerikanischen Staaten. Es zeigt sich wieder, daß die Betätigung des Kapitals den Absatz der industriellen Erzeugnisse des dasselbe hergebenden Landes nach sich zieht.

Bolivien liefert nach Deutschland in steigendem Maß Zinnerze; es deckt darin einige 80% des deutschen Bedarfs (1913: 15 831 Tonnen mit nahezu 38 Millionen Mark); daneben Kupfer-, Silber- und Wolframerze, Wismut, Häute und Kautschuk. Die Gesamtausfuhr nach Deutschland wertete 1913 rund 41 Millionen Mark, der eine Einfuhr von 12 Millionen Mark gegenüberstand. Immerhin steht Deutschland sowohl was Einfuhr wie Ausfuhr von und nach Bolivien anlangt, an erster Stelle. Die sinkenden Kautschukpreise haben im letzten Jahr die Kaufkraft im Norden des Landes ungünstig beeinflußt. Für den Süden erwachsen dagegen durch die in Angriff genommene Anschlußbahn an das argentinische Bahnnetz günstige Aussichten.

Peru ist nächst Kolumbien der einzige Staat Südamerikas, dem gegenüber Deutschland mit 17,2 Millionen Mark Ausfuhr gegen nur 14,2 Millionen Mark Einfuhr in 1913 eine aktive Handelsbilanz hat; bis 1911 war sie noch passiv. Peru steht mit Deutschland nicht im Meistbegünstigungsverhältnis; seine Aus-

Digitized by Google

fuhrartikel sind aber — bis auf Panamahüte, von denen es uns in 1912 für 0,8 Millionen Mark lieferte — Rohstoffe, die bei uns zollfrei eingehen. An erster Stelle steht Guano mit 3,4 Millionen Mark, an zweiter Kautschuk mit 2,8 Millionen Mark; es folgen Rindshäute, mit 1,5 Silbererze mit 1,3, Bleierze 0,7, Boraxkalk, Kokain je 0,6, Baumwolle 0,33 u. s. w. Früher war die Erzausfuhr wesentlich größer. Die wirtschaftliche Lage der Gegenden am oberen Amazonenstrom steht unter dem Zeichen der Gummikrisis, die das ganze Land durch den teueren Geldstand nachteilig beeinflußt. Deutschlands Ausfuhr dorthin ist in langsamer Entwicklung; seit 1890, wo sie 8,4 Millionen Mark wertete, hat sie sich verdoppelt. (1913: 17,2 Millionen Mark.) Sie setzt sich aus den verschiedensten Industrieartikeln zusammen; eine Zolldifferenzierung der deutschen Waren findet nicht statt.

Ecuador hat seit 1910 seine Ausfuhr nach Deutschland ständig von 10,7 auf 17,1 Millionen Mark in 1913 gesteigert, während seine Einfuhr deutscher Waren seit 1911 von 7,6 auf 4,8 Millionen Mark gefallen ist. Hauptausfuhrartikel des Landes sind Kakao, der 1912 ca. 63% und Steinnüsse, die ca. 18%, Panamahüte, die 10% der Gesamtausfuhr ausmachten. Gelingt es dem Land, die Wiederkehr von Aufständen zu vermeiden und sein Bahnnetz zweckmäßig auszubauen, so dürfte es deutscherseits mehr Beachtung als bisher verdienen.

Columbien hat seine Ausfuhr nach Deutschland, die 1890 erst 3,8 Millionen Mark wertete, ständig auf fast 16 Millionen Mark in 1913 gesteigert; sie setzt sich hauptsächlich aus Kaffee, Steinnüssen, Tabakblättern, Rindshäuten, Bananen, Reiherfedern, Kautschuk, Dividivi, Kopra und Panamahüten zusammen. Noch stärker ist die deutsche Ausfuhr dorthin gestiegen, von 4,4 Millionen Mark in 1890 auf 17 Millionen Mark in 1913. Deutschland steht im Verkehr mit Kolumbien an zweiter Stelle hinter England, das von ihm in erster Linie Bananen bezieht und es mit Baumwollwaren — dem Hauptbedarfsartikel des Landes — versorgt.

Digitized by Google

Venezuelas Entwicklung hat unter den vielen politischen Unruhen ebenso gelitten wie unter der Unzuverlässigkeit in der Erfüllung seiner Schuldverbindlichkeiten; damit hat es sich den Zufluß befruchtenden ausländischen Kapitals äußerst erschwert. Von 1909 bis 1912 weist es aber in Einfuhr wie Ausfuhr ständig steigende Ziffern, in ersterer von 9,8 auf 20,6 Millionen Dollar, in letzterer von 16 auf 25,3 Millionen Dollar auf. An erster Stelle stehen die Vereinigten Staaten von Amerika, 1912 mit 6,8 Millionen Dollar, an zweiter Großbritannien mit 4,3 Millionen Dollar, an dritter Deutschland mit 3,2 Millionen, an vierter Frankreich mit 2,6 Millionen Dollar. Die Vereinigten Staaten und Frankreich sind die Hauptabnehmer seiner Erzeugnisse: Rohkaffee, Kakaobohnen, Dividivi, Kautschuk, Heilpflanzen, Reiherfedern, Perlen 2c. Nach der deutschen Statistik hat sich unsere Einfuhr aus Venezuela seit 1895 von 13,4 Millionen Mark in starken Schwankungen bis auf 20,6 Millionen Mark in 1913, unsere Ausfuhr dorthin von 6,1 auf 9,3 Millionen Mark gehoben. Unsere dortigen finanziellen Investitionen haben infolge der daraus erwachsenen Zwistigkeiten unserem Handel keine Vorteile gebracht. Die wirtschaftliche Lage ist infolge des Rückganges der Kaffee- und Gummipreise und der neuerdings wieder verheerend aufgetretenen Heuschreckenplage, bei den nicht zu Ende kommenden politischen Wirren und der im nächsten Jahr bevorstehenden Präsidentenwahl z. Zt. wenig günstig zu beurteilen. Dem deutschen Handel kann auf diesem heißen Boden einstweilen nur vorsichtige Zurückhaltung empfohlen werden.

Brasilien ist mit einem Flächeninhalt von 8,52 Millionen Quadratkilometer fast dreimal so groß als der nächstgrößte südamerikanische Staat Argentinien (2,89 Millionen Quadratkilometer) und wies 1900: 17,32 Millionen Einwohner gegen 5,1 Millionen Argentiniens (1905) auf. Seine Bevölkerung macht rund 43% der Gesamtbevölkerung Südamerikas aus. Trotzdem bleibt es im Verkehr mit Deutschland in Einfuhr wie Ausfuhr beträchtlich hinter Argentinien zurück. Freilich sind beide seit 1890 erheb-

Digitized by Google

lich gewachsen. Damals bezogen wir von ihm für 137,6 Millionen Mark Waren (1900 sogar nur für 112,6 Millionen Mark), 1912 dagegen für 313,2 Millionen Mark; das letzte Jahr (1913) wies mit 247,9 Millionen Mark freilich einen beträchtlichen Rückgang auf — hervorgerufen durch den Preissturz von Gummi (Kautschuk) und das Sinken der Kaffeepreise. Von diesen beiden Artikeln hängt die wirtschaftliche Lage Brasiliens und damit seine Kaufkraft ab. Das hat Brasilien, das Hauptproduktionsland von Kaffee, veranlaßt, dessen Preisbewegung künstlich zu beeinflussen. Mit der Gesetzgebung schränkte man den Kaffeebau ein, speicherte die Vorräte reicher Ernten auf und verkaufte nur so viel, daß immer Knappheit an Ware bestand. Die Vereinigten Staaten von Amerika und Europa finanzierten in der „Valorisationsanleihe" dieses Unternehmen, das sie Brasilien tributpflichtig machte. 1903 betrug der Einheitswert brasilianischen Kaffees bei der Einfuhr nach Deutschland 63 Mark pro 100 Kilogramm, 1912 dagegen 144 Mark. Hand in Hand mit der Verteuerung ging aber auch der Verbrauch zurück, bei uns von 3 Kilogramm auf 2,53 Kilogramm pro Kopf. Und bei den hohen Preisen stieg der Anbau in anderen Ländern, namentlich in den mittelamerikanischen Staaten, deren Kaffee zudem z. T. besserer Qualität als der brasilianische ist. So kam denn 1913 der Preissturz; in der zweiten Hälfte des Jahres haben sich die Preise etwas erholt, da die Ernte nur mäßig war und die Aussichten für die nächstjährige ungünstig sind, trotzdem sind sie im laufenden Jahr weiter gewichen und an die Wiederkehr der Preise von 1911 und 1912 ist nicht zu denken.

Der brasilianische Kautschuk — der berühmte Paragummi — gilt als der beste der Welt, aber der neuerdings auf Plantagen, namentlich Ostindiens gewonnene steht ihm an Güte wenig nach. Und mit der Massenproduktion des letzteren trat trotz der gewaltigen Verbrauchssteigerung ein Preissturz auf die Hälfte ein. Das waren zwei schwere Schläge für Brasilien, das zudem wie alle in der Entwicklung begriffenen tropischen Länder ständig

Digitized by Google

das Geld des Auslandes benötigt und unter der Geldknappheit des letzten Jahres schwer zu leiden hatte.

Hauptabnehmer brasilianischen Kaffees sind die Vereinigten Staaten von Amerika, die 1909 von der Gesamtausfuhr von 16,88 Millionen Sack 7,054 Millionen empfingen, während Deutschland nur 3,29 Millionen, Frankreich 1,67 Millionen und die Niederlande 1,44 Millionen Sack erhielten.

Die Vereinigten Staaten haben Kaffee auf die Freiliste gesetzt, weniger wohl um den heimischen Konsum zu entlasten, als um Brasilien für die panamerikanische Politik, für eine Zollbevorzugung amerikanischer Waren und für die Ueberlassung der wichtigsten Eisenbahnkonzessionen gefügig zu machen. Das ist ihnen — obgleich sie doch selbst ständig die Kapitalkraft Europas in Anspruch nehmen — nur zu gut gelungen. Während sich Argentinien, das allerdings in seinen wichtigsten Ausfuhrprodukten der Konkurrent Nordamerikas ist, energisch gegen die Uebertragung der Monroedoktrin ins Wirtschaftliche wehrt, hat sich Brasilien dem wirtschaftlichen Einfluß der Vereinigten Staaten weitgehend unterworfen; es bevorzugt eine Reihe nordamerikanischer Waren zolltarifarisch und hat dessen Kapital die wichtigsten Bahnen überlassen. Das wird nicht nur in deutschen, sondern in allen europäischen Industriestaaten sehr unliebsam empfunden. Mit Recht verlangt man hier die offene Tür; und wenn der Besuch des Prinzen Heinrich auf diesem Gebiet einen Erfolg haben sollte, hätte ganz Europa Ursache ihn dankbar zu begrüßen.

Vorläufig freilich ist die nordamerikanische Industrie noch nicht so exportkräftig, um zu verhindern, daß Europa in steigendem Umfang auch in Brasilien seine Industrieerzeugnisse absetzt. Deutschlands Ausfuhr, die 1890 erst 52,2 Millionen Mark wertete, hatte 1913 fast 200 Millionen Mark erreicht, und wenn sie im laufenden Jahr auch einen Rückgang aufweisen dürfte, so ist bei den reichen Hilfsquellen Brasiliens doch zu erwarten, daß sie sich später wieder kräftig entwickelt; aber je mehr die Vereinigten Staaten Industriestaat werden, um so mehr ist unsere Ausfuhr dorthin gefährdet.

Digitized by Google

Ein Meistbegünstigungsvertrag mit Brasilien ist für uns eine dringende Notwendigkeit und er wäre mit einer Ermäßigung des Kaffeezolles nicht zu teuer erkauft.

Brasilien bezog 1912 von uns an Eisen- und Eisenwaren für 36,4 Millionen Mark, an Maschinen für 34,7, an Fahrzeugen für 10,4 Millionen Mark, an Waren aus anderen unedlen Metallen und Erzeugnissen der Feinmechanik für 14,4 Millionen Mark, an Edelmetallwaren für 1,9 Millionen Mark, an Papierwaren und Büchern für 6,2 Millionen Mark, an Leder, Lederwaren und Pelzwerk für 8,4 Millionen Mark, an sämtlichen Erzeugnissen der Textil- und Bekleidungsindustrie für 28 Millionen Mark, darunter aus Seide 5,1, Wolle 4,6, Baumwolle 13,3, Kleider und Hüte 3,4 Millionen Mark, an Erzeugnissen der chemischen Industrie für 11,5 Millionen Mark u. s. w.

Auch hier fällt wieder die relativ geringfügige Ausfuhr an Textilwaren auf.

Deutschland ist — um seine jährlich um rund 840 000 Seelen wachsende Bevölkerung zu beschäftigen d. i. zu ernähren — darauf angewiesen, seine Ausfuhr ständig zu vermehren. Das kann es auf die Dauer nur, wenn es im Wettbewerb mit anderen Völkern von den Empfangsländern industrieller Erzeugnisse nicht ungünstiger behandelt wird, als konkurrierende Staaten, d. h. wenn es die Meistbegünstigung in ihnen genießt.

Weiter ist notwendig, daß es nicht höhere Frachten für seine Waren nach jenen Märkten zu tragen hat als jene. Die Polbestrebungen mancher Linienreedereien, die Frachten hoch zu halten, sind speziell im Verkehr mit Südamerika eine Gefahr, die in dem Maße wächst, als der Osten der Vereinigten Staaten von Amerika industriell erstarkt und der Panamakanal ihm den Weg zu den pazifischen Staaten Südamerikas wesentlich verkürzt.

Schließlich dürfen die Produktionskosten Deutschlands durch eine Verteuerungspolitik nicht künstlich erhöht werden. Ueberlegenes technisches Können hat auf dem Gebiet der chemischen,

Digitized by Google

metallurgischen, Maschinen-, Elektrizitäts-, Leder- und Papierindustrie uns bisher ermöglicht, trotz dessen die Ausfuhr weiter zu steigern. Diese technische Ueberlegenheit beruht auf dem innigen Hand- in Handarbeiten von Technik und Wissenschaft und auf den trefflichen Leistungen einer hochstehenden Arbeiterschaft. Aber andere Industrievölker sind bestrebt, uns nachzueifern. Der Vorsprung, den wir heute noch haben, wird nicht von ewiger Dauer sein. Das Schicksal der Ausfuhr unserer Textilindustrie gibt hier zu denken; unser früher so bedeutender Export darin geht ständig zurück.

Hier kann nur wachsende Einsicht des Volkes und seiner Gesetzgeber, nicht aber die bestgemeinte Reise eines prinzlichen Admirals Deutschland vor einer gefährlichen Entwicklung bewahren.

„Rumänien muß größer sein!“

Von Adolf Flachs

Rumänien befindet sich in der peinlichen Lage, mit einer schwer zu verteidigenden offenen Grenze des Riesen-Rußland Zwerg-Nachbar zu sein. Von hier droht, so lange das Zarenreich mächtig bleibt, die Gefahr, vernichtet oder zu heimlichem Vasallentum, mit der Maske der Bundesgenossenschaft gezwungen zu werden; dies auch dann, wenn bei der Ehe zwischen einer Zarentochter und dem rumänischen Prinzen Karl das 1878 geraubte Bessarabien gewissermaßen als Hochzeitsgeschenk zurückgegeben würde.

Sollte die Erkaltung der rumänischen Sympathien für den westlichen Nachbar zu tätigen Feindseligkeiten führen, so hätte Oesterreich-Ungarn die Möglichkeit, Rumänien das Leben sauer zu machen; es würden verhältnismäßig wenig Truppen und Geldmittel dazu gehören, um die strategisch wichtigen Höhen und die in die rumänische Ebene hinabführenden Täler der Kar-

Digitized by Google

pathen auf rumänischem Gebiete zu besetzen und besetzt zu halten. Das würde eine folgenschwere, langwierige Lähmung Rumäniens bedeuten.

Nun hat das Königreich in den Balkanwirren zwar nicht an Kraft, jedoch an Gebiet, Ansehen und Einfluß gewonnen, damit aber auch das Gefahrvolle seiner Lage wesentlich erhöht; denn es besitzt jetzt an Bulgarien einen zähen, militärisch gleichwertigen Feind, der es nicht vergessen wird, daß er den ertragreichsten Teil seines Landes dem Nachbarstaate abtreten mußte. König Karl soll vor einigen Monaten gesagt haben: „Es werden keine drei Jahre verstreichen, und wir haben Krieg mit Bulgarien“. Auch wenn diese, meines Wissens nicht dementierte Aeußerung erfunden sein sollte, wird sie — damit ist zu rechnen — späterhin ihre Bestätigung finden.

Unbekümmert um diese gefährlichen Nachbarschaften wird in Rumänien, hauptsächlich in Bukarest und Jassy, der Ruf: „Rumänien muß größer sein!“ immer lauter, stürmischer und drohender. Er richtet sich — vorläufig — bloß gegen Oesterreich-Ungarn, dessen von den Stammesgenossen bewohnte Gebietsteile abgetrennt und mit dem freien Königreich vereinigt werden sollen. Diesen Zustand offen zu besprechen, liegt im Interesse der Friedensfreunde, des Dreibundes und Rumäniens selbst.

Man unterschätzt meist diese Bestrebungen in der Meinung, ihre Wortführer und Anhänger seien zum Teil leicht erregbare Studenten, also politisch halbreife und einflußlose Elemente, zum anderen erwachsene, aber phantastisch veranlagte Kannegießer und chauvinistische Offiziere außer Dienst. Dabei wird übersehen, daß die Idee einer nordwestlichen Vergrößerung des Landes auch in anderen Kreisen geträumt wird. Unter diese, in ihrer großen Mehrheit aufrichtig patriotischen Rumänen mischen sich auch solche, deren Begeisterung durch russisches Geld entzündet wurde und genährt wird. Schließlich aber ist ja das Woher einer Bewegung gleichgültig; wichtig aber ihre Wirkung, ihre Folgen. Darauf kommt es an.

Digitized by Google

Der Begriff „größer“ hat sehr suggestive Kraft. Die Oesterreich-Ungarn feindselige Stimmung kann sich über Nacht in eine kühne, richtiger tollkühne Tat verwandeln. Daß namentlich die Gymnasiasten und Universitätsstudenten von solchen, praktisch gesehen, unsinnigen Hoffnungen und Bestrebungen erfüllt ist, sichert diesen langen Bestand. Schon während ihrer Studienzeit propagieren sie den großrumänischen Gedanken, und ein gut Teil von ihnen bleibt im vorgerückten Alter den alten Ansichten treu: so entwickelt und verbreitet sich ein übertriebener Nationalismus, der umso gefährlicher werden kann, als er keinen Blick für Tatsachen und Möglichkeiten besitzt.

Daß die Thronfolgerin lebhafte Zuneigung zu allem, was russisch und französisch ist, eben solche Abneigung gegen Oesterreich-Ungarn und das Deutschtum hegt, bildet unmittelbar und mittelbar eine Stärkung der Bewegung, allerdings würden diese Gefühle in dem Augenblick belang- und wirkungslos werden, da ein Umschwung in der öffentlichen Meinung eintritt. Bekanntlich ist das dynastische Gefühl im ganzen Balkan nur rudimentär entwickelt, und alle Throne wackeln dort gelegentlich mehr oder minder heftig.

Den Ausschlag in allen wichtigen Staatsangelegenheiten sollte eigentlich die Bauernschaft geben, allein diese, obgleich die ungeheure Mehrheit, lebt in halborientalischem Fatalismus ihr schweres Leben, schert sich fast gar nicht um Politik, fände übrigens mit Wünschen und Ratschlägen gar keine Beachtung. Maßgebend sind neben dem Herrscher im Rahmen seiner Befugnisse die Berufspolitiker und die Parlamentsmitglieder, bis zu einem gewissen Grade auch die Städter überhaupt, soweit sie im „Nebenamt“ Politik treiben.

Gelänge es jedoch der Leitung der großrumänischen Bewegung, den Bauern den Glauben beizubringen, Feindschaft gegen Oesterreich-Ungarn sei eine Gott und der Welt gefällige Sache, so besässe sie eine fast unüberwindliche Macht, die die „maßgebendsten“ Kreise zu den schärfsten Schritten zwingen könnte. Schwierig

Digitized by Google

ist es allerdings, die Bauern aufzurütteln, aber nicht unmöglich. Mit 50 Millionen Rubel, einer den Bauern gefällig erscheinenden Idee und einem guten Schlagwort sind die Millionen rumänischer Landleute zu Haß und Gewalttat gegen wen immer, sogar gegen Rußland aufzuhetzen.

Ohne Zweifel sehnen fast alle intelligenten und bei Entscheidungen mitwirkenden Rumänen die Vergrößerung ihres Landes durch die rumänischen Gebiete der Habsburger-Monarchie innigst herbei, doch wissen sie nur zu gut, daß die Verwirklichung dieser Sehnsucht in absehbarer Zeit unmöglich ist; deshalb enthalten sie sich jeder Handlung. Die Bewegung aber geht weiter und kann zum mindesten zu einem wirtschaftlichen Kriege führen, worunter Oesterreich-Ungarn und Deutschland, in viel höherem Grade aber Rumänien selbst leiden würde.

Unter den Politikern von Ansehen und Einfluß gibt es einige wie der greise Staatsmann Petre Carp, der sehr begabte Take Jonescu, die der gefestigten Ueberzeugung sind, daß Rumäniens natürlicher Feind Rußland, sein natürlicher Freund vorläufig Oesterreich-Ungarn ist: diese Gruppe sieht sicherlich die Gefahr, die eine weitere Erstarkung der Bewegung bei der jetzigen europäischen Situation für das Königreich heraufbeschwören könnte, allein es scheint ihr an der nötigen, allerdings großen Dosis Mut zu fehlen, sie zu bekämpfen.

Die großrumänische Strömung verdient die besondere Beachtung der Dreibundsregierungen; sie muß, so berechtigt sie auch von dem in unserem Zeitalter herrschenden Nationalitätsgrundsatz aus sein mag, im Interesse der Erhaltung des Friedens in Europa durch geeignete Mittel eingedämmt werden, denn sie kann urplötzlich den Anstoß zu folgenschweren Ereignissen geben.

Digitized by Google

Ueber Bergsons Philosophie

Von Dr O. Kiefer

Mehr und mehr beginnt man zu begreifen, daß die Philosophie, ähnlich wie die Religion, keine „absoluten Wahrheiten" bietet, sondern gerade in ihren größten Leistungen nichts anderes als genial gesehene Weltbilder, die, wie die Werke Homers, der Faust und der Zarathustra, mit Lebenswerten umso reicher gesättigt sind, je lebensvoller die Persönlichkeit ist, mit deren Herzblut sie geschrieben sind. Halten wir daran fest, so werden wir gleichzeitig einem Fichte und Schopenhauer, Nietzsche und Hartmann gerecht werden, ohne uns irgend einem mit Haut und Haaren zu verschreiben, was immer ein Zeichen von Schwäche ist. Auch dem Zauber der Bergsonschen Genialität werden wir auf diese Weise nicht so unbedingt unterliegen, wie die vielen Tausende seiner kritiklosen Anbeter, die, Männlein und noch mehr Weiblein, seinen Hörsaal im Collège de France stürmen, oder wie sein deutscher Verleger, der ihn als den originellsten Denker seit Kant preist!

Philosophie als Welterschauung einer genialen Persönlichkeit: wie schaut nun Bergson die Welt? Man könnte vielleicht kurz sagen: er macht mit dem geistreichen Aperçu des Heraklit „alles fließt" bitter Ernst, er macht ein „System" aus diesem Gedanken, wenn nicht jede teutsch-gründliche und langweilige Systemmacherei diesem glänzenden Essayisten fern läge. Ist doch auch sein bisher größtes Werk, die „évolution créatrice", alles andere als ein System im Sinne eines vom Hegelianismus erfüllten Gedankenarchitekten. Aber er tut mehr: er verbindet die Idee Heraklits mit den Ergebnissen der Entwicklungslehre, die er, erfreulich anders als mancher deutsche Philosophieprofessor, nicht ignoriert, sondern dankbar als größte Errungenschaft der Wissenschaft unserer Zeit anerkennt. Leben ist ihm „schöpferische Entwicklung", Leben ist ein Strom des Schaffens, aus dem neue und immer neue Gestaltungen hervortauchen, und dem grämlichen Pessimistensatz:

Digitized by Google

es gibt nichts Neues unter der Sonne, ruft er entgegen: es gibt nur Neues, die Entwickelung des Lebens ist eine ewig erneute Schöpfung! Die Lebensschwungkraft des „élan vital", der bei Bergson ungefähr die Rolle des Schopenhauerschen „Willens" oder Fichteschen „Ich" spielt, ist der Drang, immer kompliziertere Formen mit immer höherer Bestimmung zu schaffen. Diesem absoluten Schöpferdrang steht freilich eines ewig im Wege: die Materie, bei Bergson keine irgendwie geartete „Substanz", sondern nichts anderes als die Umkehrung der vorwärts drängenden Schöpferbewegung des „élan vital", der seinerseits ewig sich bemüht, möglichst viel Freiheit in den Mechanismus der Materie hineinzubringen. So sieht Bergson den uralten und durch keine Philosophie noch je wirklich gelösten Dualismus von Geist und Materie, Freiheit und Notwendigkeit oder wie man dies Urphänomen sonst noch genannt hat.

Der Lebensimpuls hat sich nun nach Bergson in wesentlich verschiedene Entwickelungsreihen zerteilt: im Tier richtet er sich nur auf die eigene Bewegung, im Menschen auf die Materie, näher ausgeführt: im Tier wird er Instinkt, im Menschen wird er Intellekt. Der Intellekt ist die Fähigkeit, sich im Reiche der Materie zu orientieren, sie für unser Leben nutzbar zu machen, somit eine rein aufs Praktische, nicht auf die Erkenntnis gerichtete Fähigkeit, der Instinkt dagegen ist die angeborene Erkenntnis der Dinge selbst, die freilich im Tier schlummert und sich zur Handlung veräußerlicht. Könnten wir diesen schlummernden Instinkt zum Bewußtsein erwecken und fragen, und könnte er antworten, meint Bergson, so wäre er imstande, uns des Lebens tiefste Geheimnisse zu lösen. Ab und zu allerdings hat dieser Instinkt sich zum Bewußtsein verinnerlicht, erfaßt das Wesen der Dinge und löst uns Geheimnisse — in der Intuition genialer Menschen. In dieser scharfen Auseinanderhaltung und wesenhaften Unterscheidung der drei Aeußerungen des Geistes: Instinkt — Intellekt — Intuition hat man wohl den eigentlichen Kernpunkt der Bergsonschen Philosophie zu erblicken, ihre neue Orientierung im Reiche

Digitized by Google

des Denkens. Denn aus dieser Fassung des menschlichen Intellekts ergibt sich sofort ein weiteres: alles, was uns dieser Intellekt als angebliche Erkenntnisse über das Wesen der Dinge sagte, hat nur einen ganz relativen auf den Bereich unseres Handelns bezüglichen Wert! Nur, was geniale Künstler und Denker intuitiv erfassen, reicht ans Wesen der Dinge. Denn das Wesen der Dinge ist unendlich erhaben über das, was unser Intellekt darüber aussagt. Man nennt solche Weltanschauung Irrationalismus, man kann auch von Pragmatismus sprechen. Die Einseitigkeiten, ja Gefahren solchen Philosophierens darf man berühren, ohne die Bedeutung eines Bergson zu verkleinern. Man kann fragen: wird die Berufung auf die Intuition als höchste, ja einzig wahre Erkenntnisquelle nicht der Willkür Tür und Tor öffnen und zu einer bedenklichen Verachtung der exakten Wissenschaft führen? Solche Früchte *hat* die Lehre Bergsons in Frankreich bereits gezeitigt. Aber auch Schopenhauer und Nietzsche sind ja so oft schon ganz anders verstanden worden, als sie es wünschten! Bergson selbst ist der letzte, der solche Folgerungen aus seiner genialen Intuition gezogen wünscht, sagt er doch einmal: „Wie könnte ich schon heute ein endgültiges Ergebnis formulieren, wenn die von mir vorgeschlagene Methode fordert, daß man erst allmählich, auf dem langen, schweren Weg der Tatsachen zu den Ideen aufsteigt!" Denn wir dürfen nie vergessen, daß Bergson weit davon entfernt ist, etwa in jedem bizarren Einfall irgend eines Sonderlings eine „Intuition" zu sehen! Vielmehr setzt nach seiner Ansicht das plötzliche Aufleuchten einer Intuition ein langes und gründliches Studium der betreffenden Tatsachen, Probleme und Theorien voraus, förmlich ein Einswerden mit dem Wesen der betreffenden Frage, das sich dann plötzlich der ringenden Seele enthüllt. Man wird vielleicht einwenden: das ist ja das Wesen einer *künstlerischen* Intuition, aber keine Philosophie! Zugegeben: Bergson ist, wie jeder wirklich geniale Denker, im letzten Grunde Künstler; darin liegt aber gerade seine Größe! Man lese seine glänzend, um nicht zu sagen,

Digitized by Google

blendend geschriebenen Werke, mit ihrer Fülle höchst lebensechter, farbiger Bilder, diese Schriften, die so gar nichts mehr von professoraler Trockenheit und Abstraktheit haben; man vergleiche mit ihm etwa einen Eucken (der ihm innerlich nahe steht) und man erlebt etwas ähnliches, wie wenn man nach einem guten Bilde Cézannes einen Schwind oder Richter betrachtet.

Was also kann man heute schon als wesentliche Vorzüge der Bergsonschen Art, die Welt zu schauen, feststellen? (ohne ihn damit für einen Halbgott zu erklären!) Einmal: hier steht eine Philosophie vor uns, die es klar ausspricht, daß die Weltwirklichkeit viel zu erhaben über allem Menschendenken ist, als daß dies Denken durch Konstruktionen auch der schönsten gotischen Dome des Gedankens je imstande wäre, sie zu fassen; es ist nötig und heilsam, wenn diese bescheiden machende Einsicht uns immer wieder nahe gebracht wird; der philosophische Uebermut mancher „Monisten", die in Wirklichkeit, um mit Schopenhauer zu reden, nicht selten den Affenregistratoren nahe stehen, macht dies heute besonders notwendig. Des weiteren: die Philosophie Bergsons hat wieder einmal den Mut zur Metaphysik, aber zu einer, die sich gründet auf Biologie und Psychologie, und es fertig bringt, das Geistige von allem Mechanismus der Materie, aber auch von aller anthropomorphen Zwecktheorie zu befreien, ohne es ins Abstrakte und Leere zu verflüchtigen; eine Philosophie, die allen Verflachungstendenzen der Zeit entgegen sich wie Nietzsche zur schöpferischen großen Persönlichkeit bekennt, und, recht erfaßt, auch dem Religiösen wieder zu seinem Rechte verhilft: (gerade indem sie die reine Verstandesphilosophie bekämpft). Endlich: eine anschaulich, interessant und voll pulsierenden Lebens geschriebene Philosophie, deren Stil auch solchen genießbar ist, die sich seit Hegels und seiner Nachfolger unverständlichen, langstieligen Erörterungen von aller Philosophie mit Entsetzen abgewendet haben und durch Schopenhauers Pessimismus nicht begeistert wurden. Möge Bergson in diesem Sinne uns schwerfälligeren, allzu rationalistischen und nüchternen Deutschen ein fruchtbarer Anreger sein; zum Modephilosophen braucht er darum noch lange nicht zu werden.

Digitized by Google

„Das sterile Berlin"

Ein Gegenstand wird so lange zu oft behandelt, bis er — wieder erörterungsfähig wird. Er rückt in die Zahl der gemeinschaftlichen, darum stets aktuellen Dinge ein: man braucht sich der Beschäftigung mit ihm nicht mehr zu schämen. Weil das Grundsätzliche zum Ueberdruß erörtert ist, wird Raum für das Sachliche. Aus dem Gesinnungsmoder wächst die Monographie.

Das ist der Fall des „Geburtenrückgangs". Auch dieses Thema ist nur noch erträglich in Form der Einzeldarstellung. An solchen aber haben wir, in all der Tintenflut, nicht Ueberfluß — sondern Mangel. Das Buch des Arztes und Hygienestatistikers Felix A. Theilhaber: „Das sterile Berlin" sucht eine der Lücken zu füllen. Es gibt in möglichster Vollständigkeit einen Sonderfall. Aber es gibt ihn, zugleich, als Paradigma.

Auch eine Sonderdarstellung kann die Voraussetzungen ihres Falles nicht übergehen: hier ist über Geburtenbeschränkung ein reiches Material zusammengetragen. Der entscheidende Eindruck ist: von Sittenreinheit oder -Verfall als Ursache der Gesamterscheinung darf nicht mehr sprechen, wer Theilhabers Buch gelesen hat. Es ist allerdings nicht, wie der Verfasser im Untertitel angibt, eine „volkswirtschaftliche Studie": denn er selbst weist nach, daß nicht Wirtschaft allein die Geburtenzahl reguliert; wohl aber, daß wirtschaftliche Zustände sie entscheidend beeinflussen.

Die Geschichte ist, und die von Menschen bewohnte Erde, voll von Systemen der Geburtenbeschränkung. Sie waren in Aegypten, Indien, China so heimisch, wie in Griechenland und in Rom. Sie finden sich bei den Germanen des Altertums so gut, wie bei den Semiten. Freiwillige oder erzwungene Abstinenz, Kindesmord und eine endlose Reihe oft schauerlicher, gerade bei „Naturvölkern" raffinierter Abtreibungsmittel .... Kein Volk, das jemals veranlaßt war, die Fruchtbarkeit einzudämmen, macht eine Ausnahme. Weder die Kultur noch die Unkultur, weder Laxheit noch Strenge, weder Religion noch Rasse war der Einschränkungspolitik ein Hindernis. Das strenge republikanische Rom erlaube, erst das „entartete" der Kaiserzeit verbot den Kindesmord. Erst als die ungeheure Sterblichkeit in den Städten die Einwohnerschaft mit Aussterben bedrohte, wurde die Abtreibung unter grausame Strafen gestellt; als die Sterblichkeit abnahm, wurden auch diese Gesetze milder. Der Geburtenrückgang ist eine Folge der Lebensverlängerung.

Berlin aber steht für Deutschland. Das ist die Folgerung gerade aus den Zuständen, in denen sich Berlin von Deutschland unterscheidet. Hätten beide die verhältnismäßig gleichen Ziffern, so müßte man auf innere Verschiedenheit schließen; da sie ungleich sind, erkennt man die Linie, deren jeweiliger Endpunkt in Berlin liegt. Berlin hat die niedrigste Geburtenzahl: weil es die größte Stadt ist. Da aber in Deutschland (wie überall) sich die ländliche Lebensform in der Richtung auf die Stadt, die städtische in der Richtung auf die Großstadt verändert: ist die Berliner Gegenwart gleichbedeutend der deutschen Zukunft.

Dies alles ist oft genug ausgesprochen worden: es fehlten aber die einwandfreien Belege. Ein besonderes Verdienst des Theilhaberschen Buches ist der durchgeführte Beweis, daß Berlin heute tatsächlich, nicht nur im Sprachgebrauch des Redners, „unterfruchtbar" ist, das heißt: nicht mehr im-

Digitized by Google

stande, die nächste Generation auf die Menschenzahl der gegenwärtigen zu bringen. Erwiesen ist, daß auf jede Berliner Ehe durchschnittlich nur noch zwei Kinder (die unehelichen mit eingerechnet) entfallen. Das aber bedeutet für die Zukunft eine Unterbilanz. Theilhaber legt an Beispielen dar, worauf auch ich wiederholt hinwies: daß die Folgerung aus einem Geburtenüberschuß auf eine künftige Vermehrung falsch ist und ein durch abnorme Altersschichtung erzeugter Trugschluß. In einem Tempo ohnegleichen hat die Berliner Fruchtbarkeit abgenommen. Eine Million in den siebziger Jahren zeugte bedeutend mehr Menschen als heute die zwei Millionen. Damals entfielen auf tausend gebärfähige Frauen jährlich 240 Geburten; heute: noch nicht 80. In Frankreich, dem Lande der Kinderlosigkeit, ist die Fruchtbarkeit — — anderthalbmal so groß wie in Berlin ....

Der Beweis, daß die Berliner Geburtenzahl nicht ausreicht, um ohne Zuzug die heutige Menschenzahl zu erhalten, ist geführt. Wie groß müßte, für Deutschland berechnet, die Mindestfruchtbarkeit sein? Ich schätze sie auf 2,4 Geburten pro Eheschluß, was (mit Einrechnung der Unehelichen) für die nächste Zeit einer Quote von jährlich 20, später 17,5 bis 16 aufs Tausend der Gesamtbevölkerung entspräche.

Volkswirtschaftlich darf sich Theilhabers Studie nennen, weil sie an einem Vergleich der Arbeiter- und Beamteneinkommen mit den sorgfältig errechneten Erziehungskosten nachweist, daß eine größere Kinderzahl für die Mehrheit der Berliner Familien tatsächlich eine Unmöglichkeit ist. Diese Zahlen sind nicht zu widerlegen. Die Anwendung (Staatshilfe in weitestem Maß, gemeinsames Aufkommen für die Kosten mindestens vom vierten Kinde an....) — ist ein Kapitel anderer Art.

Hermann Friedemann

Handelsschriftstellerei

Schwerfälligkeit ist das Kennzeichen der deutschen Handelsschriftstellerei. Das ist leider so, es ist nicht zu leugnen, es ist so. Schon an einer Aeußerlichkeit offenbart es sich: an der Druckschrift. In den Tageszeitungen wirkt der Handelsteil wie ein Fremdkörper. Auch Zeitschriften gibt es, die ängstlich die Typeneinheitlichkeit vermeiden. Weshalb? Einen triftigen Grund gibt es nicht oder doch nicht mehr. An der Tradition braucht man nicht festzuhalten, das Wesen der wirklichen, der ernsten Handelszeitung soll Kritik und Pädagogik sein, also genau das, was wir von der politischen, von der feuilletonistischen Publizistik verlangen. Mancher Handelsschriftsteller hat das Gefühl, Wissenschaft darzubieten. Er meint, Wissenschaft lasse sich nur möglichst unauffällig, möglichst verkraust und ohne Frische präsentieren. Als ob „unter dem Strich" nicht auch Wissenschaft geboten würde, als ob es Aufgabe der Tages-, der Wochenschriftstellerei sei, verdunkelte Tiefgründigkeit, Wegverschlungenheiten, langsame Logik zu geben. Der Periodizitätsschreiber hat ein anderes Lehramt zu versehen. Er soll Quintessenzen in guter Aufmachung vorlegen, er soll „interessant" schreiben. Denn er hat den Schnelleser zu fesseln, also einen Menschen, dem zweimal, dreimal am Tage ein langes und breites Papier zur Verfügung steht. Da kann man keinen Ewigkeitston anstimmen, da muß man mit blumenumwundener Faust einhämmern. Wer es graziös, ansprechend, dabei nicht ohne Dauertendenz macht,

Digitized by Google

ist erfolgreicher als der Archivrat, der Mappen auszieht und das Rückwärtsfieber hat. Wäre die Handelsschrift anders, vielleicht würde sich die Handelsschriftstellerei danach richten.

Aber das ist es nicht allein. Es ist eine Frage der Fähigkeit, der Lust am Worte. Die Meisten meinen, das Referat mit einigen trockenen Kommentarsätzen, das Protokollartige, genüge. Nirgends wird so viel abgeklatscht, so viel Vorgedrucktes mitgenommen. Es fehlt das Federtalent, das Vergnügen, das Schwerfällige zu formen, liebenswürdig, lesbar zu machen. Wer es versucht, ist ihnen „Feuilletonist". Aber sie würden sicherlich formfreudiger sein, wenn sie die Kunst in sich hätten. Die fehlt ihnen und deshalb sind sie wie die Typen. Sie treten lateinisch auf, hinten den Zopf und vorne den Gänsekiel. Sie sind langweilig bis zum Kinnbackenkrampf. Wenn sie fechten wollen, so „holzen" sie. Sie glauben, nur diese Art sei würdig, nur so könne man der Materie gerecht werden. Sie vergessen, daß nicht die Materie maßgebend ist, sondern der Künstler an ihr. Nicht was ist, wie es ist, das lockt uns, das ist die Aufgabe. Was ist, das weiß auch der Getreidemensch, der Depositenfilialist, der Warenhäusler. Aber er kann kein „wie" daraus machen, ihm fehlt die Reizbegabung, die der Publizist haben muß. Sonst ist er keiner, sonst soll er Getreide handeln, Depositen verbuchen, Untertaillen verkaufen. Ja, der tüchtige Bankdirektor weiß erheblich mehr als der Handelsschreiber mittlerer Qualität. Man kann ihm sachlich nichts Neues geben. Wie man es ihm gibt, darauf kommt es an, damit wendet man die Ansicht, beeinflußt man die Moral, erregt man Besserungswünsche, Angst, Zorn. Auch der Schriftstellermut ist von der Formungsbegabung abhängig. Wer mit der Feder schnörkeln oder stechen kann, wie er will, der geht eher in die Schlacht. Nicht zum Angriff mit alten, plumpen Ballisten, sondern zum schönen Kavallerieangriff, den auch der Feind gerne sieht, selbst wenn er ihn fürchtet. Einfach ist die Sache nicht, manch Stilstolperer glaubt, er hätte es weg, aber er kann gar nichts, er blendet die Börsenkulis, dem Sprachbeflissenen macht er nichts vor. Er verwechselt lustig den Akkusativ mit dem Nominativ, er weiß von der Grammatik so viel wie die Kuh vom Chinesischen, aber er pendelt durch die Spalten, wie er früher durch die Börsensäle pendelte. Ein Witzchen, ein gestohlenes Manierchen, sonst lauter verschriftlichte Handelshandbewegungen, so sieht Herr Grimm aus der Behrenstraße aus. Dann ist da der Oelige, der die Synagogenpredigt, die Schillerzitate, nicht vergessen kann. Er arbeitet mit den ältesten Scharteken und mit dem Warnerfinger wie in der Leichenhalle.

Das dritte Manko ist: sie haben nichts gelernt. Börsentechnik, Banktechnik, die können sie so gut wie jeder Prokurist, aber sie wissen nicht, was Walther von der Vogelweide gesungen, was Lenau geklagt, was Goethe vollendet hat. Sie denken, wie Achilles durch Homer spricht, das ist völlig schnuppe. Sie sehen Kant zur Schokoladenreklame verkindelt, aber sie ahnen nicht einmal, was er gewesen und was er ist. Einige Kitschiers allerdings, Büchertürmer ohne Ernst, Stichprobenphilosophen, führen eine Lügenkritzelei auf, die Herr Teiteles ihnen glaubt. So geht das nicht, da muß ein Fundament sein, sonst bleiben die Referate, die Protokolle, die stumpfsinnigen Aus-

Digitized by Google

züge, die verrenkten Kritiken. Entsprungene Gymnasialembryonen kann man für den pädagogischen Zweck nicht verwenden, sie seien denn Genies. Der Nurbörsier ist am falschen Platze. Er kommt über das Niveau eines Mittelbankwochenberichtes nicht hinaus, ob er sich nun etwas Flitter umhängt oder nicht. Will sagen: ohne vertieftes Regularium oder Irregularium an Schulen oder im Stübchen ist keine Schriftstellerei zu treiben, auch keine Handelsschriftstellerei. Sonst bleibt das Zeug im „Interessentenkreis" und eine Universalwirkung wird nicht erzielt. Auch vor den Darbietungen „zu billigen Preisen" fürs Volk sei gewarnt. Sie sind das Mittel der Bequemen und Gefallsüchtigen. Der Handelsschriftsteller sei, wie jeder andere Publizist, ein Mensch mit Allgemeinkenntnissen, mit Gefühl für die Zusammenhänge, mit Vertiefungsdrang und doch mit Vergnügen an dem leichten Schritt. Er bringe aus einem vollgepfropften Hirn Schönheiten vor, er wandle die breite, die tapsige Wucht der Wissenschaft in lehrhafte Anmut. Sonst bleibe er auf dem Drehstuhl oder in der Börse, gehe um 3 Uhr ans Telephon und melde seinem Chef: „Nudelfabrik Posemuckel lagen schwach".

Dr. Alfons Goldschmidt

Roosevelt Confessor

Wer irgendwie geglaubt haben sollte, daß Theodore Roosevelt nach der Niederlage in der letzten Wahlkampagne sich schließlich den Usancen seines Landes fügen, daß er seine traditionswidrigen, präsidentiellen Aspirationen doch noch aufgeben werde, muß nach der Lektüre seines jetzt erschienenen Memoirenwerkes „Aus meinem Leben" (F. A. Brockhaus) bekennen, daß er gewaltig irrte. Dieses Buch mit seinen fünfhundert Seiten steht von Anfang bis zum Ende im Zeichen des Kampfes, der Tendenz. Selbst dort, wo es rein sachlich scheint, wo es Fakten berichtet, — sogar wo es weit vom politischen Gebiet abschweift, lugt der Agitator, der Ehrgeizige aus allen Winkeln verräterisch hervor. Noch immer ist seines Autors „hat in the ring".

Nun sind wir freilich gewohnt, von Memoiren zu verlangen, daß sie der Tagesleidenschaft und dem Tageswollen entrückt, nach bester Möglichkeit sub specie aeternitatis geschrieben seien. Nur auf diese Weise werden höchste menschliche und historische Dokumente zustande kommen. Dazu gehört eine intellektuelle Distanz, eine objektive Freiheit der Betrachtung, die dem leidenschaftlich interessierten Roosevelt heute gewiß fremd ist. Aber auch wir stehen ja noch mitten in der Entwicklung, mitten in der Fragenhäufung, die auch ihn bestürmen. Auch wir können, in Sympathien und Antipathien, in Erwartungen und Vorurteilen, in Befremdung, Mißtrauen und Gläubigkeit nicht die gelassene Objektivität des Blicks unser eigen nennen, die vielleicht dem kommenden Jahrhundert gewährt sein wird. So spricht ein sehr Subjektiver zu anderen Subjektiven. Das zwingt zu robusteren Mitteln. Und der heiße Trieb, zu überzeugen, vergewaltigt oft die vielleicht redlichsten Absichten des einfachen Berichters. Immerhin: ist dessen Persönlichkeit an sich interessant, seine Erfahrung reich, sein Erleben bedeutungsvoll, so rechtfertigt das bis zu einem gewissen Grad auch ein sonst anfechtbares und mindestens verfrühtes Unternehmen.

Ein Mensch solchen Schlages ist nun Theodore Roosevelt zweifellos. Man

Digitized by Google

kann ihm politisch gänzlich fernstehen, kann seine Theorien flach und falsch nennen, kann ihm Reklamehaftigkeit, Lauheit und Phraseologentum vorwerfen —: der exzeptionelle, in mancher Hinsicht erstaunliche Wuchs seines Wesens ist unableugbar. Starker Wille zum Erfolg durchpulst ihn. Zäh und mit allen Mitteln verfolgt er seine Ziele. Dafür ist die Rücksichtslosigkeit und der energische Impetus, mit der er nach dem Chikagoer Konvent seine Fortschrittspartei etablierte, bezeichnend. Auch in den Erinnerungen findet sich manches Beispiel, (— wenn sie auch oft allzu selbstbewußt vorgetragen, allzu deutlich unterstrichen sind!) Wie er etwa seine politischen Anfängerscharmützel, die ersten Verteidigungstreffen seiner Selbständigkeit und Ehrlichkeit gegen Cliquenbildungen der Kollegen, gegen die Polypenumstrickungen der großen Kapitalsmächte schildert, das ist ein Kapitel von fast dramatischer Spannung.

Dieser Kampf mit all dem, was er „unterirdische Politik" nennt, ist überhaupt das Grundmotiv des Buches. In hundertfältiger Form, schmeichelnd und drohend, brutal und verschlagen,— in Verwaltung und Heer, in Presse und Parlament tritt sie ihm entgegen. Rechtschaffen versucht er, sich ihrer zu erwehren. Wie weit es ihm gelungen, darüber mögen die Ansichten auseinandergehen. So zufrieden, wie er selbst, werden vielleicht nur wenige sein. Aber die subjektive Ehrlichkeit Roosevelts auch im Verhältnis zu Wallstreet und den großen Finanz-, Industrie- und Handelskorporationen ist nicht zu bezweifeln. Es ist eine der wenigen (dann aber auch desto erstaunlicheren!) Unbegreiflichkeiten des sonst so klugen Woodrow Wilson, daß er, mit einer seiner ersten Aeußerungen im Präsidentenamt, seinen Vorgänger und Nebenbuhler der Bestechlichkeit, der heimlichen Interessengemeinschaft mit dem Stahltrust zeihen zu müssen glaubte. Dagegen wehrt sich Roosevelt, in einem umfangreichen Anhang, mit begreiflicher und berechtigter Erregung. Daß er dabei nun auch seinerseits nicht nur gegen Wilson, sondern auch gegen die beiden alten Parteien furchtbar ausfällig wird, ist nur ein Zeichen mehr für die vorwiegend agitatorische Intuition seines Buches.

Trotzdem bleibt auch für den Europäer, den diese Parteiprätensionen und -zänkereien weniger angehen, noch immer genug, um die Lektüre empfehlenswert zu machen. Wo die Tendenz nicht gar zu sehr überwuchert, tritt ihm das Bild des heutigen politischen Amerikas aus einer Unzahl Einzelmitteilungen lebendiger und wohl auch ungefälschter entgegen, als es durch viele gelehrte Bücher geschehen könnte. Und daneben lernt er eine Persönlichkeit besser verstehen, die nicht nur von außergewöhnlichem und dauerndem Glück begünstigt war, nicht nur Jahre lang die beispiellose Popularität eines großen Volkes besessen, — sondern die auch durch ihre Energie dem Glück, durch ihr redliches Wollen der Popularität eine gewisse moralische Berechtigung zu geben vermocht hat.

Leopold Schwarzschild

Wahnfried

Behandeln wir die Sache vor der breitesten Oeffentlichkeit und mit ebensolcher Ausführlichkeit, wie es eben die Beteiligten wünschen. Die Frage ist: Sein oder nicht sein! Wahnfried sagt: sie ist nicht sein!

Man weiß, Frau Cosima Wagner, Tochter von Franz Liszt, hieß einmal Frau von Bülow. Wagner und

Digitized by Google

Bülow einigten sich, es trat eine Art Interregnum ein, dann wurde die Angelegenheit im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches geregelt. Als erste, etwas verfrühte Tochter des neuen Ehepaars Wagner wurde Isolde, die heute die Frau des Kapellmeisters Beidler ist, geboren. Nach ihr kamen Eva, Chamberlains Frau und Siegfried Wagner. Der Meister, ein Freund des Gelegenheitsgedichtes, wie man aus einem „Gedichten" mit ehrfurchtsvollem Grausen ersieht, besang Isolde in diesen Versen:

Vor fünfzehn Jahren wurdest du geboren
Da spitzte alle Welt die Ohren:
Man wollte „Tristan und Isolde".
Doch, was ich einzig wünscht' und wollte,
Das war — ein Töchterlein Isolde.

Wagner ist in dem treuherzigen Glauben gestorben, dieser sein einziger Wunsch sei ihm in Erfüllung gegangen. Kuchen! Am 13. Juni 1913 hat sich Frau Cosima Wagner anders besonnen.

Man bedenke: 47 Jahre gilt die Tochter Isolde als Kind Richard Wagners. Und im Wagnerjahr versuchen die Bayreuther Gralshüter ihr den Vater wegzueskamotieren, sie, in einem schlimmeren, als dem gewöhnlichen Sinn, zum Bankert zu machen. Liszt schrieb der Enkeltochter als dem Fräulein Isolde Wagner, die Mutter nannte in zahllosen Briefen Wagner „deinen Vater" und schrieb der Tochter vor zwölf Jahren diesen nicht mißzuverstehenden Satz: „Mein Kind, dein Eintritt in das Leben bedeutete für mich die innere Wandlung, welcher die äußere mit Notwendigkeit folgte." Die innere: die Verbindung mit Wagner; die äußere: Legalisierung dieser Verbindung. Und jetzt bringen es Wagners Witwe und Sohn fertig, das Heiligtum jenes raschen, heldenhaften Zusammenschlusses zu schänden und aus einer abscheulichen Erbschaftsstreiterei eine Art umgekehrter exceptio plurium zu konstruieren.

Die ethischen Wirkungen Wagners scheinen zu weitreichend zu sein, als daß sie in der nächsten Nähe sich bemerkbar machen könnten. Parsival wird mit einer hysterischen Heftigkeit festzuhalten gesucht und Isolde aus Gründen der Konjunktur preisgegeben. Das Werk über alles und das Kind zum Kuckuck! Wagners Wähnen wird dort, wo es Frieden fand, wieder aufgescheucht und in aller Oeffentlichkeit Lügen gestraft. Frau Wagner ruft's einem Bayreuther Gerichtshof zu:

Von wem ich es hatte, das sag' ich Euch gern,
Das Kind in meinem Leib —

und enthüllt nun, was sie ihrem Mann, seinen eigenen, brieflichen Aeußerungen zufolge, ein ganzes Leben verheimlicht hat. Das Kind ist nicht von ihm! In solche Couplet-Widerlichkeiten ist heute Monsalvat verwickelt.

Die Schadenfrohen lachen und erinnern daran, daß auch Wagner bis zum 14. Lebensjahr Richard Geyer geheißen habe und bis heute eine gewisse Unsicherheit in Bezug auf den Vater herrsche. Damals hatte die Familie aber wenigstens den Geschmack, die recherche de la maternité nicht vermittelst des Gerichtsvollziehers zu betreiben und außerdem — gabs damals nichts zu erben. Heute hat die Abstammung von Wagner einen reichlich siebenstelligen Wert und die Wagnerianer sind ja, dank einer lebenslangen Umdröhnung mit Wagner'scher Musik, borniert genug, um auch beim tollsten Skandal nicht zu mucksen. So wird also, auf Siegfrieds Dekret,

Digitized by Google

aus der geborenen Wagner eine geborene von Bülow, wozu, wie gesagt, dieser originelle Sohn das Motiv, nicht wie gewöhnlich aus den Werken, sondern diesmal aus dem Leben des Vaters gestohlen hat. Eine Feststellungsklage wird erhoben und Siegfried dringt in Cosima, wie einst in Mime:

Dann frag' ich, wie hieß ihr Vater?

Wir haben alles wohl im Gedächtnis, was die Firma Wagner Erben in den letzten dreißig Jahren für nötig hielt: die giftige Verfolgung von Lebenden und Toten, wenn sie sich nicht zu Wagners höherem Ruhm gänzlich selbst verleugneten; die posthume Verdächtigung Cosima Wagners; den rüpelhaften Feldzug gegen Nietzsche; die empörte Unterdrückung nachwagnerischer Musiker, deren Besten das Bayreuther Festspielhaus nach Wagners Willen offen stehen sollte; die seltsame Redaktion des Wagnerschen Nachlasses und die Stöße ausgeleerter Papierkörbe, eine Schnitzeljagd hinter jedem erreichbaren Honorar; die ganze zelotische Hauspolitik, die, bis zu Siegfrieds Opernschusterei, jedes Plätzchen rings um den Gral mit Tafeln bedeckte: Hier ist jede Kritik verboten! Wir haben das alles nicht vergessen und stets ist's uns durch die Divergenz zwischen überlebensgroßer Aspiration und kleiner Menschlichkeit in Erinnerung geblieben. Nun kam das Letzte: eine Mutter sortiert nachträglich ihre Kinder, zählt die Liebesstunden nach und berechnet die Zeit der Empfängnis. Und alles ums Geld! Angesichts der Teilung! Ein Familienweihfestspiel!

Ulrich Rauscher

Meier-Gräfe's Entwicklungs-Geschichte

Daß der Deutsche gern über Kunst redet und sich gern durch Bücher über sie belehren läßt, das hat keiner mehr büßen müssen als Meier-Gräfe. Wie viel ist über ihn geschimpft worden, wie viel Unheil hat er angerichtet, wie oft haben auch wir uns über ihn, oder über seinen Einfluß auf Künstler, geärgert! Er hat Velasquez erledigt und den von Cossío entdeckten Greco rehabilitiert, und schließlich entdeckte er Marées, denselben Marées, zu dem wir vor fünfzehn und mehr Jahren als junge Menschen in begeisterten Scharen nach Schleißheim gepilgert sind. Und immer ergab es sich aus der abhängigen Urteilslosigkeit der Kunstbücherleser, daß Umwertungen, die für Meier-Gräfe selbst wichtig und ernsthaft und notwendig waren, von hilflosen Scharen auf Kommando mitausgeführt wurden, immer wieder erzählten uns diese Eifrigen, daß soeben die Kunst schwer gefährdet oder wieder gerettet worden sei.

So oft man freilich selber wieder eine Arbeit von Meier-Gräfe las, vergaß man diese Wirkungen rasch und hatte nicht nur an dem funkelnden Schriftsteller seine Freude, sondern auch an der Klugheit und Orientierungsfähigkeit dieses echten Kunstmenschen. Und als zuletzt jene drei Vorträge erschienen, in denen der einstige Stürmer in einer milden Resignation sich ganz vom schlimmen Heute loszusagen schien, da hatte man ihn wieder richtig lieb und sah hinter dem blanken Schild des glänzenden Literaten ein paar ernsthafte Menschenaugen in echter Sorge blicken.

Das wichtigste, größere Werk Meier-Gräfe's aber, die „Entwicklungsge-

Digitized by Google

schichte der modernen Kunst", war seit Jahren vergriffen und für kein Geld mehr aufzutreiben, und das war schade, denn von den vielen Büchern über die moderne Kunst ist dieses mir stets als das wertvollste und lebendigste erschienen. Hier wird die „Befreiung" der Kunst von Kirche und Tradition, ihr einsames, verirrtes Wandeln durch die moderne Welt, ihre traurige Verfeinerung und inbrünstige Degeneration von einem liebenden Verehrer erzählt, der selber oft schwankt, ob diese Neuerung nicht ein Weg zum Ende, ob jene Vergeistigung nicht Krankheit sei, und der doch eben diese notleidende und entthronte moderne Kunst von Herzen liebt und ohne sie nicht leben möchte.

Endlich nun beginnt dieses schöne Werk neu zu erscheinen, diesmal im Verlag Piper & Comp. in München. Von den drei Bänden ist der erste fertig, stark umgearbeitet und mit sehr vielen neuen Bildern versehen. Das Ganze soll bis zum Herbst fertig werden, es wird dann hier nochmals davon die Rede sein. Für heute sei die Neubearbeitung des prächtigen Werkes, in dem der Autor nicht nur „die Entwicklung der Kunst mit seiner eigenen Entwicklung verwechselte", sondern auch die Schicksale und Lebensaussichten der Kunst wie ein eigenes Schicksal miterlebt, herzlich willkommen geheißen.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung i. V. von Dr. Theodor Heuß: Dr. Karl Goeser in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30.

Digitized by Google

Die Politisierung der Frau

Von Dr Ludwig Haas (Karlsruhe), M. d. R.

Wahre Vaterlandsliebe betätigt sich in politischer Arbeit. Darüber sind alle, die mit warmem Herzen in der Politik stehen, einig. Dann aber ist der Wunsch, die Frau von der Politik fern zu halten, vom Standpunkt des wahren Nationalgefühls aus unbegreiflich. Die eine Hälfte des Volkes soll nicht mithelfen dürfen, Volk und Vaterland vorwärts zu führen.

* * *

Sie sagen: „Der politische Mann und die politische Frau streiten in der Ehe über Fragen der Politik; so kommt Uneinigkeit in die Ehe". Es gibt keine Ehe ohne Streit. Aber der Streit um des Volkes Wohl und Zukunft wäre ein guter Streit, der eine wahre Ehe nicht gefährdet und eine schlechte ein klein wenig veredelt.

* * *

Sie sagen: „Der Mann verteidigt das Vaterland. Nur ihm gebühren deshalb politische Rechte". Aber die Frau gebärt die Soldaten; der Dienst ist so gefährlich, wie der Beruf des Kriegers. Sind ferner Männerarbeit und Frauenarbeit im Frieden nicht das Fundament des Staates und der wahre Grund politischer Rechte?

* * *

Die das sagen, verteidigen trotzdem das preußische Dreiklassenwahlrecht. Da hören Verstand und Logik auf. Verteidigen die

Digitized by Google

Königlich preußischen Kommerzienräte und die Junker das Vaterland besser, als die Wähler dritter Klasse?

* * *

Sie sagen: „Die Frau ist politisch nicht reif". Es gibt aber auch männliche Esel; die haben trotzdem das Wahlrecht. Politisch reif wird man zudem nur mit politischen Rechten. Wir verlangen das Wahlrecht für die Frau, um sie politisch reif zu machen.

* * *

Ein böser Konservativer könnte das Zugeständnis, daß es auch männliche Esel gibt, gegen das allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht verwenden. Ich stelle deshalb als unbestrittene Tatsache fest, daß die Dummen auch in der ersten Wählerklasse in starker Zahl vorhanden sind. Ein Blick in die Bücherschränke der Reichen wird übrigens auch einen ehrlichen Konservativen schnell belehren.

* * *

Es gibt ganz Brave; die kommen über die Damenrede von den holden Frauen, die unser Fest verschönen, auch politisch nicht hinaus. Sie sagen: „Der weibliche Liebreiz paßt nicht in die Volksversammlung; wer die Frauen ehrt, hält sie von politischen Kämpfen fern". Der weibliche Liebreiz paßt auch nicht in die Fabrik. Sie sehen die Damen der feinen Gesellschaft, schön und gelangweilt. Aber sie sehen nicht die Frauen des Proletariats, wenn sie müde aus der Fabrik kommen. Würden sie sie sehen, es verginge ihnen die Lust zu ihrer alten Damenrede.

* * *

Sie sagen: „Die Frau gehört ins Haus". Bringt doch die Tausende, die nicht freier Wille, sondern die Not in die Berufsarbeit

Digitized by Google

hineingetrieben hat, ins Haus zurück! Dann erst können wir über das Argument mit einander streiten.

* * *

Sie sagen: „Das Weib hat durch Natur und eine Entwicklung von Jahrtausenden andere Eigenschaften als der Mann. Auch des Weibes Art ist wertvoll; aber die Fähigkeiten, die das politische Leben braucht, besitzt es nicht".

Richtig ist, daß des Weibes Art anders ist; Torheit wäre es, die Unterschiede leugnen, Verbrechen, sie verwischen zu wollen. Aber möglich und wertvoll wäre es, diese andere Art, dieses andere Denken, diese anderen Fähigkeiten und Kenntnisse zu ihrem Teile auf Gesetzgebung und öffentliches Leben einwirken zu lassen.

Merken übrigens Demokratie und Liberalismus nicht, daß die Beweisführung mit der alten Entwicklung und der durch sie geschaffenen Art die konservative Verteidigung der Vorherrschaft des Adels ist?

* * *

Wir aber sagen: Nicht der Gedanke von der Gleichheit der Menschen fordert für die Frau politische Rechte. Die wirtschaftliche Entwicklung, die Berufsarbeit der Frau treibt zur Schaffung der Gleichberechtigung.

Die Gegner des Frauenstimmrechts haben nur eine Möglichkeit des Sieges. Wenn sie die wirtschaftliche Entwicklung zurückschrauben können, hört jede Diskussion über Frauenstimmrecht auf.

* * *

Und dann: Die Frau wird reicher durch das politische Leben. Sie erzieht die Jugend. Sie erzieht sie besser, wenn sie die großen Sorgen des Volkes mitempfindet. Die Jugend soll politisch, also im besten Sinne des Wortes, vaterländisch und volksfreundlich erzogen werden. Kann man den Kindern Politik lehren?

Digitized by Google

Man kann den Kindern schon sagen, daß die Dienstmagd denselben Anspruch auf Achtung hat, wie ein Geheimrat; man kann sie lehren, daß man den Rücken nicht krumm machen soll vor irgend wem, daß jede ehrliche Arbeit Achtung verdient und daß es auf der Erde nur Menschen, aber keine Götter gibt.

Ein sechsjähriges Kind kann so erzogen sein, daß es gescheiter ist, als der Polizeipräsident von Berlin und begreift, daß es einen „vornehmsten Stand" nicht gibt.

* * *

Deshalb: Wer eine große und freie Zukunft will, der will die politisch denkende Frau.

* * *

Aber das sagen wir den Frauen: Die Gleichberechtigung kommt nicht von selbst. Sie kommt erst, wenn große Schichten der Frauen selbst den Ruf nach ihr erheben. Nicht die Bosheit der Männer verhindert das Frauenstimmrecht, sondern die Gleichgültigkeit der Frauen. Wir merken noch nicht, daß die Frauen empfinden, daß ihnen etwas fehlt. Sache der Frauen ist es, hier Wandel zu schaffen. Das Recht und die wirtschaftliche Entwicklung sind auf ihrer Seite; aber vorwärts geht es nur, wenn starke Organisationen f o r d e r n. Es gibt eine Stärke der Organisation, wo sie nicht mehr fordert, sondern gebietet, und eine Schwäche, wo sie nicht einmal bittet, sondern lamentiert.

* * *

Den Männern aber soll man sagen: Helft der kleinen Zahl von Frauen, die die Zukunft sehen in ihrem Kampf. Freut euch mit ihnen des Kampfs. Der Kampf selbst schafft gute Werte. Rückblickend erkennt man oft, daß der Kampf um ein Recht so wertvoll war, wie das Recht selbst.

Digitized by Google

Ein Frauenfragezeichen

Von Sabine Lepsius

Die Entfernung des kultivierten Mannes von aller Natur ist eine so erschreckende Erscheinung, daß es erstaunt, wenn die Frauenfrage jemals von diesem traurigen Phänomen losgelöst betrachtet werden kann.

Die Anzahl der Männer, deren Zugehörigkeit zum starken Geschlecht unanzweifelbar ist, hält denjenigen Frauen die Wage, welche den Anspruch, dem schönen Geschlecht zugerechnet zu werden, mit Recht stellen dürfen, das will sagen, daß beide zu den Ausnahmen gehören.

Wenige Gestalten, welche noch in dem traditionellen, heldenhaften Sinne stark sind, viele aber die unmännlich, ja verkümmert erscheinen. Selten die Erkennungszeichen der sicher in sich selbst ruhenden, auf die eigene Kraft bauenden, unbedingt mutigen Charaktere; häufiger ängstliches Sorgen um Besitz und Erfolg, würdeloses Umschmeicheln der Mächtigen, feiges Senken der Fahnen.

Das Bild, welches die Frau sich vom Manne macht, verwandelt sich. Sie begreift, daß innerhalb dieser komplizierten Kultur das einfach-Männliche in seiner ursprünglichen Ungeteiltheit, das das ganze Wesen durchdringt, sich nur in einigen gesegneten Berufen und einigen unzerstörbar rassigen Familien erhalten konnte, bei den andern zieht es sich zurück aus der Einheit des Seins in einen einzelnen Bestandteil seiner Person, von dem es dann mit jener Energie alles Spezialistentums Besitz ergreift. Man hat sich gewöhnt, einen unmännlichen Mann schon als männlich zu bezeichnen, wenn er beruflich tüchtig ist. Tatsächlich aber hat die Berufsarbeit seine Männlichkeit völlig verschlungen, so daß für den Menschen selten mehr als ein Rudiment verblieb. Die Männ-

Digitized by Google

lichkeit ist in solchen Fällen nur noch erkennbar als Berufsenergie und hat sich ganz getrennt von dem übrigen Sein, das weichlich und feige, zimperlich und eitel sein kann.

Die Frauen, welche statt des Helden, den sie ersehnten, an ein solch verbildetes Kulturergebnis gerieten, haben sich gewöhnt, die Männlichkeit als eine Ingredienz des Mannes zu betrachten, welche bei dem einen in Funktion tritt, wenn er sich auf dem Katheder oder im Laboratorium, bei dem andern, wenn er sich im Bureau oder am Dirigentenpult befindet — eine Ingredienz, welche als Raub an der Persönlichkeit nur den Berufsorganen zugeführt wird. Dieser Typus „Mann" verteidigt sich durch das moderne Dogma von der differenzierten männlichen Art im Gegensatz zur Einheitlichkeit des Weibes, das ihn zu erlösen berufen sein soll. Was aber soll nun eine einheitliche Frau mit einem solch *umgebildeten* Typus Mann anfangen und wie kann sie ihn erlösen? — Die einheitliche Frau, eine Eva, wird immer eines Adam bedürfen und den sogenannten differenzierten Mann von sich weisen. Dieser wird nur ertragen, verstanden und kann nur geliebt werden, von einer ihrerseits selbst differenzierten und komplizierten Frau, deren Weiblichkeit sich entsprechend dem überkultivierten Manne ebenfalls auf eine Provinz ihres Wesens zurückgezogen hat.

Der Wunsch des Nachdenkenden, daß in dieser sich mehr und mehr von Naturzuständen entfernenden Welt wenigstens die Frauen das Elementare für die Menschheit retten mögen, daß sie das Kapitalvermögen an intuitiven Kräften, von denen Generationen zehren sollen, erhalten mögen, dieser Wunsch führt zu dem Irrtum, daß die naturhafte Frau jedes Mannes Ergänzung und Erlösung bedeuten muß. Dies ist in der Tat ein großer Irrtum: stellen wir einmal nach dem System der Antirechtler den Anspruch der Frau, ihrerseits beglückt und erlöst zu werden, ganz beiseite, sondern erwägen nur die Wichtigkeit, daß jeder Mann beglückt und erlöst werden möge, so kommen wir dennoch zu dem

Digitized by Google

Resultat, daß die Frau mit den intuitiven Kräften, mit der elementaren Naturhaftigkeit den differenzierten Mann keineswegs ergänzt, vielmehr tief unglücklich macht; zunächst durch ihren naiven Anspruch an ihr Naturrecht auf viele Kinder, deren wirtschaftliche Versorgung den differenzierten Mann in höchste Angst versetzt, während die intellektuelle, unelementare Frau sich meistens mit einem Angstkinde begnügt. Abgesehen aber von dieser schiefen Basis des Zusammenlebens, hat die Frau mit der einfachen Weiblichkeit gar kein Verständnis für den differenzierten Mann. Sie kann dieser Verwirrung, dieser Auflösung des Uradels im Manne gar nicht nachgehen, dazu ist sie zu klar und einfach. Sie mißversteht diesen Knäuel sich untereinander erwürgender Eigenschaften. Sie unterschätzt die Geistigkeit des Gehirnequilibristen, weil sie sie nach seiner armseligen Persönlichkeit beurteilt, oder sie überschätzt seine Persönlichkeit, weil sie sie nach der alles verdrängenden Geistigkeit einordnet. Dieses unvermeidliche Mißverstehen führt oft zu erschütternden Enttäuschungen. Soll die Frau mit ihrem unschuldigen Glückseligkeitstrieb sich etwa daran genügen lassen, auf einen differenzierten Mann einzugehen, ihn statt der Kinderschar zu pflegen? Statt aus dem Vollen zu leben, sol sie mit vorsichtigen Händen den unverstandenen Mann, den Empfindsamen, vor den unsanften Berührungen der Welt schützen — ihn erlösen? Dieses nun ist nicht Sache der weiblichen Kraftnatur, sondern vielmehr der modernen Abart der Frau. Die literarische, die indirekt lebende Frau, das komplizierte Wesen mit der zersetzten Weiblichkeit ist einzig angetan, diesen kleinmütigen Heros zu beglücken, umsomehr als sie selbst dadurch nicht unglücklich wird, wie die elementar empfindende Frau, die sich als betrogen erkennen muß, wenn sie in der Lebenslüge, einem Genius zu dienen, die Erfüllung und Ausfüllung des Daseins nicht finden kann.

Wie trug es sich nur zu, daß in dieser ganz in Künstlichkeit versinkenden Welt einzig an die Frau der Anspruch des Natürlichseins gestellt wurde? Auch die natürlich gebliebene Frau kann eine

Digitized by Google

nächste Generation nicht erretten vor dem Verfall, zu dem sie durch die Entartung rings umher verdammt ist.

Millionen von Großstädterinnen wachsen auf zwischen Kurvengeheul, Benzingeruch, in durch Stores verdunkelten Zimmern, umgeben von Genußsucht und der Jagd nach dem Taler. Ihre Hauptlebensfreude bilden schöne Kleider und Theatervorstellungen. Sie läuft im Sommer auf Kunsteis Schlittschuh und genießt im Winter Treibhaustrauben, welche in dem mangelhaften Aroma der fetten Beeren geradezu ein Symbol der Entartung sind, die uns umgibt. Trotz alledem hat sie es noch nicht aufgegeben, von der natürlichen Erfüllung ihres Daseins zu träumen. Sie hat junge Freunde und Kameraden, die vom natürlichen Standpunkt aus gesehen, gut zu ihr passen, aber leider werden sie allmählich allesamt unnatürlich, höflicher ausgedrückt, differenziert. Der eine vergeudet sich in einem Jahrzehnte hindurch ausgedehnten unbesoldeten Beruf, der andere gerät in ein ästhetisches Fahrwasser, interessiert sich für Bucheinbände und begeistert sich mehr für einen Gipsabguß nach der Antike als für ein atmendes junges Mädchen. Der dritte scheitert, und ist erfolglos durch Rasselosigkeit, jedes Examen ist ihm eine Katastrophe. Er sucht von Zeit zu Zeit Heilung in einem Sanatorium, ist ohne Entschlußkraft, ein Held des Wortes. Ein anderer versucht es mit der mißverstandenen Männlichkeit, der sogenannten Forschheit, alkoholisiert sich zum Invaliden, heiratet entweder jung eine Kellnerin oder alt eine Pflegerin. Etwa zehn vom Hundert der jungen Männer bleiben erfreulich und sind zum Heiraten geeignet. Währenddessen bleibt das junge Mädchen einstweilen immer noch „natürlich". Es vergeht ein Jahrzehnt, ein zweites beginnt, schon wollte sie gelangweilt und verstimmt in den Tangoklub eintreten. Da begegnet sie zufällig einer jener verpönten Rechtlerinnen; sie erwacht, sie erkennt mit Schaudern die Substanzlosigkeit ihres Daseins und beschließt, an Stelle des „natürlichen" Lebens ein „unnatürliches" zu setzen, statt Tangoklub geht sie jeden Morgen früh in eine Krippe, betreut dort arme Kinder, die frei gewordenen

Digitized by Google

Theater- und Kinoabende benutzt sie zum Lernen und Lesen, geht früh schlafen, wodurch sie für die Geselligkeit mit den „natürlichen" jungen Männern verdorben ist. Es beginnt ein neues und gutes Leben für sie, sie begreift, daß die natürlichen Enttäuschungen ihr doch noch genug Kraft und Haltung übrig ließen, um einen Lebensinhalt und auch Lebensfreude zu finden. Hat sie nun irgendwelche besonderen Gaben, so gelangt sie von hier zum Studium, sie besucht ein Privatgymnasium, da sie sich nicht mehr jung genug fühlt, um in eine Schule zu gehen. Die Behörden sind gegen das Frauenstudium, lassen die Achtundzwanzigjährige durchfallen, und obgleich sie oft reichere Kenntnisse hat als der Durchschnittsgymnasiast, nimmt die Aermste das Hindernis erst beim zweiten oder dritten Mal. Hat sie als Studentin das Unglück sich für Germanistik zu entscheiden, so kann es sich ereignen, daß sie aus dem Kolleg gewiesen wird.

Sie soll natürlich bleiben, ruft es ihr überall entgegen, aber was ist denn nun eigentlich damit gemeint? War denn die einstige alte Jungfer etwas Natürliches? Wird es immer wieder vergessen, daß die Frau wohl für ein Einzelschicksal oder für eine Idee büßen kann, nimmermehr aber für künstlich herbeigeführte soziale Uebelstände. — Ein Mädchen, dem der Bräutigam stirbt, wird sich in ihrer Wesensart nicht verändern, sie wird ein Naturwesen bleiben, wie sie es vordem war, nur daß sie an Stelle der Erfüllung Resignation findet. Ebenso kann eine Frau auf ihr persönliches Glück um einer Idee willen verzichten (handle es sich um Kriegszeiten, religiöse Ueberzeugungen u. s. w.), ohne sich dadurch als Weib zu verändern. In beiden Fällen ist der Verzicht sinnvoll und kann bei einer produktiv weiblichen Natur durch Verwandlung fruchtbar gemacht werden. Dagegen ist die Resignation um eines Phantoms willen, welches den Namen Gesellschaftsordnung trägt, sinnlos grausam und gegen die Natur. Das Ergebnis ist die alte Jungfer, welche im zwanzigsten Jahrhundert ausstirbt. Sie stirbt aus wie die Vögel, deren blutige Federn wir an den Hüten tragen, denn sie half durch das Opfer

Digitized by Google

ihres Glückes den Bevorzugten. Die Ritterlichen aber tragen Sorge, die Frau nicht fürder ihrer Zierde zu berauben, sie nicht mit dreißig Jahren zur alten Jungfer zu stempeln, deren Lebenssinn sich nicht erfüllte, sondern ihr vielmehr die Freiheit zu gewähren, sich einen Lebensinhalt zu erwählen, der ihren Gaben, — wenn auch nicht dem Geschmack der Vorgestrigen — entspricht.

Man verwechsele doch nicht Ewigkeitsgesetze mit Zeitvorurteilen. Der Ewigkeitsanspruch an die Frau war zu allen Zeiten der der intuitiven Gewalt und der elementaren Kraft, welche die Substanz der nächsten Generation darstellen. Was aber hat das Ideal der Weiblichkeit aus dem neunzehnten Jahrhundert, das uns noch als ein ererbter Aberglaube im Blute steckt, mit der Vorstellung einer „Völkermutter" Gemeinsames?

Die Embleme der Weiblichkeit waren im vorigen Jahrhundert Strickzeug und Kochlöffel; aber Schlittschuhlaufen und Turnen, ja selbst Schwimmen galt für unzüchtig. Nur in einem solchen Jahrhundert konnte die Erzählung von Paul et Virginie sich einer gewissen Beliebtheit erfreuen, während uns heute die läppische Gestalt des Mädchens mit Mitleid und Verachtung erfüllt, welche statt ihr Kleid abzuwerfen und durch einen kühnen Sprung in die Wellen, ihr Leben zu retten, — den Tod ihrer zimperlichen Persönlichkeit im schämigen Unterröckchen vorzieht. Wo bleibt der Lebenswille? Wo bleibt das unbewußte Unterordnen unter die Gebote der Natur? Wo das geheimnisvolle Einssein mit Pflanzen und Wellen?, das die Kreatur einordnet in ein großes Ewiges. Was bedeutet da noch ein Unterrock?

Aber so sah nun einmal das leidige Ideal unserer Voreltern aus, und es ist Zeit, daß wir diese Krinoline abtun, die immer noch als das Symbol der guten alten Zeit verehrt wird. Jetzt dürften die Vorurteile aufgegeben werden, mit denen man bis 1900 an eine Frau herantrat. Die Vorstellung, daß es ihr nicht gestattet werden kann, falls es für ihre Kräfte keine natürliche Verwendung gibt, ihre Gaben auf anderes zu lenken, sondern daß sie verdammt sein soll, ihr Leben in holdem Warten zu ver-

Digitized by Google

bringen, ist naiv bis zur Komik. Die Frauenfrage ist eine Männerfrage, wer wollte dies bestreiten. Die Antirechtler könnten also nichts besseres tun, als statt des Bundes zur Bekämpfung der Frauenemanzipation einen Bund zu gründen zur Bekämpfung der Verweichlichung und Entartung des Mannes. Ein solcher Bund, wenn er Erfolg hat, würde den Antifrauenbund erübrigen. Denn das Streben in die bisher von Männern bekleideten Aemter und Berufe ist eine Antwort der Frauen auf die Männerfrage — und ein gutes Zeichen für die immer noch vorhandene Rassigkeit der Frau, welche dem Surrogatmann ein Arbeitsleben vorzieht.

Das Kriegsepos der Ricarda Huch

Von Helene Lange

Rom, im Mai 1914

Einen Beitrag zur Frauen-Nummer des März in der Stadt der großen Toten schreiben sollen — das ist fast wie ein Stilfehler in einem Kunstwerk, eine grelle Blume in einem diskreten Strauß. Nicht als ob unter den Tausenden von Schatten, die uns hier umdrängen, nicht auch die Schatten bedeutender deutscher Frauen ständen. Aber sie tragen ein so völlig anderes Gepräge als die „moderne" Frau. Wenn ich von meinem Zimmer auf der Piazza di Spagna die Luftlinie hinüberziehe zur Villa Malta, wo jetzt Fürst Bülow ein beneidenswertes otium cum dignitate genießt, so steigt der Kreis vor mir auf, den Anna Amalie einst durch ihre geistige Regsamkeit und ihr lebendiges künstlerisches Interesse und die kleine Göchhausen durch ihren sprühenden Witz zu fesseln wußte. Und führe ich die Linie zurück zur spanischen Treppe, so sehe ich im Geist Henriette Herz sie in jenem Frühjahr 1818 emporschreiten und höre sie an ihren Begleiter, den genialen Kronprinzen Ludwig von Bayern die Frage richten: werden Sie denn als König so bleiben, wie Sie jetzt sind? — die er geistesgegenwärtig beantwortete: was der Jüngling verspricht, leistet der Mann euch gewiß. Und wieder hinüber ziehe ich die Linie zum Palazzo Tomati in der Via Gregoriana, wo Karoline von Humboldt ihre reizvolle Häuslichkeit zum Mittelpunkt deutscher Geselligkeit machte und mit mütterlicher Fürsorge so manchen deutschen Künstler betreute. Und dann wieder zur Via Sistina,

Digitized by Google

wo Angelika Kauffmann in ihrem, schon durch Raffael Mengs in die Reihe der deutschen Denkwürdigkeiten Roms erhobenen Hause als eine der ersten die Jambenschöpfung von Goethes Iphigenie von ihm selbst vorlesen hören durfte.

Und nun ist der Kontakt hergestellt. Denn ziehe ich nun die letzte Linie des Pentagramms zurück in mein Zimmer am Fuß der spanischen Treppe, so mündet sie ein in das vor mir liegende Buch: den letzten Band von Ricarda Huch: „Der große Krieg in Deutschland". Und da ist die Verbindung zwischen der Stadt der Schatten und der Frau, die Schatten zu beschwören weiß wie keine zweite, ja wie vielleicht kein Mann in Deutschland. Da ist die „moderne" Frau, die festzuhalten verstand, was an weiblicher Auffassung in jenen großen Frauen der Vergangenheit der Umwelt entgegenkam, und es mit dem gediegenen Wissen und jenem großen genialen Schöpferwurf zu verbinden wußte, die bisher als spezifisch männlich galten.

Als die beiden ersten Bände erschienen waren, fragte man sich wohl, ob es der Dichterin möglich sein würde, die Anschaulichkeit ihrer Darstellung bis zum Schluß in gleicher Stärke zu erhalten. War es schon unermeßlich schwer, das erste Jahrzehnt des großen Krieges in ein historisches Bild zu fassen, so schien die Aufgabe fast unlösbar für die letzte Hälfte, wo nach dem Tode Gustav Adolfs und Wallensteins keine große Persönlichkeit mehr einen natürlichen Mittelpunkt für die Anknüpfung der Ereignisse bot. Für Ricarda Huchs Kunst ist nichts bezeichnender als die Tatsache, daß dieser letzte Band fast noch stärker ist als die beiden ersten. Eben diese Tatsache berührt den eigentlichen Nerv, das besondere Wesen ihrer geschichtlichen Anschauungs- und Darstellungsweise.

Ihre Kunst nimmt ihr Leben weder aus den großen, glänzenden Persönlichkeiten, noch aus den Situationen der höchsten dramatischen Spannung und Entladung. Im Gegenteil: sie umgeht fast immer das sogenannte „dankbare Motiv". Der Faden ihrer Erzählung verschwindet vor Wallensteins Ermordung und tritt erst wieder hervor nach vollbrachter Tat. Das ist keine Schwäche, sondern bewußte Auswahl, Stil. Sie zeigt den Ausgang des großen Krieges nicht durch irgend ein Gemälde voll pompöser historischer Repräsentation, sondern sie läßt uns einkehren auf einem Dorfkirchhof, über dem es Abend wird — „und der weiche Himmel bog sich über das dämmernde Hügelland wie ein Strauch voll weißer Rosen über ein Grab" und teilnehmen an einer Abendmahlsfeier, zu der am Schluß einer der üblichen Gewalttaten der Soldateska an wehrlosen Landleuten sich

Digitized by Google

unter der Führung des Pfarrers evangelische Dorfbewohner und katholische Landsknechte mit einander vereinigen.

Diese Szene ist ein letztes Aufklingen der Melodie, die — seine Seele, sein innerstes Wesen wiedertönend — Ricarda Huch über den Text der Geschichte geschrieben hat. Man denkt, wenn man die Seele ihrer Erzählung zu fassen bemüht ist, unwillkürlich an eine dieser großen symbolischen Frauengestalten Dürers: die Melancholie. Sie sieht die Personen und Ereignisse wie aus einer weiten Entfernung — der Entfernung, die zu jeder menschlichen Größe sagt: „wieviel bist du von andern unterschieden?" — die aber größer, eindringlicher, entscheidender das Menschliche, das Allgemeine hervortreten läßt. Wenn ein Mann von dieser Höhe auf die Geschichte sieht, werden es vielleicht die objektiven Mächte sein, die ihm die Wichtigkeiten der Einzelpersönlichkeit überragen: je nachdem vielleicht die „Ideen", vielleicht die realen Faktoren, Geld, Wirtschaft u. s. w. Auch bei Ricarda Huch verschwindet der Einzelne unter einer Wertung, die ein großes Allgemeines an seine Stelle setzt. Aber dieses Allgemeine ist wieder, wenn man so will, etwas Subjektives: das Typisch-Menschliche, die menschlichen Leidenschaften, Begierden, Schwachheiten und sittlichen Kräfte. Ihr Geschichtsbild ist ein großes Ecce Homo. Wie in einer verwirrten, ungebundenen, erschütterten Zeit, die ihm das Kleid der gewohnten Ordnung und Sitte vom Leibe reißt, der Mensch die Nacktheit seiner Laster oder seines sittlichen Wertes, seiner Furcht oder seines Mutes offenbart, das zu zeigen, ist Auswahl und Wiedergabe aller einzelnen Bilder bestimmt. Und zur Lösung dieser Aufgabe steht Ricarda Huch eine unerschöpfliche Fülle der Erfindung zu Gebote, über die sie mit einer zugleich ruhigen und kühnen Souveränität verfügt. Wie überlegen und fein ist die Ironie, mit der sie die Rolle der religiösen Anschauungen als Deckmantel des Egoismus und der Begierden schildert. Sie feiert einen Triumph in der Gratulationscour, zu der sich anläßlich der Ermordung Wallensteins die Fürsten und Großen am kaiserlichen Hofe einfinden. Aber diese Ironie, die schonungslos alle Menschlichkeiten aufdeckt, hat nichts Nihilistisches, wie etwa die Bernard Shaws in seinen Heldenentlarvungen. Sie kommt nicht aus der Lust an einem funkelnden Spiel des subjektiven Witzes — sie ist Ausdruck jenes geschichtlichen Geistes, der, über die Jahrhunderte hinblickend, den Schaum der menschlichen Eitelkeiten fortschiebt, damit das Ewige, Große, Typische um so klarer hervortritt.

Digitized by Google

Wallenstein in Eger

Von Ricarda Huch

Mit freundlicher Genehmigung des Inselverlags aus „Der große Krieg in Deutschland"

Um drei Uhr stieß die Spitze des Zuges auf die ersten Vorposten des Terzkyschen Regimentes, das in Eger lag, und bald darauf erschien Gordon, der Kommandant, um Wallenstein zu geleiten. Er habe nicht so bald auf das Glück gehofft, den General wiederzusehen, sagte er demütig; auf der Festung sei alles in Ordnung, des Generals Quartier sei im Pachhelbelschen Hause am Markt hergerichtet, wo er im Jahre 1630 gewohnt habe. Es sei mit allen Bequemlichkeiten wohl versehen.

Das höre er gern, sagte Wallenstein. Er habe den Tag über mehr als sonst an seinem alten Uebel gelitten, bedürfe der Ruhe.

Im Schoße Gottes könnte er nicht besser aufgehoben sein, sagte Gordon.

Ob Arnim gekommen sei? fragte der Herzog. Sie hätten wichtige Traktaten vor.

Nein, er wisse nichts von Arnim, antwortete Gordon; und durch des Generals ungewöhnliche Freundlichkeit ermutigt, fuhr er fort, vielleicht werde Arnim durch das Wetter zurückgehalten. Der Himmel sei wunderlich gefärbt, als solle es einen Schneesturm geben. Auch wären hie und da die Wege verschneit, so daß man sich im Dunkeln leicht verirren könnte.

Wie sich die Bürgerschaft verhalte? fragte Wallenstein.

Es sei überall Gehorsam und Willigkeit zu spüren, berichtete Gordon. Ketzer wären nicht mehr vorhanden außer ein paar alten Weibern und Bettlern, die man laufen ließe.

Auch Terzky freute sich, als die graue Masse der Festung am Horizont erschien; die Kehle sei ihm trocken geworden nach dem scharfen Ritt, sagte er, den Abend wolle er ordentlich zechen.

Digitized by Google

Kinsky, der neben ihm ritt, blickte mißmutig nach dem das dunkle Mauerwerk gelblich umrahmenden Himmel. Es sei eine seltsame Laune des Generals, sich da einzuschließen, sagte er. Die Stadt gleiche einem Spinngewebe, in dem das Schloß die Spinne sei.

Terzky drehte sich erstaunt nach seinem Schwager um. „Du hast Gesichte wie ein Prophet", sagte er. „In Pilsen wolltest du ja auch nicht bleiben."

Nein, sagte Kinsky, man hätte den Feind auch wohl in Prag belagern können. Bei solchem Spiel sei er lieber draußen als drinnen.

Terzky zuckte die Schultern. Nach Prag könne man immer noch, sagte er, wenn man durch Schweden und Sachsen verstärkt sei.

Auf dem Markte war es so still, als wenn schon Nacht wäre. Vor dem Hause, wo Wallenstein abstieg, standen der Bürgermeister und einige Ratsherren und begrüßten ihn ehrerbietig. „Wo ist der Pachhelbel, dem das Haus gehört?" fragte er. Er sei seit Jahresfrist nicht mehr am Leben, erwiderte der Bürgermeister vortretend; einstweilen habe die Stadt das Haus in Sequester. Und wo der andere Pachhelbel sei, der gewesene Bürgermeister? fragte Wallenstein. Er verharre steif im Unglauben und sei nach Wunsiedel gezogen, berichtete der Bürgermeister, solle verräterischen Umgang mit den Schweden pflegen. Gott werde wohl nicht lange mit der Strafe zögern.

Wallenstein antwortete nicht; aber im Weitergehen sagte er halblaut zu Terzky, das wäre nun sein Schaden, daß er die Stadt auf Betreiben des Kaisers reformiert hätte: die Guten wären ausgezogen und Heuchler und Schelme zurückgeblieben.

Als Wallenstein schon eine Weile im Bette lag, läutete er noch einmal dem Kammerdiener; er höre ein Rauschen, das ihm den Schlaf störe, man solle es abstellen.

Der Kammerdiener sah aus dem Fenster und sagte, es sei ein laufendes Brünnlein im Hof, das so plätschere; er wisse nicht recht, was dagegen zu tun sei.

Digitized by Google

„Weißt du nicht, wie man einen Brunnen verstopft, du Hund?“ rief Wallenstein ungeduldig; worauf der Diener erschrocken davonlief und das Geräusch nach wenigen Augenblicken verstummte.

* * *

Buttler, Gordon und der Wachtmeister Leslie saßen auf dem Schlosse beim Wein und besprachen Wallensteins Abfall vom Kaiser. Die Offiziere wären nun in heikliger Lage, sagte Buttler, bei der bekannten Tyrannei des Herzogs wage man sein Leben, wenn man sich gegen ihn auflehne. Und doch sei es auch nicht ohne, dem Kaiser den schuldigen Eid zu brechen.

Leslie und Gordon pflichteten Buttler bei. Was sie denn auch gegen den Kaiser ausrichten könnten, da die Armee fast ganz auf seine Seite getreten sei. Nur etwa 6000 Mann habe Wallenstein noch; sie würden alle gefangen werden und den schimpflichen Tod der Rebellen erleiden.

Eben darum suche Wallenstein jetzt sein Heil bei den Schweden, erklärte Buttler.

Dadurch würde das Uebel noch größer für sie, sagte Gordon. Er möchte um alle Welt nicht gemeine Sache mit den ketzerischen Schweden machen.

Ja, dabei setzte man die ewige Seligkeit zugleich aufs Spiel, sagte Buttler. Er sei als ein Edelmann entschlossen, dem Kaiser die Treue zu halten.

Gordon und Leslie fielen mit ähnlichen Beteuerungen ein. Gordon schlug vor, sie könnten sich noch in dieser Nacht davonmachen und nach Prag reiten; er habe ja den Schlüssel.

Nein, ihm stehe das nicht an, entgegnete Buttler. Dabei wagten sie ihr Leben, ohne der gemeinen Sache zu nützen.

So solle Buttler etwas anderes vorschlagen, sagte Gordon. Ach Gott, sie wären da in eine Klemme geraten, aus der sie schwerlich die Glieder heil herausbrächten.

„Wenn wir nur wollen“, sagte Leslie leise, sich über den Tisch beugend, „so ist der Tyrann in der Klemme. Der Kaiser und viele Fürsten werden es uns danken, wenn wir ihn kalt machen.“

Digitized by Google

„Man könnte meinen, Bruder", sagte Buttler, indem er seine Hand auf Leslies Arm legte, „du habest meine Gedanken gelesen. Was du sagst, das war von allem Anfang an mein Wille."

Gordon erbleichte. Nein, das wolle er nicht wagen, sagte er, bevor es ihm von den Häuptern anbefohlen sei. Wie sie es denn auch ausführen sollten? Der Illo sei ja auch da und der Terzky! Sie würden im Kampfe sicher den kürzeren ziehen.

Indem kam ein wachhabender Soldat und meldete, es werde stark ans Tor geschlagen; der Kommandant müsse kommen. Die drei Offiziere sprangen auf und wechselten erregte Blicke. Es könnte Arnim oder der von Weimar sein, sagte Buttler, den müßten sie abfangen. Um Gottes willen, fiel Gordon ein, zurzeit sei der Generalissimus Herr in der Festung; er getraue sich keines Ungehorsams.

Nun wurde der Soldat zurückgeschickt mit der Frage, wer draußen sei, und kam mit der Antwort wieder, es sei ein Bote von Gallas aus Prag, an den Kommandanten abgefertigt.

Der bringe vielleicht die Achtserklärung, meinte Buttler. Wenn Gordon durchaus nicht zu öffnen wage, so solle er immerhin den General entscheiden lassen, damit sei ja nichts verloren.

Er selbst sei es nicht imstande, sagte Gordon. Ob Leslie zum General gehen und fragen wolle?

Leslie erklärte sich ohne Zögern bereit; er werde sich dabei gleich die Gelegenheit gründlich ansehen.

Nachdem auf Wallensteins Befehl der Bote eingelassen war, der in der Tat das Patent über des Generals Entsetzung und Aechtung brachte, machte sich Leslie wieder auf, um es ihm abzuliefern. Sie wollten inzwischen beten, sagte Buttler, daß Gott das rebellische Gemüt des Bösewichts bekehre.

Eine halbe Stunde verging, bis Leslie atemlos zurückkam. „Jetzt ists beschlossen", sagte er, „wir müssen ihn töten." Die beiden drängten sich begierig an ihn heran, um zu hören, wie es abgelaufen sei. Der General, berichtete Leslie, habe das Patent gelesen und auf den Boden geschmissen. So sollten denn die Folgen

Digitized by Google

über den Kaiser kommen, habe er gerufen. Seinen treuesten Diener überhäufe er mit Schimpf, statt mit Dank, der Bayer habe es ihm eingegeben. Eintränken wolle ers ihnen. Nun sei kein Zweifel mehr, die Notwendigkeit sei da. Es solle sofort ein Bote an Bernhard von Weimar abgeschickt werden, er sei zum Bündnis mit den Schweden entschlossen. Bei den Ketzern werde er mehr Dank und Lohn finden als bei dem Kaiser, dem er die Krone gerettet.

Er, Leslie, habe sich sofort verabschiedet, um den Befehl wegen des Boten auszuführen. Bis zur nächsten Mitternacht müsse die Tat vollbracht sein. Er habe einen fröhlichen Eifer dazu, weil es ein gutes Werk sei, dies schwarze Gemüt zur Hölle zu senden.

Buttler reichte dem Erhitzten ein volles Glas Wein, das er in einem Zuge leerte. Wie der Unverschämte das kaiserliche Patent auf den Boden geschmissen habe, sagte er, da hätte er ihm am liebsten auf der Stelle die Kehle abgeschnitten.

Buttler lobte die Besonnenheit, mit der er die preiswürdige Aufwallung unterdrückt hätte; denn sie dürften nicht losschlagen, bevor sie Maßregeln für die Sicherheit getroffen hätten. Es müßten Soldaten in die Stadt, Regimenter lägen ja draußen, um etwaigen Widerstand zu unterdrücken. Auch müßten sie die übrigen Rebellen, namentlich Terzky und Illo unschädlich machen; am besten wäre es, alle miteinander umzubringen.

Nein, das könne er nicht zulassen, rief Gordon. Es würde ein Aufruhr und allgemeines Blutvergießen entstehen. Zuletzt würde es ihm, als dem Kommandanten, zur Last gelegt.

Ein Aufruhr würde vermieden, entgegnete Buttler, wenn man die Häupter in der Stille abtäte. Sein Vorschlag wäre, sie auf das Schloß zu einem Bankett zu laden und auf ein gegebenes Zeichen, vielleicht wenn sie schon betrunken wären, niederzumachen. Der General freilich ginge nicht aus, müsse im Bett überfallen werden, das habe aber keine Schwierigkeit, wenn die anderen zuvor erledigt wären. Den Kinsky könne man nicht ausschließen. er sei ja auch ein Schelm wie die anderen und ein Ketzer dazu,

Digitized by Google

Zuvörderst komme es indessen darauf an, ob sie genug Geld hätten, um die gemeinen Soldaten zu gewinnen, die zu dem Geschäft gebraucht würden.

Geld? sagte Leslie. Der Friedländer sei ja der reichste Mann in der Christenheit.

Gordon stützte die Arme auf den Tisch und bohrte die Fäuste in die Schläfen. Leslie möge wohl so reden, jammerte er, er sei nur Oberwachtmeister, aber er, als der Kommandant, trage die Verantwortung. Ueber ihn werde es hergehen, wenn es mißglückte. Oder wenn der Kaiser etwa gar anderes Sinnes würde?

Leslie und Buttler schoben ihm das Patent hin und schlugen mit der Hand darauf. Sie hätten es ja schwarz auf weiß, riefen sie; wenn sie jetzt zugriffen, würden sie reich und angesehen, ja bis auf die späteste Nachwelt berühmt werden. Beschlossen sei es, Gordon müsse sich entscheiden, ob er für oder wider sie sein wolle.

Wenn es denn nicht anders sein könne, sagte Gordon, in dessen Händen das Patent zitterte, so wolle er treu zu ihnen halten. So oder so wagten sie ihr Leben; es solle wenigstens für Ehre und Pflicht geopfert sein.

Zwei kurze Geschichten

Von Catherina Godwin

Spaziergang

Ein junges Paar ging über eine blumige Sommerwiese.

Sie kamen an einen schmalen Bach, wo in durchsichtigem Wasser viele muntere Fische schwammen.

Da sagte der junge Mann: sieh nur die vielen munteren Fischlein! —

Das junge Mädchen aber mußte auf ein totes Fischlein schauen, dessen Leib blaß und reglos am Rande des Baches lag.

Digitized by Google

Sie gingen weiter und kamen an einen großen Garten, wo viele fröhliche Menschen, essend und trinkend um Tische saßen.

Da sagte der junge Mann: sieh nur die vielen lustigen Leute! —

Das junge Mädchen aber mußte auf einen bettelnden Krüppel schauen, der einsam am staubigen Wegrand hockte.

Sie gingen weiter und kamen an eine breite Allee, in der viele elegante Wagen spazieren fuhren.

Da sagte der junge Mann: sieh nur die vielen schönen Pferde! —

Das junge Mädchen aber mußte auf einen mageren Droschkengaul schauen, der von der Peitsche getrieben, steifbeinig vorübertrottete.

Und sie dachte traurig: ich sehe nur den Schatten — ich fühle nur das Unglück — ich weiß nur den Tod. —

Da faßte er nach ihrer Hand, blickte ihr liebend in die Augen und sprach: du meine Sonne! Du mein Glück! Du mein Leben! —

Streik

Draußen weht Wind.

Er rüttelt an den Kleidern der Leute. Ich schaue hinaus und denke: wenn ich nun ausgehe — wird der Wind auch meine Kleider bewegen? —

Ein Baum im Garten nickt getrieben vom Sturm und neigt wild bejahend seine Krone herab.

Warum dann fühle ich mich so allein, da doch Weltgesetze uns alle verbrüdern, warum befremdet und erstaunt es mich wie ein Wunder, daß Selbstverständliches sich selbstverständlich auch an mir vollzieht? Warum quält mich die Erkenntnis, daß ich verflucht zum Plural bin?

Warum halte ich naiv und gläubig, den Finger in die Flamme eines brennenden Streichholzes und erschrecke, daß es auch mich versengt? Warum blicke ich als staunender Outsider auf meinen Leib, der bei den Schwankungen der Eisenbahn genau so vibriert, wie die Leiber der andern?

Digitized by Google

Mit welchem Recht habe ich die Arroganz, mich heimatlos und isoliert im All zu fühlen, da ich an allem reagiere genau wie Alle?
Mit welchem Rechte träume ich, daß ich immun am Dasein bin?
Ich werde wohl bald durch das offene Fenster hinaus in die freie Luft mich geleiten, um im Gesetz der Schwerkraft, mich endgültig zum Plural zu bekehren.

Bushido

Von Katarina Botsky

Es wurde Abend. (Der Abend ist lange her — dreihundert Jahre.) Die hohe Burg der Toyotomi in Osaka, auf weitem Feld, schien langsam in den grüngrauen Frühlingshimmel hineinzuwachsen. Ihre sieben Etagen mit sieben geschweiften Holzdächern türmten sich herausfordernd übereinander zum Himmel empor über ihrem meterhohen Steinfundament. In einer der Etagen war Licht. Dort ging die Zeremonie des Teetrinkens vor sich beim sanften Leuchten weißer Lampions. Hideyori Toyotomi und seine Mutter hockten auf zarten Reisstrohmatten, hielten winzige Täßchen in den Händen und tranken einen Tee von der Farbe des Apfelgelees. Ihnen gegenüber saßen auf ebenso zarten Matten, Tee trinkend, ein paar vornehme Samurai und Ono Harunaga, der Befehlshaber der Burg. All die schwarzen schrägen Augen spiegelten sich nachdenklich in dem Getränk von der Farbe des Apfelgelees. Beim Schein der weißen Lampions leuchteten die bunten Seidengewänder wie farbiges Wasser auf den Reisstrohmatten. Wie rotes und blaues, wie gelbes und grünes Wasser mit vielfarbigen Vögeln und Ungeheuern. Man sprach von Tokugawa Jeyasu, dem Shegun, dem mächtigsten Manne Japans. Aber man sprach nicht davon, daß er danach trachtete, die Toyotomis zu verderben, nachdem es ihm gelungen war, Hideyoris Vater in einem Kampf zu besiegen und zu töten. Bei der Zeremonie des Teetrinkens sprach man nicht von solchen Dingen.

Hideyori ließ sein sanftes Jünglingsgesicht anmutig über sein Täßchen hängen. Er ließ die Mutter reden, weil sie es besser verstand als er. Auch ziemte es nicht einem jungen Bushi, das heißt, einem jungen Ritter, in Gegenwart älterer das Wort zu ergreifen. Nicht ohne Koketterie spiegelte

Digitized by Google

er seine frommen Samtaugen in dem rotbraunen Tee, wobei er mit stillem Genuß ein Gedicht auf die gelben Schmetterlinge machte. Die Fenster aus Seidenpapier waren zurückgeschoben. Der Mond drängte sich groß und golden durch die grüngrauen Frühlingswolken. Lautlos bestrahlte er die geschweiften Dächer der Burg, die so kraus waren und so bunt. Hideyori schlug träumerisch die Augen auf zu dem schönen Mond. Da kreischte eine Horde Uhus auf den krausen Dächern los. Der kleine Bushi fuhr leicht zusammen. Da räusperte sich Harunaga ganz dünn. Nur ganz dünn; aber das war schon Unwillen genug beim Teetrinken. Er sah den errötenden Träumer langsam an.

Und er sprach zu Hideyori, als sie das Teezimmer verließen: Ihr werdet diese Nacht unter dem Galgen schlafen. Beinahe hätte Hideyori mit den Wimpern gezuckt, indessen gelang es ihm diesmal noch rechtzeitig, jede Aeußerung von Schreck zu unterdrücken — wie man es von einem Ritter verlangte, war er auch erst neunzehn Jahre alt. Nur innerlich schaudernd verneigte er sich bis zur Erde. Sie verneigten sich mit pendelnden Zöpfen mehrmals tief vor einander, dann trennten sie sich. Ono Harunaga hielt es für seine Pflicht, seinen nervösen und allzu schwärmerischen jungen Herrn im Stil der Zeit abzuhärten.

Es wurde Nacht. Alles Gold war vom Mond geflossen, und nun saß er so geisterhaft blaß am Himmel. Glich er nicht einem weißen Metallauge, das spukhaft auf den Galgen starrte und auf die rote Stadtmauer mit den vielen hölzernen Käfigen?! Hideyori fand es. Ganz seltsame Vögel hockten hinter den hölzernen Gitterstäben der Käfige. Vögel mit verblichenen Menschengesichtern und langen schwarzen Zöpfen: lauter Köpfe von hingerichteten Uebeltätern. Fast schienen sie im Mondschein wie Buddha zu lächeln über Hideyoris Entsetzen. Am Galgen hing ein dünner grauer Bettler, dessen nackte Füße im Winde bebten. Bushido, der ritterliche Ehrenkodex, verlangte nun zweifellos von Hideyori, daß er sein kleines hölzernes Kopfkissen gerade auf die Stelle bettete, über der die rauhen Füße des Bettlers schwebten. Man handelte stets dem Ehrenkodex gemäß, wenn man immer das tat, was man ungern tat und was dem natürlichen Verlangen widersprach. Das hatte der kleine Ritter schon herausgefunden, so jung er auch war. Die Zähne zusammenbeißend tat er, was er sehr ungern tat: er bettete sein zartes, halb kahl rasiertes Dichterhaupt auf das Klötzchen an vorschriftsmäßiger Stelle. Schon wollte er vor Grauen die Augen schließen und das Gedicht an die gelben Schmetterlinge zu fördern versuchen, als ihm noch rechtzeitig einfiel, daß Bushido eine solche angenehme Ablenkung wohl kaum gestattete. Zweifellos war es seine

Digitized by Google

Pflicht, die Augen offen zu halten und Aug in Aug mit allen Schrecken abzuwarten, bis sie ihm von selbst zufielen.

Eine dunkle Wolke ließ sich mit weichem Sausen auf den Galgen nieder; Raben waren's. Mit schief gehaltenen Köpfen nahmen sie auf dem Gerüst Platz und flüsterten schrill und böse. Und schillerten wie nasser schwarzer Atlas im kranken Licht des Mondes. Der kleine Ritter hob den rechten Arm und knipste mit den Fingern. Die scharfen Vogelköpfe neigten sich spähend zu ihm herab und fixierten ihn nicht ohne Ironie. Hideyori ergriff einen Stein und schleuderte ihn empor. Die Raben lüfteten krächzend die Schwingen. Sich in der Luft schaukelnd, beklagten und mokierten sie sich gewaltig über ihn. Erst nach dem zweiten Stein schwammen sie schimpfend nach links davon, zu den Käfigen an der Stadtmauer.

Dort ging ein riesenhafter Priester. Oder war es ein Kobold, der die Gestalt eines Priesters angenommen hatte, um verspätete Stadtbewohner — wie es so oft vorkam — ins Verderben zu locken? Ein Kobold war gefährlicher als dieser tote Bettler, der sich wohl nur nach dem Grabe sehnte, und als die blanken Raben jetzt um die saatenreiche Frühlingszeit. Hideyori murmelte zitternd einen frommen Spruch, um allen Spuk von sich fern zu halten.

Die lange Gestalt des Priesters glitt schemenhaft an der roten Stadtmauer dicht an den Käfigen vorbei. Plötzlich schoßen große Schattenhände aus dem Mantel heraus, packten die hölzernen Stäbe eines Käfigs, knickten sie lautlos und zerrten hastig den schauerlichen Inhalt heraus. Hideyori bemerkte, daß der Priester keinen Kopf hatte und daß seine Hände viel zu tief am Körper hingen. Es war also wirklich ein Kobold. Den Raub im Arm huschte die Gestalt, im Mondschein bunt aufleuchtend, in das nahe Gehölz. Klagende Töne brachte der Nachtwind aus der Dunkelheit her.

„Hi—de—yo—ri!" ertönte jetzt eine dumpfe Stimme im Gehölz. „Steht auf und kehrt heim! Jeyasu ist im Anzug!"

Der Liegende flog empor. Stracks wollte er nach Hause rennen. Das Klötzchen in der Hand, hob er bereits den Fuß. Und ließ ihn wieder sinken. Er mußte durchs Gehölz, wenn er zur Burg zurück wollte, und im Gehölz war jener Kobold-Priester. Vielleicht war er es auch, der gerufen hatte, um ihn an sich zu locken und zu verderben.

„Hi—de—yo—ri!" wiederholte die dumpfe Stimme, dringlicher werdend. „Kehrt heim! Eure Mutter wartet auf Euch! Jeyasu ist im Anzug!"

Was tun? Zweifellos war es jetzt seine Ritterpflicht, der Gefahr nicht achtend, sich in das Gehölz zu stürzen, um seine Tapferkeit zu beweisen,

Digitized by Google

ob jene Stimme nun die Wahrheit sprach oder nicht. Leicht war es nicht, ein Ritter zu sein. Schnaufend und mit zackigen Sprüngen, wie jemand, der darauf gefaßt ist, auf etwas Furchtbares zu stoßen, rannte der Gerufene in die Tannenfinsternis hinein. Bushido schwang die Geißel hinter ihm.

Die schwarzen Tannen hielten ihre starren Aeste feindlich gegen den Mond, um kein Licht auf den Weg zu lassen. Nur dort, wo er endete, setzte ein langer, traurig blauer Mondstrahl einen Bogen über eine graue Brücke. Bunt aufleuchtend, glitt ein hoher Rumpf ohne Kopf über die Brücke. Ein großer Hund schien Hideyori in der Finsternis entgegen zu keuchen. Schon prallten sie aufeinander. Lange harte Arme packten den jungen Ritter und eine vor Schreck gläsern klingende Stimme stammelte: „Seid Ihr Hideyori? Dann kehrt heim. Jeyasu ist im Anzug." Es war der Rufer, ein junger Krieger, den man ausgeschickt hatte, um Hideyori zu holen.

„Sahst du den Priester ohne Kopf?" flüsterte der kleine Bushi, sich mit seinem Fächer Luft und Kühlung zufächelnd. Der Soldat hatte nichts gesehen. Aber im Finstern war etwas Rätselhaftes an ihm vorbeigehuscht, das bitterlich geweint hatte. Fürchtend, daß es ein irrendes Nachtwesen sein könnte, habe er nicht gewagt, es anzureden.

Sie traten zusammen den Heimweg an, ohne auf etwas Böses zu stoßen. Vor dem Gehölz gähnte ein graues Feld. Schildwache stand eine riesige Tanne auf einem Hügel. „Neigt Euch einmal zur Erde", sagte der Soldat zu Hideyori, „so könnt Ihr schon das Trappeln ihrer Pferde hören."

Sie knieten sich beide über die frühlingsduftende Erde und lauschten mit starren Augen in die Nacht. Von Osten, wo am grünen Himmel eine einzige, schwarze Wolke schwamm, summte ein einsames Tönen her. Wie einen bunten Koloß sah Hideyori, der Dichter, den Feind durch den Wind daherkommen. Seine Phantasie sah funkelnde Rüstungen durch den Mondschein reiten, sah übergroße Männer und übergroße Pferde mit furchtbaren Augen. Die Samurai schwangen bunte Fächer in den Händen, mit denen sie dem Heer die Richtung wiesen. Des Dichters Phantasie hörte das verworrene Schwirren der Fächer und das böse Klirren der Schwerter an ihren eisernen Ketten. Er sah riesige Pfeile und Bogen zum Himmel aufragen. Er sah das Tiergesicht Tokugawa Jeyasus, wie es gelb und finster unter einer goldenen Haube den Koloß zu krönen schien. Dicht unter dem Himmel sah er es näher und näher und immer näher schweben....

In der Burg empfing sie Lärm und Waffenklirren und der blutige Schein von Fackeln. Ono Harunaga traf in aller Eile alle Vorbereitungen

Digitized by Google

zur Verteidigung. Mit einer tiefen Verneigung überreichte er Hideyori das frisch geschliffene Schwert seines Vaters: eine breite Todessichel. Langsam ging die Sonne auf. Innerlich schaudernd hob der kleine Ritter das Schwert in die Höhe. Ueber seine Hand troff der blutige Schein einer Fackel; aber über das Schwert ließ die steigende Sonne einen goldenen Schmetterling ziehen.

Ueberall tauchten die Bäume in der Morgendämmerung auf und sahen sich um. Wie eine Fata Morgana erschien die Burg der Toyotomi mit ihren bunten krausen Dächern im Rosennebel vor dem Feind. Auf tausend Pferderücken wogte er heran über die weiche Frühlingserde. Langsam ging die Sonne auf.

Bald sausten die Pfeile durch die Luft. Bald ertönten die kurzen rauhen Schreie derer, die zum letzten Male schrien. Bald krochen rote Blutschlänglein über funkelnde Rüstungen und schreiend sich bäumende Pferde. Hier und dort stürzten Getroffene kopfüber zur Erde; ihnen voran rannen die roten Schlänglein im Rosennebel. Tokugawa Jeyasu hielt seinen Fächer wie ein Beil über der Schulter, und sein harter dunkler Mund schleuderte kurze Befehle. Wie ein Kind starrte Hideyori zu ihm herüber, gehorsam das Schwert in der Hand. Bestürzt suchte er in sich nach dem wilden Rachedrang, den ein Sohn dem Mörder seines Vaters gegenüber zu empfinden hat.

Nun schien die Sonne in voller Pracht auf den alten Kamelienbaum an der Burg. Sie stieg höher und höher. Aber ihr nach stiegen rauchige Wolken, die den Himmel düster verhängten. Ein Frühgewitter war im Anzug. Bald brach es los. Vom Hagel geblendet zog sich der Feind ein wenig zurück. Es wurde still. Doch als die Raben unter dem Regenbogen angeflogen kamen, um die Toten zu suchen, brach der Kampf aufs neue los. Das ging so bis zum Abend. Da wurde es wieder still. Das Dröhnen einer großen Tempelglocke zog dunkel über das Feld, und Nebel und Dämmerung folgten ihm. Süß und schüchtern erhob sich eine Vogelstimme im Abendfrieden.

Die Nacht war wolkig und windig. Lange blutrote Gespenster huschten durch die Gänge der Burg, wenn ein Luftzug die brennenden Fackeln traf. Die Besatzung schlief neben ihren Waffen. Plötzlich ein dumpfes Dröhnen. Der Wächter auf dem Wartturm hatte Uebles entdeckt. Polternd jagten die finstern Weltuntergangs-Töne des Gongs die müden Schläfer empor. Mit verwirrten Augen taumelten die Krieger wie Betrunkene durcheinander; sie stoßen sich, sie schreien sich böse an. Niemand weiß, was es gibt. „Sie legen Feuer an die Burg!“ gellt es da durch den Aufruhr.

Digitized by Google

Ein Ausfall ward gemacht. Es folgte ein blutiges Ringen, Mann gegen Mann. Hideyori rief wiederholt nach Harunaga. Aber der kam nicht. Er konnte nicht kommen; er hatte einen Dolch in der Kehle. Der Feind war in der Mehrzahl und das Feuer half ihm noch. Den Kämpfenden vor der Burg schnitt es den Rückweg ab und denen in ihrem Inneren den Ausweg. Immer höher wurden sie hinaufgetrieben. Ein Rufer Jeyasus forderte Hideyori und seine Mutter auf, die Burg zu verlassen und sich zu ergeben. Dann sollte ihnen kein Leid geschehen. Der Neunzehnjährige stürzte zu seiner Mutter hin und sah sie an, die Augen voll Lebensgier. Auch sie sah ihn an, die Hände in den langen Seidenärmeln vergraben. „Du bist ein Bushi", sprach sie zwischen den Zähnen. „Und du weißt, was das heißt. Ein Bushi ergibt sich nicht. Auch dürfen ihn die Flammen nicht lebendig erreichen." Abgewandten Gesichtes schob sie ihm etwas Kaltes in die Hand. Mit abgewandten Gesichtern standen sie einander im Rauch gegenüber. Wie gestern früh erhob sich die Sonne, ganz wie gestern; aber kein goldener Schmetterling flirrte über den Stahl in des kleinen Ritters Hand. „Es ist Zeit", sagte die Mutter, ihren Mund mit dem Aermel bedeckend.

Die letzten Getreuen standen um sie herum, und so konnte Hideyori seine Mutter nicht einmal zum Abschied umarmen. Bushido gestattete dem Ritter keine Vertraulichkeiten vor den Augen der Welt. Sie verneigten sich nur tief vor einander; tief, tief. Ihre blauschwarzen Köpfe berührten fast den Boden, um die Tränen zu verbergen. Der Wunsch, einander zu umarmen, erstickte sie fast; aber die grausame Sitte stellte sich mit festen Füßen auf ihr Gefühl und gab es nicht frei. Taumelnd gingen sie auseinander. Der Mutter folgten die Frauen, Hideyori die Männer.

Der kleine Ritter betrat das nächste Gemach und kauerte sich auf die Matte nieder. Hinter ihm nahmen die Krieger Platz, die Diener im Vorraum. Leer starrte er auf das kalte blanke Ding in seiner Hand. Ihm fiel ein Ausspruch Buddhas ein: „Alle Wesen träumen nur in dieser fließenden Welt des Unglücks." Ihm war, er träumte nur. Ueber seinem Kopf an der Decke hing eine rosige Papier-Maske: ein reizendes Mädchengesicht mit zwei schwarzen kreisrunden Flecken an der Stirn. Es war das Gesicht der O-Tafuku, der Göttin des Glücks. Sie lächelte ihm zu — auch jetzt. Die Lotosblumen in den Vasen standen da, als war alles wie sonst. Die frommen Sprüche an der Wand sahen auch nicht anders aus. Und der Rauch, der durch alle Ritzen heraufdrang, konnte auch Weihrauch sein aus den Opferschalen vor den Bildern der Götter. Vor dem zurückgeschobenen Fenster nickte zum letzten Mal der alte Kamelienbaum. Seine großen

Digitized by Google

weißen Knospen schwollen in der Hitze an, und hier und dort blühte eine langsam auf. Blühte auf und verwelkte, wurde grau, wurde schwarz und fiel matt zur Erde. Verschrumpfte kleine Hände schienen vom Baum zu sinken. Ein schauerliches Knistern, wie ein ewiges Koboldkichern, erfüllte die Luft. Decken stürzten krachend ein. Es war Zeit, die Mutter hatte recht...

Sie saß in einem düstern Saal, der sein Licht nur durch die weiße Papierwand einer Galerie empfing. Sie hockte auf der Erde, die Frauen hinter sich, wie Hideyori die Männer. Ueber ihren Häuptern lagerte der schwere Hauch ihrer Gebete. Bis zum Gürtel waren die Frauen schlohweiß, denn sie hatten die Oberkleider abgelegt. Die langen wallenden Aermel ihrer Hemden flossen leuchtend an ihnen herab und über den Boden. Sie saßen todesbereit, die Augen aus der Dunkelheit auf die rote Scheibe gerichtet, mit der die aufgehende Sonne die weiße Papierwand schmückte. Wie ein fahles Nordlicht an einem Himmel aus Eis ging ihnen die Sonne auf. Unter irrem Flüstern drückten sie sich die Spitzen kleiner Dolche in die Kehle, bis ihre hohen Köpfe haltlos über den leuchtenden Hemden zu schwanken begannen. Hideyoris Mutter hatte das Werk als erste vollbracht. Ihre sterbenden Augen erblickten noch einmal die ganze Welt. Nur waren alle Farben für sie bis zur Fahlheit abgedämpft. Wie ein Riesenspielzeug unter einem grauen Glassturz sah sie die Welt hinter sich liegen. Alles erschien so klein, ach so klein! Nur eins zeigte sich ihr in erschreckender Größe. Wie ein zahlloses Heer riesenstarker Kobolde sah sie die Pflichten den Menschen durchs Leben drängen, hetzen, peitschen, bis er die Pforte des Todes erreicht hatte. Das Flüstern der sich entfärbenden Lippen verstummte.

Hideyori zögerte noch immer. Die Hände gefaltet, den Kopf gesenkt, begann er zu beten und alle Männer hinter ihm. Doch ohne daß er darum zu beten gewagt hätte, flehte doch sein ganzes Wesen um eins vor allem: um das: im nächsten Leben nicht wieder ein Ritter zu sein. Wie Bushido es vorschrieb, ohne mit den Wimpern zu zucken, vollführte er alsbald das Harakiri und alle Männer hinter ihm. Keine Klage wurde laut, und das Feuer kicherte weiter. Die rosige Maske an der Decke bewegte sich sanft im Rauch und im Wind. Reizend und ruhig sah sie dem Todeswerk zu. Ihren Kirschenaugen graute es nicht vor den Blutspiegeln auf der Strohmatte. Hideyoris sich leerende Blicke suchten noch einmal zum Abschied den Himmel. „Sayonara“.... flüsterte er. Er sah nicht mehr den Himmel. Er sah eine welke Wiese mit großen schwarzen Steinen, über die Raben mit roten Köpfen sprangen; er sah ein schattenhaftes Wallen von schwarzen Vögeln auf einem grauen Wasser; er hörte

Digitized by Google

die Quellen des Todes rauschen. Der Kamelienbaum vor dem Fenster ging in Flammen auf. Diese Riesenfackel leuchtete den Sterbenden beim letzten Blick auf das Leben. Dem Ehrenkodex getreu und in großem Glanz gingen sie den dunkeln Weg zum Meido.

Die Kuckucksuhr

Von Isolde Kurz

Unversehns war sie gekommen,
Hing von Bruderhand gestiftet
im Gemach, und manche Stunde
unterhielt sie mich mit Ticken.
Sie erzählte mir Geschichten
aus verklung'nen Schwarzwaldtagen,
alte närrische Geschichten,
Kinderzwist und Jugendstreiche,
die nur ihm und mir bekannt.
Und ich lachte zu den alten,
längst vergessenen Geschichten,
während leis der Arno rauschte,
und der Kuckuck sang dazwischen,
sang dazwischen, nickte ernsthaft,
sah heraus und schloß die Tür.

Manchmal war der lose Vogel
lässig, seines Amts zu walten,
schnarrte, ließ die Tür halb offen,
sang zur Unzeit, rief die Stunden
falsch und gab sich als ein Kranker.
Schleunig dann zum Vielgewandten
flog die Botschaft: Helfer, hilf!

Einstmals aber ging ein Wimmern
durch die Räder, schaurig ächzend
sang der Kuckuck Klagelieder,
Niemand kam, ihm beizustehen,
denn die Hand, die aller Hilfe
kundig, kämpfte mit dem Tod

Digitized by Google

und erstarrte. Jenes Tages
blieb das Uhrwerk rasselnd stehen,
und auf Jahre schwieg der Sang.

Heute singt der Kuckuck wieder,
und die Uhr mit ihrem Ticken
weiß jetzt noch viel mehr der alten
lieben, närrischen Geschichten,
und ich horche wohl und lache
wie vordem, doch durch mein Lachen
schleicht sich ein zerreißend Wehe,
daß wir über diese lieben,
alten närrischen Geschichten,
Kinderzwist und Jugendstreiche,
nimmermehr zu zweien lachen,
daß auf keines Wiedersehens
Stunde je der Zeiger weist.

Abendstunde

Von Lulu v. Strauß und Torney

Schreitet der traurige Abend
Ueber die dunkelnden Wiesen her,
Farben des Tages begrabend
In seiner Schatten zerfließendem Meer.

In verlöschenden roten
Wolken dunkelt das letzte Glühn —
Siehe, hinab zu den Toten
Stieg der Tag, der dir heute schien, —

Wie ein Windhauch zerronnen,
War doch kaum erst erwacht —
Alle irdischen Sonnen
Trinkt die ewige Nacht!

Was wir glühend umfassen,
Was uns der freudige Morgen gab,
Stumm mit dem trauernden blassen
Abend steigt es ins Grab —

Digitized by Google

Löse, löse die Hände!
Sieh, schon dämmern die Weiten grau —
Was du hältst, ist am Ende
Nur zerrinnender Abendtau!

Meine Seele begrabend
In seiner Schatten unendlichem Meer,
Schreitet der traurige Abend
Ueber die dunkelnden Wiesen her....

Glocken

Von Lulu v. Strauß und Torney

Durch diesen Tag, der sonnig niederblaut
Und voll von unsichtbarem Lerchensingen,
Gehn feldherüber ehern schwer und laut
Die Glocken, die für einen Toten klingen.

Und wie die Stimmen wandeln übers Land
In großen Wogen, dunklen, trauervollen,
Sieh, blaut mir leuchtender der Berge Wand,
Hebt sich die Saat mir frischer aus den Schollen, —

Drängt sich der Aeste heller Blütenschaum
Noch weißer über dunkle Gartenmauern,
Rauscht mir das seidne Buchenlaub im Baum
Wie atmend auf in tiefern Lebensschauern, —

Schwimmt mir die Erde seliger im Licht,
Das schon die blassen Wolken zärtlich rötet,
Hör ich des Todes Ruf und hör ihn nicht,
Weil nah und hell ein junger Vogel flötet....

O armes Herz, o zitternd Flämmchen du,
Das heißer nie die süße Sonne segnet,
Das nie sich näher drängt dem Leben zu,
Als wenn am Wege ihm der Tod begegnet!

Digitized by Google

Etwas von der Suffragette

Es kam ziemlich anders. Mein Hirn wälzte gerade noch die üblichen Begriffsverbindungen: Suffragette, Brandstiftung, kulturloser Vandalismus, Vortragsverbot, Holloway. Da stand eine kleine, frische Person vor mir mit warmherzigen, lustigen Augen, anmutig und voller Grazie. Man geht zusammen durch eine Gallerie und die Feinheit ihres Geschmackes, die Sicherheit des Urteils überraschen. Die Ruhe und Gelassenheit ihres ganzen Auftretens, berühren höchst angenehm .... man sprach bei uns so viel von der hysterischen Erregbarkeit der Suffragette.

Und sie gehört schon dazu. Sie ist eine der Führerinnen der Militanten, steht in naher Beziehung zu den Pankhurst's. Ihr Arbeitsfeld liegt für gewöhnlich im Hintergrund. Dennoch hat auch sie sich an einem nächtlichen Streifzug durch die Straßen Londons beteiligt und Fensterscheiben eingeschlagen. Zu Propagandazwecken und um in der verlangten „nicht mißzuverstehenden" Deutlichkeit den Wünschen der Frauen Nachdruck zu verleihen. Man hat sie dafür eingekerkert.

Ein andermal brachte man sie nach Holloway „wegen ihres Widerstandes gegen die Staatsgewalt". Sie war Mitglied einer Deputation gewesen, die der Aufforderung abwehrender Schutzleute keine Folge geleistet hatte. Im ganzen war sie dreimal im Gefängnis — zuletzt zu 15 Monaten verurteilt. Man frägt sie: „Gnädigste, wie oft haben Sie gesessen?" mit demselben Tonfall, in dem man eine Mutter nach der Zahl ihrer Kinder fragen würde. Es ist so selbstverständlich, daß man sich für eine Idee, eine Sache ins Gefängnis stecken läßt. Sie hat auch den Hungerstreik mitgemacht. Sechs Tage hat sie's ausgehalten. Dann wurde sie entlassen. Sie steht unter dem „Cat and Mouse-Act". Man weiß, was das bedeutet.

Das alles hat sie selber übrigens nicht erzählt. Sie ist das bescheidenste Geschöpf, das man sich denken kann. Nicht, daß sie ihr Opfertum überhaupt nicht empfände, aber sie macht kein Aufhebens davon. Was sie ausgestanden haben mag, ist mir erst klar geworden, als ich „Prison and Prisoners" von Lady Constance Lytton und die Lebensgeschichte der Emily Davison las. Was es allein heißt, verhaftet zu werden. Die Suffragetten-Panik raubt ja sogar dem Straßenengel „Boby" die Contenance. Eine kleine Frau, der er physisch zehnmal gewachsen ist, schleift er bei den Haaren. Sie hat gar kein Delikt begangen, nur „dabeigestanden". Er schleppt sie auf die Polizeiwache. In einem dunklen, stinkenden Gelaß, voller Flöhe, verbringt sie die nächsten Stunden bis zum Verhör. Man steckt sie in die 2. oder 3. Abteilung. Aus Protest verweigert sie die Nahrungsaufnahme. Nun beginnt die Tortur. Man male sich aus, was es heißt, daß es „acht Gefängnisaufseherinnen und eines Arztes" bedurfte, sie zu überwältigen. Hölzerne oder Metall-Sperrbolzen werden zwischen die Kiefer gezwängt, der Magenpumpenschlauch eingeführt. Gaumen und Backen sind verletzt durch die Prozedur. Sie bluten stark. Der Arzt „arbeitet" weiter, bis er fürchten muß, daß die Delinquentin erstickt. Er hört auf mit der Zusicherung, daß er jetzt die Zwangsfütterung durch die Nase versuchen wird. Ein Fall von vielen. 169 Suffragetten hat man in dem letzten Jahr gefangen gesetzt, viele davon drei- und

Digitized by Google

viermal. Der Cat and Mouse-Act schwebt über einer Unzahl. Die Regierung hofft so oder so den Widerstand endlich zu brechen. Emily Davison — dieselbe, die später am Derby sich dem königlichen Pferd entgegenwarf, um durch eine große „Tragödie" ihrer Sache zu dienen — sie hat man mit der Feuerspritze mürbe zu machen gesucht. Dem gewaltigen Anprall eines mächtigen, eiskalten Löschstrahls hat sie standgehalten bis das Wasser fußhoch in der Zelle stieg.

Man ist bei uns geneigt, diese Taktik rundweg abzulehnen, ihr auch jede praktische Bedeutung abzusprechen. Man sollte in der schroffen Aburteilung ausländischer Verhältnisse vorsichtiger sein. Die Toleranz der anti-militanten englischen Frau könnte uns stutzig machen. „Wir wollen es noch erleben zu wählen, meint meine kleine Suffragette. Wir haben lange genug auf den Gang einer natürlichen Entwicklung gebaut. Jahrelang, jahrzehntelang. Wir haben petitioniert, Versammlungen einberufen, friedliche Mittel aller Art versucht, dann zu halbkriegerischen gegriffen: Steuern verweigert ꝛc. Alles vergebens. Wir kämpfen um bessere Frauenlöhne, um gerechte Ehe- und Ehescheidungsgesetze, um einen wirksamen Schutz für Mütter und Kinder. Darum geht letzten Endes dieser Kampf um das Staatsbürgerrecht der Frau."

In starker Einmütigkeit hat sich die englische weibliche Bevölkerung zusammengeschlossen. Als man 1905 zur Kampfmethode griff, gab es zwei armselige Stimmrechtsverbände; fünfzig Organisationen voll Lebens stehen heute da.

„Was heißt da Sympathieverlust durch die Suffragettentaktik. Wir haben *uns* Feinde gemacht, nicht der Sache. Die Sache hat neue Freunde gewonnen. Wir haben 160 000 *M* *mehr* Einkünfte als im Vorjahr. 1913 sind allein der Zentralkasse 800 000 *M* zugeflossen. Sympathieverlust! Wie billig ist Sympathie im Verhältnis zu den Beweisen eines nicht nur platonischen Interesses. Der finanzielle Erfolg ist nicht zu unterschätzen."

Und die *Gewalttaktik* in ihrer Wirkung auf die *Männer*? Es war mir psychologisch besonders interessant, wie so ein Ehemann auf die Frauenstimmrechtsforderung reagiert, wenn seine Frau Suffragette ist. Mrs. N. ist nämlich verheiratet. Ich konstatiere, daß der englische Mann vor allem Gentleman ist, von jener immanenten Ritterlichkeit, die nichts zu tun hat mit Galanterie — und von jener Politik des Gewährenlassens beseelt, die auch der eigenen Frau ein Selbstbestimmungsrecht zugesteht. Er sagt einfach: „Sie muß wissen, was sie tut, was für die Sache richtig ist". (Und *er* ist *nicht* mit der Militanz d'accord).

Obgleich es nun verschiedene Männerligen für Frauenstimmrecht gibt, macht sich im allgemeinen eine starke Animosität gegen die politisierende Frau geltend auf der Männerseite. Christabel Pankhurst sieht in ihren Essays: The great Scourge and how to end it, den Urgrund all dieser Antipathie in einer ganz unmännlichen Angst vor der stimmberechtigten Kämpferin gegen doppelte Moral, Prostitution und jede Art Geschlechtssklaverei. Im großen Ganzen scheint mir die Opposition — diesseits wie jenseits des Kanals — eine ganz gefühlsmäßig basierte zu sein. „Der Engländer ist nicht reasonable, er ist Vernunftsgründen nicht zugänglich", klagt Mrs. N. Er ist an Traditionen gebundener als der Deutsche. Aber

Digitized by Google

doch welch merkwürdig übereinstimmender Subjektivismus bei dem sonst so sachlich orientierten Geschlecht!

Dem „don't know and don't care"-Standpunkt ist die Suffragette nun aufs wirksamste begegnet. Sie zwingt zu einer Stellungnahme. Die Schweigepolitik von Parlament und Presse hat sie in England unterminiert. Eine Indifferenz, wie sie bei uns noch vielfach an der Tagesordnung ist, zur Unmöglichkeit gemacht. Auch der skeptischste Beurteiler der Militanz muß gestehen, daß sie die satte Indolenz überwunden hat. Das ist keine kleine Sache. Und deshalb, scheint mir, ist es nötig, die oft drastischen Vorgänge über dem Kanal drüben nicht nur mit einer schematischen Verurteilung zu erledigen. Denn schließlich, sollte jenem Kampf ein Erfolg blühen, sind wir es, die die Früchte mit genießen, ohne daß uns Opfer und Verfolgung von dem Gang der Entwicklung aufgezwungen war.

Martha Stern (Mannheim)

„Frauendinge"

Ich erhalte die ehrenvolle Aufforderung mich im Frauenheft des März über „ein Problem, das mir nahe liegt und in irgendwelcher Beziehung zu Frauendingen steht" zu äußern — es wird mir dazu nur ein Tag mehr Zeit gelassen als der Tyrann dem Möros gewährte, um seiner Schwester einen Gatten zu freien — nämlich vier!

Das ist nicht viel, denn ich bekenne mich ohne Scham und Scheu zu der tadelnswerten Beschränktheit, daß das Problem, was mir nahe läge, sein würde, allen meinen Mitschwestern Gatten zu freien; und wie soll ich in vier Tagen dazu Mittel und Wege finden?

„Frauendinge?" Man brauchte ja nicht vier Tage, sondern ebenso viele Monate dazu, um nur herauszufinden, was denn eigentlich jetzt Frauendinge sind? Rascher ginge es vielleicht, wollte man feststellen, was keine Frauendinge sind? Nicht mehr sind und noch nicht sind!

Nicht mehr sind es Frauendinge, das Elternhaus zu pflegen und zu schmücken, die Aeltesten und die Jüngsten der Familie: die Großeltern und die kleinen Geschwister, zu hegen und zu hüten — jedenfalls nicht die Mitglieder der eigenen Familie — höchstens in sozialer Fürsorge die Kinder und Greise der Allgemeinheit, oder in bezahlter Arbeit die Angehörigen anderer Familien. Nicht mehr, ach! sind es Frauendinge, in der Stille des Elternhauses dessen Verwaltung und Leitung zu lernen und eine weite, reiche Bildung sich anzueignen, an deren Pforten kein drohender Examens-Cherub mit dem feurigen Schwert steht. Noch nicht sind es Frauendinge, mit der Waffe zu dienen und in Mönchsklöster einzutreten — ich glaube wirklich, alle anderen Berufe, und das umstrittene Wahlrecht, sind jedenfalls an einigen Punkten der Erde den Frauen schon eröffnet und werden es täglich mehr.

Und dabei können doch auch die eifrigsten Frauenrechtlerinnen (möchte nicht eine der vielen Philologinnen ein erträglicheres Wort prägen?) nicht die einfache Tatsache aus der Welt schaffen, daß es wirklich ganz fundamentale Frauendinge gegeben hat, gibt und geben wird, so lange die Welt steht. Denn so lange nicht aufhört Sommer und Winter, Sonne und Regen, Ernte und Saat, werden die Frauen Kinder tragen und gebären

Digitized by Google

und wird dieser Kinder erste Nahrung in ihrer Brust entstehen. Tolstois alter Fürst, der der eifrigen Feministin erklärt, er fühlte sich gekränkt und zurückgesetzt, weil er nicht Amme werden könne, spricht in dieser grotesken Form eine tiefe Wahrheit aus. Hier ist wirklich der edelste, wichtigste Beruf der Menschheit, der ausschließlich der Frau vorbehalten ist und dem Manne ewig verschlossen! und während unsere Töchter sich in aufreibender Arbeit für die überflüssigsten und in jedem Sinne des Worts unfruchtbarsten Berufe vorbereiten, während sie tagelang am Schmiedefeuer Schmuck herstellen, den niemand begehrt, während sie Bilder malen, die niemand kauft, Unterricht anbieten, den niemand nimmt, — für diesen Beruf, der nicht nur für sie, sondern für die ganze Nation von der unendlichsten Bedeutung ist, für ihn allein, scheint es keiner Vorbereitung mehr zu bedürfen. Die frühere Haustochter, die ihre jüngeren Geschwister gewartet, die dem Vater und den Brüdern das Haus wohnlich und schön gemacht hatte, konnte alle diese guten und ewigen Frauendinge dann im eigenen Hause als eine Meisterin ausüben, heute — wenn nicht irgendwo noch eine alte wunderliche Großmutter „von früher" zur Hand ist, sieht es übel damit aus.

Lord Haldane sprach neulich in einer öffentlichen Rede über „Etwas wofür wir keinen Namen haben, aber was die Deutschen Sittlichkeit nennen". Er sagte, daß diese für die Beziehungen der Menschen zu einander wichtiger sei als alle Gesetze, und definierte sie als „das instinktive Gefühl für das, was man im täglichen Leben zu tun und zu lassen hat, welches die Quelle der Freiheit und des Behagens sei. Dieses instinktive Gefühl gegenseitiger Verpflichtung sei die Hauptgrundlage der Gesellschaft". Und dies gerade war eines der vornehmsten Frauendinge, diese Sittlichkeit zu pflegen und zu hüten; aber wie viele von der jungen Generation haben wohl Zeit und Sammlung um Vesta-Priesterinnen zu sein?

Faust faßt ein Andachtsschauer, als er in Gretchens Stube tritt und viel, viel später noch wagen die beiden Gelehrten von Gustav Freytags Gnaden kaum über die Schwelle in Ilsens Mädchen-Kämmerlein zu treten, — wie komisch müssen solche Empfindungen unseren Jugenden erscheinen, wenn sie in der Bude der Kommilitonin mit einander auf dem Bett sitzen, das durch eine bunte Decke zum Sopha gewandelt ist, und sich bei fleißig gerauchten Zigaretten über die interessante Entbindung unterhalten, der sie heute gemeinsam beigewohnt haben.

Aber gerade weil die allerwichtigsten Frauendinge ewig sind, fürchten wir uns nit so sehr! Hunger und Liebe sind es, die die Welt regieren sollen. In unserer kleinen Spanne Lebenszeit ist der Hunger für die Frauen gar zu sehr in den Vordergrund getreten: Hunger nach Berufen und Aemtern, nach Würden und Bürden des Mannes, nach Gleichberechtigung und Titeln — es wird auch die Zeit der anderen weltbewegenden Macht wiederkommen:

Wir denken jener ersten Vorkämpferin für Frauenrechte, deren markige Gestalt uns keine Geringeren als die verehrten Brüder Grimm gezeichnet haben: Ilsebill, wie sie, den ängstlichen Gatten in ihren Dienst zwingend, erfolgreich erstrebte, König, Kaiser und Papst zu werden, und wie sie schließlich, als selbst ihr vor ihrer Gottähnlichkeit bang geworden war, ihre stürmische Laufbahn in der stillen

Digitized by Google

Fischerhütte als Frau ihres Mannes beschloß.

Verzagen wir nicht!

Lili du Bois-Reymond (Potsdam)

Kulturfamilien — oder Familienkultur

Eine Antwort

Aber liebste, verehrte Frau du Bois-Reymond, nun müssen Sie mir schon erlauben, daß ich mich über Ihren Brief ganz indiskret verwundere. Verwundere nicht deshalb, weil Sie sich abseits und jenseits der „Bewegung" stellen, sondern um der Gründe willen, die Sie ihr entgegenhalten.

Ich will nicht mit Ihnen streiten über die Qualität und Dauerhaftigkeit des Faustischen Andachtsschauers, auch nicht über das Gustav Freytag'sche Frauenideal, oh, ich kenne Sie doch, Sie würden am Gähnkrampf sterben, wenn die korrekt-unpersönliche Ilse in Ihr Haus käme, — nein, ich will nur Eines herausgreifen, was Sie sagen. Sie würden sonst zu arg mißverstanden werden — und „das schmerzt mich, denn Sie waren gut": Sie trauern, daß es nicht mehr Frauendinge sind, „in der Stille des Elternhauses dessen Verwaltung und Leitung zu lernen und eine weite, reiche Bildung sich anzueignen". Wieviele Familien gibt es denn, die ihren Töchtern eine weite, reiche Bildung geben können, das was Sie, nicht die Philister, unter Bildung verstehen?

Freilich, es gab immer und es gibt gottlob noch Familien mit alter Geisteskultur, die zur Pflege echter Bildung Mannesgeist und Frauenwesen verweben, in denen die Töchter mehr als in irgend einem Schulunterricht durch bloßes Aufsaugen der heimischen Atmosphäre lernen können. Ja, es waren in vergangenen Generationen fast nur Frauen aus solchen „Kulturfamilien", die am geistigen Leben der Nation lebendigen Anteil nahmen. Sie konnten mit dem Vater Griechisch treiben (— das „sie" will ich klein schreiben, um nicht zu indiskret zu werden —), mit den Töchtern später Dante lesen, mit ihnen nach Rom fahren, den Söhnen, auch den erwachsenen, teilnehmende Freundin sein, gewiß, sie brauchten weder für sich noch für ihre Töchter eine Frauenbewegung, sie brauchen nicht zu rechten und nicht zu kämpfen, ihnen öffnen sich die Türen, ohne daß sie Schlösser erbrechen müssen. Und glücklich, wer in der geistigen Luft eines im alten Sinn „gebildeten" Hauses aufwachsen darf.

Aber unser Volk darf sich heute nicht mehr damit begnügen, einigen bevorzugten Familien der Geistesaristokratie die Bildung sozusagen in Pacht zu lassen. Wir brauchen eine „Familienkultur", wirklich, nie hat man stärker daran gearbeitet, die Mädchen zu Trägern einer solchen zu machen, als eben jetzt. Gewiß, man tut es systematisch, man pflegt fremde, bedürftige Säuglinge, (man hat doch gar nicht immer die nötige Anzahl kleiner Geschwister im Haus, — es gibt doch nicht nur älteste Schwestern!) man bringt Methode und System selbst in den Kochunterricht, man sucht den Mädchen höhere Bildung auf Schulen und Hochschulen zugänglich zu machen — und man hebt damit Viele auf das Niveau der Wenigen, die von Haus aus so bevorzugt gewesen sind, dies alles entbehren zu können.

Sie sagen nichts von der großen, großen Zahl der Mädchen, die nicht

Digitized by Google

ausirregeleitetem „Modernismus", sondern aus bitterer Notwendigkeit einen Beruf ergreifen. Sie sprechen nur von der gebildeten Oberschicht, die, wie Sie einmal gespottet haben, „Vater und Mutter verläßt, um — Leder zu punzen". Gut, beschränken wir uns heute auf diesen kleinen Kreis, obgleich, wirtschaftlich gesehen, die große Masse der anderen, hinter denen der Zwang unserer kapitalistischen Entwicklung steht, weit wichtiger ist. Aber lassen Sie doch auch diese materiell gut gestellten jungen Mädchen mit mehr Vertrauen ihre selbstgewählten Wege gehen, Schwarzbrot essen, obgleich sie an Kuchen gewöhnt sind — die Zähne werden stark dabei — und alle selbst erlebten, auf selbst gefundenen Wegen, ja, auf Umwegen gefundenen Wahrheiten sind so viel fruchtbarer, als die übernommenen.

Verzeihung, aber Ihre Befürchtungen sind ein wenig von vorgestern. Sie gelten vielleicht einigermaßen für die Generation von vor 10 und 15 Jahren, als die Berufsbildung, das „Gelüsten nach der Männer Bildung, Weisheit und Ehre" noch eine Sensation war, etwas zu erkämpfendes. Dem jungen Mädchen von heute ist all das natürlich und selbstverständlich, sie denkt nicht daran, irgendwelchen neuen Zielen zulieb alte Pflichten gering zu achten, sie hofft ganz bewußt, alles, was sie im Lernen und Arbeiten sich errungen hat, einmal der eigenen Familie zugut kommen zu lassen. Nein, Heiraten und Kinder gebären, ist wirklich nicht so unmodern geworden, wie Sie es uns glauben machen wollen, und die Vorbereitung auf diese wichtigsten Aemter ist gewiß nicht schlechter, nur anders ist sie geworden. Was Reservatrecht einzelner Bevorzugter war: die harmonische Verschmelzung von Persönlichkeitsentfaltung und Pflege edler Häuslichkeit, das soll auf neuen Wegen allen ermöglicht werden, die innerlich stark genug dafür sind. Das exklusive aristokratische Ideal wird umgeformt in das demokratische Ziel: Familienkultur, nicht nur Kulturfamilien!

Elly Heuss-Knapp

Verantwortlich für die Leitung i. V. von Dr. Theodor Heuß: Dr. Karl Goeser in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name
Matheus Müller

Digitized by Google

Mexiko und die Vereinigten Staaten

Von Dr. Friedrich Glaser (Washington)

Dem europäischen Betrachter des mexikanischen Problems — soweit man hierunter die Reorganisation der mexikanischen Republik aus ihrem jetzigen Zustand chronischer Revolutionen versteht — und der mexikanischen Krisis — insofern als man hierunter das halbkriegsartige Verhältnis zwischen dem mexikanischen Diktator Huerta und den Vereinigten Staaten begreift — wird das Bewußtsein sicherlich einige Genugtuung bereiten, daß man sich in der neuen Welt über die Lösung dieses Problems und die Beendigung dieser Krisis nicht weniger den Kopf zerbricht als in der alten.

Denn was man auch zur Verteidigung der mexikanischen Politik des Präsidenten Wilson und seines Staatssekretärs vorbringen mag, den Fehler besitzt sie jedenfalls, daß sie einer Mißdeutung ihrer Motive und Absichten in hohem Maße Vorschub leistet. Vielleicht ist das überhaupt das Schicksal des amerikanischen Idealismus. In Europa lehrt uns eine längere Erfahrung und wohl auch ein schärferes Durchdenken der Dinge, daß in der Politik wie überhaupt im Leben der Nachweis guter Absichten noch kein Schritt zu ihrer Verwirklichung und höchstens ein halber zu ihrer Rechtfertigung ist, sondern daß es erst der Berücksichtigung des Verhältnisses der anzuwendenden Mittel zur Erreichung des gewollten Zwecks bedarf, um den jenem Idealismus entspringenden Handlungen den Charakter einer großen Tat zu verleihen. Diesem realistisch gestützten modernen Idealismus vermochte der amerikanische Idealismus noch nicht zu folgen. Er ist mehr rücksichtslos als hochfliegend und fällt unglaublich rasch aus den Wolken auf die zwei Beine des gesunden Menschen-

Digitized by Google

verstandes, um sich auf der breiten Fläche des Opportunismus fortzubewegen.

Diese Gefahr des Umschlagens der hochfliegenden Absichten, welche die mexikanische Politik des gegenwärtigen Präsidenten der Vereinigten Staaten leiten, in einen flachen Opportunismus wird kaum durch die Aufrichtigkeit dieser Absichten gemildert. Im Gegenteil, die Gefahren und Gefährlichkeiten der mexikanischen Politik des Präsidenten Wilson sind vielleicht weit eher in dem Umstande zu suchen, daß die idealen Motive der Wilson'schen Politik vollkommen ehrlich gemeint sind als in der Möglichkeit, die von den zynischeren Beobachtern der Politik des Präsidenten angenommen wird, daß nämlich Herr Wilson nur durch eine idealistische Interpretation seiner Politik imstande sein werde, die in ihrer übergroßen Mehrheit dem mexikanischen Interventionsabenteuer durchaus abgeneigte demokratische Partei allmählich interventionsfreundlicher zu stimmen. Indessen wird man eine solche Verdächtigung, so lange nicht bessere Beweisgründe für sie vorgebracht werden, vorläufig eher von der Hand weisen. Im Grunde ist es auch gleichgültig, welche Motive die mexikanische Politik des Präsidenten entschieden, die Gefahren, die ihren erklärten Absichten drohen, bleiben dieselben, was immer auch die Beweggründe dieser Absichten waren.

Was sind nun aber die Ziele der mexikanischen Politik Präsident Wilsons? Am klarsten wurden diese Absichten vom Präsidenten in einer im Herbst des vergangenen Jahres in Mobile gehaltenen Rede zum Ausdruck gebracht, der in Amerika, in Südamerika namentlich, große Bedeutung beigelegt wurde, während sie in Europa nur geringe Beachtung fand. Neben der bekanntlich bereits weit früher gestellten Bedingung, daß Huerta abdanken müsse, erhob Herr Wilson auch die Forderung, daß „die fremden Interessen" mit ihren politischen Ansprüchen gehen müßten. Herr Wilson sprach damals von der „Emanzipation" der Republiken des lateinischen Amerika von diesen Interessen und Anforderungen ausländischer Kapitalisten. Die Gefahren, welche in diesen

Digitized by Google

beiden Forderungen liegen, so hochherzig auch die Motive sein mögen, aus welchen sie aufgestellt wurden, sind offensichtlich.

Was zunächst den Diktator Huerta anlangt, so werden sich in dem selbstkonstituierten Präsidenten Mexikos nur wenig Züge entdecken lassen, die ihn als Menschen oder Staatsmann sympathisch oder bewundernswert machen. Huerta riß die Präsidentenwürde durch Betrug, Treubruch und Meuchelmord an sich und man begreift die natürliche Abneigung, die Präsident Wilson gegen die Anerkennung dieses Mannes empfand. Es wurde von mancher Seite dem Präsidenten vorgeworfen, daß es ein Fehler war, Huerta nicht anzuerkennen. Wie dem auch sein mag, es war jedenfalls ein Fehler und hätte sich sicherlich vermeiden lassen, daß es schließlich zum Beginn einer kriegerischen Aktion kam, die man nicht ohne spöttische Seitenblicke auf den Präsidenten als einen „Krieg Wilsons gegen Huerta" bezeichnet hat. Im Kongreß, namentlich im Senat, hat man denn auch diese schwache Seite der Wilsonschen Politik einer sehr scharfen Kritik unterzogen und auf Seiten der Republikaner, die, wenn sie am Ruder gewesen wären, jedenfalls längst in Mexiko einmarschiert wären, führte der einstige Staatssekretär Roosevelts, Senator Root, aus, daß es der Gipfel der Torheit sei, in Mexiko wegen der Verhaftung einiger amerikanischer Matrosen in Tampico zu intervenieren, die nicht einmal auf Huertas Wunsch erfolgt sei und für die der mexikanische Diktator Genugtuung zu leisten bereit sei, wenn auch nicht ganz in der ihm zugemuteten Form. Nicht ein Streit um Formalitäten, meinte der republikanische Redner, sondern der Zustand Mexikos gebiete die Intervention.

Dieser von den Republikanern vertretene Standpunkt ist, wenn nicht ehrlicher, so doch sicherlich weniger Mißdeutungen ausgesetzt als das Wilson'sche Vorgehen. Die Republikaner wollten in Mexiko intervenieren, um ihre Kapitalanlagen zu retten. Präsident Wilson dagegen will, wie er dieser Tage erst wieder in New York sagte, nur intervenieren, um Mexiko, um der Menschheit einen Dienst zu erweisen. Selbst wenn der derzeitige Präsident der

Digitized by Google

Vereinigten Staaten wirklich keine weitere Absicht als diese menschen- und mexikofreundliche hat, so fragt es sich: Kann Präsident Wilson diese Absicht auch verwirklichen? Und die Antwort wird lauten müssen: er wird sicherlich am allerwenigsten in der Lage sein, Mexiko diesen uneigennützigen Dienst zu erweisen, wenn er an seiner zweiten Forderung festhält, daß der Einfluß der fremden Interessen gehen müsse. Man wird zugeben müssen, daß der Einfluß fremder Kapitalisten in Mexiko kein unbedingt heilsamer gewesen ist, sondern daß sie sich wiederholt mit sehr geringer Diskretion in die innerpolitischen Verhältnisse der mexikanischen Republik gemischt haben und daß namentlich die verhältnismäßig am stärksten konzentrierten und darum einflußreichsten Interessen, die der Petroleumindustrie, ob sie nun die amerikanische oder englische Flagge aushängten, je nach Umständen sich hinter die verschiedenen Regierungen Mexikos gesteckt haben, gegen einander intriguierten und zuweilen auch wieder zusammen gingen. In der Ende 1912 von dem Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten des amerikanischen Senats abgehaltenen Enquete über „Revolutionen in Mexiko" finden sich manche Spuren dieser unheilvollen Tätigkeit fremder Konzerne in Mexiko. Allein so lange die Mexikaner selber keine energischeren Anstalten zur Entwicklung der großen Reichtümer ihres Landes machen, wird es schwer sein, dem fremden Unternehmungsgeist Schranken zu ziehen. Jedenfalls würde jeder Versuch dies zu tun, höchstens das Ergebnis haben, daß sich die nichtamerikanischen d. h. europäischen Interessen allmählich verringern und daß die nordamerikanischen Interessen ganz unverhältnismäßig wachsen würden. Die amerikanischen Kapitalanlagen in Mexiko belaufen sich auf etwa viereinhalb Milliarden Mark, die englischen Kapitalanlagen erreichen 1500 Millionen Mark, die französischen 600 Millionen und alle übrigen fremden Kapitalanlagen 500 Millionen Mark, die Anlagen der Mexikaner selber werden auf 3200 Millionen Mark veranschlagt. Daß sich die amerikanischen Interessen, was auch immer Präsident Wilsons persönliche

Digitized by Google

Anschauungen sein mögen, nicht austreiben lassen, unterliegt ebensowenig einem Zweifel, als daß sie im Gefolge einer Intervention ganz gewaltig wachsen würden. Dagegen ist die Möglichkeit einer Verringerung oder Vertreibung der europäischen Interessen infolge eines unverhältnismäßig wachsenden Einflusses amerikanischer Kapitalisten nicht von der Hand zu weisen. Das mexikofreundliche Programm des Präsidenten Wilson würde also aller Voraussicht nach dazu führen, daß Mexiko zwar von dem europäischen Einfluß „emanzipiert", dem amerikanischen aber umso stärker unterworfen würde, daß das europäische Kapital für seine politischen Indiskretionen in Mexiko bestraft, das amerikanische dagegen für die gleichen Sünden belohnt würde.

Einer der liebenswürdigsten Dichter Deutschlands, Herr Dr. Ludwig Fulda, hat kürzlich bei einem Bankett der amerikanischen Kolonie in Hamburg auf Grund seiner amerikanischen Reiseeindrücke eine Rede auf den amerikanischen Idealismus und über die europäische Ungerechtigkeit gehalten, den Amerikanern jeden Idealismus abzusprechen. Hier in Wilson haben wir ein Stück dieses amerikanischen Idealismus vor uns. Es ist ein in seiner Weltabgewandtheit fast mittelalterlicher Idealismus, der nicht in die Geschehnisse hinein, sondern über sie hinweggeht. John Lind, der Wilson'sche Vertrauensmann in Mexiko, der Huerta nie gesehen hat, wurde nach seiner Rückkehr nach Washington sofort empfangen, während der Geschäftsträger O'Shaugnessy, der das Verbrechen begangen hatte, die Wilson'sche Huertapolitik einigermaßen dadurch zu mildern, daß er wenigstens persönlich freundliche Beziehungen mit dem mexikanischen Diktator aufrecht erhielt, mußte eine Woche lang in Washington warten, bis man ihn um seine Ansicht über die Persönlichkeit Huertas fragte. Herr Wilson hatte vergessen, daß sich die Weltgeschichte nicht wie ein Schulheft korrigieren läßt, er hatte Huertas Sturz ein Jahr zu früh erwartet und der Rechenfehler trieb ihn in die für einen Staatsmann gefährlichste Stimmung, in die der Verärgerung. Die Gefahren dieser Politik der persönlichen Gereizt-

Digitized by Google

heit gegen den mexikanischen Diktator hat man denn auch überall eingesehen außer im Weißen Hause und die North American Review hatte noch kurz vor der Besetzung von Vera Cruz eine internationale Sammlung von Ansichten über die mexikanische Politik des Präsidenten veranstaltet, die alle darin übereinstimmten, daß die Anti-Huertapolitik notwendig in die Intervention hineintreiben müsse. So ist es denn auch mehr oder weniger gekommen. Aus der allgemeinen Verdammung Huertas wurde die Politik seiner „finanziellen Aushungerung". Als sich trotzdem noch in Europa Geldgeber für Huerta fanden, wurde das Verbot amerikanischer Waffenlieferungen für die Konstitutionalisten in Nordmexiko aufgehoben. Schließlich als es Huerta trotzdem gelang, eine Anleihe abzuschließen, die er zum Ankauf von Waffen in Europa verwendete, benutzte man die Verhaftung einiger amerikanischer Matrosen in Tampico, die wie in einer sonst wilsonfreundlichen Zeitung ausgeführt wurde, ein dem allgemeinen Verkehr entzogenes Kai der mexikanischen Regierung betreten hatten, um daraus einen Zwischenfall zu schaffen, der die Besetzung des Zollhauses von Vera Cruz ermöglichte, noch bevor die Waffenladung des Dampfers, dessen Abfahrt von Europa der amerikanischen Regierung mitgeteilt worden war, in Vera Cruz gelandet werden konnte. Damit war die Wilson'sche Politik hart am Rande eines Krieges mit Mexiko angelangt, dessen mögliche militärische und politische Ergebnisse sich kaum übersehen lassen, der aber in jedem Falle mit einer mehr oder minder ausgedehnten Okkupation Mexikos enden müßte, die wiederum nur die Voraussetzung der völligen wirtschaftlichen Absorption Mexikos durch die Amerikaner bilden würde.

Den Mexikanern, soweit sie wenigstens die Anschauungen der hinter Huerta stehenden Kreise teilten, erschien die Politik Wilsons von vornherein auf eine solche Intervention angelegt. In einem kleinen Buche des mexikanischen Senators De Zayas Enriquez (kürzlich bei Albert and Charles Boni, New York erschienen) wird diese Ansicht mit vielen Gründen verteidigt. Indessen ist

Digitized by Google

eine solche Auffassung der Politik des Präsidenten sicherlich keine gerechte Interpretation ihrer Absichten. Die zutreffendere Theorie ist wohl die, daß der Präsident gerade darum, weil er sich seiner guten Absichten bewußt ist, vergißt, daß er sich zuweilen mehr von persönlichen Eindrücken als von politischen Erwägungen leiten läßt und daß er gerade darum Interessen in die Hände arbeitet, die im Trüben zu fischen wünschen. Dieser Umstand freilich verstärkt nur noch die Möglichkeiten boshafter Auslegung der mexikanischen Politik Wilsons. Denn nur zu viele Beobachter der Wilson'schen Politik vermögen sich dem Gewicht der Tatsachen nicht zu entziehen, daß der erschlagene Präsident Madero den Interessen der Standard Oil Company freundlich geneigt erwies, während sein Nachfolger Huerta die britischen Petroleuminteressen begünstigte. In solchem Lichte betrachtet, scheint allerdings die persönliche Zuspitzung der mexikanischen Politik Wilsons auf Huerta mit den Wünschen einflußreicher amerikanischer Interessen zusammenzufallen und die von Wilson proklamierte Emanzipation Mexikos von fremden Interessen riecht etwas nach den Lampen der Standard Oil Company.

So lange indessen die Beweise für die Tatsächlichkeit eines solchen Zusammenhangs fehlen, kann es sich für eine unbefangene Betrachtung der Gestaltung der Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Mexiko und den Vereinigten Staaten von Nordamerika nur um eine zufällige Koinzidenz einer von amerikanischem Idealismus getragenen Politik und gewissen praktischen Interessen der Union handeln. Man wird daher vorläufig mit seinem Urteil zurückhalten müssen und das gleiche dürfte sich auch für die Verteidiger der Wilson'schen Politik empfehlen. Wenn beispielsweise einer der diplomatischen Agenten Wilsons in Mexiko unter dem Titel „Unser moralisches Imperium in Amerika" die Politik des Präsidenten gegen Huerta verteidigt, so ist dies eine Anmaßung, die Gefahr läuft, sich durch ihre eigenen Uebertreibungen lächerlich zu machen. „Andere Mächte", so schreibt dieser Herr, „machten sich keine Skrupel daraus, den Mörder

Digitized by Google

und Usurpator sofort anzuerkennen. Very well; die Vereinigten Staaten gehören nicht zur Gefolgschaft anderer Mächte. Die Vereinigten Staaten sind seit Beginn ihrer Geschichte moralische Führer der Welt gewesen. Unsere diplomatische Geschichte ist der jeder anderen Regierung unähnlich, ihre Erfolge verdankt sie der Tatsache, daß andere Mächte durch unsere moralische Geradheit mystifiziert und entwaffnet wurden. Pharisäertum ist die schlimmste der Sünden und verrät außerdem einen recht schlechten Geschmack, zuweilen indessen muß eine Sache herausgesagt werden. Es ist nun eine klare Tatsache, daß die Großmächte kein Gewissen haben — aber die Vereinigten Staaten haben ein Gewissen. Wir sind ein einfaches Volk, das unfähig ist, sein Vorurteil gegen den Mord loszuwerden ...." Wenn man gegenüber solchen Ausführungen an die schlichte Tatsache erinnert, daß zur nämlichen Zeit, als diese Betrachtungen über das moralische Imperium der Amerikaner im Druck erschienen, in Kolorado streikende Bergarbeiter zu Dutzenden in einer vom Meuchelmord kaum verschiedenen Weise von amerikanischen Milizen und „Detektives" teils niedergeschossen wurden, teils nach ihrer Festnahme, sofern sie Streikführer waren, abseits geführt und mit Kolbenschlägen auf den Schädel aus dieser Welt befördert wurden, so macht man sich keiner Gehässigkeit gegen die Amerikaner schuldig, wenn man diese Anmaßung einer moralischen Ueberlegenheit über die alte Welt als nicht unbedingt erwiesen ansieht.

Betrachtet man die mexikanische Politik der Union in früheren Jahrzehnten, so wird man kaum in der Ansicht bestärkt, daß sich die Vereinigten Staaten hinsichtlich ihrer auswärtigen Politik die moralische Führerschaft der Welt zuzuschreiben berechtigt sind. Von dem Krieg zwischen der Union und Mexiko in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in welchem die Vereinigten Staaten der mexikanischen Republik Kalifornien abnahmen, sagte Bancroft, daß er „das Ergebnis eines mit großer Ueberlegung ausgeklügelten Plans der Beraubung seitens der überlegeneren

Digitized by Google

Macht war". Kann man sich angesichts dieser Erfahrung und neuerer Eindrücke wundern, wenn die Mexikaner selber den Segnungen des moralischen Imperiums der Amerikaner mit einigen Befürchtungen entgegensehen, wenn man in Südamerika die größten Bedenken hegt und in Europa mit einigem Zynismus der weiteren Entwicklung der mexikanischen Politik der Union zuschaut? Nun hat allerdings der Präsident einen Beweis seiner friedlichen Absichten dadurch zu geben gesucht, daß er den Vermittlungsversuch der sogenannten A.B.C.-Mächte, nämlich Argentiniens, Brasiliens und Chiles annahm und daß dadurch die amerikanische Intervention zunächst bei der Besetzung von Vera Cruz stehen blieb und nicht sofort zum Marsch nach Mexiko schritt, obwohl militärische Kreise darauf drängten. Indessen mag die Rücksicht auf die Empfindungen Südamerikas, wo die mexikanische Politik Wilsons den schlimmsten Eindruck gemacht hat, stärkeren Einfluß auf diese Annahme des Vermittlungsvorschlags gehabt haben, als der Wunsch, unter allen Umständen zum Frieden mit Mexiko zu gelangen. Zudem hat sich die Union allein schon durch ihre Begünstigung der Konstitutionalisten freie Hand vorbehalten. Während die drei südamerikanischen Staaten zwischen der Union und Huerta zu vermitteln suchen, mag Huerta bereits von den aus dem Süden heranrückenden Insurgenten unter Zapata und den aus dem Norden kommenden Konstitutionalisten unter Villa und Carranza gestürzt worden sein. Ob dann die Konstitutionalisten bereit sein werden, sich an der Beratung des südamerikanischen Reorganisationsplans für Mexiko zu beteiligen, ob sie überhaupt zur Regierung Mexikos fähig sein werden, oder ob nicht Zwischenfälle, die sich jederzeit ereignen können, mittlerweile die amerikanische Intervention weitertreiben werden, das liegt noch im Schoß der Zeit. Jedenfalls bedarf es keines besonderen Pessimismus, um in der Verbindung zwischen Wilson und Villa nur neue Interventionsgefahren zu sehen. Denn wo Huerta einen umbrachte, da hat Villa Dutzende erschlagen. Indessen hat Herr Bryan erklärt, daß er Villa als einen

Digitized by Google

Sünder betrachte, der sich gebessert hat. Sollte jedoch Villa einen Rückfall bekommen, so ist klar, daß die Verantwortung, die die Union durch ihre Verbindung mit den Konstitutionalisten übernommen hat, sie ebenso zur Intervention drängen kann, wie die Abneigung Wilsons gegen Huerta schließlich in die ersten Schritte der Intervention hineintrieb.

Indessen läßt sich gegen solche Betrachtungen der Einwand erheben, daß die anarchischen Zustände Mexikos eine amerikanische Intervention nur als eine Frage der Zeit erscheinen lassen, daß die Union mit dem Augenblick der Inbetriebsetzung des Panamakanals unbedingte Ordnung in Mittelamerika haben müsse und daß es daher im Grunde bedeutungslos sei, das Problem zu erörtern, ob die Wilson'sche Politik trotz aller friedfertigen Versicherungen erst recht zur Intervention geführt habe, oder ob sich irgend ein Vorgehen hätte einschlagen lassen, durch welches eine Intervention hätte vermieden werden können. Auch die vollkommenste Neutralität auf Seiten der Vereinigten Staaten, so sagt man, hätte Huerta kaum zum Sieg verholfen, Revolutionen wären immer wieder ausgebrochen und die fortwährende Zerstörung von Leben und Eigentum hätte schließlich doch die Vereinigten Staaten zur Intervention gezwungen. Für diese Ansicht läßt sich vor allem die Tatsache anführen, daß das mexikanische Problem, so weit es sich um die Herbeiführung geordneter Zustände in Mexiko handelt, im tiefsten Grunde ein Agrarproblem ist und daß sich ohne eine befriedigende Lösung der Landfrage in ähnlicher Weise etwa wie dies in Irland mit Erfolg versucht worden ist, nur mit Gewalt und an der Oberfläche Ruhe und Ordnung in Mexiko herbeiführen läßt. Der große Porfirio Diaz, der Mexiko mit eiserner Hand und in einer wenigstens vom Standpunkt des fremden Gläubigers befriedigenden Weise während eines Menschenalters in Ordnung gehalten hatte, hatte sich um dieses Agrarproblem herumgedrückt. Madero machte der halb leibeigenen Landarbeiterbevölkerung Versprechungen, die er nicht zu halten vermochte, die sich jedoch tief in den Sinn des von Kirche

Digitized by Google

und Großgrundbesitzerklasse bedrückten mexikanischen Landarbeiters gruben. „Die Hauptfrage der mexikanischen Revolution", so führt ein kleines, die Ansichten der Konstitutionalisten vertretendes Buch aus, „ist die Landfrage. Der Mann hinter dem Gewehr — der kämpfende Landarbeiter — weiß von keiner anderen Frage, noch weiß der Mann hinter dem Mann mit dem Gewehr — der frondende Landarbeiter, der seinen Bruder im Feld ernährt, von einer anderen Frage. Der Landarbeiter, ob er kämpft oder arbeitet, ist nur von einem Gedanken beseelt. Für ihn geht das Leben auf in dem vollen persönlichen Eigentum eines Stück Landes, wo er seinen Mais bauen, seine Kuh weiden und seine Gemüse wachsen lassen kann. Dafür hat er fast ununterbrochen seit hundert Jahren gekämpft und die letzten Jahre dieses Kampfes bedeuten nur den Abschluß eines Feldzugs, der mit den Urgroßvätern der gegenwärtigen Generation begonnen hat." Ohne eine Bauernbefreiung ist also in Mexiko kaum Ruhe zu erwarten. Ob freilich die Konstitutionalisten in der Lage sein werden, diese Frage zu lösen ohne durch törichte Ausschreitungen im bisherigen Stil — wie beispielsweise die Beschlagnahme der Baumwolle spanischer Plantagenbesitzer in Tampico — schließlich eine amerikanische Intervention herbeizuführen, das wird sich erst noch zu zeigen haben. Zum nicht geringen Teil hängt eine Verständigung über die Agrarfrage von der politischen Klugheit der spanischen Großgrundbesitzerklasse ab, deren bisheriges Verhalten allerdings wenig Hoffnung auf solche Klugheit gibt. Die großgrundbesitzende Oligarchie, die Mexiko nach seiner Emanzipation von der spanischen Herrschaft regierte, hat sich stets an das Edikt jenes mexikanischen Vizekönigs gehalten, der in den Tagen der spanischen Kolonisation den Grundsatz verkündete: „Laßt die Bevölkerung dieser Kolonie ein für allemal wissen, daß sie zum Schweigen geboren wurde und nicht zur Diskussion oder Meinungsäußerung über politische Angelegenheiten." Der herrschsüchtige und bildungsfeindliche Klerus Mexikos, sowie die paar tausend Großgrundbesitzer, welche sich bisher als die alleinige Regierung Mexikos

Digitized by Google

betrachteten, werden nun wohl lernen müssen, daß selbst des Lesens unkundige Landarbeiter sich auf die Dauer mit solchen Grundsätzen nicht mehr regieren lassen.

Ob nun die mexikanischen Landarbeiter wirklich imstande sein werden, ihre Emanzipation selber durchzusetzen, oder ob ihnen die Vermittlung der südamerikanischen Staaten dabei zu helfen vermag oder ob ihnen der starke Arm der Union zu Hilfe kommen muß, das wie gesagt, bleibt noch abzuwarten. Jedenfalls darf man nicht vergessen, daß wenn die Union in Mexiko Frieden stiften wird, dies nur auf Kosten der mexikanischen Unabhängigkeit geschehen kann. Man braucht gar nicht so weit zu gehen wie Senator Borah, der während der Debatten über die mexikanische Politik des Präsidenten meinte, daß die mexikanische Flagge einmal in Mexiko gehißt, niemals mehr niedergeholt werde und hinzufügte, daß er diese Ansicht nicht aus egoistischen Empfindungen, sondern nur in Antizipation des natürlichen Gangs der Dinge äußere. Auch die wiederholten Erklärungen des Präsidenten, daß ihm jeder Gedanke einer Annektierung mexikanischen Gebiets durchaus fern liege, wird an dem schließlichen Schicksal Mexikos nach einer amerikanischen Okkupation wenig ändern. Man erobert heute nicht mehr, sondern man durchdringt. Wird der freie Wettbewerb aller Nationen bei dieser Durchdringung aufgehoben, so durchdringt eben die privilegierte Nation allein und es bestehen doch Befürchtungen, daß die amerikanischen Interessen, ob dies nun von dem Idealismus ihres Präsidenten gewünscht wird oder nicht, sich für die großen Kosten einer Intervention durch solche Privilegierung schadlos halten werden. Man tunisiziert nicht, sondern man kubanisiert. Der amerikanische Unternehmungsgeist wird diese Kubanisierung Mexikos vollziehen, so wie der amerikanische Idealismus durch bewaffnete Intervention das „moralische Imperium" der Union in Mexiko aufrichtet. Die übrige Welt wird sich mit der natürlichen Verdrängung der „fremden Interessen" zugunsten der amerikanischen begreiflicherweise nur schwer befreunden und auch der unbefangene

Digitized by Google

Zuschauer wird sich nicht ohne manche Zweifel zur Ueberzeugung durchringen, daß sich die Mexikaner unter amerikanischer Bevormundung besonderer Vorteile und Segnungen erfreuen könnten, die sie sich nicht mit einigem guten Willen selber zu verschaffen imstande wären. Auf diesem guten Willen der Mexikaner scheint die einzige Hoffnung auf Abwendung der Intervention zu ruhen, die den Mexikanern ein Stück ihrer Unabhängigkeit und der Welt einen Markt freien Wettbewerbs nehmen würde.

Entartungen und Erniedrigungen

Von Engelbert Pernerstorfer,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

umpfe Stickluft lagert über Oesterreich. Bisweilen schien es in den letzten Jahren, als ob hie und da ein kräftigerer Luftzug einsetzen wollte. Man atmete auf. Aber es war nur ein Augenblick. Dann kam schnell wieder stinkender Nebel und hüllte alles Grau in Grau. Und halb betäubt wandelte man durch diesen Nebel. Was aber das schlimmste war: man gewöhnte sich an diese Atmosphäre. Man akklimatisierte sich. Die öffentliche Meinung paßte sich an oder wurde teilnahmslos. Ein Fatalismus machte sich in Bezug auf alle öffentlichen Angelegenheiten breit. Das alte Wort Kürnbergers wurde wieder mehr als je lebendig: „Man mag sich nicht drum scheren". Das weichliche und verweichlichende Wien geht da mit seiner Sorglosigkeit und seinem Leichtsinn voran. Dieses Wien zerbricht alle Charaktere. Einer kommt aus dem Ausland, ein ausgewachsener, fertiger Mann voll Tatkraft und Griffigkeit. Ein Jahr in Wien bricht ihn. Er ist eingeschmolzen in der trägflüssigen Masse. Es geschieht schreckliches, ungeheuerliches, scheußliches — einen Augenblick horcht man auf, schimpft je nach Temperament ein bißchen mehr oder weniger, geht aber rasch

Digitized by Google

zu angenehmeren Dingen über. Das Leben ist doch nicht dazu da, daß man es sich selber verekle. „Schwamm drüber!"

Gerade jetzt leben wir in Tagen, in denen sich wieder alles, Widerwärtige zusammenzuballen scheint. Wo man hinschaut stieren uns häßliche Fratzen entgegen. An der Spitze des Reiches, im Westen und Osten stehen bedenkenlose Staatsmänner, die ohne politische Leitgedanken ins Sinnlose regieren und eine Reihe von Erscheinungen gewähren einen tiefen Einblick in Symptome, die den staatlichen Gesamtkörper als schwer, vielleicht hoffnungslos erkrankt erkennen lassen.

Vor einiger Zeit habe ich an dieser Stelle von dem Ruthenenprozeß in Ungarn gesprochen, der mit der Verurteilung mit ungefähr 60—70 Personen zu zum Teil sehr erheblichen Freiheitsstrafen geendet hat. Es war ein abscheulicher Tendenzprozeß. Kaum hatte er seinen Abschluß erreicht, als in Lemberg ein Massenprozeß gegen Russophilen in Galizien begann, der sich nun schon wochenlang hinzieht. Während in Ungarn die Regierungseinflüsse sich dahin geltend machten, es zu schweren gerichtlichen Verurteilungen zu treiben, wird bei uns in Oesterreich der Regierung offen vorgeworfen, daß sie alles tue, damit die angeklagten Russophilen glimpflich davon kommen. Daß die Regierungen hüben und drüben die Gerichte in politischen Prozessen nach Möglichkeit beeinflussen, wird als eine fast selbstverständliche Sache ruhig hingenommen.

Und nun erscheint ein Werk in tschechischer Sprache, das wie eine Bombe ins öffentliche Leben einschlägt. Es sind die Denkwürdigkeiten des gewesenen tschechischen Ministers Kaizl, der verhältnismäßig jung gestorben ist. Was es an Tatsachen bringt, das ist eigentlich nicht unbekannt oder irgendwie neu, nur die Art, wie die Dinge hier behandelt werden, ist so ganz außergewöhnlich, daß es wie ein starkes Gift wirkt. Seit je wird von den Deutschen in Oesterreich behauptet, daß alle tschechischen Minister in allen bisherigen Regierungen ihre ganze Tätigkeit darauf konzentriert hätten, durch ihren amtlichen Einfluß ausschließlich

Digitized by Google

tschechisch-nationale Interessen zu fördern. Die Tschechen haben es auch eigentlich nie abgeleugnet. Sie haben es immer direkt zu entschuldigen gesucht. Die tschechische Nation sei so lange bei der Besetzung insbesondere höherer Beamtenstellungen vernachlässigt worden, daß es die Pflicht der tschechischen Minister sei, die Versäumnisse der Vergangenheit wettzumachen. Der dritte Band der Kaizlischen Denkwürdigkeiten illustriert nun in höchst seltsamer Weise, auf welche Art die tschechischen Minister dabei vorgegangen sind. Kaizl spricht in den hier abgedruckten Briefen in zahllosen Fällen von Aemterbesetzungen durch Tschechen. Dabei handelt es sich nie um die Frage der Befähigung, sondern fast ausschließlich nur um die Frage der nationalen Verläßlichkeit. Die Ausbeute aus dem Sammelwerke, das hauptsächlich aus Tagebuchblättern und Briefen Kaizls besteht, ist schier unübersehbar und durch Wochen hindurch bringen die österreichischen Blätter spaltenlange Auszüge. Was da zutage kommt, ist so ungeheuerlich, daß es schon Leute gegeben hat, die die Vermutung ausgesprochen haben, die Veröffentlichung sei in einer dem Andenken Kaizls feindseligen Absicht geschehen. Aber das ist ausgeschlossen. Der Herausgeber ist ein hervorragender tschechischer Parteimann. Die Veröffentlichung erfolgte vielmehr aus jener seltsamen Mischung von Brutalität und Naivität heraus, die den tschechischen Politikern von heute eigen ist. Sie soll dem Ruhm Kaizls dienen und wird ihn bei jenen Tschechen sicherlich festigen, die keinen anderen Gedanken haben als den nationalistischen. Und das ist heute die große Mehrheit im tschechischen Volke.

Außerdem erhellt aus Kaizls Buch, wie sich die Tschechen 1897 unter Badeni und dann unter Thun die Entwicklung der Dinge vorgestellt und gewünscht haben: Aufhebung der Verfassung, Rückkehr zur Allmacht der Landtage, Slavisierung im weitesten Umfange, Unterdrückung alles deutschen Einflusses. Das ist deswegen so interessant, weil auch gerade im gegenwärtigen Augenblicke Dr. Kramarsch das Spiel Kaizls fortsetzen zu wollen scheint. Seit der letzten Obmännerkonferenz des Abgeordneten-

Digitized by Google

hauses kann es gar nicht mehr im Zweifel sein, daß Kramarsch und Stürgkh unter einer Decke spielen, wobei die deutschen Nationalverbändler die Gefoppten sind. Einzig ihres geliebten Hochenburgers, des Justizministers wegen, halten sie am Stürgkh. Nicht einmal das macht sie vorsichtig, daß Kramarsch mit zärtlicher Liebe an Stürgkh hängt. Der Gedanke, den sie der Konferenz vorgeschlagen haben, der Präsident des Hauses möge neuerlich die deutsch-tschechischen Ausgleichsverhandlungen unter den Parteien in Fluß bringen, ist ihnen offenbar von Stürgkh suggeriert worden. Nur so kamen sie über die Notwendigkeit der sofortigen Einberufung des Hauses hinaus, für die sie sich, wie alle Parteien, wohl aussprechen mußten, die sie aber wegen der Obstruktionsdrohungen der tschechischen Agrarier für nutzlos erklärten. Wochen sind seit der Konferenz vergangen, der Präsident Sylvester hat kaum noch die Einleitung zur Lösung seiner Aufgabe getroffen. Das weiß der schlaue Stürgkh schon so zu drechseln, daß diese Beratungen möglichst hinausgeschoben werden. Wenn sie dann beginnen, wird Kramarsch, Stürgkhs Freund, gewiß dafür sorgen, daß sie sich bald zerschlagen. Gibt es doch ehrliche, ausgleichsfreundliche Tschechen, die es offen sagen, daß das einzige Hemmnis einer Verständigung Kramarsch sei.

Kaizls Denkwürdigkeiten zeigen die nationalistische Verwüstung der inneren Verwaltung in erschreckender Weise auf, der Prozeß Sviha in Prag läßt einen Einblick zu, wie die Regierung direkt die Korruption fördert. Es ist gar kein Zweifel darüber möglich, daß die österreichische Regierung sich einen Abgeordneten direkt gekauft hat. Eine besondere Schamlosigkeit liegt darin, daß dieser Abgeordnete ein k. k. Bezirksrichter war. Das ist ein Grad der Verworfenheit, die sich nur in Parallel setzen läßt mit der Tätigkeit einer Bordellbesitzerin, die ihre eigene Tochter ins Geschäft gibt. Ob Sviha direkt durch die Regierung gekauft worden ist, oder durch die Prager Polizei, ist nebensächlich. Dieser ist die Sache wohl zuzutrauen. Sie genießt seit je des schlechtesten Rufes. Es ist noch nicht gar so lange her, daß ein Unfug abgestellt wurde,

Digitized by Google

der jahrzehntelang geherrscht hat: die Frauen der Sicherheitsmänner hatten ein förmliches Privileg auf das Halten von Bordellkneipen. Im Punkte der Lockspitzelei steht die Prager Polizei mit in erster Reihe. Der heutige Polizeipräsident Krikawa ist wegen seiner Duldungen und Unterlassungen wiederholt innerhalb und außerhalb des Parlamentes aufs heftigste angegriffen worden. Nun wird er wohl fallen — wenn auch nicht sofort.

Und alle diese Dinge hat ein Mann gewußt, der einer alten Beamtenfamilie angehört, Statthalter von Mähren war, heute Minister des Innern ist und dessen persönliche Rechtschaffenheit über alle Zweifel erhaben ist: Baron Heinold. Das ist ein Symptom des Zerfalls aller Empfindungen auch jenes Anstands, der selbst in der Politik auf die Dauer nicht zu entbehren ist.

Nur mit einem Gefühle der tiefsten Demütigung kann der Oesterreicher auf sein Land schauen, das nach und nach zu einem modernen Sumpfe wird, in dem die trockenen Stellen von Tag zu Tag kleiner werden.

Der Deutsche in Oesterreich aber empfindet es als eine schwere nationale Schande, daß die großen deutschbürgerlichen Parteien die Politik der staatlichen und sittlichen Korruption, an der Stürgkh und Hochenburger hauptmitschuldig sind, nicht nur nicht bekämpfen, sondern durch Duldung noch halten helfen.

Das weiße Haus

Von Paul Zech

Séverin Roubaud war schon zehn Jahre auf der Grube und hatte ein kleines Häuschen von der Mutter geerbt. Es war schneeweiß gekalkt und lag, sah man vom Wasserturm auf die Kolonie, wie ein Stück Zucker zwischen den anderen schmutzigroten Ziegelhäusern.

Dieses Haus mit den blanken Fenstern und den schwarzen Giebelbalken war gleich in den Spiegel meiner Augen getreten,

Digitized by Google

als ich auf der Gewerkschaft um Arbeit angefragt hatte und ein Logis suchte. Séverin Roubaud wollte zwar nichts davon wissen, einen Schlafburschen zu halten. Aber da ich ein Fremder war und niemand im Dorf kannte, reizte es ihn doch. Das Glück war mir auch dann noch insofern günstig, da ich gerade wie auf stumme Verabredung, Séverin Roubauds Kolonne zugeschrieben wurde.

Die ersten Wochen, die wir miteinander verlebten, waren langweilig und aufreizend zugleich. Das gegenseitige Prüfen und Befühlen mit Augen, Worten und Hantierungen machten uns die Tage ruhelos und kühl. Wenn wir aus dem Schacht ausgestiegen waren und Séverin die gemeinsame Mahlzeit bereitete oder mit seinen Blumenstöcken zärtliche Pflege trieb, saß ich über den Büchern oder sah zum Fenster hinaus über die harte Landschaft. Zweimal in der Woche ging Séverin gleich nach dem Abendessen ins Dorf. Ich war immer im Glauben, daß er zu irgendeiner der blonden Wagenmädel Beziehungen hatte. Aber, ohne daß ich ihn fragte, sagte mir Séverin einmal, daß er der Obmann der sozialistischen Brüderschaft sei und die Zusammenkünfte leiten müsse. Meine Bitte, einmal mitgehen zu dürfen, schlug er unter vielerlei Entschuldigungen ab. Nach ein paar Wochen aber nahm er mich doch mit und von diesem Tage ab waren wir verbrüdert. Ich erfuhr dann auch, daß die Grubenverwaltung die sozialistische Brüderschaft wie etwas Geheimnisvoll-Feindseliges bewachen ließ und Spione bezahlte. Offen wagte sie nichts gegen die Organisation zu unternehmen, da die ältesten Knappen und fast alle Steiger der Brüderschaft angehörten. Und die Brüder andererseits waren sehr vorsichtig in ihren Beratungen und Werken und in der Aufnahme neuer Mitglieder. Zu einem offenen Kampf kam es nur alle paar Jahre einmal und die Erbitterung auf beiden Seiten platzte wütend auf, bis die Risse von dem Herrn Abbé mit sichtbar diplomatischem Geschick wieder zugenäht wurden. Wobei für die beteiligten Parteien zwar nichts herauskam, dem geistlichen Herrn aber stets ein volles Hochamt seitens der Grubenleute und ein üppiges Mahl beim Direktor reifte.

Digitized by Google

In einer solchermaßen harmlosen Umgebung lebte sich das politische Leben des Séverin Roubaud aus. Sein Innenleben aber wurde mir anders geoffenbart. Als er eines Abends wieder die Blumen auf dem Fensterbrett goß, abgewelkte Blüten verschnitt und die Erde in den Töpfen lockerte, sagte ich: Bruder Séverin, woran liegt es, daß du dir noch kein Mädel ins Haus geheiratet hast? Das Essenkochen, die Blumen und alle Ordnung im Haus ist doch großes Glück für eine aus dem Dorf oder sonst woher!

„Ist schon mein Brüderchen. Ist schon da. Aber wir wollen noch warten bis ich Steiger bin. Der kleine Lohn .... Du weißt ja .... Und sie hat noch eine Mutter, die mit in mein Haus soll."

Ich mochte nicht fragen, wer wohl die Erkorene sei. Aber ich hielt die Augen von da an offen. An einem Sonntagnachmittag, als ich Séverin in der Versammlung wähnte, ging ich durch das Fichtenwäldchen zum alten Schacht hinauf. Da oben war auch eine Wirtschaft, wie man mir gesagt hatte und viel los. Fuhrleute, die von Holland kamen, kehrten dort immer ein und blieben zur Nacht und des Sonntags über. Es war ein Fachwerkbau, mit Torf und Lehm gepicht.

Schon auf dem halben Wege hörte ich unsinnigen Lärm und schweres Gestampf von Mannsstiefeln. Wie ich nun die Tür öffnete, schlug mir Tabaksqualm entgegen wie Kohlenstaub so dick. An einem der hohen Holztische sah ich Séverin. Auch andere Männer und Weiber von der Grube waren dort. Und ein halbes Dutzend holländische Fuhrleute.

Die Holländer hatten ein Faß Rum über die Grenze geschmuggelt. Und die Wirtsfrau mußte Punschwasser kochen im großen Waschkessel. Und dann wurden todstarke Getränke gebraut und getrunken. Dazwischen lief ein schwarzhaariges Ding von knapp sechzehn mit Braten und Schrotbrot von Tisch zu Tisch.

Als mich Séverin erblickte, verfärbte er sich. Stand aber hastig auf und holte mich an seinen Tisch. Und dann winkte er die Schwarzhaarige heran und sagte: ihre Schultern fassend, „Das

Digitized by Google

ist Luisette, Brüderchen. Meine Luisette. Bald wird sie uns daheim das Süppchen kochen. Sie hat's schon gut gelernt von der Mutter." Luisette hatte tiefe, wundersame Augen und ein mächtiger Glanz lag in diesen Augen. Sie lachte mich an, wobei die großen Zähne scharf aus den roten Lippen sprangen. Ihre Hüften waren im Gegensatz zu denen der anderen Mädchen schmal und knabenhaft. Ein fortwährendes Wiegen war darin. Und die Hände hatten noch nie einen Erzwagen über die Schienen geschoben, so weiß und samten waren sie. Séverin aber hatte ein listiges Lächeln über das ganze Gesicht gespannt, als ich Luisette prüfend betrachtete und ihre Hand einen Augenblick hielt.

„Ja", sagte ich dann, „ja, Bruder, die wird unserem Haus Sonne bringen. Du hast gut lachen."

Da ging Luisette zu Séverin auf den Schoß.

An den anderen Tischen wurde es immer lauter. Die Wildheit war den Männern ins Blut gestiegen. Man rief zum Tanzen. Irgendeiner spielte auf der Ziehharmonika. Und der Tanz ging mit schwerem Getöse auf dem Steinboden und heiße Rufe erscholten im Wirbel. Die Männer tanzten, wie sie von der Grube heraufgekommen waren. Mit den eisenbeschlagenen Schuhen an den Füßen. In öligen Lederhosen und den dreckigen Leinenkitteln. Die bärtigen Gesichter waren rabenschwarz von Ruß und Pulverqualm. Grell hingen die roten Halstücher herab. Und die Weibsleute drehten sich halbvoll und schweißtriefend an die Seite der Kerle heran. Im Taumel der Musik wurden sie mit solcher Gewalt an die eisenharte Brust gedrückt, daß sie aufwieherten vor Schmerz und Raserei. Und sie wurden von den starken Armen emporgehoben zur Decke wie bunte Puppen. In den verschwitzten, harten Gesichtern glänzten die weißen Zähne raubtierhaft. Tische und Bänke stürzten durcheinander. Gläser klirrten zerbrochen und der Ofen und die entfachte Lust entwickelten solche Glut, daß man die Fenster weit aufriß und die Tür aus den Angeln hob. Ein paarmal sah ich Séverin mit Luisette im wildesten Knäuel auftauchen. Sie tanzten alle Tänze miteinander. Luisette

Digitized by Google

schien ganz aufzugehen in Séverin. Ihre Augen flammten wie weiße Glühbirnen. Auf ihren geschwollenen Lippen lag das Herz und zuckte wild.

Gegen Mitternacht bekam ich Lust aufzubrechen. Séverin aber konnte ich nicht entdecken. Die Mutter Luisettes, die ich nach Séverin fragte, hob die Schultern: „Gott, wo sollen sie anders sein als in der Kammer. Sie sind doch schon versprochen. Wenn sie erst unten im weißen Häuschen wohnen, ist doch alles vorbei!"

Der Weg hinunter ins Dorf durch die bewölkte Nacht war beschwerlich. Baumwurzeln, die quer über den Weg liefen, kamen mir wie geworfene Knüppel zwischen die Beine. Man ging wie durch violette Schleier. Das fahle Rot der Gasöfen flammte wie Fackelschein vorauf. Die Sirenen röhrten wie besessen zur Nachtschicht.

Zerschlagen und dumpfschädelig warf ich mich aufs Bett. Séverin weckte mich zur Frühschicht. Er war frisch. Wie aus dem Bad gekrochen. Er klopfte derb auf meine Schultern: Nun hast du Luisette gesehen? Was? Im Herbst, Brüderchen, kommt sie herunter. Dann werden wir beide es gut haben. He? Ein dolles Mädel?" Ich drückte Séverin gerührt die Hand. Wir sahen uns fest in die Augen.

Ich sah die beiden dann öfters zusammen. Manchmal holte sie ihn von der Grube ab. Sie gingen Arm in Arm in den weiten Abend hinaus. In das Haus aber brachte sie Séverin vorerst nicht. Denn im Innern härmte er sich doch, daß er noch nicht Steiger war. Und er hatte es Luisette so fest versprochen, bald einer zu werden. Oft sah ich ihn im Gärtchen allein auf- und abgehen. Die Hände in den Hosentaschen. Friedlich .... nachdenklich. Trat ich zu solcher Zeit auf ihn zu, blickte er mich an als wäre er ein zehnjähriger Bub. Und so, als ob ich gekommen wäre, etwas Auffallendes, Ungewöhnliches, oder richtiger Unerwartetes in ihm zu finden. Und er blieb lange Zeit danach einsilbig.

Digitized by Google

Da geschah es, daß Séverin Roubaud den erkrankten Steiger Poulain plötzlich vertreten mußte, weil er der älteste auf der Sohle war. Er aber betrachtete den Auftrag, einen verlodderten Flöz berggerecht zu schaffen, sozusagen als Prüfungsaufgabe für den Steigerposten und spannte dementsprechend Hirn und Muskeln an. Der besagte Schacht stundete schon ein paar Jahre und war schlüpfrig wie ein Sumpf. Wir hatten schwere Arbeit mit dem hervorgequetschten Gebirge, das an die zehn Fuß Mächtigkeit hatte. Wir trieben jeden Schritt, den wir herausgeschlagen hatten, sofort zu. Keile und Bolzen saßen fest im Aufhieb. Und aus Pram und Sohle rieselte kaum noch Staub. Nur im vordersten Gang, wo Séverin schaffte, stand das Feuer und schrie nach der Wettermühle. Aber Séverin hatte einen harten Kopf und bohrte fort, trotzdem die Bläser aus dem gerissenen Bruch schon explodierten, und ein Heulen wie von gereizten Löwen war. Dicht hinter uns stürzten die Ladungen mit Lawinen von Staub. Benahmen den Atem und saßen faustdick auf dem Gestänge.

Einer von uns Hauern warnte Séverin, den Bruch erst ausschwälen zu lassen. Der aber trieb die Eisen, als säße einer mit Keulen dahinter. Da fingen die andern an unruhig zu werden.

„Man sollte den Inspektor holen", murrte einer.

Zwei Weiber, die ganz hinten die Wagen vordrückten, mußten umkehren und die Wettermühle vorschaffen. Séverin schlug weiter, daß die ausgeklüfteten Felsen dröhnten.

In den Hölzern knackte es, als bohrten tausend Würmer darin und aus den Nebengebirgen scholl dumpfes Grollen herüber. Wir deckten das Kappholz und rammten die Buchenpfähle Schlag auf Schlag. Widerliche Schwüle kam aus den Gängen, trotzdem die Mühle raste. Wir rissen die Hemden herunter.

Der krumme Janu, der aus dem Vlämischen stammte, warf die Eisen weg und duckte sich hinter das Gestänge. Ein schweres Grauen vor dem stürzenden Gebirg war über ihn gekommen, denn er hatte in der verflossenen Nacht einen bösen Traum gehabt. Seinen Vater, der vom Förderseil aufgerissen wurde vor

Digitized by Google

Jahren, hatte er im Leichenkittel über die Halden tanzen gesehen. „Du Séverin", rief er und wischte sich den Schmutz von den dünnen Lippen. Séverin blickte nicht von der Arbeit auf. Er lag auf den Knien und arbeitete, daß ihm die Zunge aus dem Halse hing. Hin und wieder tat er ein paar Fehlschläge. Da rann ihm das Blut aus großen Wunden von den Händen. Die Eisen waren rot von Blut. Aber er zuckte nicht. Und ringsherum war es plötzlich ganz still von den Fäustelschlägen. Janu stand mitten im Gang und schrie noch einmal: „Du .... u .... Séverin! Du .... Mörder!"

Sein Gesicht war verzerrt. Die Augen starrten weit aufgerissen in die Finsternis.

Und da .... da .... wie von unten mit riesigen Nacken wütend emporgedrückt .... brach die ganze Arbeit zusammen. Splitterte, riß, knallte und rollte empor. Die Kohlenwuchten steilten sich wie Dämme. Berg und Gehölz verschwand in Rauch und Steinhagel. Ein Geheul wie nicht mehr aus menschlichen Kehlen setzte ein. Aber die wahnsinnigen Rufe starben hin in dem Lärm von herabstürzenden Brocken und Wasser, das wie ein Bergstrom einbrach und den Staub verschlemmte.

Ich schnaubte durch den verstopften Mund wie ein wilder Hengst. Stürzte weiter in das Dunkel vor, wo ich Séverin vermutete. Da brach es noch einmal los und es war, als donnerte die ganze Erde zusammen. Bis zur Brust war ich festgekeilt und griff mit den Händen wie in Mehlberge. Und immer neues Wasser ergoß sich und verschlang die Staubwolken. Von einem geborstenen Pfahl herunter blinkte gelbes Licht. Das war Séverins Lampe. Meine Augen zersägten das Dunkel. Da hörte ich ein Jammern tief unter mir wie aus einem ungeheuren Keller herauf. Meine Augen begannen zu hüpfen. Blut siedete auf den zackigen Felsstücken. Fleischteile lagen dampfend auf den zerschmetterten Hölzern. Ich bekam eine warme Hand zu fassen und versuchte sie mit aller Macht emporzuziehen. Tastete hinunter und griff nasses Gestein. Die Hand ging mit verloren. Ich kratzte überall herum

Digitized by Google

und konnte sie nicht wiederfinden. Ich versuchte, mich aus dem Bruch emporzuwinden. Aber je heftiger ich mich abmühte, um so nachgiebiger rollte neues Gestein herab.

Meine Kraft erlahmte, meine Augen brannten weh aus der Schwärze und suchten nach der Hand. Sie wurden gejagt von einem furchtbaren Wahnwitz. Jeder Nerv war aufs Aeußerste gespannt. Und da sah ich sie wieder. Die Hand .... Mit fünf Fingern .... Die bewegten sich, zitterten. Krallten sich zusammen. Ich ächzte und drehte mich aus der Umklammerung in unsinnigen Verrenkungen. Die dicke Luft machte meinen Atem kurz. An den Geröllklumpen hämmerte mein Arm sich lahm. Und dort unten immer noch die Hand .... Finger, die ungeheuer verzerrt um Hilfe zuckten. Sich wieder schlossen. Geballte Faust wie im Fluch. Frost klirrte über mein Gesicht. Tausend Räder brausten durch meine Ohren. Brausten und rissen die Augen mit, die nun nichts mehr sahen. Nur eine furchtbare Nähe geisterhaft fühlten. Die krumme, geballte Hand des Satans. Und Brausen und Stampfen des Weltgerichts.

* * *

Als ich erwachte, lag ich weiß und warm im Hospital. Mein Kopf war von Leinwandbändern geschnürt und mein rechtes Bein war wie ein Brett und lag in Gips. Vier Wochen hörte ich nichts als Stöhnen. Roch nichts als Karbol. Sah die grausam bleichen Gesichter der Pflegerinnen und fühlte die mörderische Hand des Arztes. Und die Luft, die unsäglich bitter schmeckte, war noch immer voll Schreien .... heiseres Todesschreien. Widerlich blutige Erscheinungen jagten durch mein Gehirn. Mir war, als wenn tausend Tote durch den Krankensaal tanzten und es rasselte wie verrückt in den Gerippen.

Als das Fieber aufgehört hatte, kam auch die Stimme wieder und ich frug die Schwester nach Séverin. „Der ist längst gesund", sagte sie lächelnd. Am anderen Tage kam ein Brief mit einer fremden Marke. Von Séverin aus einer Hafenstadt. Ich über-

Digitized by Google

flog das Schreiben ein Dutzend Mal, ehe ich den Sinn erfaßte. Séverin aber schrieb:

„Das Gestein hat mir einen Arm weggefressen. Aber mein Kopf ist heil geblieben. Und das ist gut. Luisette sagte, als ich sie wiedersah, sie mag keinen Krüppel zum Mann..... Auch das ist gut. Ich habe sie nun erkannt. Und darum soll sie auch nicht in das weiße Häuschen. Ich habe es der Brüderschaft geschenkt. Aber Du sollst so lange darin wohnen, wie Du auf der Grube bist. So habe ich es bestimmt. Ich habe Dich besucht, als Du im Fieber lagst. Und Deine Hand habe ich gefühlt. So fest wie unten in der Grube. Jetzt bin ich ein Orgeldreher hier und kann Dich nicht bitten zu kommen. Denn Du sollst Steiger werden. Aber nimm lieber Eine aus der Grube zum Weibe. Das ist gut so.

Es grüßt Dich

Bruder Séverin."

Das Plätschern der Regentropfen an den Fenstern wurde zu einem wunderbaren Gesang. Und die Erzmühlen donnerten wie Orgelstimmen dazu. Feuerschein rötete den Saal. Ich griff nach dem Kissen mir zu Häupten und verbarg den Brief darunter. Und es waren auch schon wieder frische Säfte in mein Blut gekommen. Und ich schloß die Augen und lauschte dem Wind, der klopfend ans Fenster kam und immer wieder kam von dort draußen weit her, wo man das Meer schmeckt.

Weniger Goethe!

Von Richard Guttmann, Wien

twas war mir an Goethe immer fatal. Er hat nach seinem Tode sämtlichen Geistesströmungen des 19. und 20. Jahrhunderts sich angepaßt. Jede Richtung holt sich bis auf den heutigen Tag ihr Skelett und ihren Aufputz aus Goethes Werken. Es gibt heute keinen Aufsatz, keine Broschüre, kein Buch, in denen man nicht mindestens eine Sentenz Goethes

Digitized by Google

träfe. Vom Leitartikel bis zur literarhistorischen Untersuchung, vom feinsten kritischen Kunstwerk bis zum niedrigsten Bierbankreferat. Was das verflossene Jahrhundert an Weltanschauungen hervorgebracht hat, — ich schließe das Phänomen Nietzsche aus — strebt in seinen Konsequenzen immer zur Parallele mit Goethe. Die Romantiker, die Nachklassiker, die Materialisten, die Darwinisten, die Entwicklungsdogmatiker, die Naturalisten, die Neukantianer, die Neuromantiker, die Mystiker, die Neuklassiker, die Formalisten und Aformalisten in Literatur, bildender Kunst, teilweise auch in der Wissenschaft, finden bei Goethe ihren letzten logischen Stempel.

Das hohe Menschen- und Künstlertum Goethes ist als historische Tatsache ein- für allemal gegeben. Aber Goethe ist wie jeder geniale Mensch ein Resultat. Seine Natur hat sich durch ungezählte Generationen gearbeitet und gerungen und endlich ist etwas entstanden, das wie ein Wegweiser auf der Kreuzfahrt der Zeiten steht.

Goethe ist ein Wegweiser, aber er ist kein Weg. Er ist ein Repräsentant, aber er ist nicht das repräsentative Element an sich. Heute, nach einer hundertjährigen Auseinandersetzung mit dem Rätsel des Geschehens, haben wir einen andern Goethe als die von 1820. Wir kennen ihn nicht als lebendes Individuum, sondern als eine Fiktion. Vielleicht als eine notwendige Fiktion. Goethe ist ein Wegweiser und die Gefahr für uns ist, daß ihn die Literaten aller Gebiete durch das ewige Zitieren zur Norm machen. Und von der Norm zum Dogma ist's nicht weit.

Ich wage die Behauptung, daß Goethe nur dem etwas gibt, der selbst geben kann. Die Lektüre seiner Werke ist ein Abendspaziergang. Man ist am vorläufigen Ziele und schlendert im letzten Licht den Pfad zurück, den man gekommen. Die Kämpfe und Entbehrungen des Tages zerfließen in angenehmen Bildern und lassen Mühsal und Ekel vergessen. Beim Wegweiser bleibst du stehen. Du weißt, woher du kamst; du weißt, wohin du kamst; aber du weißt nicht, wohin du gehen wirst und wann dein Weg zu Ende ist, kann dir der Wegweiser nicht sagen. Und das ist recht.

„Goethe aber wirkt noch heute", sagt ihr mir! — Gut! — Alles darum, weil er als Lebender gewirkt hat. Er war ein Mensch. Und die Wirksamkeit eines toten Menschen ist doch nur wie ein Schattenriß. Kontur, Zeit und Wille sind gegeben, Gehirn und Blick muß der Beschauer aus Eigenem hinzulegen. Jungen Leuten die Kenntnis beibringen: Sein Vater war ein Ehrenmann, seine Mutter eine liebe und schöne Frau, ihm selbst sind zeitlebens alle Weiber zugelaufen, er war noch im achtzigsten Lebensjahre zeugungsfähig — alldies halte ich für Einmengung in die Privatangelegenheiten eines Toten, die gegebenenfalls strafgerichtlich zu verfolgen wäre.

Digitized by Google

Es läßt sich nicht ausrechnen, wie viele Leute von Goethe ihr Leben fristen. Zuerst die Lehrer, die an mittleren und hohen Schulen jahraus jahrein über Goethe lesen! Und mit welchen Resultaten! Die Durchgeistigung der vor den Lebenskampf geschobenen Jugend müßte die notwendige Folge einer fortwährenden Beschäftigung mit einem Menschen sein, dessen mindeste Titel Genius, Prachtmensch, Lebenskünstler, Olympier ꝛc. ꝛc. sind. Hier beginnt die dümmste Phrase. Die Jugend steht Goethe, wie er ihr durch die Pädagogen serviert wird, kalt und teilnahmslos gegenüber. Im besten Falle irrt die Jugend durch das Labyrinth Goethe. Meistens gehetzt, manchmal verblüfft, oft verliebt, selten ergriffen, nie befriedigt. Und was seit achtzig Jahren von Schulmeistern in den „Faust" hineininterpretiert und aus ihm herauseskamotiert wird, bringt diese Sinfonie des einsam strebenden Menschengeistes den unverbrauchten und den verbrauchten Herzen nicht näher. Das muß einmal gesagt werden. Denn durch sinnloses Nachplappern und einseitiges Erklären schafft man keine lebenskundigen Individuen, sondern bestenfalls „Leute".

Nach den Lehrern die Literaten! Man muß sich doch mit Goethe abgeben! War er nicht der größte deutsche Mensch? Wenn ich das Vergnügen der persönlichen Bekanntschaft Goethes hätte, würde ich vielleicht zustimmen. So aber bin ich um zirka sechzig Jahre zu spät auf die Welt gekommen und ich begnüge mich mit meinem Erlebnis aus seinen Werken: er hat die Bildung seiner Zeit, er schreibt wunderschöne Gedichte, mehr architektonische als kurzweilige Romane, er führt behäbige und weise Gespräche, manchmal schließt er mit einem einzigen innigen Worte das Tor der Ewigkeit auf, seine Theaterstücke sind mehr tiefsinnig als aufführbar und in seinen Werken ist wahrscheinlich mehr Glück als in seinem Leben. — Daraus werden heute Goethebücher gemacht, wenig gelesen und verdienterweise nicht gekauft. Was sollen die Zeitungsredaktionen mit den Rezensionsexemplaren machen, was die Sortimenter mit dem unermeßlichen Ramsch? Der Lumpensammler verdient; der Papierfabrikant, der Schriftsetzer, der Korrektor, der Buchbinder, der Verleger.... alle verdienen, sobald die Druckkosten gedeckt sind. Der Autor hat sein Buch und rüstet sich zu einem neuen. Mehr Goethe!

Die Riesenproduktionen von Goethebüchern ist als Tatsache nicht tragischer zu nehmen als die von Stunde zu Stunde anwachsende Lawine anderer Bücher. Die Tendenz, lieber Bücher schreiben denn solche lesen, ist ein Symptom. Das geschriebene Wort ist heute so tief in der Geltung gesunken, daß man mit dem überkommenen Begriff Schrifttum nichts mehr anfangen kann. Der Schriftsteller ist in der Gegenwart nicht der Aus-

Digitized by Google

nahmemensch, der er noch vor hundert Jahren war. Wenn er sich dafür hält, gehört er ins Irrenhaus. Und ich halte nichts für verfehlter und dem Empfinden unserer Zeit widersprechender, als führende Geister wie Goethe von ihrer Zeit auszunehmen und ihnen in der Gegenwart eine Wirkung zu imputieren, die ihrer primären Wirkung, da sie noch Fleisch und Blut waren, unmöglich adäquat sein kann.

Die guten Bücher werden im Stillen gelesen, die anerkannt guten Bücher kommen im Gewande der Gesamtausgabe in den Schrank und teilen hier das Schicksal der schlechten Bücher: sie werden nicht gelesen. Ich selbst bewahre aus dem Besitze meiner fernen Urgroßeltern Erstdrucke von Goethe, Schiller und Grillparzer. An den vielen kleinen naiven Zeichen und Glossen sehe ich, wie diese Bücher einst von Hand zu Hand, von Herz zu Herz gegangen sind, was sie den Menschen, die sie lasen, waren. Und dann sehe ich mir die zahllosen Luxus- und Monumentalausgaben von heute an: Was sagen sie? Was sind sie? Särge mit Lederrücken. Nimmt dann der Besitzer wirklich einmal das kostbare Monstrum zur Hand, dann glaubt er an dem guten alten Goethe ein mildes Werk getan zu haben, wenn er den „Faust" ein bißchen streichelt. Oder lesen, gar lesen?! Dazu läßt dem Vielbeschäftigten das Morgenblatt keine Zeit.

Daß man Goethe so oft zitiert, immer und überall, in jedem Atom zitiert, ist weder Gescheitheit, noch Pedanterie, noch Bildung, noch gute Absicht, sondern Pöbelei — — Gesinnung des Variététheaters. Auch das geschickteste angebrachte Zitat wirkt wie ein unorganisches Ornament. So hat es auch Herr Albin Egger-Lienz, nicht nur mittelmäßiger Maler und schlechter Schriftsteller, sondern auch Professor in Weimar, gemacht, als er sein Pamphlet gegen Hodler mit Goethezitaten spickte.

Wo es ehrlichen Kampf gibt, wo im Uebermaß der redlichen Absicht und der Hoffnung auf Erfolg das eigene Wort versagt, darf man um das fremde starke Wort bitten und es an eine gute Stelle setzen. Wenn aber das Zitat Rhythmus und Melodie ist und alles übrige Beiwerk des Skribenten nur langweiliges Schellengeklingel, dann soll der letzte Rest von gutem Geschmack im Publikum mobilisiert werden, damit jeder, der fremden Gedanken seine eigenen Lumpen umhängt, das Wort endgültig verliere.

Und in diesem Sinne respektiert man Goethe, den Wegweiser, wenn man seine Aussprüche dort läßt, wohin sie ihr Schöpfer gestellt hat. — Also nochmals: Weniger Goethe!

Digitized by Google

Die Retorte

Man kann Albanien als einen Idealstaat bezeichnen.

Was gehört zu einem Staat? Er kann konstruiert sein: dafür gibt es freilich noch kein rechtes Beispiel. Die erste französische Republik war ein Versuch, der Zukunftsstaat Bellamys würde die Ausführung sein. Oder der Staat ist wild gewachsen, unüberblickbar, nichts als lebendig: so daß er aus seinem Dasein die konstruktiven Gedanken vielleicht hervorbringt, nicht aber selbst die Verwirklichung von Gedanken ist .... Albanien aber hat beides. Es ist alles in allem. Es ist die pädagogische Provinz aller Staatskunst.

Die Möglichkeiten eines Erdteils, auf die Ausmaße eines Modells verkürzt: das ist Albanien. Es ist so konstruiert wie geworden, gestern am Diplomatentisch erdacht und immer gewesen, uralt und nagelneu, ein Volk und ein Sammelstaat, eine Monarchie und eine Clanrepublik, eine Kraftprobe der Zivilisation und der Barbarei, ein Kriegerstamm, der unter den Völkern der Erde das feindlichste ist, ein Stück modernes Europa und ein Rest aus dem vorchristlichen Jahrtausend, eng und endlos ....

Dies ist das Seltsamste: die Unerschöpflichkeit. Unsere Großstaaten haben uns um ein Wertvolles gebracht: das Gefühl für die Fülle der Welt. Wir rechnen mit achtstelligen Zahlen, als gelte es Sandfuhren und wissen nichts von der Unendlichkeit, die die Zahlen bedeuten. Wir sind soweit, daß wir überhaupt nichts mehr sehen, sobald wir nur Zahlen hören. Damit wir wieder ahnen, was das ist: eine Million Menschen — entstand, zu unserer Belehrung, Albanien.

Auf achtmalhunderttausend, kaum mehr, wird die Zahl der Albaner geschätzt: und unsere Maßstablosigkeit gefällt sich darin, lächelnd festzustellen, dies reiche noch nicht einmal für einen anständigen Regierungsbezirk. Achtmalhunderttausend! Zwanzigtausend bis fünfundzwanzigtausend Quadratkilometer! Lohnt das ein selbständiges Königreich? ..... In Wirklichkeit ist es noch viel zu viel. Albanien ist der größte Staat in Europa.

Denn achtmalhunderttausend Menschen auf fünfundzwanzigtausend Quadratkilometern: das bedeutet ein halbes Dutzend Städte und Tausende von Dörfern. Das bedeutet uralte, einander feindselige Stämme hinter unzugänglichen Bergen. Das bedeutet mehrere Sprachen; eine tiefe Kluft zwischen dem Norden und Süden; mindestens drei Religionen; Geschichtszusammenhänge mit Asien und mit Westeuropa, mit den homerischen Griechen, den römischen Imperatoren, und wieder mit den Kalifen des Orients; Kulturabstände von der Urzeit bis zum diplomatischen Kaffeehaus; hörige Bauern, Kriegerkasten und spekulierende Levantiner; jede denkbare Abstufung der Herrschaftsformen.

Wenn wir ganz Europa überschauen könnten, und lebten zwei Jahrtausende lang: so hätten wir mitangesehen, was in Albanien zu sehen ist. Wir haben nicht alle Tage Gelegenheit, einen Staat in statu nascendi zu beobachten. Hier aber ist mehr: hier ist die Vergangenheit und die Gegenwart und jede Variante zugleich. Ist es nicht märchenhaft, daß ein deutscher Prinz und preußischer Dragoner in Albanien Mbret heißt, Erinnerungen an den römischen Imperator? Daß ein Arzt und ein Hofmarschall sich zanken, während Bergbauern augenblinzelnd dem Urmenschentum entsteigen? Daß der mächtigste Pascha flüchten muß, weil er zu viel Barbar, und zu über-

Digitized by Google

schlau war, um die Tücken zivilisierter Menschen, und der Fürst, weil er zu zivilisiert ist, um die Gedanken der Barbaren zu begreifen? Den einen stürzt das neue, den andern das alte Albanien: gleichzeitig.

Keimentwicklung ist ein Abbild der Artentwicklung: und Albanien die Weltgeschichte in der Retorte. Zwei Monate genügen, um Beispiele zu liefern für sämtliche Kapitel der Staatslehre. Wir haben (in vier Wochen statt in Jahrhunderten) den Uebergang vom Naturkriegertum zum Grundsatz des stehenden Heeres; das Werden einer Monarchie, mit Hofhalt, Orden, Ministerien; eine Reihe von Krisen; die finanzielle Staatsgründung und eine ganze Schuldengeschichte; den auswärtigen Krieg; die Revolution; die äußere Politik; die Wechselwirkungen zwischen Fremdherrschaft und Nationalismus.

Das alles sind nur Schicksale der staatlichen Konstruktion: mit ihnen aber, in größerer Fülle, vollziehen sich die Schicksale des geschichtlichen und des Volksstaates. Oder: es sind dieselben. Man kann von Fürst Wilhelm und General Essad Pascha Tochtani sprechen, mit modernsten Worten; zugleich aber von dem Mbret und seinen Vasallen: mit altertümlichen Worten. Menschheitsgeschichte in der Retorte, eine Gleichzeitigkeit jeder Nüance: Wo haben wir dies Universalschauspiel des Staatsgedankens noch einmal?

Hermann Friedemann

Straffakultät und Kulturpolitik

Preußische Kulturpolitik .... — gewiß, das war des Oefteren ein ernst zu nehmender Begriff. Vor hundert Jahren, im Zeitalter der Befreiungskriege, wo zum ersten Male altpreußische strenge Zucht sich mit der reichen Blüte der deutschen Bildung einte, wo der kategorische Imperativ des Weisen von Königsberg den Kämpfern in schwerer Zeit so starke neue Impulse gab, da schuf die preußische Kulturpolitik durch Wilhelm von Humboldt die neue Universität Berlin, um durch geistige Kräfte zu ersetzen, was an materiellen verloren war. Weitherzig und duldsam zog der neue Geist die Männer der Wissenschaft aus ganz Deutschland nach dem neuen Mittelpunkt. Später haben Männer wie Altenstein und der Ministerialdirektor Johannes Schulze im neunzehnten Jahrhundert den Ruf Preußens und seiner Universitäten zu wahren und trotz karger Mittel — Preußen mußte sich „großhungern" — an die preußischen Hochschulen führende Geister der deutschen Wissenschaft zu berufen und zu fesseln gewußt. Das Zeitalter der Reaktion vergriff sich auch an diesen geistigen Gütern, aber der Schaden, den sie anrichtete, ließ sich wieder gut machen. Das ehrlich gemeinte Wort Dubois-Reymonds von der „geistigen Leibgarde der Hohenzollern" traf seinerzeit in gewissem Umfange zu. Erst das letzte Menschenalter, in welchem sich die Mächte des Rückschritts innerhalb der Parlamente in den klerikal-konservativen Parteien politisch fester organisierten und einten, brachte die Gefahr eines reaktionären Angriffs auf die Geistesfreiheit und die Lehrfreiheit an den Hochschulen in bedrohliche Nähe. Selbst der glänzende und großzügige Organisator Althoff, der autokratische Ministerialdirektor im Kultusministerium, dem namentlich die praktischen wissenschaftlichen Betriebe erhebliche Fortschritte verdanken, mußte mit diesen Mächten paktieren. Die Maßregelung der Privatdozenten Arons wegen sozialdemokratischer Gesinnung zeigte wohin

Digitized by Google

der Weg ging. Seitdem ist die Widerstandskraft der wechselnden Minister und ihrer Räte noch stark vermindert worden.

Wie heute die Dinge stehen, das erhellte blitzesscharf aus den Verhandlungen, die jüngst im Dreiklassenparlament über die Universität Frankfurt geführt wurden. Dort ist bekanntlich dem opferbereiten Bürgersinn eine schöne Kulturtat gelungen, über die sich alle Freunde geistigen Fortschritts in Deutschland, in welchem Lager sie auch stehen mögen, nur freuen können. Millionen sind von Privaten und von Körperschaften gespendet worden, um eine freie Universität von eigenartigem Charakter zu schaffen. Etwas mißtrauisch schaute die preußische Bürokratie die ungewohnte Sache an, aber nach jahrelangen Verhandlungen war man doch so weit, daß demnächst die Universität ins Leben treten sollte, nachdem sich der Staat seinen Einfluß gebührend gesichert hatte und die Mittel zur Unterhaltung auch nach seiner Ansicht in genügendem Maße bereitgestellt waren. Aber man hatte die Rechnung ohne die Rechte des preußischen Abgeordnetenhauses gemacht. Die schaute dem geschenkten Gaul, der dem preußischen Staate keine Kosten machte, nicht nur mit Mißtrauen und Uebelwillen ins Maul, wollte ihm nicht nur den staatlichen Zügel und Zaum angelegt wissen, sondern auch noch die Scheuklappen der Tradition und Autorität, wie man sie in den klerikalen und ostelbischen Kreisen einmal für notwendig befindet. Die Stifter der Universität Frankfurt hatten von einer theologischen Fakultät abgesehen, die ja ohnehin auch den meisten Universitätslehrern mit den Forderungen der voraussetzungslosen Wissenschaft und der freien Forschung heutzutage kaum mehr vereinbar erscheint. Bekanntlich ist die Entwicklung der Universitäten die gewesen, daß sie aus klerikalen Institutionen, die von der Kirche gegründet und geleitet wurden, sich mehr und mehr zu weltlichen und unabhängigen Forschungsstätten erhoben haben. Die Anträge im preußischen Abgeordnetenhaus wollten die Entwicklung umkehren. Gleichsam als Belastungsprobe für die neue Gründung sollte eine theologische Fakultät und zwar nach dem konservativen Antrag auf Staatskosten hinzugefügt werden. Also ein unerbetenes Geschenk, das sehr an jene Strafprofessoren erinnert, die in freisinnige theologische Fakultäten aus den Kreisen der Positiven wiederholt abgeordnet wurden, um deren Gemüter zu beruhigen. Im Sinne der freien Frankfurter ist solche unerbetene Ergänzung ihrer Stiftung gewiß nicht. Falls religionswissenschaftliche Lehrstühle für notwendig gehalten werden, konnten sie ja sehr wohl in einer modernen religionswissenschaftlichen Fakultät oder auch in der philosophischen untergebracht werden. Aber es scheint, daß man von vornherein eine wirklich eigenartige und selbständige Schöpfung, die den deutschen Geist beeinflussen könnte, nicht wünscht. Waren schon aus den Kreisen der Universitätsprofessoren alten Stils Aeußerungen des Mißvergnügens zu verzeichnen gegen diese Neuerung, die von Konkurrenzneid nicht frei waren, so zeigt dies Aufgebot des organisierten Rückschritts, daß man von dem weniger bevormundeten Geiste, der an dieser Hochschule herrschen soll, eine Beeinträchtigung der Mächte der Finsternis befürchtet. Je mehr wirklich freie und unabhängige Forschungs- und Bildungsstätten, wie sie in Frankfurt und Hamburg im Entstehen sind,

Digitized by Google

innerhalb des deutschen Reiches geschaffen werden, desto erfolgreicher wird der Wettbewerb des deutschen Volkes innerhalb der großen Kulturvölker sich zweifellos gestalten. Aber die Mächte der Rückständigkeit und des Beharrens, der Gebundenheit und des Klerikalismus, mit denen wir zu rechnen haben, sehen eine solche Entwicklung, die aus dem Dunkel ins Helle will, mit scheelen Augen an.

Immerhin darf man schon aus finanziellen Gründen hoffen, daß dieser Vorstoß in letzter Stunde ohne Erfolg bleiben und der schöne Kulturgedanke, der in Frankfurt zum Lichte ringt, zur vollen Entfaltung kommen wird. Für die Ratschläge der Ritter und Heiligen werden die Stifter in der freieren Luft, die dort in Süddeutschland weht, wenig empfänglich sein, und mit Geschenken von jener Seite möglichst verschont bleiben wollen. Die Gründung an sich hat so viel Lebenskraft und Gesundheit, daß auf sie Bismarcks Worte angewendet werden kann: Setzen wir sie nur in den Sattel, reiten wird sie allein schon können.

Georg Korn

Klassenkämpfe

Es ist unsagbar merkwürdig, daß sich in Deutschland Regierung und Parlament einerseits, Partei und Partei andererseits so selten zu gemeinsamer Arbeit finden. Man sollte meinen: nachdem der eiserne Ring einer einheitlichen nationalen Grenze seit mehr als vierzig Jahren in unverändertem Durchmesser das Reich umkreist, müßte etwas Gemeinsames, das über die Gleichheit der Sprache hinausgreift, sich entwickelt haben, — sollte eine gewisse Homogenität des deutschen Menschentypus ausgebildet sein.

Nicht daß ich den Wunsch hegte im Sinne der völkisch Gesinnten (die ich ihrer Anmaßung wegen unleidlich, mitunter sogar bedauernswert finde), um dieses Zieles willen einer Brutalisierung von Dänen, Polen, Juden oder Elsaß-Lothringern das Wort zu reden. Der enge Gesichtskreis der national Erhitzten scheint mir die *größte Gefahr* für eine gesunde Entwicklung des deutschen Menschtums zu sein. Verwunderlich bleibt nur, wie selten gleiche Saiten in diesen (Gott sei Dank) verschieden Gebildeten anklingen; auffallend ist, daß die Klassen- und Rassentünche das Urbild des rein Menschlichen verzerren und anfressen konnte; daß das *gemeinsam Angeborene*, fast niemals in Wort und Meinung Ausdruck findet.

Gewiß: die Gleichheit der Menschen ist schon verloren, noch ehe das Wehgeschrei kreißender Mütter verklungen ist. Das allgewaltige Milieu drückt den Heranwachsenden einen blutigen, nie verwaschbaren Kuß auf die Stirn. Noch ist die Spannkraft des Persönlichkeitsgefühls nicht erwacht, da haben sich auch schon die Krebse überlieferter Vorurteile, verstaubter Geschichte, am Steiße des Werdenden festgebissen. Es kommen die Lehrer, selbst Klassengeborene, und beginnen die flügge werdende Reife des Verstandes oftmals mit totem Wissensgestein zu ummauern: wie man eine Festung vor den Hagelgeschossen künftiger Feinde schützt. Was dann noch an Freiheit der Entwicklungsmöglichkeiten übrig bleibt, das zerschellt gewöhnlich an der eisernen Stirn ungeschriebener Klassenvorurteile. Da gibt es harte Sätze: Du mußt jene verachten, die weniger besitzen als du .... du

Digitized by Google

darfst nicht lieben, wer dir nicht nützt....; eine lange, häßliche Kette von Vorschriften.

Und dennoch! Dies Allzumenschliche wohlgemessen in Rechnung gesetzt: unerklärt bleibt, wie das gemeinsam weiße Fleisch so unempfindlich werden konnte für die Wunden und Brandmale der aus gleicher Not jenseits der Klassengrenzen Geborenen, daß gewisse Geschehnisse nicht eine Reaktion in Allen auslösen. Immer seltener äußert sich diese Animalität der Seelenfunktion.

Würde die Fahne, auf der das Wort: Achtung vor dem politischen Gegner! — in Flammenzeichen geschrieben steht, über dem zerklüfteten Gebirge der deutschen Menschheit noch lustig flattern, dann sähen wir zuweilen eine kompakte Majorität zu gemeinsamer Gerichtssitzung das gleiche Ideal umstehen. Statt dessen ziehen gefährliche Schnitter ungehindert durch das Land, die mit der Sichel „Klassenhaß" alle Bande von Kaste zu Kaste zerschlagen. Dies Kampfmittel ruht nicht etwa nur in der Hand Arbeiterinteressen verwaltender Sozialdemokraten. Längst haben sich die Wortführer aller Parteischattierungen das gleiche Schwert geschmiedet, das nur dann zur Ruhe gesenkt wird, wenn zeitweilig ein Kompromiß unter den feindlichen Brüdern zur Abwehr oder zum Angriff gegen einen gemeinsamen Feind geschlossen wird.

Unsere Wirtschafts-Organisation drängt auf eine Rationalisierung aller Lebenswerte. Wer öffentlich wirken will, muß darauf bedacht sein, Erkenntnisse und Urteile auf einige allgemeine, leichtverständliche Formeln zurückzuführen. Immer klarer bildet sich ein Spezialistentum für diese besondere Funktion heraus. Arbeitsteilung allenthalben. Gehirne werden gegen Entgelt verpflichtet, den Dolmetsch zu spielen für die in ihre Berufsarbeit verstrickten Spezialisten, denen das struggle for life nicht Zeit und Gelegenheit läßt, sich selbst an die Geschehnisse und Forschungsresultate zur Urteilsbildung anzusaugen. Die Interpreten also — meist Journalisten (denen größte Achtung deshalb gebührt) haben die undankbare Aufgabe, den Extrakt ihrer Arbeit in einige wenige Sätze bündig und gaumengerecht der gedankenfaulen Leserschaft vorzulegen. Die aber faßt am ehesten was rund und blinkend wie eine Münze aussieht: das Schlagwort. So erklärt sich dessen wuchtige Wirkung. Oft muß eine Erkenntnis ins Paradoxe gewandt werden, damit gleichsam die Nachtseite dem Wahren Sinn gibt.

So suggeriert die Zeitung ungleichen Menschen innerhalb eines jeden Kreises gleiche Urteile. So wird die Wortarmut der normal „Gebildeten" erklärlich. So gehen gleiche Reize von einer Lichtquelle auf die nach Klassen geordneten Bataillone deutscher Menschen aus. So drängt alles auf weitere Vereinfachung auch der Beziehungen von Mensch zu Mensch. Man tastet einander nur noch die Oberflächen ab. Gemeinsame Ziele binden die zu Kasten Formierten. Einer schleift dem Anderen die Kanten und Ecken. Denn Organisation verlangt gleiche Subjekte als Träger einer Idee. So wird das Bild der von gemeinsamer Sehnsucht oder dem gleichen Machthunger Zusammengetriebenen immer physiognomieloser, ähnlicher.....

Und höher türmt sich die Wand von Klasse zu Klasse. Je mehr die Versammelten aller Kategorien von ihrem eigenen, merkwürdigen Lebensblut der Idee ihrer Organisation opfern —

Digitized by Google

desto fremder müssen sie einander werden; desto ferner wandern sie von der gemeinsamen Achse zu weit abliegenden Polen. Heftiger wird der Kampf der Klassen: immer blinder und rücksichtsloser.

Was ist denn der Sinn dieses Streites? Selbstverständlich ist das Ziel: eine Verschiebung der Machtverhältnisse zu Nutz und Frommen der eigenen Partei herbeizuführen. Hier steht in uralter Ritterrüstung eine Minorität, die ihre ererbten Vorrechte gegen die mit wuchtigen Schritten anrückenden Klassen der modernen Gesellschaft verteidigt; dort arbeitet eine demokratische Jugend, den Wall alter, überkommener Gesetze zu durchbrechen, um ausfallend das Land mit neuen Ideen zu überschwemmen. Dies Schlachtgewühl ist ja gewiß gut. Und wollte man es bedauern, so kann doch nichts darüber hinweghelfen, daß es wohl notwendig ist, nicht anders sein kann. Bedenklich ist nur die Form des Streits. Mangel jeglicher Ritterlichkeit. Erregung treibt das Blut ins Gehirn und macht es unfähig, höhere Ziele als den Sieg über das nächstliegende Hindernis zu erstreben. Die Entidealisierung des Klassenkampfes macht diesen so reizlos, so arm. Hier liegt der Schlüssel zu dem Preisrätsel: Warum ist das deutsche Volk politisch so uninteressiert...

Eben, weil in keinem Lande des Kontinents der Klassenkampf schärfer und mit unlautereren Mitteln geführt wird.

Walter Treuherz

Das neue Griechenland

Kulturpsychologisch interessant war es zu beobachten, wie knapp vor dem Balkankriege die panegyrische Professorenbegeisterung über den „blauen Himmel" Griechenlands, „die Sonne Homers" und was dergleichen Schulaufgaben mehr sind, in das Gegenteil umzuschlagen bereit war. Der meinungmachende Journalismus wendete die Waffe des Hohns gegen die mutvollen Gesten Griechenlands, über jedem Leitartikler schwebte die lächelnde Erinnerung an Griechenlands unglückliche Tage bei Domokos, Veleslino und Larissa, wo Edhem Pascha der Sieger gewesen war — ein Pauschalhohn, auch gegen Serbien und Bulgarien gerichtet. Damals sagte der Finanzminister Dr. Diomedes: „Warten Sie, trotz Ihrer europäischen Urteile über Griechenland wird es bald seine Lebensfähigkeit mit dem Schwerte an den Tag legen". Und ein anderes Mal: „Weil es ein handeltreibendes und handelliebendes Volk ist, glaubt man bei euch, daß bei uns nur der Ulysses gilt?" Ich finde diese und ähnliche Bemerkungen und eine Reihe hochinteressanter Gesprächsfragmente mit dem heutigen Ministerpräsidenten Dr. Streit, mit Veniselos und anderen hervorragenden Staatsmännern in einem jüngst erschienenen Buche des Wiener Schriftstellers Adolf Gelber: „Auf griechischer Erde" bei Moriz Perles, Wien und Leipzig), das vor Ausbruch des Krieges niedergeschrieben wurde, aber in seiner weitsichtigen, fast hellseherischen Klarheit erst heute aktuell ist, wo der Erfolg der griechischen Waffen eine Entwicklung eingeleitet hat, die der Verfasser auf Grund seiner seriösen Kenntnis des neuen Griechenlands überall in diesem Werke vorausahnt.

Es ist klar, dieses Volk der Antike erschließt sich mit einer bewunderungswürdigen Raschheit den modernen Forderungen. Auf den Ruinen ihrer Vergangenheit baut sich ein höchst

Digitized by Google

praktisches, wirtschaftliches Leben auf, das bei verbesserten Bedingungen einen ungeheuren Aufschwung nehmen kann. Denn überallhin, auf jedes Gebiet des Lebens, nimmt der Grieche die heroische Energie seiner Ahnen mit. Ein interessantes Beispiel hierfür erzählt Dr. Diomedes von seinem Großvater: Im Jahre 1809, anläßlich der napoleonischen Kontinentalsperre, die auch den Handelsverkehr im Mittelmeer unterband, schlich sich Aleko Diomedes mit einem Riesenschiff voll Getreide durch die Blockadenkette, ein Unternehmen, das ihm Kopf und Kragen kosten konnte. Doch es gelang. In Valencia verkauft er die ganze Ladung samt Schiff, auf dem er sich nicht mehr nach Hause zu fahren traut. In einer kleinen Segelbarke verbirgt er den Erlös von 400000 Talern und kehrt auf dieser Nußschale, quer durch die Weite des Mittelmeeres nach Spetsä heim. Diese Mischung von Piratenmut und Kaufmannslust hat einen antiken Beigeschmack und schafft einen Typus, der den erwerbskalten Typus Englands überglänzt.

Wohl ist die Akropolis noch das Heiligtum der Nation, wo sich alle Welt trifft und wo manchmal, bei irgend einem historischen Feste, der ehrfürchtige Schauer einer großen Zeit alle Herzen entflammt — aber über der Erinnerung lagern die Schatten der Vergangenheit, schafft rüstig der Atem der neuen Zeit. „Jedes Zeitalter hat seine Künste. Was wir können, haben wir in Volo gezeigt." Im Jahre 1881 war Volo ein Produkt türkischer Apathie mit 2000 Einwohnern und ein paar elenden Barken im Hafen. Heute ist es eine gepflegte, wohlhabende Stadt mit 25 000 Einwohnern, eine Stadt ohne Bettler ist aus der Heimat Jasons geworden, wie überhaupt in Thessalien, trotz seiner momentanen agrarischen Schwierigkeiten, ein Zentrum von Handel und Industrie erstehen wird.

Künstlerisches Verständnis, profunde historische Kenntnis, sozialpolitischer Scharfsinn geben in diesem Buche dem Verhältnis des modernen Menschen zum neuen Griechenland Form und Inhalt. Einem Land, das wir mit den Augen eines schöngeistigen Gymnasiasten, oder eines überheblichen Europäers betrachteten, gibt dieses Buch Gegenwartsrecht und Gegenwartswert.

Thekla Blech-Merwin

Romantik

Es ist wahr: unsere Zeit, in der Europa auf dem besten Wege ist, sich zu amerikanisieren, unsere Zeit, die im Konkurrenzkampf ums Dasein alle Fähigkeiten und Energien in den Dienst der Dollarjagd stellt, unsere Zeit hat zwar an Scharfblick, Schlagbereitschaft und Gewissenlosigkeit beim Raubbau an jeglicher Potenz erheblich gewonnen, verloren aber — oder besser gesagt: aufgegeben hat sie die Schönheit idyllischer Beschaulichkeit, das Glück träumerischen Ueber-sich-hinauswachsens, ja vielleicht sogar die Fähigkeit, diese Schönheit als Schönheit zu erkennen, dieses Glück als Glück zu empfinden. Wir leben im Zeitalter der Zweckmäßigkeit, und das, was wir „Romantik" zu nennen pflegen, jene seelische Fähigkeit zu froher Utopie, zu glückhafter, still-verweilender Kindlichkeit, ist von uns gewichen, oder es hat sich furchtsam in den verborgensten Winkel unserer Gedanken und Empfindungen geflüchtet. Die Seele des Menschen, ehemals ein Wald voll seliger Unergründlichkeit, ein Garten, reich an Hecken und lustigen Verstecken, mit Ruheplätzen und freudigen Ausblicken

Digitized by Google

gesegnet, erscheint jetzt als eine Stätte der Industrie. — Unser Leben wurde ein grelles Einander-Ueberschreien. Niedergebrannt ist das feierlich-häusliche Stillvergnügtsein der Wachskerze — unsere Welt wird von dem Lichte grell-kreischender Bogenlampen überschrieen. Die Städte wachsen ins Riesenhafte, monopolisieren die Kraft und ziehen, unersättlich, mit weitgriffigen Fangarmen, die Fruchtäcker friedlicher Dörfer an sich, schütten einen Steinhagel über den Boden und ersticken mit der Wucht ihrer riesigen Häuser den Atem der Scholle.

Ungenügsamkeit treibt das Leben in den kleinen Städten. Die „Kleinstadt" stirbt. Oder — wo sie noch lebt — ist ihre Unbekümmertheit gewichen. Ihr Leben ist umzäunt und umfriedet und bietet sich wie ein seltenes Tier der Schaulust preis. Denn auch „Romantik" ist für den modernen Menschen — Sensation. —

Diesen Sätzen: der flüchtigen Bleistiftnotiz einer Tagebuchseite, sei ein Erlebnis angereiht, das vortrefflich zu ihrer Illustration dient. Das ganz alltägliche Erlebnis einer Münchener Vormittagsstunde, deren lebhaften Straßenverkehr plötzlich Töne jenes Blasinstrumentes durchjubelte, dessen Gesang stets etwas vom Dufte reifender Kornäcker hat und von der Abschieds-Melancholie verlassener Dorf-Friedhöfe: Töne des Posthorns. Auf hohem Bocke thronte der Rosselenker eines großen gelben Wagens und blies drauf los. Denn die Postdirektion hatte angeordnet, daß die Postillone — um ein wenig von der Romantik ihrer „Schwager" - Vergangenheit zu erhalten, ihre Wartezeit (bei Lust und Befähigung) mit Posthornsolis ausfüllen sollten. So blies der Brave denn — und die Kinder der Straße umstanden seinen Wagen. Klang ihnen die Weise doch lieb und vertraut: der Postillon spielte nämlich: Puppchään, du bist mein Augenstääärn.

Uud ich erkannte lächelnd die Romantik des Jahres 1914.

Richard Rieß (München)

Verantwortlich für die Leitung i. V. von Dr. Theodor Heuß: Dr. Karl Goeser in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Hinweis. Elisabeth von Heyking „Tschun". Eine Ankündigung dieses im Verlage von Ullstein & Co., Berlin-Wien, soeben erschienenen neuen Romanes ist diesem Hefte beigelegt,

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterläßt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.

Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.

Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30.

Die Basler Zusammenkunft

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Das permanente Komitee der deutsch-französischen Parlamentarier ist an Pfingsten 1914 in Basel zusammengetreten, am ersten Jahrestag der Berner Konferenz, auf der es das Licht erblickt hat. Die Mitglieder waren fast vollzählig erschienen; die Deutschen, in Bern stark in der Minderzahl, waren diesmal sogar zahlreicher als die Franzosen, von denen einige durch die unmittelbar bevorstehende Eröffnung der neu gewählten französischen Kammer abgehalten waren. Basel war eine „Reunion", keine „Konferenz", eine nichtöffentliche Ausschußsitzung. Die Gesinnung, welche sämtliche Ausschußmitglieder mitbrachten und mitnahmen, die Arbeitsmethode und die Ergebnisse waren in hohem Maße befriedigend. Der Wille, weiter zu arbeiten, zusammenzuarbeiten und den Gegnern im eigenen Land entgegenzuarbeiten, trat kräftig hervor. Dabei bestand keine Ueberschwenglichkeit und keine Illusion. Man war sich der Hindernisse, die durch die Wirklichkeit und durch die Vorurteile, welche sich in beiden Ländern wuchernd eingenistet haben, klar bewußt hüben und drüben. Aber dieses Vorurteil ist es gerade, das allen besonnenen Elementen und voran den gewählten Volksvertretern eine Pflicht auferlegt. Man empfand und gestand, daß eine Bresche in die Mauer des Mißtrauens nur von beiden Seiten gleichzeitig gelegt werden kann. Der Entschluß zur Planmäßigkeit der sich gegenseitig ergänzenden Anstrengungen und die Betätigung von Organisationsarbeit durch gemeinsam operierende Volksvertreter beider Länder ist neu und kann bei beiderseitiger Ausdauer fruchtbar werden.

Das waren die Gedanken, die in den Verhandlungen der französischen und deutschen Deputierten wie in ihren Vorbesprechungen und im persönlichen Verkehr hervortraten. Es war nicht unnütz,

Digitized by Google

diese Einmütigkeit in einer Deklaration niederzulegen, in deren entschiedenem Ton viel von der Einsicht des Baron d'Estournelles des Constant und der Energie Jaurès wiederklingt:

„Bei allen vorurteilsfreien Deutschen und Franzosen ist durch die Konferenz von Parlamentariern beider Länder die Hoffnung auf eine dauernde Annäherung der beiden Nationen gestärkt und der Wille, zu diesem Zweck zusammenzuarbeiten, erhöht. Die Stunde ist günstig für eine planmäßige Aktion in dieser Richtung. Die Bürger leiden unter dem Zustand gegenseitigen Mißtrauens und ununterbrochenen Beunruhigungen, der sich äußert in unablässigem Wettrüsten, in der Gefahr fortgesetzter wirtschaftlicher und finanzieller Krisen und in der Lähmung des kulturellen Fortschritts. Der Tag ist nicht fern, an dem die öffentliche Meinung aller Länder Rechenschaft fordern wird von der kriegshetzerischen Presse und ihren Hintermännern, die jeden Zwischenfall aufbauschen und unaufhörlich neue Mißverständnisse zu schaffen suchen.

Ist schon die gemeinsame Proklamierung dieser Auffassung und der Entschluß ihrer Betätigung mehr als eine resignierte Klage, so ging der Ausschuß sofort auch noch dazu über, die „Organisierung eines Nachrichtenaustausches zu beschließen, damit Deutsche und Franzosen gegenseitig unterrichtet werden über den wahren Sachverhalt der Ereignisse, die allzuoft durch tendenziöse Berichte und durch leidenschaftliche Aufbauschungen entstellt werden. Die nützliche Aufgabe, die Luft vom Pulverdampf der chauvinistischen Presse zu reinigen, sollte man dahin erweitern können, dem andern Land Kenntnis zu geben von allen Kundgebungen gegenseitiger Sympathie und von den Protesten gegen die chauvinistische Engherzigkeit der eigenen Landsleute.

Weiterhin bekannte sich die Deklaration gemeinsam zu der von französischer und deutsch-nationalliberaler Seite formulierten Auffassung: „daß bei Schwierigkeiten in der Regelung von Streitfällen das Schiedsgerichtsverfahren der Würde und dem Wohl zivilisierter Völker am meisten entspricht".

Man fühlte aber auch so viel festen Grund unter den Füßen, daß man beschloß, den neutralen Boden der Schweiz das nächste-

Digitized by Google

mal zu verlassen und die Begegnung in die eigenen Länder des deutsch-französischen Ausschusses zu verlegen. Die Verhandlungen über diese Frage waren besonders interessant. War man zuerst von dem Gedanken einer zweiten Konferenz im Umfang der Berner ausgegangen und damit bei der taktischen Höflichkeitsfrage der Reihenfolge, — ob zuerst in Frankreich und dann in Deutschland oder umgekehrt — angelangt, so brachte ein Vorschlag von Jaurès die glückliche Lösung des „ensemble". Das Ei des Kolumbus hat zwei Dotter. Da es sich um eine, die zwei Länder gleichmäßig berührende Manifestation handelt, so ist es folgerichtig, an einem Tag eine Doppelmanifestation in beiden Ländern zu ermöglichen. An je einem durch den Ausschuß noch festzusetzenden Ort in Frankreich und Deutschland — man sprach von Lyon, das eine Ausstellung mit deutscher Abteilung hat und von der Kunststadt München — werden französische Abgeordnete die Delegation deutscher Abgeordneten und deutsche Abgeordnete die Delegation französischer Abgeordneten empfangen und mit ihnen öffentlich das Bedürfnis der staatlichen Annäherung traktieren.

Die Komiteemitglieder, die hierüber zuerst im nationalen Kreis berieten, akzeptierten den Vorschlag, der die Frage der Priorität und der Zurücksetzung ausschaltet und in der Gastlichkeit des Besuchs und der Aufnahme politische und persönliche Annäherung nicht bloß symbolisiert, sondern auch realisiert. Die deutschen Ausschußmitglieder fügten aber noch einen Gedanken ein, durch den von den Franzosen angenommenen Beisatz: „Noch in diesem Jahr".

In der Erklärung hat das Wort „Erziehungsarbeit" mit Recht einen besonderen Nachdruck erhalten:

„Das Komitee ist sich der großen und schwierigen Aufgabe bewußt. Sie zum guten Ende zu führen reichen vereinzelte Kundgebungen nicht aus. Eine dauernde und beharrliche Fortführung der Arbeit ist erforderlich zur Sicherung eines endgültigen und vertrauensvollen Friedens zwischen den beiden großen Nationen, die im Verlauf ihrer, an

Digitized by Google

Ruhm wie an Leiden, reichen Geschichte so oft Gegner gewesen sind, bedarf es einer gewaltigen Erziehungsarbeit und eines gegenseitigen guten Willens."

Damit sind nicht bloß die Ziele, sondern auch die Hemmungen gekennzeichnet, die es gilt, zäh, unbeirrt und unentmutigt durch unausbleibliche Enttäuschungen zu überwinden.

Wir waren uns in unseren Gesprächen alle klar bewußt, daß es in beiden Ländern Elemente gibt, die ein Interesse an der Aufrechterhaltung einer Atmosphäre der Spannung haben, Elemente, die Einfluß besitzen und die in einem reichlich gedüngten Vorurteil und einer hyper-patriotischen Kurzsichtigkeit bequeme Stützpunkte finden.

*

Die letzten fünfzig Jahre brachten den Zusammenschluß des nationalen Staates in Italien und in Deutschland und eine Zusammenballung des nationalen Gefühls in diesen Staaten und rückwirkend in allen anderen. Dieser Prozeß selbst bedingt eine Steigerung der Spannung. Sie wird notwendig vermehrt, wenn die Staaten gleichzeitig durch Bevölkerungszunahme oder aus anderen Gründen ein Expansionsbedürfnis entwickeln, und wenn die wirtschaftliche Rivalität durch den Siegeszug und Wettlauf der Technik verschärft wird. Kommt dazu eine Erschütterung des Sicherheitsgefühls dadurch, daß diese selbe Technik neue Kriegsmittel und Zerstörungsmöglichkeiten schafft und die Angriffsmöglichkeit plötzlich in die dritte Dimension, nämlich in die Luft verlegt, so ist die internationale Spannung als Produkt begreiflich und fast unvermeidlich, so lange sich die neuen Eindrücke in den Geistern nicht ausgeglichen haben und so lange nicht das geschärfte Mißtrauen durch Akte eines klugen Vertrauens der Staaten gemildert wird. Solche klugen Akte nennt man eine gute Politik. An dieser Politik hat es allseitig gefehlt. Darum wird sie auch in steigendem Maße ein Bedürfnis aller. Sie hat zum Ziel, aber auch zur Voraussetzung eine Entspannung der Geister. Hier

Digitized by Google

vorzuarbeiten ist ein Arbeitsfeld gerade für die Parlamentarier, die mit einer persönlichen Verantwortlichkeit ausgestattet sind, ohne von dem Harnisch der staatlichen Verantwortlichkeit belastet zu sein, welche die Minister häufig immobil macht; aber unverantwortlich wäre es, wenn die Herren Minister diese interparlamentarische Vorarbeit blind gegen deren Nützlichkeit durch ihre offizielle Politik kreuzen, erschweren oder vereiteln würden.

Ueber die Art der Verhandlung in Basel und die einzelnen Persönlichkeiten verlohnt es sich, das nächstemal zu erzählen.

Revolution in Mittelalbanien

Von Fritz Lorch

Durazzo, 26. Mai 1914.

Während ich diese Zeilen schreibe, stehen die revoltierenden Bauern Mittelalbaniens eine Stunde von den Toren der Hauptstadt entfernt. Und jeden Augenblick kann der Kampf aufs Neue beginnen — obwohl er dem Feinde am ersten Tag einen Verlust von 75 Toten gebracht, und uns einen Verlust von 150 Gefangenen, 11 Toten, 14 Verwundeten ....

Der Revolution auf dem Lande ging die in der Landeshauptstadt voraus. Man stelle sich vor: ein König läßt den Konak seines Kriegsministers und Ministers des Innern mit Kanonen beschießen, um die Uebergabe zu erzwingen! Und doch war es nicht so sehr eine Revolution von oben, was Essads Sturz veranlaßt hat. Der Mbret wurde zum Vorgehen erst durch den holländischen Major Sluys bewogen, der wiederum von den Nationalisten beraten war.

Also die Nationalisten! Sie sind zu Hause in Durazzo, Skutari, Valona, Elbassan, Berat und Tirana: in den größeren Orten des Landes. Ihre Kultivierung drückt sich in europäischer Klei-

Digitized by Google

dung aus; nur der weiße Fez charakterisiert den Albaner. Im übrigen ist die Zusammensetzung wunderbar. Der Pascha sitzt neben dem kleinen Handwerker, der Unterstaatssekretär neben dem Kramladenbesitzer, der Advokat neben seinem Klienten, der Monsignore neben dem Popen. Es ist darum auch durchaus falsch zu behaupten, die Nationalisten seien als solche gegen die Paschas und Beys, gegen den Großgrundbesitz und die Privilegierten. Sie sind vielmehr eine Anti-Essad Pascha-Partei, die Gegner jeder turkophilen Bestrebungen.

Essad Paschas Gewaltherrschaft war unter der Regierung Wilhelm I. noch drückender geworden, als je zuvor. Nichts geschah ohne seinen Willen, nichts ohne seine Anregung. Er veranlaßte die offizielle Wiedereinführung der türkischen Sprache — da es in Albanien nur recht wenig Beamte gibt, die albanisch lesen und schreiben können. Er hielt auch fest an dem türkischen Verwaltungssystem, dem „Jawasch! Jawasch". Nach wie vor konnten Europäer weder Grund und Boden erwerben, noch ihre Kräfte einsetzen für die Entwicklung des Landes. Mit Vorliebe stellte Essad türkische Offiziere und Beamte in seine Dienste. Die vielen Gesuche deutscher und österreichischer Beamten und Offiziere wurden abgelehnt.

So stockte denn bald alles frisch einsetzende Leben. Die Hoffnungen der Geschäftsleute, der Patrioten erwiesen sich als trügerisch. Keine neue Zeit war angebrochen mit der Ankunft des Fürsten. Der schlechte Wein war nur in einen andern Schlauch gefüllt, die alte Ware unter neuem Namen zum Verkaufe ausgeboten. Und rasch ging der Haß gegen Essad auf das ganze Kabinett Turkhan über. War nicht Turkhan aus der Türkei importiert? Stand er nicht, wie der begabtere Mufid Bey Libohova, in dicker Freundschaft mit dem Erzfeind jeder Entwicklung? Tag für Tag suchte Essad seinen Einfluß zu erhöhen. Und darum mußte er gefällt werden. Auch wenn er nicht hochverräterische Gedanken still im Busen trug und nur auf seine Weise dem neuen Vaterlande dienen wollte.

Digitized by Google

Essad stürzte über die Nationalisten, er stürzte aber auch über die Bauern. Daß der ergebene Diener seines Herrn wirklich mit dem Türkensendling Arif Hikmet unter einer Decke steckte, ist noch nicht zwingend bewiesen. Auch ohne das findet die Bauernrevolte im Hinterlande von Durazzo ihre Erklärung. Wie denn auch nie übersehen werden soll, daß weder die Nationalisten noch die Bauern ihr Programm, ihre Plattform haben, sondern daß hier die verschiedensten Bewegungen parallel gehen und nur durch das Ziel oder die Opposition — so bei den Nationalisten — oder durch religiöse Motive — so bei den Bauern — zusammengehalten werden.

Also: Essad brauchte für den Epirus Miliztruppen. Die Aushebung war ihm überlassen, dem Kriegsminister. Und da die Bauern nicht kamen, ging der Kriegsminister zu ihnen. Seit diesem Tage datiert die Gärung unter denen von Schiak und Tirana. Ob Essad sie zum Widerstand reizte? Ob die Waffen, die er angeblich nach Koritza senden wollte, wirklich für sie bestimmt waren? Oder ob die Bauern sich nur deshalb erhoben, weil sie Soldatendienste leisten, für den Fürsten, der ihnen fremd war, kämpfen, für eine Regierung, die absolut keine Besserung ihrer Lage geschaffen, ihr Leben lassen sollten? Beide Darstellungen haben etwas für sich. Und für Essad und die Bauern ist das eine ebenso möglich, wie das andere.

Für Essads Niederwerfung genügte es, daß man ihm nicht traute, daß er vielen ein Dorn im Auge war, daß er die Entwicklung des Landes hemmte, daß er im Augenblick, da der Feind vor den Toren stand, aus dem Staatsmagazin Munition in seinen Konak schaffen ließ und die Zahl seiner Leibwächter ungemessen vermehrte. Dabei soll völlig außer Acht gelassen werden, ob Essad nur Vorsichtsmaßregeln zu seinem persönlichen Schutze traf, oder ob seine Rüstungen sich bewußt gegen den Fürsten richteten.

Die Bauern haben jedenfalls die Rückkehr Essads *nicht* gewünscht. Das sei ausdrücklich gegenüber anderen Meldungen

Digitized by Google

festgestellt. Sie erklärten der Internationalen Kontrollkommission: „unsere Väter sind keine Soldaten gewesen, wir wollen auch keine Soldaten sein. Wir haben früher keine Steuern gezahlt, wir wollen auch in Zukunft keine bezahlen". Was wollt ihr denn sein?" fragte sie Generalkonsul Krall, der österreichische Delegierte, „Serben?" — „Nein!" — „Wollt ihr nicht der Regierung in Durazzo gehorchen?" — „Nein!" — „Wollt ihr keine Albaner sein?" — „Nein!" — „Ja, was wollt ihr denn?" — „Wir wollen Osmanli, Arnauten sein."

Also eine turkophile Bewegung. Das kam auch äußerlich zum Ausdruck: unter großer Zeremonie wurde in Schiak in der Moschee ein Gebet für den Padischah gesprochen, dem Zug der Halbmond vorangetragen und die türkische Fahne über dem Regierungskonak gehißt. Neu-Turcia soll nach den Wünschen der Bauern folgende Bezirke umfassen: Schiak, Kawaja, Dibra, Kruja-Land, Ismid, Pekin. Daß das ein Unsinn ist, liegt auf der Hand. Die Imame heulten wie Schloßhunde, als die Kontrollkommission sie persönlich für die Revolte verantwortlich machte und nahmen dankbaren Herzens die in Aussicht gestellte Gehaltserhöhung und die finanzielle Unterstützung der Moscheenschulen an....

Es ist nur ein Glück, daß man in „Neu-Turcia" einen heillosen Respekt vor — Europa hat. Diesen Respekt teilt man hier in Durazzo durchaus nicht, wenn man beispielsweise von den Intriguen hört, die Italien und Oesterreich gegeneinander spinnen. Die Bauernbewegung könnte leicht mit Hilfe der Mirediten unterworfen werden. Aber Italien will das durchaus nicht — weil die Mirediten unter dem Protektorate Oesterreichs stehen! Böse Zungen behaupten sogar, die mittelalbanische Revolution sei Italiens Werk, Italiens, das ein Interesse daran habe, Albanien nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Genau so, wie Italien schlechte Gewehre gesandt habe, um die Gendarmen gegenüber den mit türkischen Mausern bewaffneten Bauern noch minderwertiger werden zu lassen, als sie es schon von Hause aus sind. Oder: genau so, wie Italien mit Essads Beseitigung nicht einverstanden sei,

Digitized by Google

weil Essad sein Schützling und Günstling war. Heute ist das Fürstentum Albanien zu einem Fürstentum Durazzo herabgeschrumpft. Und noch immer arbeitet die Diplomatie Europas in rosa, während die Diplomaten Durazzos dem Fürsten und sich das Leben verdrießen. „Arbeiten" Italien und Oesterreich so weiter, dann wird auch bald vom Fürstentum Durazzo nichts mehr übrig sein.

Großarabien

Von Erich O. Moeller, Kairo

I.

Seit Sultan Selim 1517 nach Eroberung Syriens, Arabiens und Aegyptens die Kalifenwürde usurpiert und mit dem osmanischen Thron verknüpft hat, besteht zwischen Arabern und Türken ein haßerfüllter Gegensatz. Die unterjochten Araber, stolz auf ihre alte Kultur und glänzende Geschichte, verabscheuen im türkischen Zwingherrn den brutalen sterilen Parvenü, unter dessen grausamer Geißel ihr Volkstum jahrhundertelang hoffnungslos am Boden lag. Auch das Recht des Sultans auf das Kalifat ist von arabischer Seite mit dem Hinweis stets bestritten worden, daß nach dem heiligen Scheria der „Herr der Gläubigen" vom arabischen Geschlecht der Koreischiten abstammen müsse. Aus diesen Anschauungen heraus hat sich mit dem wachsenden Machtverfall der Pforte in den letzten Jahren eine arabische Eigenbewegung kristallisiert, die in naher Zeit Anlaß zu wichtigen Ereignissen geben könnte. Seit dem Erscheinen von Néguib Azouris „Le réveil de la nation arabe" (1905) steht heute dank fremder Ermunterung vor einem großen Teil der arabischen intellektuellen Welt eine gewaltige hoffnungsbelebte Perspektive: der Zusammenschluß Syriens, Mesopotamiens und Arabiens unter ägyptischer

Digitized by Google

Führung und britischem Protektorat zu einem arabischen Weltreich, die Uebertragung des Kalifats an einen Araber, die Neuerstehung der versunkenen arabischen Blütezeit.

Ohne die Aussichten dieses Problems zu erwägen, sei hier versucht, die zahlreichen Symptome und Unterströmungen der großarabischen Bewegung festzustellen.

Bekanntlich war es schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts der Lieblingstraum Mehmed Alis von Aegypten, die arabischen Völker des osmanischen Reiches unter seinem Szepter zu vereinigen, ein Gedanke, der kurz vor seiner drohenden Verwirklichung am Widerstande Englands scheiterte. Damals fürchtete Großbritannien um den Weg nach Indien und bekämpfte aus dem gleichen Grunde später den französischen Suezkanal. Heute aber, im Besitz Aegyptens, erkennt der britische Imperialismus in der Anwartschaft auf das osmanische Arabien ein unerläßliches Glied in der Kette seines Ueberseebesitzes. Aus diesem Grunde begünstigt man in der Downingstreet die arabische Sonderbewegung, da man weiß, daß sie mit logischer Sicherheit zur Befestigung der englischen Weltherrschaft beitragen muß. Es ist in der Tat ein Ausblick von gigantischer Weite: der Besitz Arabiens verbindet Britisch-Afrika mit Indien und dem britischen Teile Persiens; (die von Lord Curson gedachte Nil-Indusbahn ist weniger als Eisenbahnstrecke als als strategische Verbindung zu verstehen); der für England so wichtige Suezkanal erhält durch Südsyrien eine breite Flankendeckung; das erschlossene Mesopotamien und Babylonien (Irak) wird zu einer der wertvollsten Kolonien; und schließlich gibt die Schutzherrschaft über die heiligen Stätten Mekka und Medina dem englischen Protektor ein willkommenes Prestige in der ganzen muhammedanischen Welt. Namentlich dieser letzte Umstand ist angesichts der starken islamitischen Massen, die in Indien, Aegypten und im Sudan für die britische Okkupation eine stete latente Gefahr bedeuten, von unvergleichlicher Bedeutung, einer Bedeutung, die man erst würdigen kann, wenn man sich der Londoner Nervosität erinnert, die von

Digitized by Google

Zeit zu Zeit durch panislamitische Strömungen oder strategische Verbindungsversuche der Türkei mit Arabien verursacht wurde.

Die Schwächung der Pforte war deshalb ebenso eine Voraussetzung für das Gedeihen der allarabischen Idee, wie eine starke Türkei ihr Tod gewesen wäre. Von allen interessierten Stellen aus wurde infolgedessen planmäßig und mit zäher Konsequenz daran gearbeitet, nicht nur die Türkei im allgemeinen zu unterminieren, sondern ganz besonders die Unzufriedenheit der osmanischen Araber zu schüren. Diese Versuche gingen oft in philanthropischen Gewändern einher, kamen aber auch sonst, z. B. in der Mekka- und Bagdadbahnfrage, klarer zum Ausdruck. Während aber am Bosporus schließlich nur die auch von Kiamil Pascha vertretene englandfreundliche liberale Ahrar-Partei die Dezentralisation der arabischen Provinzen unermüdlich förderte, machte der großarabische Gedanke und die Ueberzeugung des hohen Wertes britischen Schutzes in den in Frage kommenden Wilajets rasche Fortschritte.

Die Zentrale der arabischen anglophilen Eigenbewegung ist seit langem Aegypten. Hier, wo die britische Okkupation dieser Propaganda jede Begünstigung angedeihen läßt und wo auch die glänzenden Fortschritte eines britisch kolonisierten islamitischen Reiches offen und verlockend zur Schau liegen, hier finden verbannte Türken und Syrer Zuflucht, hier werden die Emire und Schechs der arabischen Stämme und die Scherifen von Mekka mit königlichen Ehren empfangen, und von hier gehen die britischen Agenten versprechend und bestechend in die osmanischen Südprovinzen. Das ägyptische Volk, soweit es gebildet genug ist, um in Frage zu kommen, liebt es in seiner Eitelkeit dem großarabischen Gaukelspiel nachzusehen. Hier ist die liberale Partei unter Wahid Bey und ein Teil der arabischen Presse (besonders die Zeitungen „Mokattam", „Ahrar", „Mahrussa" und „Garidah" unter meist syrischen Redakteuren) mit Erfolg, wie das Verschwinden der Nationalisten beweist, dabei, den Aegyptern das Wiedererwachen der Pharaonenzeiten vorzuspiegeln. Man weist auf

Digitized by Google

den verbleichenden Glanz des türkischen Halbmonds hin, auf die eigenen hohen Eigenschaften und die Notwendigkeit eines arabischen Kalifen. Es ist in dieser Verbindung interessant, einen Artikel unbekannter Herkunft zu zitieren, der im März 1912 in der bekannten englischen Zeitschrift „Fortnightly review" erschien. Es heißt dort u. a.:

„Die Zukunft Aegyptens als eines Teiles des englischen Reiches würde die glänzendsten Hoffnungen haben und seine Stellung unter den Völkern wäre voller Würde. Wenn die Türkei zerfiele, könnte sie durch Aegypten wohl ersetzt werden. Es ist kein Grund einzusehen, warum der Khedive nicht dem Sultan als Herr des Islams nachfolgen sollte, so phantastisch dieser Gedankengang auch sein mag. Aegypten würde dann die Schutzmacht des Hedschas werden und damit Herrin über Mekka. Wenn wir bedenken, was es für 94 Millionen muhammedanische Untertanen Großbritanniens bedeuten würde, zu wissen, daß England die Schutzherrschaft über Mekka besitzt, so müssen wir einfach an die Möglichkeit denken, diesen gigantischen Traum, der übrigens von vielen Aegyptern geteilt wird, zu verwirklichen. Das ägyptische Reich der Vergangenheit könnte wieder aufgerichtet werden. Syrien und Palästina würden wie einst unter die Oberhoheit von Kairo fallen, ganz Arabien würde dem ägyptischen Reiche angegliedert und die Stämme des Jemens, die gegen die Türken rebellieren, wären bereit — sie sind es schon — sich England zu unterwerfen. Wenn die Türkei zerfiele.. Man muß bedenken, daß die ägyptische Frage nicht allein aus der guten Verwaltung des Nillandes besteht; sie ist eine Frage, die weite Probleme in sich birgt...."

Es ist verständlich, daß eine derartige Perspektive die denkfähigen Schichten Aegyptens begeistern muß. Ob der Khedive selbst dieser Idee gewonnen ist, bleibt fraglich; immerhin kommt es ja nicht gerade auf die Person Abbas Hilmis II. an, und es wird an unterrichteter Stelle behauptet, der Vizekönig habe durch seine Pilgerfahrt 1910 den Arabern zeigen wollen, daß er als religiöser Muselmann der Kalifatseigenschaft würdiger wäre als die Sultane, die sich seit Jahrhunderten in Mekka nicht haben blicken lassen. Obwohl der jeweilige Vizekönig wissen wird, daß er als Kalif von Englands Gnaden nur das Sprachrohr sein kann, durch das die muhammedanischen Kolonien botmäßig er-

Digitized by Google

halten werden sollen, wird er doch vielleicht durch persönliche Rücksichten zur Annahme bestimmt werden. Ohne Zweifel aber wäre dadurch der politische Tod des Islams besiegelt, denn ein Kalif, der sich nicht auf die Bajonette eines starken Heeres stützen kann, wird nichts sein als die Drahtpuppe in der Hand seiner Gönner. Auf jeden Fall bleibt die Tatsache unanfechtbar, daß nicht nur die fanatisch-arabischen Kreise einen Kalifen ihrer Zunge verlangen, sondern selbst die ägyptischen Freimaurerlogen, die, obwohl sie unbewußt auf eine Zersetzung der ethischen Kräfte des Islams hinarbeiten, eine Modernisierung ihres Glaubens am ehesten durch einen europäisch beeinflußten Kalifen erwarten; die ägyptischen Freimaurer sind deshalb auch mit der britischen Okkupation durchaus zufrieden und werden von ihr in bemerkenswerter Weise unterstützt. (Schluß folgt).

Von der Mode in der sexuellen Aufgeklärtheit

Von Peter Paul Schmitt

s hat bekanntlich einmal Zeiten gegeben, wo es für unanständig galt, wenn eine Dame mit übergeschlagenen Beinen dasaß. Von diesen Zeiten bis zu den geschlitzten Röcken und den durchsichtigen Kleidern scheint ein ungeheurer Zeitraum, man denkt halb unwillkürlich etwa vom Mittelalter bis zur Neuzeit oder man denkt flüchtig an die beliebten Jahrmillionen, von denen so oft gefabelt wird. Dabei waren es nur Sekundenmillionen, oder auf deutsch knappe zwanzig Jahre. Ich werde gespannt jetzt weitere zwanzig Jahre warten und sehen, was dann los sein wird.

Ich hatte mir eingebildet, diese rasende Entwickelung sei ganz allein der Reichshauptstadt zu danken und ihr eigentümlich und in der Provinz sei man noch ein paar Jahrmillionen zurück. Ich

Digitized by Google

kannte doch das Städtchen, in dem ich meine Schuljahre verlebt habe, in dieser Hinsicht wie meine Hosentasche und sondierte und examinierte nachsichtig, als ich vor einiger Zeit wieder einmal Besuch dort machte. Indessen hat man mich, wenn man so sagen darf, mit blutigem Kopf wieder heimgeschickt.

In meinem guten Städtchen, das auch einmal vor Prüderie und Sittlichkeitsheuchelei geplatzt ist, ist die Mode der Aufgeklärtheit eingerissen. Wenn man eine Weile im öffentlichen Leben gestanden hat, weiß man ganz genau: die Mode ist die stärkste der irdischen Mächte, nicht gerade bloß die Kleidermode, sondern die Mode in jedem Punkt. Würde es heute Mode, seine alten hochbetagten Eltern umzubringen, dann würden in meinem Städtchen innerhalb von acht Tagen alle alten Leute ins Gras beißen müssen, nein, in Modesachen, da verstehen meine Landsleute keinen Spaß.

Jedoch heute ist die sexuelle Aufgeklärtheit an der Reihe.

Da hat man in Berlin ein Stück gespielt „Die Schiffbrüchigen". Gesehen hab' ich's nicht, wozu auch, was mit der Lues los ist, weiß ich schon lange und im übrigen ist es ein Schmarren, wenn auch vielleicht wichtiger als zehn richtige Theaterstücke. Gespielt haben sie das Stück noch nicht in meinem Städtchen, sie haben ja kein Theater dort, nur ein paar Filmbühnen, aber das Stück hinwiederum ist nicht gefilmt. Also blieb nur die Kunde von Mund zu Mund und die haben sie fleißig geübt.

Dies geschah in einer kleinen Gesellschaft, in der ich war, mitgegangen, mitgehangen. Eine Stadträtin war da und eine junge Lehrerin und die Frau eines Arztes und noch die Frauen von zwei oder drei Beamten, einiges Männliche auch, summa summarum konnte man mit dieser Gesellschaft eine ganze Menge einrennen. Nach kleinem Geplänkel kamen sie zu den „Schiffbrüchigen" und siehe da, sie wußten alle, was los war, viel mehr als ich, der ich von der Quelle kam. Ich muß gestehen, ich bin nicht prüde, Gott bewahre, aber Gespräche über Geschlechtskrankheiten und was drum und dran hängt, haben noch nie zu

Digitized by Google

meinen Liebhabereien gehört, auch nicht in Damengesellschaft. So kam es, daß ich ihnen eine kleine Enttäuschung wurde, ich mochte ihnen wohl vorkommen, wie ein Berliner, der die Friedrichstraße und den Kurfürstendamm nicht kennt und die Tauentzienstraße auch nicht. Von den Schiffbrüchigen vom Theater kamen sie zu denen im Städtchen. Ich erinnere mich von der Schulzeit her, an diesen oder jenen, man ging scheu an ihnen vorbei und zeigte ihnen Gleichgültigkeit oder Verachtung. Für eine Dame wäre es in guter Gesellschaft ganz ausgeschlossen gewesen, von ihnen zu sprechen, lieber hätte sie sich die Zunge abgebissen oder mit übergeschlagenen Beinen hingesetzt. Ich will nicht sagen, daß sie jetzt gehätschelt wurden, aber sie erfreuten sich eines sympathischen Interesses.

Die Frau des Arztes erzählte von einem Vortrage, in dem sie gewesen war, über die „Erziehung zur Ehe und Mutterschaft" lautete er, oder so ähnlich. Er mag wohl für die Mütter bestimmt gewesen sein, aber sie nahm ihre achtzehnjährige Tochter gleich mit, da mochte sie alles selbst hören. Ich erinnere mich, daß ich als achtjähriger Junge mit fieberhaftem Eifer im „Buch der Eltern" gelesen habe, nach dem wir erzogen wurden, und es hat mir nicht geschadet. Also mochte ruhig auch die achtzehnjährige Tochter ihren Nutzen aus dem für die Mütter bestimmten Vortrag ziehen. Indessen nahm der Vortragende sein Thema etwas weit und ging die Geschlechtskrankheiten der Reihe nach durch. Ich fragte die Mutter, ob ihr das neben der Tochter in der Versammlung sitzend, nicht peinlich gewesen sei. Sie zuckte etwas unsicher mit den Achseln und sagte: „Nun weiß sie's halt". — „Wie sag' ich's meinem Kinde?" Man läßt es ihm halt sagen — Gott, ich sage ja kein Wort dagegen.

Die Stadträtin erzählte von einer Cousine, deren Tochter zwei Heiratsanträge bekommen hatte. Vom ersten Bewerber verlangte die Mutter ein ärztliches Zeugnis — er kam nicht wieder, vom zweiten verlangte sie auch ein ärztliches Zeugnis und er kam auch nicht wieder. Besaßen die beiden Jünglinge nicht die

Digitized by Google

Qualifikation zu einem solchen Zeugnis, oder waren sie nicht vorurteilsfrei und unempfindlich genug, es lächelnd beizubringen? Ich weiß es nicht. Nun hat die Tochter es mit der Angst bekommen und will gar nicht heiraten? O nein — und hat von ihrer Mutter verlangt, daß sie beim dritten Bewerber von dem fatalen Zeugnis absehe. Die mutige Frau kann da in einen schweren seelischen Konflikt kommen, um diesen Konflikt herum könnte schon auch mal ein Drama geschrieben werden. Das Einfachste wäre, es käme kein dritter Bewerber mehr, indessen würden der Mutter die zwei verjagten dann bis an ihr Lebensende vorgehalten werden.

Alsdann gab noch die Lehrerin eine Probe aus dem Schatz ihrer Erfahrungen. Sie hat eine Mädchenschulklasse, Schülerinnen von acht und neun Jahren, aus den unteren Schichten gemischt. Zu meiner Zeit saß noch alles hübsch mäuschenstill und niemand durfte mucksen, aber heute ist das anders geworden, es herrscht unter den Kindern ein nicht zu dämmender Mitteilungstrieb.

Ein Kind stand auf und rief ungefragt: „Fräulein Lehrerin, die Zinnecker hat was über Sie gesagt!"

„Ich will nichts wissen", war die Antwort.

Das Kind setzt sich wieder, verharrt einen Augenblick, Mut holend, und sagt: „Fräulein Lehrerin, die Wehrum hat's auch gesagt und die Schröck und die Riegler — die Rheinberger auch."

„Ich will's nicht wissen, es interessiert mich nicht", war von neuem die strenge Antwort. Die Lehrerin wußte, was bei solchen Klatschgeschichten herauszukommen pflegte.

Das Kind setzt sich von neuem, es entsteht eine Unruhe, die Klasse ist wie ein aufgestörter Ameisenhaufen, eine aufregende Spannung liegt in der Luft.

Das gibt dem Kind ein drittes Mal Mut und es steht auf und sagt: „Fräulein Lehrerin, die Kinder wissen's alle und die Kinder der vierten Klasse wissen's auch und die Bremle weiß es und die Klesmann und die und die ...." Die Aufregung brachte ihr die Namen durcheinander.

Digitized by Google

Die ganze Klasse hing wie ein einziges Augenpaar in atemloser Spannung an der Lehrerin und diese fühlte, daß die Sache jetzt zum Platzen kommen müsse. Das Kind nahm einen letzten Anlauf und stotterte in Hast hervor:

„Jawohl, die Zinnecker hat gesagt und die Wehrum und die Rheinberger, Sie hätten ein Kind im Leib."

Für diese Geschichte lege ich meine Hand ins Feuer.

Die Meinungen gingen hitzig durcheinander, ich lächelte, alle Blicke gingen an der jungen Lehrerin hinunter. Was sie den Kindern geantwortet hat, verrate ich nicht.

Auf dem Heimweg pfiff ich mir das Lied vom Jäger aus Kurpfalz. Ob die kleine hübsche Lehrerin nun wirklich ein Kind kriegen wird? Man muß es abwarten.

Mode hin, Aufklärung her, Gott warum nicht?

Der Salvarsan-Optimismus

Von Polizeiarzt Dr. Dreuw-Berlin, Spezialarzt für Hautleiden

Der Abdruck der Entgegnung, die uns Polizeiarzt Dr. Dreuw in Berlin auf die Darlegungen von Dr. med. W. Struve in Kiel, M. d. R., in No. 11 des März sandte, hat sich lange hinausgezögert, weil zwischen dem Verfasser und der Redaktion eine Verständigung über den Umfang und den Ton der Replik erheblichen Schwierigkeiten begegnete. Wir haben in dem Nachfolgenden vor allem die Ausführungen von allzu persönlicher Haltung weggelassen. Die Redaktion.

Die Ausführungen des Herrn Dr. Struve, M. d. R., über das Salvarsan in No. 11 des März nötigen zu einer Erwiderung. Zunächst einige Richtigstellungen: ich habe nirgendwo die Herstellung des Salvarsans durch den Staat gefordert. Auch habe ich keineswegs die Veröffentlichung meines Urteils über das Salvarsan im „Berliner Lokalanzeiger" veranlaßt, sondern das Blatt ist an mich herangetreten und ich hatte keinen Grund, meine Ueberzeugung zu verbergen.

War nun meine Forderung, die großen Salvarsandosen zu verbieten, etwas gar so Unerhörtes? Liegt wirklich die Befürchtung nahe, daß bei der

Digitized by Google

Anwendung kleiner Dosen die Syphiliserreger gereizt und der Krankheitsprozeß verschlimmert würde? Ehrlich selbst verzichtet längst auf eine Therapia sterilisans magna, das heißt auf Anwendung starker Dosen. Geheimrat Lesser hat bereits vor längerer Zeit erklärt, daß die Wirkung des Salvarsans wahrscheinlich nicht in der Tötung der Spirochaeten, sondern in anderen Wirkungen auf den Organismus (Stoffwechselwirkungen) zu suchen sei. Sanitätsrat Dr Isaak hat festgestellt, es könne schon mit kleinsten Dosen Salvarsan die Krankheitserscheinungen der Syphilis zum Schwinden gebracht werden. Eine solche Dosis, wie Isaak sie vorschlägt, nähert sich immer mehr der von mir geforderten. Die Salvarsandosen gehen, wie die Salvarsan-Literatur und die Salvarsan-Vorträge beweisen, immer weiter herunter. Jeder Apotheker wird das heute an der Hand seiner Bücher bestätigen.

Ueber eine Beeinflussung der Aerzte durch Ehrlich habe ich in meinen Veröffentlichungen bisher kein Wort verloren. Dieser Vorwurf ist bei Mentberger (op. cit. p. 28) zu finden. Die Monopolisierung habe ich und manche andere behauptet und halte sie aufrecht, auch daß, wenn 274 Todesfälle durch Salvarsan von einem einzigen Autor aus nur einem Teil der Gesamtliteratur herausgefunden worden sind, die wirkliche Anzahl der Todesfälle in Anbetracht des Ehrlich'schen Drohsystems, die Aerzte selbst hätten die Todesfälle verursacht, mindestens das Zehnfache beträgt. Unterdessen haben sich wieder Todesfälle ereignet. 7 allein innerhalb einiger Tage in einem amerikanischen Krankenhause. Diese Arsenvergiftungen mit Salvarsan haben denn auch die Straßburger Universitäts-Hautklinik bewogen, aus Gewissensrücksichten das gebräuchlichste Salvarsan, das Neosalvarsan, völlig zu perhorreszieren. Der Salvarsan-Optimismus von Dr Struve übertrifft selbst den ausgesprochener Ehrlich-Freunde. In der Debatte der Berliner Medizinischen Gesellschaft hat kein Redner — und es waren tüchtige Fachmänner darunter — in seinem Sinne behauptet, daß das erst drei Jahre alte Salvarsan imstande wäre, die erst nach vielen Jahren als Folgen der Syphilis sich einstellenden Erkrankungen des Herzens, der Blutgefäße, des Hirns, des Rückenmarks 2c. zu verhindern. Im Gegenteil hat gerade diese Debatte gezeigt, wie stark die anfangs schrankenlose Begeisterung abgeflaut ist. Lesser, Blaschko u. a. haben zugegeben, daß sich ein einigermaßen abschließendes Urteil über Salvarsan überhaupt erst nach Ablauf von etwa 15 Jahren fällen lasse!

Diese Vorsicht ist mit dadurch begründet, daß Ehemänner, die von Salvarsan-Autoritäten behandelt wurden und von diesen Eheerlaubnis erhielten, nichtsdestoweniger ihre Ehefrauen ansteckten. Nach Berichten von

Digitized by Google

Dr. Kanngießer, Professor E. Hoffmann (Bonn) und Sanitätsrat Dr. Isaak (Berlin) u. a.

Der Oeffentlichkeit sind alle für das Salvarsan ungünstigen Tatsachen verschwiegen worden. Daß Arsenik syphilistische Symptome tüncht, wissen wir schon seit vier Jahrhunderten; diese Scheinwirkung, bei welcher der Rückschlag nicht ausbleibt, als Heilung zu bezeichnen, blieb der Neuzeit vorbehalten. Um die Tatsache der Salvarsan-Todesfälle und -Schädigungen drückt man sich dabei mit der üblich gewordenen wohlfeilen Erklärung herum, daß das alles Folgeerscheinungen der Syphilis seien. Beglaubigte Erblindungen, meint Dr. Struve, wären überhaupt nicht berichtet. Ja, wer soll denn beglaubigen, wo doch im Reichstag von dem Regierungsvertreter ausdrücklich betont worden ist, daß eine Anzeigepflicht nicht besteht, selbst nicht bei Todesfällen!

Es ist leider hier nicht der Raum, auf sämtliche Argumente von Dr. Struve zu entgegnen. Was soll aber mit der Mitteilung bewiesen werden, daß Ehrlich in Rom zum Mitglied der italienischen Dermatologen ernannt worden ist! Uebrigens war auf dem Dermatologen-Kongreß in Rom 1912 die Stimmung für Ehrlich sehr kritisch. Nur zwei französische Redner brachten sehr rosig gefärbte Berichte über Heilerfolge bei Tabes und Paralyse. Allein die römische Tagespresse brachte lediglich die Berichte der beiden Franzosen ausführlich und rettete solchermaßen den Ruhm des Salvarsans. Einer vom Komitee übersandten offiziellen Berichtigung wurden die Spalten verschlossen. Wie gefärbt die Berichte über den Internationalen Dermatologen-Kongreß in Rom waren, hat schon Professor Finger ausgeführt.

Selbst die „Berliner Klinische Wochenschrift" schrieb über diesen Kongreß der Fachleute (1912, p. 872): „Es blieb so wenig Gutes am Salvarsan, daß man es nicht verstehen konnte, wie ein solches Präparat einen solchen Siegeszug durch die Welt machen konnte".

Auf die von Dr. Struve zitierten französischen Professoren Jeauselme und Hudelo gehe ich nicht ein, da ich es nicht liebe, das Ausland anzugreifen, zumal Ehrlich gesagt hat, im Gegensatz vor drei Jahren, daß er eigentlich am besten in Paris verstanden worden wäre. Ich enthalte mich des Urteils, warum diese beiden Franzosen so glänzende Resultate erzielt haben; die Begleiterscheinungen des römischen Kongresses zeigten, daß sie damals journalistischer Natur waren.

Was schließlich den auch von Dr. Struve angeführten „Wasserfehler" anbelangt — das zu den Salvarsan-Injektionen verwandte Wasser soll, obwohl ausgekocht, noch zu viel Bakterienleichen enthalten und diese wurden

Digitized by Google

für die Arsentodesfälle von Ehrlich, Wechselmann 2c. verantwortlich gemacht — so pflichtet der Militärarzt Dr. Obermiller in der „Berliner Klinischen Wochenschrift" (1913, No. 44) Herrn Dr. Kanngießer bei, der sagte, daß er es von jeher bedauert habe, daß der Wasserfehler ein persönliches Pech des Salvarsans zu sein scheine. Uebrigens sprach noch jüngst in der Berliner Medizinischen Gesellschaft ein Ehrlich-Freund von der „Fabel des Wasserfehlers". Das Salvarsan leidet eben nicht an einem Wasserfehler, sondern an dem Kunstfehler, daß es in den zur Zeit gegebenen Dosen ein hochwertiges Gift ist, was wir vom Arsen schon vier Jahrhunderte wissen. Herr Marineoberstabsarzt Gennerich hat allein 2 Salvarsantote unter 1200 kräftigen Marinesoldaten.

Um Dr. Struve nun nicht mit subjektiven Meinungen, sondern mit Tatsachen zu dienen, erwähne ich ihm (vergl. „Tägliche Rundschau", No. 101 und „Deutsche Tageszeitung", No. 195, 1914) bloß folgendes:

„Dem Leiter des Fröbelkrankenhauses Berlin wurde folgender Bericht zugesandt: Ausweislich der Krankenjournale sowie der Personalakten der Prostituierten sind an rückfälliger Syphilis leidend befunden worden in der Zeit vom 1. Januar 1910 bis 20. Oktober 1910, also vor der Salvarsanbehandlung, 171 Kontrollmädchen. In der Zeit vom 1. Januar 1911 bis 20. Oktober 1911, also nach der am 20. Januar 1910 begonnenen Salvarsanbehandlung: 270 Kontrollmädchen, d. h. 99 (!) mehr. Berlin, 25. November 1911. Sittenpolizei."

Obschon sowohl 1910 als 1911 die Anzahl der eingeschriebenen Prostituierten ungefähr gleich war, ca. 4000, machte Salvarsan über 50 Prozent mehr Recidive. Wo bleiben also hier die Erfolge des Salvarsans bei dem großen Material der Berliner Sittenpolizei? Also nicht nur keine Dauerwirkung, sondern ein Anschwellen des Wiederauftretens syphilitischer Erscheinungen nach der Anwendung von Salvarsan um mehr als 50 Prozent. Was soll ein derartiges Mittel, das auf der einen Seite nichts nützt, sondern vielfach angewandt wird nicht nach dem alten ärztlichen Grundsatz: „Primum ne noceas", sondern vielfach nach dem neuen „Primum ut tibi proficeas", und auf der anderen Seite schwerste Schädigungen, ja den Tod bringen kann? Wie im Wiener pathologischen Institut von Dr. Mucha und Dr. Ketron („Wiener medizinische Wochenschrift", No. 38, 44, 45) festgestellt worden ist, macht Salvarsan beim Tier auch in der kleinsten Dosis Nierenreizung, bei stärkerer Dosis und bei wiederholten Gaben Nierenentzündung und Nierenvereiterung. Wer als Arzt dies weiß und die Stirne hat, ein solches Präparat seinem Patienten zu geben, handelt gewissenlos, selbst wenn die Todesfälle, Erblindungen, Lähmungen und Ertaubungen nicht

Digitized by Google

existierten. Wenn vor der Einführung diese Versuche gemacht worden wären und wenn die schwerwiegenden gegen Salvarsan sprechenden Tatsachen nicht seit zirka 3 Jahren der Allgemeinheit unterbunden worden wären, der Salvarsanrummel hätte nie die jetzige Höhe erreicht.

Schlußwort

Von Dr. med. Wilhelm Struve-Kiel, Mitglied des Reichstags

Der Schriftleiter des „März" hat mir liebenswürdiger Weise diese Ausführungen vor ihrer Drucklegung zur Rückäußerung übersandt. Ich kann mich mit der Erklärung begnügen, daß ich auch nicht eine meiner Feststellungen im Heft 11 dieser Wochenschrift zurückzunehmen brauche. Allgemeine Redewendungen, persönliche Verdächtigungen — die schwersten hat ja die Redaktion bereits in zeitraubender Arbeit entfernt — können eine sachgemäße Kritik nicht ersetzen.

Von Salvarsanoptimismus kann weder bei mir noch bei den anderen Aerzten, die Salvarsan ständig anwenden, eine Rede sein. Ich sage heute noch: ein abschließendes Urteil über die zweckentsprechendste Methode und Dosierung ist sehr schwer. Aber eins ist sicher: Salvarsan wirkt in den Anfangsstadien der Syphilis geradezu souverän. Daher muß man es anwenden.

Zur Bewertung des von Herrn Dr. Dreuw eröffneten Preßfeldzugs gegen Salvarsan sei gesagt: Dreuw hat selbst nie mit Salvarsan gearbeitet; er hat in den wochenlangen Diskussionen der Berliner Medizinischen Gesellschaft über Salvarsan ganz gegen seine frühere Uebung nie das Wort ergriffen, nie versucht vor Fachmännern seine Ansichten zu vertreten. Wenn er es trotzdem fertig bekommt, die deutschen Aerzte, die in Uebereinstimmung mit der Wissenschaft des gesamten Auslandes zum Wohle ihrer Patienten Salvarsan gebrauchen, der Gewissenlosigkeit zu zeihen, so richtet sich ein solcher Vorwurf selbst.

Ich habe seit meinem ersten Artikel zur Salvarsanfrage, Woche für Woche in meiner Praxis Salvarsan gegeben: ich habe auch bis heute nicht den geringsten Zufall bei dieser Behandlung erlebt. Alle Patienten haben das Mittel anstandslos ertragen; in keinem Falle hat es versagt.

Und so gedenke ich weiter zu arbeiten.

Digitized by Google

Der Tod Friedrichs des Streitbaren

Eine Legende von Felix Braun

Ueber dem weiten Wiesenland hing vom noch grau behauchten blauen Julihimmel ein Sommermorgenlicht von verschleierter Helle. Die Luft war taukühl, leicht windbelebt, von Gras- und Blumenduft durchzogen und erhallte weithin von Vogelgesang. Manchmal warf sich eine Lerche hoch, ihren goldenen Jubel langaus trillernd. Die Feldblumen leuchteten im Tau, da und dort stand tiefrot ein Mohnkelch, ein Tropfen so hellen Blutes, als wäre an dieser Statt ein verwundeter Engel gelegen. Ein dunkler Schmetterling mit roten Zeichen auf den Flügeln flog vor dem Heere einher.

Herzog Friedrich von Oesterreich, der Streitbare zubenannt, führte seine Ritterschaft wider König Bela den Vierten von Ungarn. Friedrich war noch jung, hohen Wuchses, blondbärtig, von eher sanften, als kriegerischen Zügen. Unter seinem goldenen Helm fiel ihm das helle Haupthaar fast mädchenhaft auf die Schultern, aber aus dem geschlossenen Visier funkelten seine blauen Augen ehern von Drohung und wilder Kampflust. Der Harnisch, den er trug, war eitel Gold und zog aller Blicke auf sich und dies war es, was ihm die Kraft steigerte, so daß ihm nichts auf Erden höher galt, als einer Ueberzahl von Feinden mit Schild und Speer zu widerstehen. Er stürzte sich ins dichteste Getümmel, in seinem Schlachtruf, im Bäumen seines Schimmels war schon der Sieg. Keiner konnte sich rühmen, ihn je verwundet zu haben. Denn auf allen seinen Zügen waren vier himmlische Reiter um ihn: vor und hinter ihm, zur Rechten wie zur Linken, und ihre ungeheuren goldenen Schilde aus eitel Licht schlossen ihn ein, ohne ihn unsichtbar zu machen. Er aber wußte es nicht und niemand im ganzen Lande wußte es.

Digitized by Google

Er ritt an der Spitze des Zuges neben seinem Freunde Albrecht von Liechtenstein. Sie nahmen beide die Helme ab und atmeten die Luft des Morgenlichts in sich ein.

„Der Tag dünkt mich zu schön", sagte Albrecht mit der stillen Schwermut, die ihm eigen war, um deretwillen ihn Friedrich verspottete und liebte. „Ich habe nie einen ähnlichen Morgen erlebt. Es ist, als würde uns durch ihn ein Abbild des ewigen Paradieses gewiesen. Wie, wenn wir heute den letzten Tag auf Erden wären?"

Friedrich lachte, daß er den Vogellärm überscholl. „Schwarzseher allerwärts! Aber einem wie mir steckt die Seele zu fest im Leibe, als daß sie herauskönnte. Wenn einer den jüngsten Tag überlebt, so bin ich es!" Damit gab er dem Roß die Sporen, daß es vorschoß. Das Gold seines Panzers leuchtete wechselnd auf, wie bewegt vom Wind. Er warf sein Haupt herum, lachte Albrecht an und es war, als käme alles Licht des Morgens aus seinen Augen.

Der Fluß Leitha, der Oesterreich von Ungarn scheidet, kam träge und in vielfarbiger Spiegelung des Himmels und des Uferlandes dahergezogen; jenseits erschienen Hügelketten, leuchtend vom tiefen Grün der Matten. — Mit einem Mal brach Männergeschrei mächtig los, ein Sturz von Pfeilen und Speeren ging auf die Oesterreicher nieder und nun sah man die feindlichen Reiter aus einem Gehölz hervor gegen die Leitha zu jagen. Die kleinen Pferde der Ungarn liefen geradewegs in den Strom hinein, der infolge der hohen Himmelsspiegelung hier tief erschien, allein sie ragten noch mit dem halben Leibe aus der Flut, in der sie sich so eilig fortbewegten, daß man wähnte, sie schwämmen darin. Friedrich, zuerst verdutzt, lachte laut über das Schauspiel, sprengte mit einem Satz in den Fluß, die Seinen folgten und mitten im Geström entspann sich der Kampf.

Jenseits des Wassers, auf dem Gipfel des Hügelzuges, konnte man den weißen Zelter des Ungarnkönigs erblicken und ihn selbst an seinem Purpurmantel erkennen. Er trug keine Waffen, er

Digitized by Google

scheute die Männerschlacht; hinter ihm starrte die Eisenwehr seiner Leibwache. Neben ihm stand ein bärtiger Mann in schwarzer Gewandung, den viele der österreichischen Ritter vom Hofe des früheren Herzogs Leopold her wieder erkannten; es war der Zauberer Klingsor.

„Der Herzog! Der verteufelte Friedrich", zischte Bela, dem Getümmel im Fluß besorgten Blickes folgend. „Wahrhaftig, er dringt vor. Er kämpft im Wasser so standhaft wie auf dem festen Lande. Schleudere deine bösesten Zaubersprüche wider ihn, Klingsor!"

„Ich fürchte, an ihm versagt meine Magie", entgegnete Klingsor. „Er scheint mit dem Himmel im Bunde. Dawider vermöchte freilich die Hölle noch genug, allein er weiß es nicht und das schirmt ihn noch wunderbarer. Aber ich will ihn erforschen."

Er verwandelte seine Augen in die des Greifs und spähte mit so starkem Blicke aus, daß der König, von Furcht ergriffen, bis ganz an die Reihe der Leibwache zurückwich.

Die Ungarn im Strom warfen ihre zitternden Pferde um und sprengten ans Trockene, hinter ihnen her Friedrich und seine Ritter. Vielen brachen die Pferde vor Erschöpfung und Kälte zusammen. Das Wasser, voll Leichen, floß streckenweise rot. Wieder wandten die Ungarn, wieder stießen die Heere tosend aufeinander, stand und schwankte der Kampf.

„Alle Pfeile auf den Goldenen!" schrie Bela durch die gehöhlten Hände. Die Bogenschützen drückten ab. Hunderte von Geschossen flogen. Friedrichs Panzer und Schild starrten von Pfeilen, auch seines Rosses Eisenkleid war voll davon, aber unverletzt ragte er aus dem Getümmel. Sein Helm leuchtete herrlich in der Sonne, über den Köpfen der Magyaren stieg und fiel sein Schwert.

Albrecht von Liechtenstein, der ihm zu Seiten focht, fühlte manchmal einen Pferderücken dicht neben sich und seine Wange ab und zu von einer weichen Vogelschwinge gestreift. Sein Herz ward davon zu seinem Staunen wie beim Hochamt bewegt. Er stieß sein Schwert in die Scheide und hielt das Roß an, um die Hände

Digitized by Google

zu falten und ein Ave zu sprechen. Der Schild glitt ihm zur Erde. Da traf ihn ein Pfeil in die Brust. Lautlos sank er herab.

Friedrich sah ihn fallen. Er hatte nie gewußt, was Schmerz ist: nun war es ihm, als bäumte sein Herz auf. Dunkel vor seinen Augen schwankte die Luft. Feuer leuchteten. Er schrie. Ingrimm und Wut schüttelten ihn und mit solchem Ungestüm schleuderte er sich vor, daß nur von Anprall und Hufschlag seines Rosses an zehn der Feinde aus dem Sattel flogen. Wie Strahlen von einem Licht ging Mord von ihm aus. Es war, als föchte er mit hundert Armen. Sein Schreien erfüllte das Blachfeld, daß Raben und Geier, in schwarzen Schwärmen herangeflattert, ihm erwiderten. Sein Rasen glich dem der Wölfe, es suchte nur Blut: von seinem Goldpanzer floß Blut herab, sein Schwert troff, sein Pferd schlug mit den Hufen in Blutlachen, daß es aufspritzte, sein Haar war blutgetränkt, aus seinem Visier leuchteten seine schrecklichen Augen mit dem grausamen Glanz eingesetzter Edelsteine. Es flohen die Ungarn vor ihm her und er ereilte sie, Mann nach Mann, und schlachtete sie hin. Immer schneller vorjagend, ließ er die Seinen weit und weiter hinter sich zurück. Allein verfolgte er das ganze Heer der Feinde.

Der König riß sein Roß herum, um zu fliehen. Da sah er, wie Klingsor verzückten Blicks den Herzog unverwandt betrachtete. „Rette dich", rief er dem Magier zu. „Wir sind verloren, wenn wir säumen".

„Wir sind gerettet, König", antwortete Klingsor. „Ich habe sein Geheimnis. Rufe deinen besten Bogenschützen heran."

Aus seiner Leibwache rief König Bela einen riesigen schwarzbärtigen Mann vor. Sein Bogen war so hoch als er selbst, sein Pfeil lang und mit Raubvogelfedern beschwingt, voll Widerhaken und mit Gift bestrichen von der Spitze bis zur Kerbe.

„Auf den Herzog!" befahl Klingsor.

Der Schütze spannte die Senne und legte an.

„Dies ist sein Geheimnis", fuhr Klingsor fort, leise zu Bela sprechend, daß es der Krieger nicht vernahm. „Vier himmlische

Digitized by Google

Reiter sind um ihn: vor und hinter ihm, zu seiner Rechten wie zu seiner Linken. Mit ihren vier riesigen Schilden bedecken sie ihn ganz. Mit ihren acht riesigen Flügeln umgeben sie ihn ganz. Die Pfeile, die durch sie hindurchgehen, sind schwächer als ein Wort."

„Was willst du tun?" fragte Bela voll Grauen und Angst.

„Gib acht."

Klingsor stieg den Hügel hinab. Mit Schrecken sah der König ihn auf den Herzog zuschreiten. Sein schwarzer Mantel flatterte im Wind wie die Schwinge eines großen bösen Vogels.

Und Klingsor ward unsichtbar und von der Art der vier seligen Reiter. Er ging auf den vorderen zu, — da entsetzte sich das himmlische Pferd, aber der Engel meisterte es. Da erkühnte sich der höllische Mann zu seiner höchsten Tat und griff dem Tiere in die Zügel. Hochauf bäumte es und scheute zur Seite. Jetzt aber wandte sich Klingsor blitzschnell und schrie dem Schützen zu und der Engel kam mit dem vorgehaltenen Schild zu spät. Der Pfeil stak Friedrich schon im Herzen.

Ein Schrei erscholl, daß Schlacht und Flucht erstarrten: die Engel schrien auf. Sie sprangen von den Rossen, die entstürmten. Sie fingen den sinkenden Herzog auf und er starb in ihren Armen.

Und seine Seele löste sich von seinem Leibe und trat aus ihm hervor. Der Engel, dessen Roß ihn verraten hatte, schloß sie in seine Arme und hob sich mit ihr himmelwärts. Gesang erhallte. Der Himmel öffnete sich und nahm sie auf.

Hochragend vor dem Leichnam, mit schwarzen Mantelflügeln schlagend, stand Klingsor. Er lauschte: er vernahm den Gesang, er sah den Flug, sein Gesicht wetterleuchtete, sein schwarzer Bart flatterte, sein Herz brauste von Triumph. Dann warf er sich herum, zu fliehen, denn schon stürmten die Oesterreicher heran. Als er sich nicht mehr retten zu können meinte, ward er zu einem schwarzen Geier und stieg schwingenrauschend mächtig auf.

Digitized by Google

Die Jahresgabe des Frauenbundes zur Ehrung rheinländischer Dichter

Von Willi Dünwald

in jedes Mitglied des „Frauenbundes zur Ehrung rheinländischer Dichter" hat in diesem Jahr für seine vier Mark Jahresbeitrag zwei literarisch wertvolle, wenn auch ungleich wertvolle, Bücher in zierlichem Damenformat erhalten und kann sich überdies — alles für nur vier Mark — noch was darauf zugute tun, durch mitwirkende Mitgliedschaft mitbeteiligt zu sein an der ideellen Tat: zwei rheinländischen Dichtern Ehren und 3000 Mark gebracht zu haben. Gott, o Gott, ich bin weit entfernt, die Existenz eines solchen Bundes zu überschätzen, zu glauben, die tausend und mehr Mitglieder wären verständnisvolle Freundinnen der Literatur, oder gar, Rheinland sei Deutschlands beste Kunstprovinz. Ich ungläubiger und zweifelnder Thomas möchte vielmehr eher annehmen, die Frauen dieses Bundes hätten, wenigstens die meisten, recht wenig Witterung von guter und schlechter Art in Kunst und Literatur, und wirklich werden die wenigsten so vertraut mit Wilhelm Schäfer, dem einen der diesmal Geehrten, gewesen sein, daß sie um seinen Namen und seine Art so recht Bescheid wußten. Es ist aber anzunehmen, daß sich dies nun um ein Kleines ändert. Denn das ist das Gute an diesem Bunde: er ehrt eben nicht nur wie andere ähnliche Vereine und Stiftungen den Dichter durch eine ganz respektable Summe — die zu erhöhen man bestrebt ist — sondern er nimmt sich auch des Werkes an, das den Dichter als einen zur Ehrung Würdigen empfahl; sichert sich eine Auflage und verteilt sie unter seine Mitglieder. So kommt des Dichters Werk unter die Leute — und das ist für ihn ein ideeller, ins Materielle fortwirkender Gewinn. Mag darum immerhin die Veranlassung, dem Bund beizutreten und ihm zuzugehören, auf ganz anderen Gründen beruhen, als für die Kunst etwas zu tun: die Wirkung ist doch eine gute. Und darauf kommt es an. Ob der Altruismus auch zurückzuführen ist auf den Egoismus, Hauptsache ist und bleibt, daß dieser Egoismus in der Wirkung gut und nutzbringend ist. Also erweise ich auch den Frauen, die sich vor fünf Jahren in Darmstadt zusammengetan haben, um rheinländische Dichter zu ehren, als Mensch und als Rheinländer meine Reverenz.

Digitized by Google

Nur, daß ich wieder aus aller Hochachtung und Wertschätzung herauskomme, wenn ich bedenke, daß die Mehrzahl dieser Frauen doch nicht — auch wohl nicht durch das erklärende Vorwort — begreifen werden, warum Wilhelm Schäfer die „Rheinsagen" — die ihnen Georg Müller, als eine Sonderausgabe drucken mußte und die bald in weiteren Ausgaben für die Allgemeinheit erscheinen — nochmals erzählte, wo doch Karl Simrock das schon, und gar in Versen, getan. Wenn meine verehrten Frauen vom Frauenbund nicht nur „konversieren", sondern selbst erzählen könnten, wenn sie nicht zu sehr aus dem Volk herausgewachsen wären, um zu wissen, daß das Volk, (in dessen Mitte der Sagenstoff schlummert, erwacht und sich, von Mund zu Mund gehend, weitet....) wenn sie wüßten, daß das Volk erzählt und nicht in Versen spricht, dann müßten sie, die rheinländische Dichter ehren wollen, vor Dankbarkeit vergehen, weil Wilhelm Schäfer als ein rechtes Kind des erzählenden Volkes dem Sagenstoff seiner Heimat die alte, einzig in Frage kommende Form wiedergab. Man muß und man wird es Schäfer einstmal danken, daß er die Rheinsagen rettete vor der sie deutenwollenden, zersetzenden, wissenschaftlichen Forschung, daß er die Sagensammlung des Professors Simrock, der doch eben nichts weiter als ein reimsüchtiger Professor war, erledigte. Sein, Wilhelm Schäfers, dichterisches Wesen, empfand, daß die Sage in sich selbst, in ihrer Idee wie in ihrer vollendeten, abgerundeten Handlung, ein Kunstwerk sei und daß sie, um zu Ehren zu kommen, nicht erst herzuhalten brauche als ein guter, für eine künstlerische Verarbeitung geeigneter Stoff. Daß dem so ist, fühlt man in der köstlichen Stunde, da man dies kleine weiße Büchlein liest, in welchem Schäfer diese Sagen, wie er sie fand, als epische Kunstwerke weitergab. So sind denn die Geschichten vom Rolandsbogen, Mönch von Heisterbach und all die andern mehr oder weniger bekannten, durch einen Mund mehr gegangen, und dieser Mund, dünkt mir, ist der zum Erzählen, zum wirklichen Erzählen, bestgeschaffenste, — nicht nur im rheinischen Gau.

Ich möchte von Herzen wünschen, den Frauen des Frauenbundes würde das kleine weiße Sagenbüchlein werter, lieber, unvergeßlicher als das zweite Buch der heurigen Jahresgabe, welches von Alfons Paquet stammt und dessen erste Ausgabe Rütten & Loening ihnen überließ. Vor vier Jahren machte mich Wilhelm Schäfer auf den in Wiesbaden geborenen jungen Dichter, von dem er eine hohe Meinung hatte, aufmerksam und schickte mir ein Buch, das der Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein auf Subskription herausgegeben hatte und das den Titel führte: „Auf Erden, ein Zeit- und Reisebuch in fünf Passionen". Ich bin dem Buch und das Buch ist mir fremd geblieben. Die teils in freie Rhythmen

Digitized by Google

aufgelöste Prosa dieser Reise- und Industrie-Lyrik sagte mir nicht zu; nur des Buches Abgesang „Meine Augen" und darin diese Worte: „Ich danke Gott für meine Sinne. (O ihr Gelehrten! laßt mir, der ich nicht euer Geschöpf bin, die Wonne der Dankbarkeit)" packten mich. Auch von dem Buche, das der Frauenbund sich wählte: „Erzählungen an Bord", werde ich nicht sonderlich, nur hier und da, angeworfen. Nur, wo sich in einer Erzählung mit der Ausdehnung des dichterischen Bildes zugleich das Liebesgefühl zu einem inbrunstvollen sonnigen Weltgefühl weitet.... „er war", heißt es nämlich da von einem Manne, den Liebesglück vertiefte, „ein Mensch wie andere, und daß trotzdem von fremden Menschen zuweilen Spuren von Liebe ihm entgegenglänzten, das ging zurück auf jene Zeit, wo er des Morgens in der weißen Landschaft des Kissens das Angesicht der geliebten Frau eingebettet fand; wenn sein Blick über ihre Nase spazierte wie über ein helles Vorgebirge und plötzlich vor einem tiefen blauen Weiher stand: vor ihrem Auge, das sich groß und lächelnd unversehens ihm geöffnet hatte".... nur hier weiß ich mich mit den Frauen des Frauenbundes auch in Bezug auf diesen Dichter eins und einig und verstehe ihre Wahl.

Weg in die Nacht

Von Ernst Angel (Wien)

Immer wieder Gassen hinter Gassen —
Flehend langt Dein Blick nach meinen Blicken —
Aber — ewig weiter wandernd — lassen
Wir uns in das Netz der Nacht verstricken.

Eine Stunde reicht uns stumm der andern,
Bis ich nichts als Deinen Hauch verspüre;
Glück und Leid blieb hinter unserm Wandern —
Glaube nicht mehr, Kind, daß i ch Dich führe!

Eines überstarken Siegers Beute
Müssen wir dem Ziel entgegengleiten:
Schauernd flüchtet ein verarmtes Heute
Vor den nahenden Unendlichkeiten.

Digitized by Google

Spionenfurcht

Der große Gelehrte Magendis, der nahezu viertausend Tierleben zermarterte, um die Gefühlsnerven von den Bewegungsnerven unterscheiden zu lernen und der nachher ebensoviele Lebewesen zerquälte, um zu beweisen, daß er sich getäuscht habe, hat der Wissenschaft vielleicht einen Dienst erwiesen: aber man muß sagen, daß er dabei etwas umständlich und grausam zu Werke gegangen ist.

Von unserer Sicherheitspolizei kann man das gleiche sagen. Um einen Spion zu fassen, verhaftet sie hundert Unschuldige. Um zu beweisen, daß sie recht hat, muß sie 18stündige Verhöre und anthropometrische Messungen anstellen; und nachher braucht sie 18 weitere Stunden dazu, um sich selbst den Gegenbeweis zu erbringen. Herr Clement-Bayard hat das in Köln lernen dürfen.

An sich mag es berechtigt sein, wenn ein Land ein Verteidigungssystem seiner Verteidigung organisiert. Aber die Unbeholfenheit unserer Sicherheitsbeamten ist dabei vielleicht überflüssig. Im Zeitalter der Telegraphie und des Telephons sollten die Vivisektionsmethoden unserer Polizei überwunden sein.

Der unbefangene Beobachter kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn er die Prinzipien der Spionage und Gegenspionage näher betrachtet. Die Völker gehen dabei wie Kinder zu Werke. Daß wir vor Spionen Furcht haben, beweist fast, daß wir uns schwach und verwundbar fühlen, während wir doch sonst überall bemüht sind, den gegenteiligen Eindruck zu erwecken. Daß wir instinktiv die eigenen Spione verehren und die fremden verachten, beweist, daß wir eine Moral für uns und eine für den Nachbarn besitzen. Ein Offizier, der beim Nachbar herumspioniert hat, wird befördert. Wer aber mit der gleichen Vorliebe für Beförderung bei uns herumschnüffelt, der ist ein Erzlump. Je nachdem wir uns also diesseits oder jenseits der Grenze befinden, sind wir verpflichtet, den gleichen Akt zu loben oder zu ächten.

Und wenn wir wenigstens die Entschuldigung hätten, daß wir wirklich Geheimnisse zu bewahren haben. Aber das glaubt im Ernst heute niemand mehr. Noch ehe die Russen an die Befestigung ihrer Westgrenze gehen, wissen wir schon ohne waghalsige Spione, wie diese Befestigungen aussehen werden. Die Erfindungen in der Kriegstechnik sind international und die materielle Organisierung jeder Landesverteidigung ist überall in ihren Richtlinien dieselbe. Was wir vom Nachbarn nicht kennen, nämlich die moralischen Kräfte seiner Armee, die Begeisterung oder Furcht, mit der der Soldat ins Feuer gehen wird, das kann uns auch kein Spion berichten. Alle Spione der Welt hätten 1870 den Franzosen nicht sagen können, worin die vernichtende Gewalt der deutschen Waffen liegen würde. Und hätte just einer es gesagt, man hätte ihn verlacht.

Das Uebel ist, daß wir trotzdem an die wichtige Rolle der Spione in Friedenszeiten glauben. Der Fall Dreyfus ist ein Beweis dafür, wie eine ganze Nation von der Spionenfurcht hypnotisiert und revolutioniert werden kann. Und da nun einmal in den Beamtengehirnen die Idee festsitzt, sie hätten über wichtige patriotische Geheimnisse zu wachen, so daß ihnen zum Beispiel die Landung eines Militärballons als etwas unaussprechbar Geheimnisvolles erscheint, da nun einmal unsere Regierung viel Geld und Intelligenz opfert, um solche Beamte

Digitized by Google

zu unterhalten und zu ermutigen, so dürfen wir uns nicht wundern, daß dieses System sie zum Uebereifer führt.

So sind wir denn schließlich in Zustände geraten, wo es ein Wagnis wird, in jedem Ausland auf Reisen zu gehen. Polizei und Spionenfurcht als Bremse gegen die persönliche Bewegungsfreiheit.

Es gibt in Paris Zeitungen, die ihren Lesern erzählen, daß die nahezu 100 000 Deutschen, die in der französischen Hauptstadt leben, von der deutschen Regierung angestellte Spione seien. Welches reiche Tätigkeitsfeld für die Pariser Polizei, welche wunderbaren Möglichkeiten für die Spionenjagd. Aber seien Sie unbesorgt. Die Pariser Polizei mag ebenso mißtrauisch und vivisektionistisch sein wie die Kölner, so tölpelhaft ist sie auf keinen Fall.

Furcht vor Spionen haben ist gut; ein wenig Gefühl für Lächerlichkeiten aber wäre besser. Und zwischen beiden, der Spionenfurcht und der Lächerlichkeiten steht trennend nur ein ganz klein wenig Taktgefühl.

Herm. Fernau (Paris)

Das Wunder

Aus Neapel kommt eine Nachricht, die uns heute im Zeitalter der Phonolas, Psychoanalytiker, Kinos und anderer Erfindungen in Erstaunen versetzt und uns ein Mene tekel ist, von der Zweifelsucht abzukehren. Das Standbild des San Gennaro hat plötzlich den Kopf verdreht. Wunder über Wunder! Dieser Stadtpatron, der sich bis nun nur dadurch ausgezeichnet hatte, jährlich ein- bis zweimal zum industrialisierten Erstaunen der Fremden Blut zu schwitzen, hat seinen Wundern einen verkehrten Kopf aufgesetzt. Eine römische Telegraphen-Korrespondenz drahtet es sofort in alle Welt hinaus, denn heute ist kein Moses, sondern ein Morse der Prophet, der Wunder verkündet und Hotelprospekte werden gratis versendet. Eine Welt schaut nach Neapel, der Vesuv, der sich den Fremden nur ihretwegen übergibt, ja selbst das blaue Wunder der benachbarten Grotte, erscheint heute nur mehr als Draufgabe auf die neue Liebenswürdigkeit eines wunderlichen Heiligen aller neapolitanischen Hoteliers. Der Erzbischof leitet sofort eine Untersuchung ein, ob die Angelegenheit ein günstiges oder ungünstiges Vorzeichen für Neapel sei.

Der Gedanke ist ja nicht von der Hand zu weisen, daß die Bevölkerung, die sehr wohl im Buch der um Neapel verbreiteten Natur ihren Vorteil herauslesen kann, einem gedruckten Buch aber ziemlich kalt gegenübersteht, Gefahren bedrohen. Der Vesuv könnte, Gott bewahre, seine Verbindlichkeiten zur neapolitanischen Fremdenverkehrs-Propaganda lösen oder die römisch-romantische Vendetta würde für unbeteiligte Fremde die polizeilich erlaubte Anziehungskraft verlieren. Die Sache muß klargestellt werden und der Erzbischof tut gut daran, sie zu untersuchen und es hat auch den Vorteil, daß man keine Zeit hat, sich um die Errichtung von Schulen zu kümmern. Wo Schulen sind, wird Wundern der gläubige Boden entzogen, wo der nicht ist, gibt's keine Wunder, die man finanziell verwerten kann und last, aber nicht least ist die von gewisser Seite propagierte Volksdummheit seit jeher ein guter Boden für den klerikalen Weizen gewesen. Daher darf es auch keinen Wunder nehmen, wenn das Wunder Wunder wirkt, indem der Klerikalismus die Wunden, welche die Dummheit einem Lande schlägt, zu seinem

Digitized by Google

Vorteil zu verwerten weiß. Es ist daher sehr gut, wenn von Zeit zu Zeit irgend ein Heiliger das Haupt verdreht, damit dem Volke der Kopf verdreht werde.

Wer weiß, vielleicht wird der heilige Gennaro seinen Wundern hinterrücks die Krone aufsetzen, indem er sich im Grabe umdreht, und einigen Wunder-Industriellen seine Reversseite zur gefälligen Verfügung stellt. Aber das wäre kein Wunder.

Eugen Hoeflich (Wien)

Die Einheitsschule

„Wir fordern die nationale Einheitsschule. Statt des Nebeneinander der einzelnen Standesschulen erstreben wir eine einheitliche Organisation des gesamten Schulwesens mit möglichster Differenzierung nach oben hin, ohne Rücksicht auf den Besitz. Die allgemeine Volksschule muß die Grundlage aller Schulbildung sein. Vergrößerte Bildung darf nicht ein Monopol der wenigen Besitzenden sein ...."

Lehrer müssen so sprechen. Ihr Stand weist sie darauf hin, ihr Interesse, ihr durch den Berufsgeist erzeugtes Bedürfnis, den Staat pädagogisch zu nehmen .... Und: sie sind 130 000.

Was ist es um die Einheitsschule, die der Kieler Lehrertag fordert? Natürlich ist sie, als Endpunkt gesehen, ein Ideal. Gewiß doch. Es ist wünschenswert, daß „die besten Männer an die Spitze der Kämpfenden" kommen. Es ist wünschenswert, daß sich Rang und Einfluß nach der Begabung abstufen; wünschenswert, daß kein Talent durch äußere Hemmnisse um seine Entfaltung gebracht wird; wünschenswert, daß die Auslese bei der Gesamtheit, statt bei einem Bruchteil beginnt .... Wir hätten eine geistige soziale Pyramide reinster Form: auf die gleichförmige Grundlage der Millionen gestellt, aufsteigend und sich verjüngend in dem Maße, wie menschliche Begabung nach der Höhe zu seltener wird. Examina, immer strengere, zeichnen ihre Höhenschichten. Niemand kommt weiter als er darf; niemand weniger weit als er kann. Alle Bildungsmittel, alle Berufe sind frei, wir bekommen eine gesiebte Nation, in der ein jeglicher wird, was zu werden die Natur ihn bestimmte. Von den Ultimi bis aufwärts zum Primus ....

Sicherlich, diese lückenlose Organisation der Begabung ist ein Ideal; wie der tatsächliche, bestehende Zustand dessen Gegenteil ist. In Wirklichkeit haben wir Standesschulen, die nicht einmal aufrichtig genug sind, es sein zu wollen. Das „Schulgeld" deckt von den Kosten eines höheren Schülers knapp zwei Fünftel; es genügt aber als Sperrzoll. Unsere Führenden nehmen wir aus einer Schicht von (höchstens) 6 v. H. der Bevölkerung. Trotzdem kommen durch die Sperre noch viel zu viele. Heute haben wir, zu den zweimalhunderttausend Akademikern im Amt, etwa 80 000 Studierende: deren Zahl sich um 4 v. H. jährlich vermehrt. Nach fünfzehn Jahren wird die Menge der akademischen Anwärter gerade doppelt so groß geworden sein wie der Abgang. Nach der Scheinauslese des Schulgeldes kommt darum die Scheinauslese der Prüfungen. Wer glaubt daran, daß, wenn man künftighin von hundert Prüflingen 30 statt 20 durchs Assessorexamen fallen läßt, die übrigen 70 Juristen sind? Das Mittel versagt auch schon. In Baden war man entschlossener: die Unterrichtsverwaltung tat 60 Kandidaten des höheren Schulamts zu wissen, auf ihre Ver-

Digitized by Google

wendung im Staatsdienst sei nicht zu rechnen .... Es müssen neue Sperrvorrichtungen erdacht werden. Am Horizont aller Bildungsberufe steht der Numerus clausus. Damit, gibt man dem Auswahlgedanken den Rest: und rettet sich ins Prinzip des Knöpfeabzählens.

Aber nun, nach Verheißung und Verneinung: die Reform. Wie würde das Einheitsideal der Lehrerschaft aussehen, wollte man tatsächlich, unter den heute gegebenen Voraussetzungen, den Anfang seiner Verwirklichung machen? Die Vorschulen verschwinden; natürlich gibt es kein Schulgeld mehr. Das wäre das Erste. Aber nun heißt es, die ungeheuerliche Maschine des Unterrichts von Grund aus umbauen. Möglich ist es kaum, denn man müßte nicht einen Jahrgang, sondern ein ganzes Menschenalter ausfallen lassen .... Aber angenommen. Die Volksschule also bekäme eine Anzahl von Stockwerken aufgesetzt. Zugelassen ist jeder; über den Zutritt zu den höheren Stufen entscheidet je ein Examen. Jetzt kommen die Massen. Zu Höherem fühlt sich ja jeder berufen, die künstlichen Schranken sind gefallen. Die Zahl der Bildungsschüler vervielfacht sich plötzlich: keine noch so strenge Prüfung kann es hindern. Und wer will über die Fähigkeiten der Neunjährigen endgültig entscheiden? Sie steigen auf; werden das, was heute die Primaner, Studenten, Kandidaten sind. Die Entlassung der Sechzig in Baden war ein Tropfen Fegefeuer .... Was aber würde nun geschehen? Millionen sind durch das Examen, auf halbem Weg, aus der Bahn geworfen; Hunderttausende, zuletzt wohl auch Millionen, haben bestanden: sie sind Anwärter. Was soll man mit ihnen beginnen? Für schlichte Berufe sind sie verdorben, ihren Bildungsgrad bezahlt ihnen niemand. Dafür sind sie verbittert, anspruchsvoll, und, da ihre Bildung keine Vergangenheit hat, radikal, von einer wilden Verachtung alles Bestehenden erfüllt ..... mit einem Wort: Nihilisten. Und ihrer wären Millionen. Sie würden vor Hunger und Wut unser ganzes Staatsgebäude in Trümmer schlagen.

Ist also das Heil im Bremsen? Gewiß nicht. Aber ein Volk gleicht nicht einer Klasse, mit numerierten Plätzen. Es gehört zum Wesen des Pädagogen, daß er glaubt, Wissen und Können sei eins, und Primus werde, wer seine Prüfung am besten besteht. Nicht durch Oeffnen des Schulparadieses werden wir die Bildungskrise überwinden: sondern durch Nichtbezahlen; und durch den Numerus clausus. Denn der sagt, mit all seiner Brutalität, heraus, was es mit dem akademischen Versorgungsanspruch auf sich hat. Nicht Voraussetzung des Lebenserfolges wird das Schulwissen sein, sondern seine Wirkung. Bildung wird erwerben, wer es zu etwas gebracht hat. Die übrigen wird man nach ihrem Können fragen; das aus tausend verschiedenen Wurzeln stammt. Die Vielheit wird unten, die Einheit oben sein.

Hermann Friedemann

Ein verbotenes Stück

Louis Ferdinand, Prinz von Preußen

(Ein Drama von Fritz von Unruh, Verlag Erich Reiß)

Es ist schwer sich vorzustellen, daß ein Regisseur diesem Stück gerecht werden könnte, er müßte denn ein Ausbund an Lebendigkeit sein und Schauspieler besitzen, deren jeder in

Digitized by Google

die kleinste Geste, in das geringste Wort, in den Augenaufschlag einer Sekunde eine Welt von erschütternder Bedeutung zu verlegen vermöchte. Dieses Stück entwickelt nicht, es bricht los und dort, wo es den Atem zurückhält, spürt man, wie es innen tobt. Dieses Stück vermeidet la grande scène, es zerhackt sich in lauter kleine Momentgeschehnisse, die, rasch vorübergewirbelt, zu einem einheitlichen Ganzen zusammentreffen sollen. Und tatsächlich und unleugbar steigt hier aus einem Nebelmeer vielgestaltiger Eindrücke das Bleibende: daß sich Historisches vollzieht. Wenn in Schnitzlers „Jungem Medardus" die Weltgeschichte bloßer Hintergrund bleibt, während vorne das Pathos der Liebe, ein im Grunde unheroisches Motiv, in rauschender Tonart über die Bühne wandelt, erlebt man bei Fritz von Unruh im aufgewühlten Innersten, wie ein Menschenschicksal an der Geschichte wird, vielmehr: wie es an der Weltgeschichte zerschellt. Napoleon droht in der Ferne. Prinz Louis Ferdinand, bisher den schönen Künsten und einer koketten Frau zugetan, erwacht, mit ihm das preußische Volk. Der König aber zaudert, er will von Krieg nichts wissen, da er sich nicht berufen fühlt, die Verantwortung des Blutvergießens auf sich zu nehmen. Der Prinz ist beliebt bei den Bürgern, bei den Offizieren, er ist ein romantischer Träumer, ein Hitzkopf, ein Hamlet ohne Tiefe und ohne die langen, bitteren Akkorde der Schwermut, vielmehr staккato und sogar italienisch-arienhaft-glühend. Im ernstesten Augenblick, da der König die Mobilisierung der Armee anordnet, doch nur um zu drohen, nicht um loszuschlagen, wird dem Prinzen die Krone angeboten, weil man von ihm die Aufrichtung Preußens erhofft. Der Prinz, der sich uneingestanden stets nach diesem Augenblick gesehnt hat, dessen wirres Wesen vielleicht als eine Art Hysterie zu erklären ist, hervorgerufen durch die Notwendigkeit, den fürchterlichen Wunsch nach Thron und Ruhm vor sich selbst zu verbergen und zu maskieren, der Prinz ist maßlos erschrocken; nun weicht er zurück, nein: stürmt vor, um nicht diese Krone annehmen zu müssen, nach der ihn gelüstet — stürmt in einen brausenden Strom von Ekstase vor — gegen Napoleon und das Franzosenheer, das ihn überrennt. Die Königin, als ergreifendste Figur des Dramas, eine Ophelia an Zartheit und Güte, in eine leise Liebe zum Prinzen verstrickt, da sie doch die Pflicht an den König, den Gatten fesselt, spricht das letzte Wort der Verzweiflung: „Sucht Preußen, es gibt keine Preußen mehr!"

Dieses Ende mit Schrecken dürfte den Minister in Preußen bewogen haben, für sein Gebiet dem Stück die Aufführung zu untersagen, von der Voraussetzung geleitet, ein Hohenzollernstück dürfe nur mit Verherrlichung des Herrscherhauses, Trompetenschall und Hurrahgeschrei abschließen, was diesem Drama vollständig abgeht; denn ihm ist mehr daran gelegen, eine für alle Menschen und Zeiten gültige Psychologie von lebhaft durch geschichtliche Vorgänge gefärbten Personen in schöner Form begreiflich zu machen, als national zu phantasieren. Auch hüte man sich, aus diesem Drama Moral zu schlagen, als hätte es sich zum Leitgedanken gesetzt, was als Motto vorangeht: den Widerstreit von Pflicht und Begierde aufzuzeigen und darzustellen, wie die Begierde jämmerlich vor der Pflicht zuschanden wird. Nein: Unruhs Drama gibt im Rahmen vergangener Tage einfach das Porträt eines Menschen, der zu schwach ist, um sich über

Digitized by Google

seine Zeit zu erheben, obwohl er größere Fähigkeiten hat, als mancher, der oben ist — eines Menschen, wie wir ihm heute auf Schritt und Tritt begegnen, im Kleinen wie im Großen, und dessen Tragik in seiner genialischen Unzulänglichkeit liegt.

Hugo Wolf

Das Kinobuch

Das Kinobuch ist ein Experiment des Verlags Kurt Wolff in Leipzig. Es sammelt eine Anzahl Kinostücke, verfaßt von literarisch reinen Dichtern. Daß es wirkliche Dichter sind, und wohl akkreditierte (Else Lasker-Schüler, Albert Ehrenstein, Max Brod, Otto Pick, Paul Zech, Richard A. Bermann 2c.) macht das Experiment aus, dessen doppelter Wert auf Amüsement und Belehrung beruht.

Die knappe Einleitung von Kurt Pinthus ist vortrefflich, sie setzt sich geistvoll mit dem Wesen und den Grenzen der Kinokunst auseinander. und leitet allenfalls noch die von Pinthus selbstverfaßte Filmgroteske „Die verrückte Lokomotive oder Abenteuer einer Hochzeitsfahrt" ein, die nicht für den Film, sondern aus der Filmperspektive geschrieben ist, keineswegs aber die Beiträge der anderen Kinoballadenerzeuger.

Eine Zeit lang protestierten die Dichter gegen das Filmstück, nun protestieren deren Kollegen gegen die Protestierenden. Gut, aber sie hätten es nicht unternehmen sollen, ihren Protest durch eigene Kinodramen zu illustrieren. Sie mußten scheitern. Der Dichter kann nur Seelisches geben, das Kino aber braucht sachlichen Geist und Geschick für Arrangement von Aeußerlichkeiten. Das kann eigentlich nur der literarische Konstrukteur, der tüchtige „Macher" treffen, der allerdings der ziemlich großen Masse der Dichter gegenüber, gar nicht häufig auftritt.

Entweder, so zeigt das vorliegende Experiment, wird der Dichter Filmfabeln erfinden, die nur an Kinomöglichkeit den echten, mit Autorennamen unbehafteten Stücken nachstehen, an Kitschigkeit aber dieselben durchaus überbieten (im Kinobuch: Heinrich Lautensack: „Zwischen Himmel und Erde"), oder es entstehen Filmstücke, die ganz kraß das Wesen des Kinos ignorieren. So, wenn Julie Jolowicz in dem Film „Die rote Laterne" die humoristische Verwicklung auf die unterschiedliche Farbe von Straßen- bezw. Häuserlaternen basieren läßt, oder wenn Paul Zech in einer Streikversammlungsszene Anweisung zu folgenden L a u t s y m p h o n i e n gibt:

„Nur wenn ein besonders unterstrichenes Wort sich breit macht, läßt sich hinten ein bedeutsames Knurren der Hörer vernehmen. Staat und Gesellschaft, Hunger und Polizei sind so die einzelnen Bisse. Und dann beißt er immer kräftiger zu und verheert die abgespannten Gesichter wie scharfer Hagel ein Saatfeld. (....) Einen Augenblick schweigen sie alle, eine furchtbare Stille. Dann setzt toller Jubel ein. Der durchtost wie ein Orkan den Raum. Raschelt durch die grellfarbenen Papiergirlanden und stößt sich wund an der verrauchten Decke. (....) Und es ist nur eine Stimme, die den Saal durchtobt. Ein Wille, der sie bewegt. Das Dach scheint sich zu heben und zu senken unter der Brandung der einen Stimme." Oder auch: „Dazu Klappern der Biergläser und das Durcheinander der Stimmen. Nun wirft einer eine Nickelmünze in den Musikapparat. Eine leichte Operettenmelodie gleitet dahin. Halb zaghaft setzt eine Stimme

Digitized by Google

ein. Dünn und ungewiß. Einen seltsamen blechernen Klang haben diese Stimmen". U. s. w.

Nicht wenige, die im Kinobuch mittaten, scheinen die Gefahren gefühlt zu haben, die hier dem Dichter drohen. So haben sich diese Autoren (wahrscheinlich in letzter Minute) entschlossen, für ihren Beitrag eine Ulk-Form zu wählen. Und es ist im Grund das Erfreulichste und Köstlichste des Buches, wie die geistigsten und witzbegabtesten derselben sich mit ansprechendem Humor aus der Affäre zogen. Wie Albert Ehrenstein in einer tollkühnen Persiflage den „Tod Homers oder das Martyrium eines Dichters" bringt oder Arnold Höllriegl und der diesem hier nahestehende Richard A. Bermann mit ironiedurchsetzten Drollerien über den Rahmen des Buches hinaus Purzelbäume schlagen.

Hermann Koch

Kanzelpfeffer

Es sind auf deutschen Kanzeln zu allen Zeiten der Humor und die Grobheit gelegentlich zu ihrem Recht gekommen, und daß unsere Theologen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts beim rechten Anlaß mit der Sprache wie mit einem soliden Haudegen umzugehen wußten, ist wohl bekannt. Daß diese Freude am saftigen und treffenden Wort, von der Anspielung bis zur Ohrfeige und vom Salzkorn bis zum Roßapfel, sich bis zur neuesten Zeit keineswegs verloren hat, und daß auf deutschen Kanzeln immer wieder hanebüchene Worte erklungen sind, das tut das sehr hübsche und lustige Büchlein „Erbauliche Predigten" dar, das Peter Jerusalem soeben bei Albert Langen in München herausgegeben hat. Es enthält sechs Predigten, von 1700 bis 1892, und keine gibt der anderen an Salz und Pfeffer etwas nach. Vielleicht die lustigste ist aber doch die in reinem Bauernbarock gehaltene, fast gelehrte Predigt des Pfarrers von Sangershausen aus dem Jahr 1775; sie handelt vom Schimpfen und Namenanhängen und erledigt ihr Thema halb wissenschaftlich, halb erzieherisch in strengem Aufbau, tadellos in drei Teilen, von denen der dritte beginnt: „Wie reimet sich das zusammen, ein Christ und ein Sauschwanz? — Laßt uns daher den Christen von dem Sauschwanz absondern, und jeden in seiner eigenen Beschaffenheit betrachten!"

Das vergnügte Büchlein sei uns für eine lustige Mußestunde willkommen.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name
Matheus Müller

Politik der Schwebe

Von Theodor Heuß

Die französische Politik ist in einen Knäuel der peinlichsten Widersprüche verwickelt und die Empfindung für diesen Zustand lähmt die Entschlußkraft der tätigsten Kräfte. Die Kabinettsschwierigkeiten von Doumergue zu Viviani, von Viviani zu Ribot, mit all den Seitentouren, sind nur Symptom: auch ein lebhafter Ehrgeiz drückt sich bescheiden zur Seite und der Rest ist Verlegenheit. Wenn Ribot das Vaterland für ein paar Wochen rettet, so ist das eben nur ein Auskunftsmittel, um dem Staat eine Spitze zu geben. Ein Regierungsprogramm, das grundsätzlich die bewegendste Angelegenheit nicht sieht, kann müde Zufallsmehrheiten finden, wird aber von jeder aktionsbereiten Gruppe über den Haufen geworfen werden können.

Die Radikalen haben seit Pau die Verpflichtung auf sich genommen, eine Partei mit Willen, Verantwortung, Straffheit zu werden, um das republikanische Frankreich aus der Stagnation eines mehr ängstlichen und mißtrauischen Chauvinismus, aus der Temperamentlosigkeit im sozialpolitischen Fortschritt herauszureißen. Das schien ihnen zu gelingen. Der Wahlausfall, der einen sachlichen und moralischen Sieg der Linken brachte, bestätigte durch das Volk, daß die denkende Mehrheit sich von dem pathetischen Nationalismus frei halten oder befreien wollte. Man durfte hoffen, darf noch hoffen, daß nun auch die Finanzpolitik der Republik aus dem Zustand der Angst vor Rentierkümmernissen und Kapitalistendrohung herausgedeihe und das verstaubte Steuerwesen nach englisch-deutschen, nach sozialpolitischen Gesichtspunkten einrichte.

Das ist schließlich die sachliche Kernfrage der ganzen inneren Politik Frankreichs. Es ist ein wenig drückend, daß der Gläubigerstaat der halben Welt mit seinen privaten Finanzen nicht in die

Digitized by Google

Reihe kommt. Eine Regierung, die hier zugreift, könnte fast die sachlichen Schwierigkeiten der Militärfrage durch eine große finanzpolitische Leistung überwinden. So etwa sah Caillaux sein Ziel.

Es könnte auch das Ziel des neuen Kabinetts sein, wenn nicht dessen Zusammensetzung als von einer anderen Logik bestimmt erschiene. Selten hat in einem Land des Parlamentarismus ein unzweideutiger Wahlausgang eine so wesensfremde Regierung geschaffen. Doumergue hatte sich in den Stürmen des Calmette-Skandals mühsam, aber erfolgreich gehalten; dann aber schreckte er vor der größeren Aufgabe zurück, das Resultat der Wahlen mit den praktischen Möglichkeiten zu vereinigen. Viviani wollte das in die Hand nehmen, aber bald genug spürte man seine draufgängerische Energie unsicher werden. Er selbst hatte gegen das Dreijahrsgesetz gestimmt, glaubte aber die Formel zu finden, die ohne die Bindung an rasche Entschlüsse die Heeresfrage auf der Tagesordnung erhält.

Gewiß ist die übereilt beschlossene Neueinführung der dreijährigen Dienstzeit für jedes Kabinett eine böse Erbschaft — es liegt auf der Hand, daß eine solche Maßnahme, so unvollkommen ihre Ausführung (Kasernen, Gesundheitsstand), so ungeklärt ihre finanzielle Konsequenz, nicht durch eine einfache Parlamentsabstimmung nach kaum einjährigem Bestehen aus der Welt geschafft werden kann. Man mag noch so sehr überzeugt sein, daß sie aus kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Gründen auf die Dauer von einem Volk wie dem französischen kaum getragen werden kann, so sieht der nüchterne Blick, daß hier für jeden verantwortlichen Minister Klippen drohten.

Die führenden Namen des neuen Kabinetts sprechen aber nun die deutlichste Sprache: Ribot, der jetzt 72jährige, stand vor zwanzig Jahren an derselben Stelle und brachte den Zweibund zusammen, Delcassé ist erst kürzlich von dem Petersburger Gesandtschaftsposten zurückgekehrt. Das Kabinett ist eine Verbeugung vor dem verbündeten Rußland, wenn es nicht mehr ist. Es mag als Legende gelten, daß der Zar Nikolaus an den

Digitized by Google

Präsidenten Poincaré einen Brief geschrieben habe, das unabgeänderte Dreijahrsgesetz sei die Bedingung des Bündnisses — aber daß diese Lesart entstehen konnte, verbreitet und geglaubt wurde, deutet auf den springenden Punkt.

Für Europa hat der Vorgang keine unmittelbare Bedeutung. Denn so sehr die reaktionäre Presse Frankreichs für den Augenblick befriedigt sein mag und so beglückt ihre Kollegenschaft darüber ist, wieder den ††† Delcassé als Wau-Wau des deutschen Spießertums zu besitzen — niemand wagt, diesem Ministerium ein Horoskop auf lange Kraft zu stellen. Im Auswärtigen sitzt Léon Bourgeois, der regelmäßig Gebetene mit den vieljährigen Gesundheitsrücksichten — er ist keine aggressive Natur. Daß er in diese Koalition eintrat, nachdem er zahlreiche andere abgelehnt, zeigt mit hinreichender Deutlichkeit, daß der vornehmste Zweck dieses Kabinetts ist, über die russische Schwierigkeit hinweg zu kommen, ohne andere Mächte vor den Kopf zu stoßen oder doch zu beunruhigen.

Für Frankreich aber sind diese Vorgänge ein sehr lebhaftes Memento: wieweit die Kinderlosigkeit der Familien, die törichte Angst vor Deutschland, die verbrecherische Agitation des Chauvinismus die stolze Republik in die Abhängigkeit des Zarismus treibt. In Petersburg nimmt man die Milliarden gerne, die der rentier paisible erspart hat, aber man begnügt sich nicht damit. Frankreich soll mehr dafür leisten, daß es die Romantik des Revanchegedankens weiter träumen darf. Deshalb beginnt der Russe den Bezirk seines autokratischen Willens auszudehnen.

Die Radikalen, Radikal-Sozialisten, vereinigten Sozialisten Frankreichs empfinden die Last dieses Zustandes. Sie wehren sich dagegen, ausgestattet mit einem Mandat des französischen Volkes. Sie haben Ribot und Delcassé den Krieg angesagt — wer aber wird ihr Erbe sein?

Alle Gruppen blicken mit einiger Unsicherheit und schwankenden Gefühlen auf die Zufälligkeiten, die aus den nächsten Wochen und Monaten aufstehen und die Gradlinigkeit der dringenden inneren Aufgaben der Republik verwirren können.

Digitized by Google

Vom Rettungswerk der Heilsarmee

Von Georg Korn

Von der Heilsarmee hat ein deutscher Theologie-Professor, der ihr wenig freundlich gegenübersteht, gesagt: „So lange das Christentum besteht, hat es noch keine in ihm und aus ihm entstandene Bewegung gegeben, die in so kurzer Zeit so kolossale numerische Erfolge aufzuweisen gehabt hätte als die Heilsarmee". In der Tat kann die Kulturgeschichte unserer Zeit nicht geschrieben werden, ohne dieser ebenso erfolgreichen wie absonderlichen Bewegung einen hervorragenden Platz einzuräumen. In allen Weltteilen und unter allen Rassen hat sie im letzten Menschenalter ihre Fahnen aufgepflanzt und die größten Erfolge errungen. Als ihr Begründer, der General Booth, vor einigen Jahren starb, feierte man ihn allgemein als einen der eifrigsten, treuesten, selbstlosesten und unerschütterlichsten Wohltäter der Menschheit. „General Booth hat mehr praktische Guttaten vollbracht als alle gesetzgebenden Körperschaften zusammen", sagte der Führer der englischen Radikalen, Lloyd George, von ihm. An seiner Bahre häuften sich die Kränze der europäischen Fürstenfamilien; auch der des deutschen Kaisers fehlte nicht.

Aber trotz des Aufsehens und des Interesses, welches die Heilsarmee überall erregte, hat es bisher an einer wissenschaftlichen, unparteiischen Arbeit über ihr Wesen, ihre Organisation und ihre Leistungen gefehlt. Erst jetzt hat P. A. Clasen nach den Methoden der modernen Sozialwissenschaft diese Lücke ausgefüllt und in der Diederichsschen Schriftenreihe zur Soziologie der Kultur ein umfangreiches, aus eigener Anschauung und genauem Quellenstudium hervorgegangenes Werk unter dem Titel „Der Salutismus" veröffentlicht. Es gibt an der Hand der amtlichen Nach-

Digitized by Google

weise eine umfassende und aufschlußreiche Darstellung ihrer Entstehung, Ausbildung und Ausbreitung.

Einige Daten aus diesem Werk verdienen Erwähnung. Die Salutisten verfügen zur Zeit über eine Armee von 16 000 Offizieren (Männer und Frauen) und etwa 70 000 anderen Angestellten und Helfern, die namentlich als Lokaloffiziere und Musiker tätig sind; von letzteren hat die Armee jetzt 23 000. Eigentliches Gehalt gibt es nicht, nur der notdürftigste Lebensunterhalt wird bestritten. Bedürfnislosigkeit und Nüchternheit, völliger Verzicht auf geistige Getränke, Theater und andere weltliche Vergnügungen wird verlangt. Diese Art von Askese geht so weit, daß ein Heilsarmeeoffizier 1906 die Annahme einer Erbschaft von fast fünf Millionen Mark verweigerte, weil er das Geld nicht verdient habe, und sein bisheriges mühevolles Leben fortsetzte. Charles Booth selber, durch dessen Hände Millionen gegangen sind, hinterließ nur ein Vermögen von ein paar Tausend Mark. Dabei ist das Finanzwesen der Heilsarmee bewunderungswürdig organisiert. Das meiste Geld kommt von denen, die es sich vom Munde abdarben. So wird berichtet, daß im Jahre 1882 die Armen Englands 1 780 000 Mark, die Reichen dagegen nur 780 000 Mark beisteuerten. In einer besonderen Selbstverleugnungswoche wird alljährlich eine Kollekte abgehalten, die 1911 fast 3½ Millionen Mark brachte. Die Bank der Heilsarmee hat einen Jahresumsatz von 6¼ Millionen Mark, die Handelsabteilung liefert alles, was an Uniformen, Musikinstrumenten und Großkonsum-Artikeln gebraucht wird; der Wert der Musikinstrumente wird allein auf 2 Millionen Mark geschätzt.

Die soziale Hilfstätigkeit der Heilsarmee ist eine ungemein verzweigte. Zunächst will sie den Armen und Elenden in ihrem augenblicklichen Hunger und ihrer Obdachlosigkeit helfen; sie gibt, ohne nach Herkunft oder Würdigkeit zu fragen, allen, die sich an sie wenden, die nötige Nahrung und Wohnung für den Augenblick. Zu dieser Art der Tätigkeit gehören die Freifrühstücke für Kinder, die Mitternachtsbrigaden für Suppen und

Digitized by Google

Brotverteilung an Obdachlose, Milchverteilung an Mütter und Kinder, Suppenküchen und Brockensammlung, sowie Schlafstätten, Herbergen und Armenhotels. Für Gefallene und Gefährdete dienen Zufluchtsstätten, Magdalenenheime, Straßen- und Bordellmissionen, Tee und Versammlung um Mitternacht, Dienstmädchenbrigaden. Für Arme, für Kranke, für Trunksüchtige, für Sträflinge, für Kinder und junge Leute, für Militär, Matrosen und Hochseefischer sind die verschiedensten besonderen Organisationen tätig; selbst für Lebensmüde gibt es Beratungsstellen und Darlehen und für Vermißte Nachforschungsämter. Bei dem großen Notstand im Osten Londons 1891 gab z. B. die Heilsarmee 250 000 freie Mahlzeiten; bei einem Streik in Oldham unterstützte sie täglich 500 Familien. Bei dem großen Kohlenstreik 1912 verteilte die Armee täglich 5448 Liter Milch und noch von 220 Niederlagen aus an 20 000 Kinder und 7000 Frauen Suppe und Brot. Bekannt ist ihr Anteil an der Besiedelung Kanadas, wohin sie jährlich etwa 10 000 geeignete Personen hinüberleitet.

Großarabien

Von Erich O. Moeller, Kairo

II.

Die eigentliche Geburtsstätte des großarabischen Gedankens ist jedoch Syrien. Das mit großer natürlicher Intelligenz begabte, zudem oft christliche syrische Volk litt unter dem türkischen Absolutismus schwerer als die stumpf und zufrieden dahinlebenden Nomadenvölker Anatoliens. Das Beispiel vieler im Ausland zu Bedeutung gekommener Landsleute ließ die vorwärtsstrebenden Syrer ihre Kräfte ahnen und erweckte in ihnen nationale Ideale. Am plastischsten aber trat ihnen das Beispiel des unter britischer Herrschaft emporblühenden Aegyptens ent-

Digitized by Google

gegen, das, mit allen Garantien eines Rechtsstaates versehen, zum syrischen Nachbarland und seiner Korruption in grellem Gegensatz stand. Viele Syrer haben in den letzten Jahrzehnten auf dem zivilisierten Boden Aegyptens ihr Vorwärtskommen gefunden; mehrere haben ägyptische Ministerposten oder sonstige hohe Staatsstellungen inne. Auch ein großer Teil der ägyptischen Presse wird von syrischen Journalisten geleitet. Alle aber sind begeisterte Anwälte Großbritanniens und wünschen ihrem Vaterland aufrichtig einen Anschluß an Aegypten. Diese Lage kommt sehr treffend zum Ausdruck in einem Leitartikel der in Alexandrien erscheinenden offiziösen „Egyptian Gazette", die (Februar 1912) folgendes schrieb:

„.... Die Syrer beginnen zu begreifen, daß es für sie gefährlich ist mit dem Geschick der Türkei verbunden zu bleiben. Andererseits können sie sehen, daß der Islam unter britischer Herrschaft mehr emporblüht als unter türkischer. Das Beispiel Aegyptens mit seinem Gedeihen und seiner Zivilisation ist glänzend und überzeugend zugleich. Seit der Besetzung Aegyptens durch England ist die arabische Literatur des Landes so emporgeblüht, daß sie heute in der arabischen Welt die führende Stellung einnimmt. In Syrien, wo die intellektuelle Begabung noch reicher ist, würden auch die Erfolge noch bedeutender sein. Man hat sich ernstlich die Frage vorgelegt: warum soll nicht ein Ende des vizeköniglichen Halbmondes in Kairo bleiben und das andere nach Damaskus reichen? So würde eine Brücke zwischen den beiden Mittelpunkten arabischer Gelehrsamkeit geschlagen. Die britische Hand würde nichts am heiligen Scheriarecht ändern, sondern nur leiten, führen und schirmen ...."

Selbst unter den glaubenseifrigen syrischen Moslemin gibt es viele, die, wenn sie vom Panislam sprechen, eine solche Bewegung nicht mehr von der in Tripolis und auf dem Balkan besiegten Türkei erwarten, sondern von den verjüngten Kräften der arabischen Welt. Eine von Aegypten aus geleitete Organisation, die sich über ganz Syrien (ausschließlich des Libanons) erstreckt, ist unermüdlich tätig, in den Dörfern und Städten des Landes den Untergang des türkischen und die nahe Geburt eines arabischen Kalifats zu predigen. Im Sommer 1912 wurden

Digitized by Google

in Damaskus, Haifa und im Hauran eine ganze Reihe von Emissären verhaftet, die wie festgestellt wurde, sämtlich aus Aegypten stammende Schechs waren und auf den Dörfern die Vorzüge des englischen Schutzes gepriesen hatten. Und im Herbst desselben Jahres berichteten die Zeitungen vom Auftreten eines Sekretärs der britischen diplomatischen Agentur zu Kairo in einer großen politischen Versammlung, die in Jerusalem einberufen worden war und dann in anderen Städten Palästinas wiederholt wurden.

Allerdings sind die wirtschaftlichen Interessen Englands in Syrien sehr gering; erst neuerdings sind die Bewässerungsarbeiten des nördlichen Libanon und die Ausbeutung der Oelfelder in Palästina von englischer Seite begonnen worden. Trotzdem sind die Engländer in Syrien sehr beliebt; viele Syrer, die in den amerikanischen Missionsschulen zu Beyruth ihre Erziehung erhalten, bringen dem britischen Volk von Jugend auf ihre Sympathien entgegen. Die englischen Interessen in Syrien sind eben rein politischer Natur und treffen sich dort mit französischen, russischen und, wohl weniger, deutschen Aspirationen. Die in levantinischen Verhältnissen ausgezeichnet unterrichtete Zeitschrift „The Near East“ schrieb kürzlich (21. November 1913), der Besitz Syriens durch eine fremde Großmacht könnte die Stellung Englands im nahen Osten in der gefährlichsten Weise beeinflussen. Dieselbe Zeitschrift charakterisierte die Stellung Englands in Syrien (14. November 1913) mit folgenden Worten:

„England besitzt die Zuneigung der ganzen syrischen Bevölkerung, ist mehr oder weniger in Aegypten und im Sinai in sicherer Stellung und beherrscht mit Malta, Cypern und Alexandrien die nahe See. Eine britische Okkupation oder vielmehr Schutzherrschaft würde Syrien zu hoher Blüte bringen und Frankreich würde, wie in Aegypten, den wirtschaftlichen Gewinn haben.“

Die Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Lage ist es, die in den gebildeten, der großarabischen Idee gewonnenen Kreisen der Syrer ganz von selbst das Verlangen weckt, die arabischen

Digitized by Google

Provinzen möchten als große britische Kolonie mit einer Art Homerule den Weg nationalen Aufstieges beginnen. Die von dem in Aegypten lebenden Idris Bey Raghib geleitete „arabische Nationalliga" vertritt diese Anschauung mit besonderer Zähigkeit und war auch auf dem arabischen Kongreß zu Paris (Sommer 1913) vertreten.

Eine fast traditionelle Freundschaft verbindet England mit dem jetzt meist im Haurangebirge ansässigen syrischen Volk der Drusen. Ursprünglich war dieses Verhältnis ein Aequivalent zu dem Einfluß, den die Franzosen auf die katholischen Maroniten des Libanons gewonnen hatten. Die Sympathien zwischen Drusen und Engländern sind mit den Jahren noch herzlicher geworden, so daß der britische Konsul in Beyruth oft Gelegenheit nimmt, als Anwalt dieses Volkes aufzutreten und fast immer einige Drusenschechs bei sich zu Gaste hat. Besonders enthüllte sich die britisch-drusische Freundschaft während des Hauranaufstandes im Herbst 1910. Ein erfolgreicher Schmuggel britischer Gewehre setzte die Drusen, bei denen sich kurz vorher englische Offiziere aufgehalten hatten, in die Lage, sich gegen die abgesandte türkische Division nachdrücklich zu verteidigen. Zu gleicher Zeit erschienen mehrere englische Offiziere im türkischen Hauptquartier, um den Bewegungen des türkischen Heeres zu folgen; der Kommandeur General Sami Pascha, der durch beschlagnahmte Papiere den Beweis britischer Intriguen erbracht sah, ließ diese Herren jedoch ausweisen und nahm nach Niederwerfung des Aufstandes den obersten Drusenschech Jahja Atrasch gefangen. Atrasch wurde hierauf nach Rhodos verbannt, wo er im Sommer 1912 von den Italienern in Freiheit gesetzt wurde. Dieser anerkannte türkische Rebell kam nun nach Aegypten, wurde von den englischen Behörden mit Auszeichnung empfangen und hatte zweimal eingehende Unterredungen mit Lord Kitchener. Wenig später (Anfang Juli 1912) wurden im Hauran ägyptische Schnellreiter auf vorzüglichen Reitkamelen festgenommen, die in den Drusendörfern das arabische Kalifat gepredigt, die Bewohner

Digitized by Google

gegen die türkische Regierung aufgehetzt und sie aufgefordert hatten, sich an England zu wenden, das alle Steuern, Fron- und Militärdienste aufheben werde.

Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß ganz Syrien ebenso wie Mesopotamien und Babylonien von britischen Agenten unterminiert worden ist. Vielfach sind es englische Offiziere der ägyptischen Armee, die hinreichend arabisch verstehen und auch mit den Landessitten gut vertraut sind, um in den erwähnten Ländern auf Vermessungsreisen und Pferdeeinkäufen Beziehungen zu den einflußreichen arabischen Schechs zu unterhalten. In Damaskus leben stets einige englische Offiziere, und wer quer durch Syrien reist, wird häufig Gelegenheit haben, mit britischen militärischen Agenten zusammenzutreffen. So machte ich im Herbst 1910 in der arabischen Wüste die Bekanntschaft eines englischen Offiziers, der in arabischer Tracht zu Kamel von Damaskus nach Bagdad ritt. Und kurz darauf fuhr ich mit einem Extrazug der Hedschasbahn, der 11 englische mit topographischem Material versehene Offiziere bis in die Nähe von Medina brachte. Daß Mesopotamien von englischen Offizieren längst topographisch aufgenommen (und damit strategisch nutzbar gemacht) worden ist, gab der bekannte Wasserbau-Ingenieur Sir Willcocks in einem öffentlichen Vortrag zu Kairo 1908 unumwunden zu. Mitunter finden diese britisch-ägyptischen Offiziere in Syrien auch als Konsuln Verwendung und haben dann natürlich noch besser Gelegenheit, ihre Beziehungen zu den Eingeborenen zu fördern. Interessant ist die englische Unterstützung der syrischen Nestorianer durch die britischen Konsularbehörden in Mossul und selbst in Kurdistan. Man versucht englischerseits, ein Schisma in der chaldäischen Kirche herbeizuführen und die so völlig gewonnenen Nestorianer als Träger britischen Einflusses zu benutzen.

Die dominierende Stellung Großbritanniens im Irak selbst ist zu bekannt, als daß sie noch gekennzeichnet zu werden brauchte. Man weiß, daß die Schiffahrtskonzession auf dem Tigris der britischen Lynchgesellschaft zusteht, daß Post und Telegraph süd-

Digitized by Google

lich Bagdad in englischen Händen ist und daß das britische Generalkonsulat zu Bagdad eine aus indischen Soldaten bestehende Wache und das Kanonenboot „Komet" zu seiner Verfügung hat. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn die englische Post in Bagdad zunächst beim englischen Konsulat anlegt und dann erst die Zollstation passiert; im letzten Jahre wurden so auffallend große Mengen Munition ins Konsulatsgebäude gebracht. Ebenso sind die britischen Beziehungen zu den Irakbeduinen, besonders zum mächtigen Stamm der Muntefink so fest, daß man sagen kann, England beherrscht durch sie das ganze Wilajet. Das Protektionsverhältnis Großbritanniens zum Schech von Koweit, Mübarek us Sabah, ist schon öfters Gegenstand politischer Erörterungen gewesen. Wie auch in andern Fällen hat es hier die Politik der Downingstreet rechtzeitig verstanden, durch Versprechungen und Bestechungen sich auf die zentrifugalen arabischen Grenzfürsten des türkischen Reiches einen nachhaltigen Einfluß zu sichern. Aus dieser Lage im Irak erklärt sich nun auch von selbst der zähe Widerstand Großbritanniens gegen den Weiterbau der Bagdadbahn als eines gefährlichen Pfeils, der das britisch-arabische Reich zerspalten könnte.

Es ist dabei wohl überflüssig, auf die ganz im Stillen vollzogene Ausbreitung des englischen Einflusses in den Küstenländern des Persischen Golfes besonders hinzuweisen. El Hassa, die Bahreininseln, das Sultanat Oman mit Maskat und ganz im Süden Hadramaut erkennen seit Jahrzehnten die britische Oberhoheit willig an und ihre Herrscher nehmen in Bezug auf Selbständigkeit etwa die Stellung der mit ihnen vielfach verschwägerten benachbarten indischen Fürsten ein. Nicht, daß alle diese Länder an sich kostbare Teile des englischen Kolonialbesitzes wären, — es gibt kaum dürftigere Länder als die der arabischen Küste — aber, wie der Engländer Bent sagte, der 1896 die Gegenden bereiste: „sie müssen Großbritannien untertan sein, damit sie keiner anderen Macht Einfluß gestatten". Indessen, die britische Suprematie über die arabischen Teile des osmanischen Reiches

Digitized by Google

beginnt sich auch an der Küste des Roten Meeres anzudeuten. Sowohl Imam Jahja, der Emir der Provinz Jemen wie auch Said Idris, der Herrscher über Assir sind — der letztere ist in London erzogen — überzeugte Anhänger der englischen Schutzherrschaft und verfügten bei ihren Aufständen gegen den Sultan über bemerkenswerte Mengen britischer moderner Gewehre. Dieser britische, Arabien umspannende Einfluß erstreckte sich selbst auf die Provinz Nedschd, dessen Emir, der Wahabitenfürst Ibn Saud sich gegen Unterstützung mit Geld und Waffen für die unaufhörlichen Intriguen und Kämpfe gewinnen ließ, die die arabische Halbinsel durchzucken. Auch mit dem Geschlecht der Scherifen von Mekka bestehen freundschaftliche Beziehungen, und die seit 1911 dort regelmäßig eintreffenden englischen Pilger (geborene Engländer der etwas phantastischen islamitischen Gemeinde in London) sind dem Londoner Kabinett willkommene Vermittler. Als Typ eines arabisch-englischen Fürsten mag der Emir von Lahag (bei Aden) gelten, Ahmed Fadel, der von England den Titel „Sir" und „Hoheit" erhielt und außerdem eine jährliche Zuwendung von 4000 Rupien erhält. Dieser braune arabische Souverän wurde im Sommer 1912, ebenso wie der Bruder des Großscherifs von Mekka, bei seinem Besuch in Aegypten in Port Said vom englischen Konsul und einer Ehrenkompagnie begrüßt und unter Kavallerieeskorte ins Konsulat geleitet, wo ihm der Adjutant Lord Kitcheners erwartete, um ihn nach der Hauptstadt zu bringen. In Kairo hatte er mehrmals Unterredungen mit Kitchener und gab sich einem Journalisten gegenüber unumwunden als Gegner des Sultans und Anhänger der allarabischen Bewegung aus.

Das Sinaigebiet, das durch Ferman von 1840 nur in administrativer Hinsicht zu Aegypten gehört, wurde durch Beschluß des willfährigen conseil législatif zu Kairo (31. Mai 1911) dem angloägyptischen Kriegsministerium unterstellt, so daß die Halbinsel jetzt unter dem Befehl eines englischen Offiziers steht und ihre Befestigung als Flankenschutz des Suezkanals erfolgen

Digitized by Google

kann. Auch im Westen Aegyptens erhielt durch die Einverleibung von Solum die englische Herrschaft im nahen Osten eine neue Stütze, und die jetzt schwebenden Verhandlungen mit dem Orden der Senussi in der Oase Kufra lassen erwarten, daß Großbritannien sich den mächtigen Einfluß dieser religiösen Sekte auf das arabische Volk zunutze machen wird.

Aus allen diesen Beobachtungen ergibt sich, daß von interessierter britischer Seite das Möglichste geschehen ist, um die Lostrennung der arabischen Länder von der Türkei und ihre Zusammenfassung in ein mehr oder weniger einheitliches Reich unter englischem Schutz vorzubereiten. Man kann deshalb ohne Uebertreibung behaupten, daß es von den jetzt seitens der gewitzigten Pforte eingeleiteten Verwaltungsreformen in Syrien und den arabischen Provinzen abhängen wird, ob sich die Herrschaft des Padischahs über diese Gegenden halten kann. In maßgebenden Kreisen hat man den Eindruck, daß die türkische Aktion zu spät kommt und daß die Prophezeiung des kürzlich verstorbenen Großwesirs Kiamil Pascha — des bewährtesten Freundes Englands in der Türkei — sich erfüllen wird. In seiner Denkschrift (Januar 1912) sagte der greise Staatsmann:

„Wenn England sich mit den Aegyptern im Niltal verständigt, dann wird auch zweifellos der Jemen sich vom Osmanischen Reiche lösen und das auf dem Besitz der Hedschas ruhende türkische Kalifat mit seiner Bedeutung für die arabische Welt in andere Hände übergehen."

Digitized by Google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

In zehn Aufsätzen wird Kurt Aram die Ergebnisse seiner russischen Studienreise im „März" veröffentlichen. Wir erblicken in ihnen einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis der geistigen, kulturellen und politischen Verhältnisse des Zarenreiches, eine Ergänzung zu den Veröffentlichungen über das Schicksal der politischen Gefangenen. Die Redaktion.

I.

Russisches Geläut

Ueberall in der Welt, so weit sie sich christlich nennt, findet man dasselbe Glockenläuten. Der Unterschied besteht nur in der Anzahl und in der Größe der Glocken. Meist ergeht ihr Ruf vierstimmig: Grundton, Terz, Quinte und Quarte. Jedenfalls allerorten harmonisch und in demselben Rhythmus. Man mag sich in Paris, Berlin, London oder New-York aufhalten, das Geläut der Kirchenglocken ist immer dasselbe. Nur in Rußland, das sich allein das Prädikat rechtgläubig zuspricht, verhält es sich auch damit ganz anders als in der übrigen Welt. Zwar finden wir auch in Rußland das harmonische Geläut großer Glocken, wie es allen christlichen Kirchen gemeinsam ist, aber es wird weit übertönt durch ein ganz anderes, fremdartiges Läuten, das gleichzeitig von demselben Glockenturm kommt. Dies Geläut wird nicht durch Anschlagen des Klöppels an die Glockenwand hervorgebracht, sondern dadurch, daß der Küster und seine Gesellen mit Metallstäben freihändig nach einem ganz besonderen Rhythmus, der zu dem übrigen Geläut gar nicht paßt, eine Anzahl kleiner Glocken bearbeiten. Das gibt helle, schrille Töne, die das harmonische Geläut der großen Glocken überschreien und verwirren. Bei dem Geläut der großen Glocken müßten auch die russischen Gläubigen feierlich zur Kirche schreiten. Bei dem gleichzeitigen, freihändigen Gebimmel der kleinen Glocken aber müßten sie von Rechts wegen zugleich auch tanzen; und zwar dem Rhythmus dieses schrillen Gebimmels entsprechend im Takt von Niggertänzen.

So reden schon die russischen Kirchenglocken ihre ganz besondere, fremdartige Sprache, die es sonst nirgends auf der Erde gibt. Mit solchem

Digitized by Google

Gebimmel mögen vor Jahrtausenden die Osirispriester ihre Scharen in Aegypten zusammengerufen haben. So mögen vor Zeiten die Kybelepriester durch die Straßen Athens zu ihren Opferfesten geladen haben. Dies heidnische Gebimmel ging dann unter im schweren Dröhnen der christlichen Glocken. Nur in Rußland hat es sich erhalten bis auf diesen Tag. Es tönt von demselben Glockenturm wie das sonst gebräuchliche Kirchengeläut und zwar gleichzeitig mit ihm. Altheidnisches und Urchristliches wild durcheinander.

Urchristlich ist die Anschauung von dem unendlichen Wert jedes einzelnen Menschen. Kam nicht von Rußland her die Stimme, voll und tief wie Glockenton, und tönte über die ganze aufhorchende Erde, die urchristliche Stimme Leo Tolstois? Altheidnisch ist die Anschauung von der Wertlosigkeit des einzelnen Menschenwesens. Wo findet diese Anschauung noch so viel Anklang wie in dem Rußland der Peter Paulsfestung, der sibirischen Sträflingskolonien, der Galgen für freiheitlich gesinnte Menschen und der Pogrome? Es gehört ein russisches Ohr dazu, um bei solchen Dissonanzen nicht völlig verwirrt oder unheilbar taub zu werden. Und es gehört ein russisches Gemüt dazu, um bei so unharmonischem Geläut noch weiter in aller Ruhe zur Kirche zu gehen.

Der Russe erklärt so erstaunliche Fähigkeiten gerne mit seiner „breiten Natur"; und jedenfalls muß sich jedermann ebenfalls eine ähnliche Natur anschaffen, soll er beim Studium der russischen Gegenwart nicht völlig das seelische Gleichgewicht verlieren. Das „russische Geläut" erschien mir immer als ein vortreffliches Symbol des gesamten russischen Lebens. Ein so schrilles Durcheinander von Urchristlichem und Altheidnischem gibt es nirgends mehr.

Dies russische Geläut ertönt über ein Siebentel der ganzen Erdoberfläche und ein Zehntel ihrer Gesamtbevölkerung, denn Rußland wird jetzt von rund 160 Millionen Menschen bewohnt, die in über hundert verschiedenen Sprachen und Dialekten reden. Sollen hier nur die Volksstämme Rußlands mit über einer Million Menschen genannt werden, so wären zu nennen die Großrussen (über 55 Millionen), die Kleinrussen (über 22 Millionen), die Weißrussen (gegen 6 Millionen), die Polen (gegen 8 Millionen), die Baltoslawen (Letten, Litauer) über 3 Millionen, Germanen (Deutsche) gegen 2 Millionen, Romanen (Rumänen) über 1 Million, sonstige Indogermanen (Armenier, Sarten, Griechen, Osseten, Kurden) über 3 Millionen, Semiten über 5 Millionen, Kaukasier gegen 2½ Millionen, Türken über 12½ Millionen und Finno Ugrier 3½ Millionen. Der Religion nach gibt es darunter nach dem Zensus von 1897 87 Millionen Griechisch-Orthodoxe,

Digitized by Google

fast 14 Millionen Mohammedaner, 11½ Millionen Römisch-Katholische, 3½ Millionen Lutheraner, 2 Millionen Dissidenten, 1 Million armenische Gregorianer und 5 215 805 Juden. Von dieser Bevölkerung kommen nach der offiziellen Schätzung von 1907 auf das europäische Rußland rund 100 Millionen, auf Polen rund 11 Millionen, Kaukasien über 10 Millionen, Sibirien gegen 7 Millionen, Zentralasien inklusive Buchara und Chiwa über 11 Millionen und Finnland gegen 3 Millionen.

Vor dem russischen Geläut haben von 1873—1900 rund dreiviertel Millionen Menschen Reißaus genommen; und zwar zumeist nach den Vereinigten Staaten. Von 1902—1908 eine halbe Million, ebenfalls zumeist nach Amerika. Aber von 1902—1908 sind nach Rußland ungefähr gerade so viele Menschen eingewandert. Darunter 200 000 Russen, die früher im Ausland wohnten, und über 340 000 Nichtrussen, Fremde. Das russische Geläut besitzt also sogar für Nichtrussen eine gewisse Anziehungskraft.

Schon aus diesen Zahlen, die der offiziellen Statistik entnommen sind, ergibt sich, mit was für einer riesigen Welt, einem Kosmos für sich, wir es hier zu tun haben. Aber dieser ungeheure Kosmos ist am Welthandel nur mit etwas über 3% beteiligt. Das größte Reich der Erde nach England marschiert da nicht an zweiter, sondern erst an achter Stelle. Vom Betrag des Außenhandels kamen 1906 auf den Kopf der Bevölkerung in Rußland nur 13 Rubel, während es in Frankreich 95, in Deutschland 105, in Großbritannien 191 und in Holland gar 590 Rubel ausmacht. Es muß also etwas nicht in Ordnung sein in diesem Kosmos. In der Tat haben wir ja auch in Rußland bis auf diesen Tag trotz der Revolution von 1905 und einer Verfassung, die auf dem Papiere steht, mehr ein Chaos als einen Kosmos zu sehen. Ein Chaos, über dem buchstäblich und symbolisch Tag für Tag das russische Geläut erklingt. Ein Kosmos, für den nach Bedarf sogar, wie wir sehen werden, auf allerhöchsten Befehl das kopernikanische Weltsystem ausgeschaltet wird.

Bemüht man sich nun um das Problem: Rußland und die Juden, ein Problem, das sich immer mehr aus einer russischen Frage zu einem Weltproblem auswächst, so muß man sich selbstverständlich zunächst um das Verständnis Rußlands bemühen. Das aber hat für den Nichtrussen schon deshalb seine besonderen Schwierigkeiten, weil wir alle unter dem Banne der Logik stehen. Unser Verständnis beruht auf Argumenten und logisch möglichst korrekten Folgerungen daraus. Schon in Westeuropa versagt diese Methode zuweilen, sintemalen der Mensch kein Rechenexempel ist. Zum Verständnis Rußlands aber kommen wir mit ihr keinen Schritt weiter.

Digitized by Google

Auch der beste Kenner der russischen Geschichte würde aus dieser Kenntnis, mit Hilfe der Logik keine zuverlässigen Schlüsse für die Zukunft ziehen können, denn die russische Wirklichkeit würde sie morgen oder übermorgen doch ad absurdum führen. Seit den Tagen Peters des Großen war es der Grundfehler der russischen Intelligenz, daß sie Rußland immer wieder mit Logik beizukommen, und so Rußland mit westeuropäischen Maßen zu messen trachtete. Hier liegt die tiefste Tragödie der russischen Intelligenz, so weit sie sich unter den Bann der europäischen Logik begab, und dieser Tragödie sind Tausende und Abertausende zum Opfer gefallen. Man kann Rußland nicht deduktiv und mit Argumenten beikommen, man kann es nur induktiv, durch Einzelheitsachen der Erfahrung und Beobachtung, und mit Hilfe von Analogien verstehen.

Ein Beispiel. Am 17. Oktober 1905 erschien das Manifest des Zaren, „gegeben zu Peterhof im elften Jahre unserer Regierung". Ich greife nur einen Passus heraus: „Wir haben die Regierung verpflichtet, unseren unabänderlichen Willen wie folgt auszuführen: 1. Das Volk erhält die unwiderruflichen Grundlagen der bürgerlichen Freiheit, Unverletzlichkeit der Person, Freiheit des Gewissens, der Rede, der Versammlungen und der Vereinigungen ...."

Die russische Intelligenz deduzierte: Hier haben wir das lang ersehnte, feierliche, im Wortlaut klare Manifest. Also werden wir jetzt eine Konstitution haben. Eine logisch absolut korrekte Schlußfolgerung. Ganz nach westeuropäischem Muster. Hätte die russische Intelligenz aber statt der europäischen Methode eine mehr russische angewandt, so hätte sie sich sagen müssen: Seit über einem Jahrhundert haben wir die Beobachtung gemacht, daß alle scheinbar „liberalen" Manifeste der Regierung Makulatur blieben oder, wenn ihre Ausführung versucht wurde, ihrem Sinne nach verdreht und verpfuscht wurden. Unsere russische Erfahrung muß aus solchen Analogien also zu dem Schlusse kommen, daß es mit dem Oktobermanifest von 1905 aller Wahrscheinlichkeit nach nicht anders sein wird. Auf diesem Wege hätte die russische Intelligenz jedenfalls ein richtigeres Verständnis für die wahre Bedeutung des Oktobermanifestes erhalten. Es war ein der Not der Stunde abgerungenes Stück Papier, denn es muß eine böse Situation gewesen sein, zwei Stunden von Petersburg entfernt, nicht zu wissen, ob in der Hauptstadt nicht schon die Republik ausgerufen worden ist. Es gab ja damals weder telephonische noch telegraphische Verbindung mit der Hauptstadt, da Post- und Telephonbeamte streikten. Für das absolutistische Regierungssystem eine verzweifelte Situation. Es ist durchaus natürlich, daß man in solcher Situation selbst nach einem Strohhalm greift.

Digitized by Google

Einen solchen stellt jenes Manifest dar. Und es hat das alte System gerettet, obwohl das Manifest — fast hätte ich gesagt: selbstverständlich nicht ausgeführt wurde. Daß es das trotzdem vermochte, ist zwar nicht logisch, aber russisch. Für die russische Intelligenz hätte es nur eine Frage der Taktik sein dürfen, ob man sich wenigstens zunächst so stellen sollte, als nähme man den Strohhalm ernst. Aber es konnte durchaus keine Frage sein, daß man trotz des Manifestes, in wacher Bereitschaft gegen die Regierung verharren mußte. Man tat das nicht, und das Resultat liegt ja seit der dritten Duma vor aller Augen.

Heute dürfte es schwerlich in ganz Rußland auch nur einen einzigen Intellektuellen geben, dem jenes Oktobermanifest mehr gilt als ein anderes Stück Papier. Doch nein, man soll diesem Papier kein Unrecht tun, es ist schon ein Papier von ganz besonderer Art. 1905 versprach es den Russen „Unverletzlichkeit der Person, Rede- und Pressefreiheit". 1906 hingen 1251 Russen am Galgen, 1907 waren es 1642 und 1908 gar 1959. Im Jahre 1907 wurden, wenn anders ich richtig addieren kann, insgesamt 11 004 Russen mit dem Tode, mit Zwangsarbeit, Deportation, Gefängnis 2c. bestraft. Wegen Pressevergehens wurde einer deportiert, 174 eingesperrt, 413 Zeitungen und Zeitschriften unterdrückt und rund 164 000 Rubel Buße wegen „Verherrlichung von Verbrechen" eingezogen. Diese Zahlen sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern der offiziellen Statistik des russischen Justizministeriums entnommen.

Das Manifest vom 17. Oktober 1905 garantierte „Gewissensfreiheit". Zwei Tage darauf begannen die Oktoberpogrome, deren in diesem einen Monat über 600 größere und kleinere stattfanden. Wenn also die russische Regierung etwas garantiert, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß das Gegenteil geschieht. Als die Gewissensfreiheit noch nicht „garantiert" war, gab es in zwei Jahren in denselben Bezirken nur etwas über 200 Pogrome. In direktem Anschluß an die garantierte Gewissensfreiheit hingegen in einem Monat, nicht zwei Jahren, dreimal so viel. Die russische Regierung besitzt also jedenfalls eine ganz anders geartete Logik, als wir sie gewohnt sind. Wir müssen uns auch für die Vorkommnisse des Alltags durchaus daran gewöhnen, denn sonst stehen wir unausgesetzt vor Rätseln. Auch in kleinen Dingen huldigt die russische Regierung und ihre Beamtenschaft nur ihrer eigenen Logik. Diese Behauptung möchte ich noch durch ein paar persönliche Erlebnisse auf meinen russischen Reisen beweisen. Zum ersten Mal bereiste ich im Jahre 1897 Rußland. Dann ein Jahr vor der Revolution und zum dritten Male im vorigen Sommer und Herbst.

Digitized by Google

Als ich das erste Mal nach Rußland reiste, waren mir zwei Damen bis Moskau anvertraut worden. Unterwegs kam der einen das Billet abhanden. Ob es gestohlen war oder verloren gegangen, wir konnten es nicht feststellen. Jedenfalls war es nicht mehr vorhanden. Um keinen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu sein, beschloß ich auf der nächsten größeren Station ein neues Billet zu kaufen. Die nächste größere Station war Minsk. Mit einem Zwanzigrubelschein in der Hand eile ich zum Billetschalter und bitte in deutscher Sprache um ein Billet erster Klasse von Minsk nach Moskau. Russisch verstand ich damals auch nicht ein Wort. Der Beamte am Schalter rührte sich nicht. Ich wiederholte meine Bitte französisch und schob ihm zugleich den Zwanzigrubelschein hin. Einen Augenblick musterte mich der Beamte, nahm den Schein an sich und schloß das kleine Schalterfenster. Ich stand und wartete auf das Billet. Aber der Schalter blieb geschlossen. Ich klopfe an das Fenster, der Beamte rührt sich nicht. Ich klopfe energischer. Da stößt der Mann irgend einen Fluch aus und läßt noch einen kleinen grünen Vorhang herab, so daß ich jetzt weder ihn noch meinen Schein mehr sehen kann. Ich eile zum Zug und erbitte mir die Hilfe eines Herrn, der russisch versteht. Bereitwillig schließt sich mir ein solcher Herr an, und während wir zum Schalter eilen, denn die Bahnhofsglocke läutete zum ersten Mal, berichte ich ihm den Vorfall. Nun bearbeiten wir gemeinsam das Fenster mit dem grünen Vorhang. Nichts rührt sich. Wir trommeln energischer, denn die Glocke läutete zum zweiten Mal. Der Vorhang saust in die Höhe, das Fensterchen wird aufgerissen, der Beamte brüllt meinen Begleiter an, das Fenster fliegt wieder zu, der Vorhang schnurrt herunter. Einen Augenblick steht mein Begleiter ganz verdutzt, dann lacht er, greift mich am Arm und zieht mich zum Ausgang, denn es ist höchste Zeit zum Einsteigen. „Aber ich habe kein Billet", rufe ich. Der andere beruhigt mich und sagt: „Das macht nichts, geben Sie dem Kontrolleur ein Trinkgeld, und Sie kommen auch so nach Moskau". Wir springen in den Zug, der sich schon in Bewegung setzt, und ich frage meinen Begleiter, was ihm der Schalterbeamte eigentlich vorhin zugebrüllt hat? Der Herr sagte lachend: „Er hat mir zugebrüllt: Warum bist du ein solcher Esel und weißt noch nicht, daß man bar Geld nicht aus der Hand gibt!" — Als der Kontrolleur kam, gab ich ihm einen Rubel und brauchte kein Billet. Als kurz vor Moskau wieder ein Kontrolleur kam, ein anderer, erhielt er wieder einen Rubel; und alles war in schönster Ordnung.

Wenn man vor fünfzig Jahren in den Abruzzen reiste, war man darauf gerüstet, daß plötzlich ein Räuber schrie: la bourse ou la vie und hatte die

Digitized by Google

entsprechenden Vorsichtsmaßregeln getroffen. Aber ich war doch einigermaßen verblüfft, als sich der Schalterbeamte an einer größeren Bahnstation im europäischen Rußland so klar und unzweideutig als Räuber entpuppte. Er brauchte nicht einmal mit einer Flinte zu drohen. Ihm genügte die russische Beamtenuniform als Schutz. Er brauchte auch kein Versteck, von dem aus er seinen Ueberfall vorbereitete. Der Schalter eines kaiserlich russischen Bahnhofs gewährte ihm alle nur wünschenswerte Sicherheit.

Auch das ist nicht weiter verwunderlich, daß ein Zugbeamter ein Trinkgeld annimmt. Das kommt auch anderswo vor und sei jedem als Gegenleistung für irgend eine Gefälligkeit harmloser Natur gerne gegönnt, aber eigenartig und ungewöhnlich ist es doch wohl, daß in diesem Fall das Trinkgeld als vollwertiger Ersatz für ein Billet galt, also eine kleine Privateinnahme als ausreichender Ersatz für eine erheblich größere Staatseinnahme, über welche der fragliche Beamte als Wächter, als Kontrolleur gesetzt war. Beides aber waren keine Ausnahmefälle, die nur Kuriositätswert besitzen würden. Es sind vielmehr Fälle, die sich überall ereignen können in Rußland, wo sie sich irgend wiederholen lassen. Ich wurde wieder daran erinnert, als mir kürzlich unter anderen Geheimberichten auch ein solcher vom 6. August 1905, mit dem Aktenzeichen Nr. 741 in Abschrift durch die Finger ging. Da hieß es, daß der Bau der Staatsbahnen ungeheure Summen verschlinge, weil die Kontraktoren ihre Rechte an andere Personen gegen zwanzig bis vierzig Prozent abträten; und daß die Leitung der Staatseisenbahnen ungenügende Resultate erziele, weil die Mitglieder der Zentralverwaltung, die hohe Saläre beziehen, nicht an der Erhöhung der Eisenbahneinkünfte interessiert seien. Es sei daher vorzuschlagen, daß man die Saläre in zwei Teile teile, nämlich in ein ständiges Einkommen und in ein solches, das mit der Zunahme der Einkünfte der Eisenbahnen wachsen solle. Hier hat der Zar an den Rand geschrieben: „Das scheint mir der Weg zu sein, den man gehen sollte". — Du lieber Himmel! Sagt ein deutsches Sprichwort: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, so muß man es in Rußland dahin berichtigen, daß man dort auch die kleinen Diebe laufen läßt. Wenigstens, wenn es sich um Beamte handelt.

Ein anderes Beispiel aus eigenem Erleben. Vor Jahr und Tag habe ich einmal in Moskau im Hause eines jungen Aristokraten der geheimen Versammlung sogenannter „Revolutionäre" beigewohnt. Der russische Adel war ja von jeher mit einem auffallend hohen Prozentsatz an der „Freiheitsbewegung" beteiligt. Ich hatte mir eine solche Versammlung recht abenteuerlich ausgemalt und war von der Wirklichkeit zunächst sehr ent-

Digitized by Google

täuscht. Im Speisezimmer saßen eine Anzahl von Männern und einige Frauen um einen Tisch. Jeder hatte ein Gesangbuch zur Hand, und friedlich summte der Samovar. Einige jugendliche Träger — auch in der übrigen Welt — sehr bekannter russischer Namen waren anwesend, und mit besonderem Respekt wurde ein alter Bauer behandelt, der aus einer goldenen Tasse trank und einen goldenen Teller vor sich hatte. Wie man mir berichtete, Geschenke des Zaren an die Eltern des Hausherrn. Neben dem alten Bauer saß die junge Frau des Hauses, die ihrer schweren Stunde entgegen sah. Zunächst wurde ein frommes Lied gesungen, und ich kam mir vor wie in einem religiösen Konventikel. Man erklärte mir, daß man mit solchem Gesang das Personal, unter dem sich sicher Spitzel befänden, täuschen wolle. Religiöse Sonderbestrebungen werden in Rußland, wie man ja weiß, auch recht handfest bestraft, aber immerhin nicht so schwer wie geheime politische Versammlungen. Konnte man für alle Fälle die Fiktion eines religiösen Konventikels aufrecht erhalten, so würde die Polizei jedenfalls mit dem jugendlichen Träger eines uralten Namens und seinen Gästen, wenn man erwischt wurde, milder umgehen als sonst. Nach dem Gesang entwickelte sich eine lebhafte, leise geführte Debatte, die ich mir denn doch etwas revolutionärer vorgestellt hatte. Von irgendwelchem „Terrorismus" war überhaupt nicht die Rede. Es wurde debattiert über eine Konstitution und ihre Aussichten, über Agrarreformen und dergleichen. Nicht viel radikaler als bei uns etwa in einer nationalliberalen Parteiversammlung. Ich war sehr enttäuscht, denn dererlei konnte ich in Deutschland bequemer und billiger alle Tage haben. Plötzlich erhob sich die Versammlung, glitt in die Kniee, und nur der alte Bauer blieb aufrecht stehen, faltete die Hände und begann ein Gebet. In einem Augenblick war das geschehen, schneller, als ich es erzählen kann. Es ging wie am Schnürchen. Da wurde auch schon die Türe aufgerissen, und ein Polizeioffizier mit seinen Leuten trat in das Zimmer. Man erhob sich von den Knieen und suchte die Gesangbücher zu verstecken. Die Polizei verteilte sich und besetzte die beiden Türen. Der Offizier trat mit einem Schreiber zum Tisch. Rein mechanisch, fast geräuschlos, wickelte sich das ab. Die Polizei war an ihr Verfahren gewöhnt. Die Versammlung hatte ihre Rolle gut einstudiert. Es klappte sozusagen wie bei der hundertsten Wiederholung der beliebtesten Szene eines Zugstückes auf der Bühne. Für mich teils komisch, teils grausig anzusehen; und zwar grausig gerade deshalb, weil alles so gut „klappte". Der Polizeioffizier inquirierte, ließ sich die Pässe aushändigen, die jedermann in Rußland stets bei sich trägt, wenn er erwarten kann, mit der Polizei in Berührung zu kommen, und nahm ein umfangreiches Protokoll auf.

Digitized by Google

Die Sache lief noch glimpflich ab. Einige der Teilnehmer an der „religiösen Versammlung" wurden in fremde Gouvernements ausgewiesen. Darunter auch der Hausherr und seine junge Frau. Uns tat besonders die junge, zarte Frau leid, die ihrer schweren Stunde entgegenging und in die Fremde mußte.

Als das junge Paar in die Verbannung fuhr, waren wir alle am Bahnhof; und als sich der Zug in Bewegung setzte, wurde wieder ein Kirchenlied angestimmt. Die Polizei wußte natürlich ganz gut, daß sie damit verhöhnt werden sollte, aber sie konnte oder wollte nicht wieder eingreifen. Zwei Tage später war das junge Paar wieder in Moskau. Es hielt sich bei einer befreundeten Familie versteckt. Wie war das möglich? Die Leute kannten die russische Polizei. Sie waren überhaupt nur bis zur nächsten größeren Station gefahren und gar nicht bis zum fernen Ort ihrer Verbannung. Auf der Station hatten sie übernachtet und waren am nächsten Tag einfach wieder nach Moskau zurückgefahren. Die Polizei hatte so viel mit Haussuchungen, Verhaftungen und Schreibereien zu tun, denn der Zar wurde in Moskau erwartet, daß sie sich um „Kleinigkeiten" nicht weiter kümmern konnte. Und wenn das junge Paar in Moskau von der Polizei erwischt wurde? Nun, dann reiste es eben wieder ab in die Verbannung, oder man bestach die Polizei, was in diesem Fall näher lag, da man es dann voraussichtlich nur mit einem einzelnen Beamten zu tun haben würde.... Russisches Geläut!.....

Karl Kraus

Von Ludwig Thoma

Im Heft 20 hat der März einen Artikel über den „Fackelkraus" von Roda Roda gebracht, der als gerechte Würdigung des Wiener Schriftstellers schon darum nicht gelten kann, weil er in polemischer Absicht geschrieben ist. Die kühle Sachlichkeit, mit der scheinbar über österreichische Verhältnisse und über die charakteristische Persönlichkeit geurteilt wird, verbirgt kaum für den Uneingeweihten ihre aggressive Tendenz.

Digitized by Google

Die Wissenden aber verstehen, daß gerade die „lobenden und anerkennenden Worte" Rodas den Herausgeber der Fackel verletzen sollen.

Wenn er seinen Stil „sehr gut" nennt und sagt, daß sie alle in Wien diesen kristallenen Stil haben, dann will er ihn verwunden.

Roda Roda weiß, wie grimmig Karl Kraus den flüssigen, eitlen und mit gedankenlosen Phrasen durchsetzten Feuilletonstil haßt und mit welchem überlegenem Spotte er Sprachreinigung betreibt.

Ob er auch weiß, mit welchem Rechte Kraus stolz ist auf seine zur Askese gesteigerten Strenge, auf seinen peinlich abgewogenen, jeden Gedanken in der prägnantesten Form wiedergebenden Stil, das möchte ich bezweifeln.

Mir hat noch jedes Heft der „Fackel" auserlesenen Genuß geboten und auch da, wo ich dem Inhalte kritisch gegenüber stand, hat mich die Form ergötzt und entwaffnet.

Die gewissenhafte, vielleicht selbstquälerische Arbeit, die sich in einem scheinbar müheloſen, gedankenreichen Spiel mit Worten birgt, hat immer meine Bewunderung erregt und die Tatsache, daß sich in so vielen Artikeln auch nicht ein einziges Mal das Wort für den fehlenden Begriff einstellt, daß sich der Autor niemals gehen läßt, sich keine Erleichterung gönnt, muß wirklich Respekt einflößen.

Sein prachtvoller, „eine Erledigung" betitelter Angriff gegen Harden, in dem ein heißer Zorn niemals die Klarheit der Form verwirrt, kann höchstens mit dem „Timorus" und dem „Fragment von Schwänzen" des Georg Christoph Lichtenberg verglichen werden.

Für mich war dieser Aufsatz wirklich eine Erledigung Hardens, seiner Ansichten, Absichten und seines Stils — wenn man die verworrene Selbstgefälligkeit so heißen darf.

Ich greife diesen Aufsatz aus vielen gleichwertigen heraus, weil ich ihm den größten Dank schulde, denn er hat erlösend auf mich gewirkt.

Digitized by Google

„Für das Wesentliche dieser Männer (Harden's ꝛc.) hat Kraus kein Auge" schreibt Roda Roda; „ihre Ferſen hat er flink erspäht". Und weiter: „Er hat der Wiener Tagespresse nicht nur die Flanken abgelauert, auch die Taktik und das häßliche Geheimnis ihrer Pikrate."

Dieſe Behauptungen ſind von einer grotesken Ungerechtigkeit, wie jeder Leſer empfinden muß, der den unerſchrockenen und geiſtreichen Kampf verfolgt, den Karl Kraus ſeit mehr als einem Jahrzehnt gegen den Journalismus führt.

Einen Kampf, in den ſich nur der Mutigſte wagen durfte und den nur ein glänzendes Talent ſiegreich ausfechten konnte.

Ich habe nicht über die Gründe und die unmittelbare Veranlaſſung zu Roda Rodas Artikel zu urteilen, aber ich lehne mich dagegen auf, daß im März das Bild des kühnen und geiſtvollen Kämpfers Karl Kraus ſo verzeichnet ſtehen bleiben ſoll.

Mancher mag Urſache haben, ihm wegen eines ſcharfen Wortes zu zürnen, aber keine Verſtimmung ſollte dazu führen, ſeine Lauterkeit anzuzweifeln oder mit einem geringſchätzigen Lobe das Werk des Mannes abzutun. Das iſt ſo ungerecht wie töricht.

Zwei Schweſtern

Novelle von Paul Ernſt

Zwei Schweſtern ſprachen miteinander über einen jungen Mann, mit dem ſie befreundet waren. „Nein", ſagte die Aeltere, „er wäre für dich kein Gatte. Er iſt eine heitere, ſorgloſe und kindliche Natur, gibt ſich jedem Impuls hin und muß jemanden haben, der ihn bewahrt vor gefährlichen Folgen ſeines allzuleichten Gemütes —". Die jüngere Schweſter fiel ein: „Und nun meinſt du, daß du ihn zu einem Pantoffelhelden erziehen willſt, zu einem Manne, der ſich in allem nach dir richtet und immer auf deine Weisheit hört —".

Digitized by Google

Die Aeltere lächelte; sie hatte verständige und heitere, große, braune Augen in einem schönen und gesunden bräunlichen Gesicht; sie sagte: „Sehe ich dir aus wie eine künftige Xantippe?“ Die Jüngere errötete; sie gehörte zu jenen Menschen mit weißer Hautfarbe und hellen Augen und Haaren, die so leicht und so tief erröten; sie barg ihr Gesicht an der Brust der Aelteren und lachte. „Du weinst“, fragte mütterlich die Schwester und richtete das reizende Köpfchen in die Höhe; da standen in den Winkeln der geschlossenen Augen ein paar Tränen; plötzlich aber riß sie sich trotzig los, wischte sich mit einem Taschentuch die Tränen ab und lachte wieder; „das war nur Aprilregen“, tröstete die Andere; sie aber stampfte ärgerlich mit dem Füßchen auf dem weichen Teppich und zerrte mit beiden Händen an ihrem Taschentuch. Zuletzt sagte sie: „Er denkt überhaupt an uns beide nicht, wer weiß, welche er liebt“.

Der junge Mann, wir wollen ihn Gustav nennen, dachte allerdings an beide nicht, er machte sich überhaupt nicht viel Gedanken um junge Mädchen. Aber nun fühlte er sich seit einiger Zeit zu Alice hingezogen, so hieß die ältere der beiden Schwestern, er wußte nicht recht, wodurch eigentlich. Durch Zufall kam es, daß er bei Gesellschaften öfters neben ihr saß; das Dinergespräch hatte gleich das erste Mal unvermerkt eine persönliche Wendung genommen und als er das zweite Mal sie wieder führen durfte, da war es ihm, als sei er gar nicht von ihr getrennt gewesen und könne in der Unterhaltung gleich fortfahren, wo er das vorige Mal aufgehört; er dachte sich auch: „Sie ist mein Genre, dieser heitere Typus mit dieser leichten Fröhlichkeit und Unbefangenheit. Es gibt zwei Arten von Männern; die einen brauchen den mehr mütterlichen Typus des Weibes, das Weib, welches führt; die anderen haben den Typus der Geliebten nötig, welche durch Lachen und Plaudern unsere Erdenschwere zu heben weiß; ich kenne mich, ich habe zu viel Schwere in meinem Wesen, ich brauche den zweiten Typus“. Er dachte über diesen Gedanken nach; als er wieder mit ihr zusammensaß, sprach er mit ihr von seiner Unterscheidung der Frauen; sie stimmte ihm bei, er mußte von seiner

Digitized by Google

Jugend erzählen; er fand, daß seine Jugend sehr schwer gewesen war; dann fiel ihm auf, wie merkwürdig leicht er sich mit Alice verständigte, sie ahnte alles, was er sagen wollte, und antwortete auf Fragen, die er nur gedacht.

So ging er das letzte Mal mit beständigen Gedanken an sie nach Hause; am Posten vorbei schritt er durch das Tor, dann über den großen leeren Kasernenhof, der so trostlos hell aussah im Mondschein; als er die Tür zu seinem Flügel öffnete, kam ihm die Kommißluft entgegen; er ging die Treppe hoch, durch den Korridor, wo an den Türen die Visitenkarten der Kameraden angeheftet waren, öffnete seine Tür; der Mond leuchtete in das Zimmer, das ihm sonst immer so behaglich erschienen war; es war plötzlich, als sei es tot; mißmutig zog er den Uniformrock aus und warf ihn auf einen Stuhl; der Bursche hatte ihm den Stiefelknecht zu Händen gestellt; diese Vorsorge ärgerte ihn grundlos, und sein ganzes Leben erschien ihm plötzlich als ganz trostlos und elend.

So kam es denn, daß er sich mit Alice verlobte, und da keinerlei Schwierigkeiten vorlagen, so wurde der Hochzeitstag in einer nicht zu entfernten Zeit angesetzt.

Die jüngere Schwester, welcher wir den Namen Marie geben wollen, hatte sich in diesen Wochen an einen Verehrer näher angeschlossen, einen jungen Gelehrten, welcher schon lange eine stille und treue Neigung zu haben schien, aber nicht recht seine Gefühle äußern mochte, da er wohl spürte, daß der hübsche, heitere und glänzende junge Offizier ihm im Wege stand. Als man die Verlobung Alices veröffentlichte, da wurde zugleich auch Maries Verlobung bekannt gemacht, und auch ihre Hochzeit wurde auf denselben Tag mit Alices Hochzeit festgesetzt.

Nun lebten die beiden Schwestern glücklich und zufrieden, eine jede mit ihrem Gatten, in ihrem Haushalt; fast gleichzeitig kam in jeder Familie ein Kind an, und zwar waren es zur größten Freude Aller zwei Knaben. Die Mütter besuchten sich, hielten ihre Kinder neben einander und verglichen sie; sie nährten selber,

Digitized by Google

mit glücklichem Stolz schaute jede der Schwestern auf das Kind an ihrer Brust, welches ruhig und still saugte, gerührt und glücklich sahen sie einander in die Augen. Marie reichte der Schwester die Hand, und ihnen beiden kamen die Tränen der Freude. So nahmen die Knaben denn zu, das Rückgrat stärkte sich und sie konnten sitzen; nun bekamen sie bald andere Nahrung bereitet; oft saßen die Schwestern an einem Tisch, jede ein Schälchen vor sich, ein Löffelchen in der Hand, das Kind auf dem Schoß, ihm mit der Linken die Händchen festhaltend, damit es nicht in das Schälchen patschte; dann machten sie die ersten Schritte, vorsichtig, mißtrauisch und ängstlich, sich am Finger der Mutter festhaltend und so ging nun alles mit ihnen weiter.

An einem Tage aber kam Marie zu ihrer Schwester gefahren, allein, ohne das Kind. Mit blassem, entschlossenem Gesicht setzte sie sich in ihren Stuhl, in aufrechter Haltung, den Hut auf dem Kopf.

„Ich komme in einer Gewissensangelegenheit", sagte sie.

„Was ist mit Gustav?" fragte Alice erschreckt.

„Du machst ihn unglücklich", rief Marie ihr entgegen.

Alice senkte das Haupt, damit die Schwester ihren Gesichtsausdruck nicht sehen könne, und schwieg. Marie fuhr fort und beklagte sich bitter über sie: die Frau müsse den Mann verstehen, zu dem Zweck müsse sie selber eine Persönlichkeit sein; aber Alice sei nur ein Spielzeug, sie könne ihren Gatten nicht höher führen; ein Mann spüre es genau, wenn die Frau einen Mangel im Menschlichen habe, aber er spüre es erst, wenn der Rausch vorüber sei; dieser Rausch sei das große Unglück des Mannes; die Frauen seien viel klarer in ihrem Urteil wie die Männer, denn über sie habe der Rausch keine Gewalt; aber sie seien zu unerfahren; und erst jetzt, wo sie das Leben kenne, sehe sie, Marie, deutlich, wo in ihrer und ihrer Schwester Ehe die Ursache des Unglücks liege. Und als sie das gesagt hatte, zog sie ihr feines Spitzentaschentuch vor und begann heftig zu weinen.

Digitized by Google

Alice sah sie mit ernstem Gesicht an und erwiderte, ein jeder Mensch müsse eben die Last tragen, welche das Schicksal ihm aufgelegt. Dann fragte sie, wie die Schwester ihren Gatten gefunden habe in der letzten Zeit, ob er vielleicht bedrückt sei. Marie antwortete, sie sei noch gestern Abend mit ihm zusammen gewesen in einer Gesellschaft; Alice hatte wegen eines leichten Unwohlseins das Zimmer hüten müssen, Gustav aber hatte nicht für sich absagen mögen, da die Wirte durch ihre vortrefflichen Diners berühmt waren; und nun hatte er mit seiner Schwägerin stundenlang allein im Wintergarten gesessen; Marie wurde über und über rot, als sie das erzählte, ärgerte sich und sagte: „Dieses Erröten ohne jeden Grund muß ich mir doch endlich abgewöhnen". Dann nahm sie Abschied, küßte die Schwester auf die Stirn und sagte: „Du hast ja keine Schuld, man weiß eben nicht, wie man zu den Männern sein soll."

Man behauptet, daß auf Universitäten viele Intriguen vorkommen, und daß ein Professor mindestens so geschickt wie ein Schauspieler seine Kollegen behandeln müsse. Da die Gelehrten von Natur gewöhnlich keine besonderen diplomatischen Gaben zu besitzen pflegen, so ergibt sich, daß in dieser Politik der Universitäten die Frauen sehr wichtig sind.

Maries Gatte hatte sich angewöhnt, solche Dinge, welche politischen Scharfsinn erforderten, mit seiner schönen Schwägerin Alice zu besprechen. So besuchte er sie denn auch jetzt wieder, saß an ihrem Teetisch, blickte gespannt durch seine Brillengläser, indessen sie ihm den Tee eingoß, und erzählte ihr ein Vorkommnis, wegen dessen er ihren weiblichen Rat einholen wollte. „Mich wundert, Alice", sagte er erstaunt, „wie Sie so apodiktisch behaupten können, daß ein Weib dahinter steckt. Ich sehe, offen gestanden, kein einziges Indicium." Sie antwortete ihm: „Weil es so klug eingefädelt ist". Er lachte und sagte: „Und diese Klugheit sprechen Sie dem Manne ab?" Sie sah ihn mit einem merkwürdigen Blick an, der ihn betroffen machte, dann sagte sie: „Wenn eine Frau

Digitized by Google

kämpft, dann handelt es sich für sie immer um alles, das sie hat. Der Mann ist reicher, er verteidigt das einzelne Gut nicht so."

Die jungen Ehepaare pflegten einen Abend in der Woche zusammen zu verbringen, und zwar abwechselnd in dem einen und dem anderen Hause. So war denn Alice mit ihrem Gatten bei ihrer Schwester; man hatte in dem freundlichen kleinen Eßzimmer zu Abend gegessen; und nun war man in das Arbeitszimmer des Hausherrn gegangen, einen großen Raum, der durch Bücherschränke, welche man quer in das Zimmer gestellt, mehrfach geteilt war in behagliche kleine Abteilungen. In der einen Abteilung saß Marie mit Gustav, in der anderen Alice mit dem Gelehrten.

Alice saß zurückgelehnt in ihren Stuhl, hinter ihr standen ruhig die Reihen der bräunlichen vergoldeten Bücherrücken. Mit einer anmutigen Bewegung ihrer festen und runden Hand strich sie an ihrem dunkelbraunen Haar entlang, in welchem einzelne feine Pünktchen durch das elektrische Licht aufblitzten. Es war zwischen den beiden wie ein Strom.

Die beiden Andern nebenan sprachen viel und leidenschaftlich miteinander; in einer Pause ihres Gesprächs hörten sie Alice sprechen; nicht jedes Wort verstanden sie, aber sie verstanden:

„Es ist eine Selbsttäuschung, wenn wir uns danach sehnen, verstanden zu werden. Es ist ja gar nichts zu verstehen an uns, als daß naturgemäß jeder Mensch sich selber als das wichtigste Wesen erscheint, das es gibt. Ich habe ja früher auch wohl solche Gedanken gehabt; aber mein Gatte hat mir über sie fortgeholfen. Von ihm habe ich gelernt, daß wir einfach unser bißchen Pflicht erfüllen sollen, dann erscheinen wir uns nicht mehr so wichtig."

Der Gelehrte sprach etwas, das man nicht verstand. Dann aber hörte man wieder Alicens glockenklare Stimme: „Sie haben recht, er hat es nicht leicht bei seiner Veranlagung; er ist auf keine Weise zu beeinflussen, er hört auf niemanden".

Gustav sah auf seine Uhr und sprach zu Marie, in einem ganz anderen Ton, wie er vorhin gesprochen: „Es wird Zeit zum Aufbruch".

Digitized by Google

Abschreckendes Urteil

Ein junger Mann, der Arbeiter Rudolf Linke, der im Herbst zum Militär soll, sitzt abends in einer Kneipe, in der Sozialdemokraten verkehren, sitzt und trinkt. Es ist gerade jene rote Woche, in der die Sozialdemokraten mit doppeltem Eifer das zu gewinnen suchen, was die Untalente ihrer Redakteure wieder schnell verscheuchen: Abonnenten. In diese Agitation hat sich eben Herr v. Jagow eingemengt, der die Plakatierung der Roten Woche untersagt. Da sitzen nun Organisierte und Mitläufer gemütlich beisammen; denn das Bier ist stärker als das Parteistatut. Hier residiert ja auch ein gar nicht revolutionärer Skatklub! Der plant ein Fest und der junge Linke soll dafür mit roter Farbe ein Plakat malen. Im Extrazimmer berät die sozialdemokratische Zahlstelle, vor der Glaswand malt Rudolf Linke seine Einladung zum großen Skatfest. Die Zahlstelle, wie der Skatklub müssen von Zeit zu Zeit durch helles Bier aufgefrischt werden ....

Spät am Abend sieht einer den roten Topf, mit dem die Einladung gemalt wurde, bemerkt einen Rest Farbe und hat den geschmacklosen Einfall, vorzuschlagen, daß man mit diesem Rest von roter Schmiere das nahe Kaiser Friedrich-Denkmal mit der wichtigen (von Jagow verbotenen) Inschrift „Rote Woche" versehen solle. Eine barbarische Idee, für die mildernd bloß die barbarischen Annoncierungs- und Inserierungs-Manien des Zeitalters, das willkürliche Verbot des Polizeipräsidenten und schließlich die reichlich genossenen Biermengen anzuführen sind. Da stehen die drei Leute in nächtlicher Stille auf dem Luisenplatz beim Kaiser Friedrich-Denkmal. Linke malt in großen Buchstaben die „Rote Woche" auf den Sockel, der Schlosser Göpfert hält den Topf, der Maschinist Ruhls paßt auf, damit sie nicht gestört werden und der Gastwirt Rau .... Ja, Rau muß auch dabei gewesen sein, denn er bekam wegen Beihilfe ein Jahr Gefängnis! Die drei anderen aber erhielten je einundeinhalbes Jahr Gefängnis. Dieses Urteil fällte die fünfte Strafkammer des Landgerichtes III zu Berlin.

In den Berichten der Reporter heißt es: „Als die Frauen der Angeklagten die Anträge des Staatsanwalts vernahmen, brachen sie in gellende Rufe des Entsetzens aus."

Am nächsten Tag gab es in keiner bürgerlichen Berliner Zeitung auch nur zehn Zeilen der Kritik über dieses Urteil!

Die Richter qualifizierten den Bubenstreich nach § 304 des St.-G.-B., der die vorsätzliche Beschädigung oder Zerstörung von Gotteshäusern, Denkmälern und Musealgegenständen mit Gefängnisstrafen bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafen bis zu 1500 Mark bedenkt.

Es wäre in der Hand des Vorsitzenden und seiner Kollegen gewesen, dem 21jährigen Linke ein paar Monate, ja auch nur eine Geldstrafe aufzubürden. Nun, sie haben ihrem Urteil eine Begründung beigegeben und darin haben sie erläutert, warum sie die gellenden Schreckensrufe der Zuhörer hervorgerufen haben. Nach den Zeitungsberichten sagte die Begründung:

Erstens: „Es sei eine Rohheit, Denkmäler zu beschädigen." Dazu ist zu bemerken, daß das Denkmal gar nicht mehr beschädigt ist. Man hat es sogleich mit Bleichmitteln abgewaschen und seither thront Kaiser Friedrich wieder auf unbemaltem Sockel. Es

Digitized by Google

ist durchaus fraglich, ob eine vorübergehende Bemalung als „vorsätzliche Beschädigung“ anzusehen ist. Doch das läßt sich behaupten. Aber ist für einen solchen Grenzfall so harte Strafe gebührend?

Zweitens: „Als bodenlose Frechheit sei es anzusehen, daß sich die Angeklagten ein Kaiserdenkmal aussuchten.“ Dazu ist vor allem zu bemerken: Richter sollen nicht schimpfen! Das zerstört die Illusion (der Naiven). Englische Richter, die sich auf die Inszenierung ihrer Würde verstehen, gebrauchen nie ein beschimpfendes Wort gegen den Angeklagten. Ferner: Wozu das Pathos? Die falsche Auswahl des Objekts ist ja eben das Merkmal des Bubenstreiches.

Drittens: „Die Tat sei kein Dummerjungenstreich, sondern stamme aus wohlerwogenem Parteifanatismus.“ Die Richter hätten nicht nur nationale Blätter, sondern auch den „Vorwärts“ lesen sollen. Dem war der grobe Unfug dieser Inschriftenschmierer eine Quelle der Verlegenheit! Sogar der alte Kniff, die Tat Spitzeln zuzuschreiben, wurde dort angewandt. Parteifanatismus hätte dem Dummkopf den Farbentopf schnell aus der Hand geschlagen. Im besonderen, weil Friedrich (als Gegenstück) von den Parteifanatikern sehr freundlich angesehen wird.

Viertens: „Die Tat ist weniger ehrlos“ als frech, also kein Ehrverlust.“ Die Tat ist nicht „weniger ehrlos“, sie ist überhaupt nicht „ehrlos!“ Richter, in gewissem Sinn, in unseren ideologischen Vorstellungen immer auch als Ethiker geträumt, sollten das feinste Gefühl für die Ehre derer haben, denen sie sie zu- und absprechen können. Wer ein Denkmal mit roten Buchstaben beschmiert, ist kein großes Geisteskind, kein Politiker, kein reifer Mann. Aber über die Ehre eines Menschen sagt dies gar nichts! Jedenfalls viel weniger als wenn in Bonn bezechte Studenten in die Bude eines Kollegen eindringen und alles kurz und klein schlagen, Sachbeschädigungen übrigens, die von weniger entrüsteten Richtern weniger hart bestraft werden.

Fünftens heißt es am Ende dieser aufschlußgebenden Begründung: „Das Gericht habe die Pflicht, abschreckend zu wirken.“ Man könnte fragen: Wissen diese Richter was es heißt, unbescholtene Leute wegen eines geschmacklosen Unfugs, der leicht zu korrigieren war, einundeinhalbes Jahr ins Gefängnis zu stecken, vierhundertfünfzig Tage und Nächte in der Zelle? Dürfen Richter noch vom Nutzen der Abschreckungstheorie erzählen? Am Ende gibt es verbohrte Gemüter, die durch solche Urteile nicht abgeschreckt, sondern aufgereizt werden? Was soll dann mit denen geschehen? Prügelstrafe, Sibirien, Räderung? Immer hat die am wenigsten psychologische Justiz sich mit den Abschreckungstheorien umkleidet.

Zu diesem Urteil hat sich keine bürgerliche Zeitung in Berlin geäußert! Nur die Reporter: „gellende Schreie im Auditorium.“

Joachim Rheinhaben

„Bitteres Brot“

Der konservative Sprecher Graf Westarp, der bei allem Fleiß kein sehr erfindungsreicher Kopf ist, hat ein Wort geprägt, das man gerne aufbewahrt. Er sprach auf einem mecklenburgischen Parteitag von dem „bitteren Brot der Minderheit.“ Er beklagt insonderheit, daß die Konservativen des

Digitized by Google

Reichstags mit diesem Nahrungsmittel sich abfinden müssen.

Eine Elegie des verstimmten Gaumens: es ist hart, nicht mehr mit Ellbogenfreiheit am vollbesetzten Tisch des Staates zu sitzen und die Portionen zuzuteilen, sondern auch einmal das zu essen, „was übrig bleibt."

So schlimm ist es nun gerade nicht, wie der Graf in trauriger Wehmut erzählt, denn die Regierung hat sich an die neue Tischordnung noch nicht gewöhnt und hält dem alten Freund die Treue. Aber immerhin: die Konservativen müssen sich darein finden, daß es im Reich in wichtigen Dingen auch ohne sie geht, so schmerzlich es für sie ist, zu sehen, daß es ohne sie geht. Im preußischen Landtag dürfen sie sich einstweilen noch dafür schadlos halten.

Wünscht der Herr Graf Mitleid? Hat er Verdauungsbeschwerden? Leidet seine Konstitution? Solche Kuren sparsamer Diät sollen für starke Esser sehr bekömmlich sein.

Man dankt ihm für seine Ehrlichkeit. Ja es ist hart, in Minderheiten Politik zu betreiben, bitter für die, die das nicht gewohnt, bitterer für diejenigen, hinter denen mundtot gemachte Mehrheiten stehen.

Herr Graf, man möchte wünschen, daß Ihre weise Einsicht, die in ihrer Resignation den Hauch philosophischer Gültigkeit trägt, über den eigenen Gaumen, über den eigenen Magen hinausreiche. Dann werden sie begreifen, wie Ihre Parlamentspraxis im preußischen Landtag den dortigen Minderheiten schmeckt, denen sie ja am liebsten das bißchen Brot aus den Fingern schlagen.

Möchten sie nicht umsonst dies Brot mit Tränen gekaut haben.

Fridolin

Der Kaufmannsjurist

Der Generalversammlungsbesucher kennt den langbärtigen Mann am Verwaltungstisch, der alle Bedenken mit glatter Rede beseitigt, der mit dem Oel seiner konzilianten Stimme Oppositionswogen beruhigt, der immer eine Antragsmöglichkeit oder einen Grund zur Antragsabweisung findet, der die Kollegen im Oppositionslager liebenswürdig übertrumpft, der die Genehmigungen auch gegen noch so wilde Proteste durchsetzt und Vorstand und Aufsichtsrat gegen Regresse bewahrt. Es ist Maximilian Kempner, die jetzt 60jährige Ariadne des Aktienwesens. Keiner findet wie er aus Verschlungenheiten heraus, keiner hat alle paragraphierten und nicht paragraphierten Möglichkeiten so an der Hand wie er. Er ist noch sanierungsbefähigter als Fürstenberg, ein tüchtiger Verbandsorganisator, ein geschickter Vermittler, ein Aufsichtsratsuniversalist, der trotz der Vielsitzigkeit die Uebersicht nicht verliert. Ein kleines Heer von Berliner Anwälten strebt ihm nach, seine Tantièmen, seine Provisionen locken. Aber sie erreichen ihn nicht, es fehlt ihnen das Angeborene, die richtige Mischung von juristischem Formtalent und kaufmännischem Blick. Kempner ist eine Eigenart und diese Eigenart hat ihn über die Beiratsstellung hinausgebracht, hat ihn auf manchem Platze zum Beherrscher gemacht. Die anderen sind fast alle Assistenten, er leitet. Man kann ihn gar nicht entbehren, er ist oft schon letzte Hilfe gewesen, ob er nun einen Hypothekenaugiasstall reinigen oder die amerikanischen Kaliwidersacher beschwichtigen sollte. Aber er ist dennoch nur ein kleiner Förderer, er ist nicht viel mehr als ein Taktiker auf Vorhandenem, allerdings ein Taktiker höheren Grades. Er ist verwaltungsein-

Digitized by Google

seitig, fast immer kapitalsinteressiert. Das trübt ihm den Blick für die aktienrechtlichen und aktienwirtschaftlichen Notwendigkeiten, für die Reformbedürftigkeit. Letzten Endes hilft er lediglich der bestehenden Uebermacht. Dadurch aber werden wohl Augenblicksschwierigkeiten des Kapitals gemildert oder beseitigt, aber die Durchführbarkeit dringender Neuerungswünsche wird nicht ermöglicht. Es gibt Verteidiger dieser Einseitigkeit, Leute, die dem Reformsehnsüchtigen Demagogeninteressen nachsagen. Diese Leute bedenken nicht, daß Minoritätssicherungen, Wiedererweckung der Generalversammlung zu einem demokratischen Institut, Verbesserung der Publizität, dem ganzen Wirtschaftskörper und damit auch wohl dem Kapital selbst zugute kommen. Der Jurist kann an der Kapitalsverwaltung eine hohe Mission erfüllen. Er kann die Gerechtigkeit und damit die Solidität hineinbringen. Er muß dann den Nurjuristen zur Hälfte wenigstens eliminieren und darf den Wegfall nicht kaufmannsegoistisch ersetzen. Er darf nicht den Klientenbeschützer spielen, er darf sich nicht wie vor dem Kadi gerieren. Sonst entwertet er sein Juristentum, er sinkt im Wirtschaftsleben zu einem Typ sekundären Wertes herunter. Allerdings gehört dazu mehr als die Absolvierung des üblichen Studienganges und einer Anwaltspraxis. Dazu gehören Vertiefungen in das Wirtschaftsleben, dazu gehören offene Augen und dazu gehört ein problematischer Sinn. Das Gehetze nach Aufsichtsratsstellen auf direktem Wege oder auf dem Umwege über die Opposition macht den Juristen zum Diener des Kapitals. Nichts aber ist wertungsgefährlicher als eine solche Stellung. Der Kapitalist mißachtet den Menschen, den er nur bezahlt. Er achtet den Menschen, in dessen Schuld er sich fühlt. Noch hat der Jurist die Möglichkeit, die schon verschobene Position zu korrigieren.

Das ist der Jurist, der Kaufmann werden und Jurist bleiben will. Anders der Jurist, dem eine rein rechtliche Aufgabe obliegt.

Auf dem preußischen Richtertag in Bielefeld hat der Landgerichtsdirektor Freytag aus Torgau für Einführung kaufmännischer Geschäftsmethoden in den Betrieb der Justizbehörden plädiert. Der Gerichtsschreiber soll den Richter entlasten, der Richter soll mit Schreibmaschine, Sprechmaschine, Kurzschrift, Telephon 2c. arbeiten. Mit dem „kaufmännischen Geiste" dürfe er jedoch sich nicht durchtränken. Mit diesem „kaufmännischen Geiste" wird bei uns ein unerhörter Unfug getrieben. Richterlicher und kaufmännischer Geist sind nicht zu identifizieren. Das eine ist die Objektivität, das Darüberstehen, der Nichtvorteil, das andere ist materieller Egoismus, heftiges Streben nach dem Gewinn. Wer den Richter zum Kaufmann machen will, hat nie das Wesen richterlicher Tätigkeit begriffen. Anders jedoch ist es mit den Aeußerlichkeiten, den Methoden, die den Geschäftsgang beeinflussen. Sie allerdings sind übertragbar. Es ist kaum glaublich, daß eine Riesenorganisation wie die Justizverwaltung sich mit sporadischen Schreibmaschinen, wenigen Telephonen begnügt, daß sie ohne Sprechapparate und Stenographie arbeitet. Hier sind allerdings keine grundsätzlichen Unterschiede. Der kaufmännische Großbetrieb ist heute beamtenmäßig organisiert, wie der behördliche Betrieb. Nur arbeitet er schneller, da er alle Technika sich zu Nutze macht. Die Strebungen und

Digitized by Google

die Ideale sind verschieden, aber die Mittel können dieselben sein. Das Recht litte gewiß nicht darunter, im Gegenteil. Verlangsamungen, Schwerfälligkeiten, Widersprüche mit dem Leben sind die Kennzeichen der heutigen Prozeßführung. Manch Existenzzusammenbruch ist auf diese Mängel zurückzuführen. Der Großkapitalist nutzt sie aus, er ist so imstande, den zahlschwachen Prozeßgegner zum Schweigen zu bringen. Viele Prozesse bleiben ungeführt, weil man die Langwierigkeit fürchtet. Das sind keine Rechtlichkeitserwägungen mehr, das sind Machterwägungen. Die Justiz muß nicht zopfig sein, sie kann so modern sein wie ein Industrieritter und wird doch ihr Wesen bewahren.

Dr. Alfons Goldschmidt

Die Briefe Mozarts

Der Schurig'schen Mozartbiographie, welche kürzlich hier angezeigt war, folgt nun auf dem Fuß eine zweite noch wichtigere Mozartpublikation: die Briefe Mozarts und seiner Familie samt einer Mozart-Ikonographie, in fünf Bänden, besorgt von dem Bonner Historiker L. Schiedermair. Das große Werk, das soeben fertig wurde, ist bei Georg Müller in München erschienen.

Je mehr man Mozart liebt, je mehr man sich mit ihm beschäftigt, desto rätselhafter wird seine Persönlichkeit. Es gibt Bilder des etwa Elfjährigen, die einen frühreifen, fertigen, unheimlich abgeschlossenen und in sich versunkenen Menschen zeigen, und es gibt Bilder und Briefe des viel Aelteren, aus denen ein Kind uns ansieht. Wer Mozarts Leben an Hand der bekannten Biographien verfolgt, dem gleitet fast überall gerade da, wo man neugierig ist und Aufschlüsse erwartet, das Bild des Unbegreiflichen wieder ins Gestaltlose zurück; oft scheint es, als habe Mozart mit einer verzehrenden Intensität gelebt, geliebt und gelitten, dann wieder gewinnt man den Eindruck, er habe überhaupt nicht gelebt, es sei jeder Reiz und Ruf der Wirklichkeit in diesem seligen Geist ohne Umwege sofort zu Musik geworden. Und je schwerer man es findet, irgend ein Urteil über Mozarts Menschentum, über seinen Charakter, seine Reizbarkeit, seine Liebefähigkeit, sein mutmaßliches Leiden auszusprechen, desto persönlicher, umrissener, eindeutiger scheint dem langsam Eindringenden die Musik des Meisters von seiner Seele zu erzählen. Damit ist der Zauberkreis wieder geschlossen und wir beginnen aufs Neue, diesen geliebtesten Meister mit dankbarer Liebe und heilig-ehrfürchtiger Neugierde zu studieren.

Auf dem dunklen Wege zu Mozarts eigentlicher, innerer Biographie gibt es außer seiner Musik, die am Ende vielleicht doch allein Recht behält, keinen treueren Führer als seine Briefe und die seines Vaters. Das Vorhandensein einer älteren, recht sorglos gemachten und lückenvollen Ausgabe sowie die Reserve, in der sich das Salzburger Mozarteum durch Jahrzehnte hielt, haben eine neue, kritische, vollständige Ausgabe dieser überaus wichtigen Dokumente bis heute verzögert. Jetzt ist sie da und macht in jeder Hinsicht den Eindruck einer soliden, treuen Arbeit. Zwei Bände umfassen Mozarts Briefe, in einer bisher nicht gekannten, kaum geahnten Vollzähligkeit, zwei weitere Bände enthalten die Briefe des Vaters (vollständig) und eine Auswahl aus den Briefen der Mutter, der Schwester,

Digitized by Google

der Frau und einiger anderer Angehöriger, aus der Zeit zwischen Mozarts Geburts- und Todesjahr. Der fünfte Band enthält ausschließlich die Bildnisse, darunter fünfunddreißig Porträts des Meisters, nebst vielen Faksimiles nach Handschriften und Zeichnungen. Dieser Luxus der Reichhaltigkeit, ja Vollständigkeit, wie wir ihn sonst beinahe nur in der Goetheforschung kennen, hat etwas Beglückendes, und es wird vielen Mozartverehrern nun zu einem nachdenklichen Studium werden, dem vielstimmigen Rauschen dieser Quellen deutend nachzugehen. Gewiß wiegen alle diese fünf Bände nicht die Figaro-Ouvertüre, nicht die Cherubin-Arie, nicht zehn Takte des Requiem auf; aber sie geben uns neue, lockende Möglichkeiten zur Erforschung dieses merkwürdigen und einzigen Geistes, den wir niemals ganz verstehen werden und den zu lieben uns so natürlich ist wie die Liebe zum Licht und zum Frühling.

Hermann Hesse

Courteline

Die Uebersetzung einiger Komödien, die Siegfried Trebitsch aus dem Gesamtwerke Courtelines herausgegriffen hat,*) veranlaßt uns, wieder einmal über den so gar nicht pariserischen und so durchaus gallischen Franzosen nachzudenken, seine Haupttypen wie Boubouroche, Trielle und La Brigue als alte, liebe Bekannte zu grüßen und sein Gesamtschaffen im Ganzen zu werten.

Um eine vorläufige Uebersicht zu gewinnen, sei Courtelines Werk eingeteilt in die vorwiegend sozialen Werke, in denen er sich mit seinen Erlebnissen im Gymnasium, unter dem er litt, auseinandersetzt, ferner mit dem Kasernenleben, unter dem er kurz aber gründlich litt, endlich mit dem Bureauleben, das er sich leicht gemacht hat, und diesen allen seien die mehr psychologischen Werke gegenübergestellt, wo die Charaktere gegen die Situation nicht gar so ins Hintertreffen kommen, und wo Courteline literarische Qualitäten zeigt, die man ihm nicht absprechen sollte.

Der Kenner genießt diese Werke in ihrer ursprünglichen Roman- oder Novellenform, die bekanntlich dann für die Kleinbühnen ausgeschlachtet worden ist, und er stellt sich, etwa aus der 24 Bändchen starken, von Steinlen illustrierten 30 Centimes-Ausgabe, oder aus einer der anderen populären, aus der sozialen Reihe am handlichsten nach rechts: Boubouroche, Messieurs les Ronds-de-Cuirs (Bureaukraten), Les Gaîtés de l'Escadron (Die Freuden der Schwadron), und Le Train de 8 h 47, während er sich, nicht allzufern einer Renard'schen- und Mirbeauschen Frauenpsychologie, links bereit stellt: Les Femmes d'Amis und Ah! Jeunesse. Der Theaterfreund hingegen hält vielleicht neben der Bühnenversion von Boubouroche La Paix chez soi und L'Article 330 für besonders wichtig, wenn er nicht, sehr literarisch, das Pastiche auf Molière: La Conversion d'Alceste oder, mehr dionysisch, irgend eine Kleinigkeit wie Das Anrecht auf Neujahrsgeschenke (Le Droit aux Etrennes) oder Die Angst vor Schlägen (La Peur des Coups) fröhlich überschätzt. Hat der Leser aber so ein Dutzend Einakter und Skizzen gelesen, dann kann er das Gesamtschaffen Courtelines schon ahnen und wird sich fragen, ob man ihm nicht psychologisch von irgend

*) Courteline: Alltagskomödien. Bei Georg Müller in München.

Digitized by Google

einer Seite näher kommen kann. Courtelines Empfindlichkeit mag für sein Schaffen entscheidend geworden sein, ob er sie nun in der Skepsis seiner Ehemänner oder im Pessimismus seiner Selbstbetrachtungen durchblicken läßt oder sie in die grandiose Tragik des genialen Verfolgungswahnes eines seiner Bureaukissendrücker hineinsteigert....

Es fehlt hier an Raum, die Beziehungen zwischen Courtelines Leben und seinem Schaffen, seinen Typen gründlich zu erörtern; begnügen wir uns damit, einige Worte zu übersetzen, die in dem genannten Sankt-Bürokratiusbuche ein gewisser Lahrier sich sagen lassen muß, und die mancher militärische und bürokratische Vorgesetzte so oder ähnlich zu dem guten Georges Moineau (das ist sein bürgerlicher Name) gesagt haben mag:

„Sie stellen sich definitiv auf den Standpunkt, keinen Fuß mehr hier herein zu setzen. Jetzt haben Sie also heute Ihren Schwager verloren, wie Sie bereits vor acht Tagen Ihre Tante verloren haben, wie Sie Ihren Onkel vorigen Monat verloren haben, Ihren Vater zu Trinitatis, Ihre Mutter zu Ostern —: und diese alle natürlich ohne Rücksicht auf die Vettern, Basen und anderen entfernten Anverwandten, die — — mindestens einen pro Woche — zu beerdigen Sie nicht aufgehört haben.... So eine Schlächterei, ja Herrgott! so ein Massenmord! Gibt's überhaupt wieder so eine Familie?!.... Bedenken Sie, da rede ich noch nicht einmal von dem Schwesterchen, das zweimal jährlich heiratet, noch von der älteren Schwester, die alle drei Monate niederkommt! .... Nein, mein Herr, jetzt reicht es zu!"

Werner Klette

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30.

Digitized by Google

Die kaiserliche Republik China

Von Dr. iur. Rennert (Shanghai)

Ein Riesenwerk hat Yüan-Shih-kai vollendet. Nach unschätzbaren Schwierigkeiten ist dem Reiche eine Verfassung zurückgegeben worden, die eine Macht repräsentiert und eine Ordnung sucht. In wunderlicher Wiederkehr jener Autokratie, gegen die sich die erste Revolution einst gewandt. Und in den Formen jener Republik, die dem ersten Cäsar Roms beliebte. Der Imperator Präsident Yüan-Shih-kai hat jede Macht in seiner Hand, um sich das Ministerium, das zur Verwaltungsbehörde umgewandelt, hinter sich den Konvent der alten Männer, die nichts sagen, das Parlament verjagt ins Ungewisse. Ein Riesenwerk und dennoch nur ein Anfang.

Nicht zuletzt in Peking weiß man das. Obschon Yüan-Shih-kai heute der Diktator Chinas ist, der Reformator muß er erst werden. Wenn die Staatsmaschine in Gang bleiben will, muß die Steuermaschinerie in Ordnung sein. Wenn die Steuermaschinerie funktionieren soll, muß das Reich zur Ruhe kommen. Handel und Wandel stockt. Seit der Revolution sind allein die Einnahmen aus der Salzsteuer um 50 Millionen Dollars gesunken. Das sind unerfreuliche Zeichen. Die reichen Provinzen Szetchuen und Chensi sind in Aufruhr.

Die Chancen der Regierung sind nicht ungünstig, aber ihre Operationen kosten Zeit und Geld, die rar sind. Die ungeheure Schuldenlast drückt die kaiserliche Republik Yüan-Shih-kais nieder.

Das hat in diesen Jahren, wo eine starke Konsolidation not tat, zu einer seltsamen wirtschaftlichen Zersetzung geführt. Der Einfluß des Auslands stieg auf Kosten des jungen Reiches. In Peking wurden — oft über Kopf und Hals — die wertvollsten

Digitized by Google

Konzessionen bewilligt, wenn sie nur Geld in Aussicht stellten. Die gewaltigen Eisenerzwerke von Han-Yeh-Ping wurden an Japan verschachert. Die Standard-Oil-Company sicherte sich die ergiebigen Petroleumfelder Chilis und Chensis. In Yünnan, der reichsten Provinz, machten sich die Franzosen breit. Die fremden Konzessionen von Hankau, dem großen industriellen Zentrum des neuen Chinas, wurden erweitert. Hafen und Wegebauten wurden den sich aufdrängenden französischen und belgischen Kapitalisten fast verschenkt. Es war eine allgemeine Aufteilung, in der fast alle auf ihre Kosten kamen, nur nicht das eigene Land. Der Clou aber blieb die gewaltigen Eisenbahnkonzessionen, die, nachdem schon die Jahre 1912 und 1913 10 000 Meilen neu festgelegt hatten, niemals mehr erreicht werden dürften. Die wirtschaftliche Abhängigkeit, in die die Regierung damit gedrängt, wird sich einst stärker fühlen machen, als sie gewollt. Man opferte der politischen Existenz die wirtschaftliche Zukunft.

Der chinesische Finanzagent in London, Chin-Hen-tao, gestand, daß die letzten von der Fünfmächtegruppe vorgeschossenen 500 Millionen Mark im Augenblick ausgegeben, und zwar zum größten Teil, um die Rückstände der fremden Anleihen bezahlen und die Kosten der beiden Revolutionsjahre bestreiten zu können. Die Staatskasse aber blieb leer. Dabei war der Auslandskredit auf das Aeußerste angespannt. Er betrug Ende 1913 rund 4 550 000 Mark unberechnet der neuen Millionen, die mit den letzten großen Konzessionsvergebungen eröffnet waren. Yüan-Shih-kai hat mit Ersparnissen angefangen, eine heilsame Taktik, wenn sie richtig angefangen. Aber so wie man es in Peking jetzt versucht, kann es ein gefährliches Experiment werden. Man strich zunächst die Beamtengehälter zusammen, obschon es sich mit unzufriedenen Beamten schwer regieren läßt. Man vereinfachte die Verwaltungsmaschinerie, was bei der ungeheuren Ausdehnung des Landes nicht gleich vom Vorteil sein brauchte. Man setzte — auf dem Papier — das Budget für Heer und Flotte (?) auf die Hälfte herab, womit die eigenen Machtmittel stark be-

Digitized by Google

schnitten wurden. Es war ein Sparsystem, das, wenn auch gut gemeint, an die Wurzel des Uebels nie herangekommen wäre.

Yüan steht heute vor seiner schwierigsten Aufgabe. Alle Leistung war umsonst getan, wenn nicht die Ordnung der zerrütteten Finanzen gelang: eine Vernichtung der Korruption, eine Regulierung des Steuerwesens, eine Aenderung des jämmerlichen Währungssystems, die Gründung einer Bankzentrale und damit die Kontrolle des Geldmarktes. Der Engländer Morse hat berechnet, daß von den tatsächlich erhobenen Steuern und Abgaben überhaupt nur ein Drittel nach Peking gelangen. Sir Robert Hart glaubte allein aus den Salzabgaben 400 Millionen Täls holen zu können, während diese 1910 mit 48 Millionen zu Buche standen und 1913 gar den Tiefstand von 20 Millionen erreichten. Nach den Revolutionsjahren mußte die neue Regierung zur Verhütung eines allgemeinen Finanzzusammenbruches über 100 Millionen Dollar ungedeckter Banknoten der Lokalbanken übernehmen. Es war ein Augiasstall, dem ein Herkules fehlte. Dabei standen dem Lande mit seinen unerschlossenen Schätzen die größten Finanzkräfte zur Verfügung. Dr. W. Koch hat nur an einem Beispiel berechnet, daß das gesamte China eine Schuldenlast von 40 Milliarden Mark tragen könne, sofern die wirklichen Ertragsmöglichkeiten des Landes berücksichtigt würden. Und die jetzigen großen Konzessionsbewerbungen des Auslands zeigen, wieviel ungehobene Schätze in diesem Reiche noch schlummern. In solcher Not hat die Regierung in Peking die fremden Mächte als Mittler angerufen. Die Politik Yüan-Shih-kais geht, wenn man sie genau verfolgt, darauf hin, dem selbst zu schwachen Lande die finanziellen Kräfte für die notwendige Erschließung von draußen herbeizurufen. Das ist — an sich betrachtet — wohl ein Eingeständnis der eigenen Ohnmacht, die Gefahr wirtschaftlicher Vergewaltigung liegt in ihr. Aber sie gibt auch die Möglichkeit der eigenen Heranbildung. Dieses 400 Millionenvolk, in dem die Kraft zur selbständigen Reife noch schlummert, hat alle Zukunft. In diesem ahnungsvollen Zeichen steht der Beginn der

Digitized by Google

neuen Republik Yüan-Shih-kais. Es ist ein Anfang: ein Riesenkoloß kommt zum schmerzlichen Erwachen und Erstaunen. Und über einer langen Nacht bricht sein Morgen an....

Le bon juge

Von Ludwig Thoma

In Frankfurt am Main führte der „Simplicissimus" einen Prozeß gegen den Herausgeber einer kleinen Zeitung, die wahrheitswidrig die Behauptung aufgestellt hatte, daß der Simplicissimus dem in Paris erscheinenden „Excelsior" ein „deutschfeindliches" Bild zur Verfügung gestellt habe.

Es wurde dem Blatte eine sachliche Berichtigung geschickt, die es abdruckte, aber mit einer neuen hämischen Verdächtigung.

So wurde Privatklage erhoben, um vor Gericht einer tendenziösen Lüge die Wirkung zu nehmen.

Denn es handelte sich wirklich nicht um das Frankfurter Blättchen oder um den Mann, sondern einzig darum, der klerikalen und konservativen Presse die Möglichkeit zum Giftmischen zu nehmen.

Ein Amtsgerichtsrat Rückert hatte die Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt, weil er den Geschäftsführer des Simplicissimus nicht für „aktiv legitimiert" — „hielt". Das Landgericht mußte ihm erst eine Korrektur zu teil werden lassen — dann eröffnete er und leitete die Verhandlung.

Wenn man die Entwicklung der preußischen Zustände in den letzten 50 Jahren gerecht würdigen will und sehen will, was aus der straffen, selbstsicheren Rechtsprechung geworden ist, die in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht selten das Miß-

Digitized by Google

vergnügen der Regierung erregte, dann kann man auch den Bericht über diesen Simplicissimus-Prozeß als Dokument benützen.

Der Richter, der hier über eine glatte Tatsache zu befinden hatte, benützte Ort und Stunde, um wiederholt seine Abneigung gegen den Simplicissimus zu betonen, wobei er schwor, daß er ihn „n i e" lese.

Wie sagt Shylock?

„Ein Daniel kommt zu richten, ja ein Daniel!
Wie ich dich ehr', o weiser, junger Richter!

Der Beklagte muß mit patriotischen Windungen und Wendungen zugeben, daß er etwas Unwahres behauptet hat.

Da schlägt der Richter einen Vergleich vor: „Sie — Beklagter — anerkennen, daß Sie bei Ihrer Kritik von falschen Voraussetzungen ausgegangen sind. Die Kritik aber wäre durchaus berechtigt gewesen, wenn die Voraussetzungen richtig wären."

„Es zeigt sich klar, Ihr seid ein würd'ger Richter;
Ihr kennt die Rechte, Euer Vortrag war der bündigste ...."

sagt Shylock.

Denn wahrhaftig: Ich habe einen nationalen Patrioten einen Lumpen genannt, unter der falschen Voraussetzung, daß er sich für Ordensvermittlung hat bezahlen lassen. Es stellt sich heraus, daß er ein Ehrenmann ist, der nie Orden vermittelt hat.

Was könnte ein preußischer Richter besseres sagen als dies: Sie sind von falschen Voraussetzungen ausgegangen, Ihre Kritik war durchaus berechtigt, wenn die Voraussetzungen richtig wären. So würde jeder Richter sagen, und nichts kann wahrer sein.

Oder ist die konditionaliter eingeschränkte Erklärung nur gegen den Simplicissimus angebracht, den der Richter zwar nicht liebt, doch auch nicht kennt? Wer dürfte das glauben?

Dem Beklagten war Gelegenheit gegeben, als nationaler Patriot Brusttöne erklingen zu lassen.

Das war früher erfolgversprechender als heute, wo sich Banken und andere ernsthafte Institute hüten, zu „ausgesprochen" nationale Patrioten an verantwortungsreiche Plätze zu stellen.

Digitized by Google

Selbst Reichsverbände haben schlechte Erfahrungen gemacht.

Aber immerhin, es war eine patriotische Tagsatzung, voll des gewichtigsten Ernstes.

Doch fehlte es nicht an komischen Zwischenfällen.

So sagte der Amtsgerichtsrat Rückert:

„Ein angenehmes Blatt ist der Simplicissimus gewiß nicht . .“ (Heiterkeit.)

Dr. Joseph: Viele Leute finden das Gegenteil.

Rat Rückert: Leider ist in Deutschland die Spezies weit verbreitet, die das eigene Nest beschmutzt.“ (Bravo!)

Vor Jahren hat Albert Langen bei vielen berühmten Männern Europas angefragt, wie sie über den Simplicissimus dächten.

Von der „Spezies“ preußischer Amtsgerichtsräte war keiner darunter, da deren Meinung uns nicht zu interessieren schien, aber es waren sonst ganz tüchtige Leute, wie Meunier, Rodin, Zola, Leibl, Stuck, Hauptmann u. s. w. u. s. w., und sie sprachen sich mehr als anerkennend aus.

Tolstoi, dem selbst alle Schärfe fehlte, schickte uns ein enthusiastisches Lob.

Da schmerzt es, daß unter den Freunden der Amtsgerichtsrat Rückert fehlt. Sein früherer Ministerpräsident, der Fürst Bismarck allerdings ließ uns viel Schönes sagen, und das entschädigt wieder etwas.

Aber freilich, der hat ja auch einigemale auf ekelhafte Vögel abgeprotzt, ohne auf das Geschrei zu achten, daß sie „im gleichen Neste“ saßen.

Zum Schlusse sagte Herr Rückert, er habe auch gehört, daß der Simplicissimus eine „Pariser Ausgabe“ veranstaltet habe.

Er ist falsch informiert, wie man eben über Blätter falsch informiert ist, die man ostentativ nicht kennt.

Würde der Simplicissimus oder einiges daraus in der französischen Kultursprache erscheinen, so wäre das keine Schande.

Bloß ein Rindvieh kann die französische Sprache als Idiom des „Erbfeindes“ betrachten.

Digitized by Google

Schiller's „Kabale und Liebe", in der deutsche Zustände sehr treffend geschildert sind, hat keinen landesverräterischen Charakter durch die französische Uebersetzung erhalten, so wenig wie alles andere, was der Uebersetzung in fremde Sprachen für würdig befunden wurde.

Da ich aber von einem Richter rede, dem Behauptungen nur dann als richtig gelten, wenn die Voraussetzungen richtig sind, will ich eine Tatsache eine Tatsache sein lassen und noch mal erklären, daß es keine französische Ausgabe des Simplicissimus gegeben hat und gibt.

Ich würde es aber für ein Glück halten, wenn wir in Deutschland viele französische Ausgaben von Richtern hätten.

Der Werkbund in Cöln

Von Theodor Heuß

s scheint notwendig, daß man zuerst einmal der Suggestion entgegentreten muß, die von den raschen Berliner Blättern ausging: als ob das Unternehmen da unten am Rhein dazu verurteilt sei, dauernd Fragment zu bleiben. So schlimm ist es nicht. Zwar ist es gewiß für die Leitung kein Ruhmesblatt, daß sie die eindrucksvolle Geste der Pünktlichkeit, mit der sich Deutschland 1910 in Brüssel an die erste Stelle setzte, nicht wiederholen konnte. Aber es ist doch wohl richtiger, man blickt auf das, was fertig dasteht, als dorthin, wo die Lücken noch mit Latten, Kisten und Gipssäcken dekoriert sind. Das Bild hat sich jetzt geschlossen; nur die Reihe der Apostelstuben, die den Vorkämpfern der „Bewegung" gewidmet ist, wartete auch Mitte Juni noch auf ihren Pfingsttag.

*

Die Bewertung der Gesamtleistung wird auch innerhalb des Werkbundkreises sehr verschieden sein: wer von einer solchen Ver-

Digitized by Google

anstaltung die Dokumentierung eines guten Niveaus, einer anständigen Konvention erwartet, wird befriedigt sein. Etwas enttäuscht aber derjenige, der von einer solchen großen Anstrengung eine Zielsetzung, eine Förderung über den „allgemeinen Stand" hinaus erwartet. Diese nämlich ist, wenigstens in der Architektur, nicht gegeben, und eigentlich auch nur in zwei, drei Bauten versucht.

Sie ist dort am besten gelungen, wo es sich um fest gebundene Zweckaufgaben der alltäglichen Bauerei handelte: Fabrik (Gropius), Etagenhaus (Alfred Fischer-Essen), oder in der völligen Gelöstheit von einer materiellen Absicht, bei Tauts keckem und doch straffem Glashaus. Aber fast alle jene anderen Bauten, Ausstellungshallen, die zwischen monumentaler Repräsentation und der trivialen Bestimmung schwanken, für ein paar Monate allerhand Gerät zu beherbergen, tragen ein wenig den Habitus des bürgerlichen Kompromisses. Diese Aufgabe ist in München und war 1911 in Dresden besser, weil auch einheitlicher, gelöst.

Hier lag natürlich eine wesentliche Schwierigkeit. Es sollten in den Hauptgebäuden die verschiedenen Führer sich aussprechen dürfen, Männer mit höchst wechselvoller Akzentuierung: Theodor Fischer, Muthesius, Josef Hoffmann, Behrens, Paul, Eberhardt, van de Velde u. s. f. Wollte jeder von ihnen eben nur sich dokumentieren, so hätten wir vielleicht eine Ansammlung schulgerechter Disharmonie, ein regelrechtes „Gegenbeispiel" erhalten. Die Nachbarschaft zwang zur Bedachtsamkeit, in dieser aber steckte ein Keim zur Befangenheit.

Man weiß, daß die neue Kunstbewegung bei Kaffeelöffel und Untertasse begann und einstweilen, nachdem viele und gewundene Strecken durchlaufen worden, beim Städtebau geendigt hat. Nach diesem Ende greift man auch in Cöln. Die Aufgabe war nicht einfach, denn es handelte sich um ein verhältnismäßig schmales, langes Terrain, allerdings in prachtvoller Lage am Rheinufer. Die Lösung erscheint auf dem Plan glücklicher als in der Ausführung: die Zuleitungsstraßen sind teilweise zu breit im Verhältnis zur Höhe der Bauten (bei der Verkehrshalle), teilweise

Digitized by Google

entbehren sie des festen, sammelnden Blickpunktes und der Hauptplatz wirkt durch seine Größe nicht geschlossen genug. Vortrefflich hinwiederum sind aber die gärtnerischen Teile in die Gesamtanlage eingefügt.

*

Innerhalb der baukünstlerischen Einzelleistungen ragen die Arbeiten von Hoffmann und Gropius hervor. Das österreichische Haus hat eine ganz unwienerische Wucht in seinen dunkelgrauen Pilastervertikalen; das dreifach gestaffelte Spruchband freilich, das sich um den Bau legt, ist mehr ein Ausweg als eine Lösung, eine unleidliche Rätselphilologie; die innere Anlage um einen rechteckigen Brunnenhof von einfacher und überzeugender Klarheit der Logik. Sie beherbergt die köstlichsten Werke der Wiener Keramik und Feinmetallbearbeitung — freilich auch im böhmischen Teil drollige kubistische Exzesse ins Kunstgewerbe. Das Fabrikgebäude von Gropius macht Ernst mit einem kühnen Rationalismus, in dem es romantische Konventionen zerbricht: seine Kargheit der Linien, die niedere, glatte, fensterlose Fläche der Front, die beiden Glastürme in den Flanken wirken so fesselnd als überzeugend. Schade, daß er in der Einfahrt mit großen symbolischen Flachreliefs ein Zugeständnis an „künstlerische" Nebenmotive machte; denn gerade diese Stelle wirkt nun schwach, weich, wie zerknittertes Papier. Die Konstruktion der offenen Eisenwölbung ist übrigens in der Verkehrshalle von Eberhardt besser als in diesem Maschinenraum.

Im übrigen fesselt van de Velde und enttäuscht Behrens. Dem belgischen Weimaraner war das Theater übertragen worden — der Interimscharakter zwang zu sparsamen Mitteln. Der Bau ist so völlig ohne repräsentativen Schmuck gestaltet, ganz aus den kubischen Verhältnissen der einzelnen Partien heraus entwickelt. Er hat etwas Geducktes und zugleich Gedrungenes und wenig von der weltmännischen Eleganz, die manche andere Werke des Künstlers auszeichnet. Die Arbeit hat die Ehrlichkeit eines Bekenntnisses, die Intensität eines Ausdruckswillens,

Digitized by Google

der sich fast ein Vierteljahrhundert frei hielt von aller Konzession an Ueberkommenheit — dies verleiht diesem Werk des fast schon geschichtlich Gewordenen etwas Straffes und Jugendliches. Recht im Gegensatz zu Peter Behrens. Seine Festhalle soll antikisierendes Pathos aussprechen, aber zumal die Fassade mit ihrer sehr starken Anlehnung an den Klassizismus vor hundert und vor achtzig Jahren läßt ganz kühl und ist fast langweilig. Im Innern ist er der rechten Architektenaufgabe der organischen Raumentwicklung ausgewichen: die Stützen und Träger von Decke und Galerie sind fast zufällige Reste von Wandausschnitten, keine anerkannte Bauelemente. Wer so starke, gute Worte der Selbständigkeit unserer heutigen Kunst geschrieben hat, wie dieser verdiente Mann, darf nicht selber stimmungslose Reißbrettarchitektur hinstellen.

*

Nicht sehr viel ist zu den Innenräumen zu sagen. Da findet sich allerhand Vortreffliches, namentlich in den Ausstellungen der Hellerauer und der Paderborner Werkstätten; auch eine Zimmergruppe aus Essen, unter Metzendorfs und Fischers Leitung ist sehr gut. Freilich gibt es in der Raumgestaltung auch Gegenbeispiele: Hannover und Bielefeld! Der Beobachter findet Feststellungen bestätigt, die nicht von heute sind: mit dem raschen „Sieg" der neuen Bewegung verband sich die an sich sehr gesunde und wirtschaftlich notwendige Entwicklung zum Luxusraum, zum Individualraum, wenn man so will, aber das Zimmer des Etagenhaus-Mittelstandes sank etwas zurück. Während durch die Arbeitersiedelungen in der Hand guter Architekten, durch sozialpolitische Förderung für das Proletariat gute Typen geschaffen wurden und verbreitet werden, klafft hier eine Lücke. Das ist gar nicht zu verkennen. Man kann es an den willkürlichen Grundrissen, an Material und Dekor ablesen — noch besser aber an den Preiszetteln, die als freundliche Ladung die Türpfosten umkleiden. Man rechne es in die Gehaltsklasse eines Oberlehrers oder Gerichtsbeamten.

Digitized by Google

An dieser Stelle haben die Ueberlegungen zur Sicherung eines breiten heimischen Marktes und zur Eroberung des fremden einzusetzen; diese vollziehen sich nämlich nicht mit kostspieligem Individualismus, sondern mit guten Marken und Typen.

Nun ist ja die alte Ausstellungserfahrung, die leicht täuscht, daß die Industrie bei einer großen Konkurrenzschau nicht ihre allgemeine Verkaufsware (von der sie lebt), zeigt, sondern ihre ausgewählte technische und geschmackliche Höchstleistung. An dieser orientiert sich schließlich aber die Gesinnung der Arbeit. Es ist für die deutsche Volkswirtschaft von höchster Bedeutung, wie weit sich der deutsche Gewerbekapitalismus den Gedankenkreis von Form und Qualität einverleiben kann, ohne beide zu verderben; Peter Bruckmann, selber ein Großindustrieller, hat vor einigen Wochen an dieser Stelle (März Nr. 18) sehr klare und deutliche Worte über das „Werkbundgenre" als Saisonmoral geschrieben. An Beispielen, die die Dringlichkeit seiner Warnung illustrieren, fehlt es nicht; sie sind vor allem von der heimischen Cölner Industrie geliefert worden. Gewiß mit Künstlernamen, aber diese Deckung reicht noch nicht, weder das D. W. B. noch das B. D. A. Es gibt eine Metamorphose, die auch recht achtbaren Namen nicht fremd blieb: der einmal Graphiker war, dann Tischler wurde und Baumeister, ist schließlich in die Lehre des Tapezierers gegangen. Nomina sunt odiosa!

*

Ehe man sich in Cöln dem Verwaltungsgebäude nähert, über das im übrigen des Sängers Höflichkeit schweigt, kommt man zu einem seltsam lustigen und luftigen Gebäu: auf einem sehr massigen Betonsockel sitzt ein runder Körper mit weitmaschigem Rippenwerk aus Beton, mattfarbige Glasplatten sind eingesetzt. Es ist eine phantastische und höchst geistreiche Konstruktion: Treppen, Wandung, Boden des Innern sind aus Glas. Der Bau ist — mit Recht — Paul Scheerbart gewidmet; sein Schöpfer, der junge Bruno Taut, der im vergangenen Jahr in Leipzig das

Digitized by Google

Monument des Eisens getürmt hat. Das Irrationale, das rein Dichterische hat hier seine Form gefunden. In der Tat der nüchternste Zweckbau der ganzen Ausstellung: sein Zweck ist nämlich, Reklame zu machen für das Produkt der Glasindustriellen — doch welche Lösung! Es ist wahrhaft bewundernswert, mit welcher heiteren Architektenerfindung dieser Pavillon ineinandergeschoben — eine Wassertreppe, die im Innern mit der natürlichsten Anmut aufgebaut wurde, verstärkt den Eindruck der höchst geglückten Märchengeschichte.

*

Ein unfaßliches Mißverstehen des neuen Kardinalerzbischofs von Hartmann in Cöln schenkte der Ausstellung ihre reifste Leistung. Thorn-Prikker, der Hagener Meister, hatte für die Kirche in Neuß große Glasfenster entworfen, die von Heinersdorff in Berlin ausgeführt wurden. Der Kirchenfürst, der entweder für Kunst kein Organ hat oder sich nicht die Mühe nahm, das Werk näher anzusehen, hat die Aufstellung dieser Bilder in der Kirche verboten und den kunstfrohen, empfindsamen Priester dieser Stadt, der für moderne Künstler schon mehr geleistet hat, seine Ungnade spüren lassen. Das ist ein geradezu groteskes Danebengreifen; man müßte aufs innigste wünschen, daß diese Bilder ihre fromme Stelle finden. Denn es ist nicht ihr Wesen, Ausstellungsware zu sein — so prachtvoll einfach und wuchtig der Raum, den Fischer-Essen ihnen jetzt gab.

Figürliche Gestaltung in der Fläche will mit neuer Festigkeit ihr Recht innerhalb der Baukunst wahren, als Wandmalerei, als Mosaik, als Fensterfüllung. Die Ausstellung ist voll von Beispielen und Versuchen, vielen sehr interessanten, bei denen aber die Beziehungen zum Architektonischen noch ganz tastend sind — Wandflächen gefüllt mit dem Charakter rascher Improvisation, wie sie der lithographischen Skizze, dem Pinselwitz anstehen. Dazwischen arge Mißverständnisse. Aber hier, bei Glas und kleinem Farbstein, wo technische Ueberlegung ziellose Phantastik

Digitized by Google

hemmt, ist aus der Begegnung zwischen der Erfinderfreude und jenem Material, das ein Verwalter und Behälter verschwiegener Schönheiten ist, eine große und sichere Kunst neu erblüht; ihre Kühnheit ist nur die Empfindung der Ueberraschung, sie steht schon sehr gefestigt. Gerade in diesem Werk sakraler Kunst, in dem noch die ganze Inbrunst der künstlerischen Hingabe und Begeisterung glüht, ist das Höchste ausgesprochen: die Kunst wendet sich zum Transzendentalen.

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

II.

Das Zarenblatt (Zarski Listok)

Unter den innerpolitischen Machtfaktoren des jetzigen Rußlands sind trotz des schon erwähnten Oktobermanifestes von 1905 heute wie vor hundert Jahren immer noch zwei von ausschlaggebender Bedeutung: der Zar und die Polizei. Minister Semstwo und Duma kommen daneben gar nicht ernsthaft in Betracht. Für alles, was im gegenwärtigen Rußland geschieht, sind in erster Linie diese beiden Faktoren verantwortlich. Genau so, wie es vor hundert Jahren war. Daran haben alle revolutionären Bewegungen eines ganzen Jahrhunderts nichts Wesentliches geändert.

Wie informiert sich nun der Zar über die inneren Angelegenheiten, Stimmungen und Wünsche seines riesigen Reiches? Jedenfalls nicht wie dermaleinst der Kalif Harun, der sich unter mancherlei Verkleidungen, die ihn unkenntlich machen sollten, das Leben und Treiben seiner Residenz und seines Reiches aus eigenen Augen ansah, weshalb ihn das Volk Harun al Raschid, Harun den Rechtgeleiteten, nannte. Der russische Zar sieht aus eigenen Augen fast nur Hofleute, Polizei, Militär, Popen und ab und zu eine von der Polizei sorgfältig durchgesiebte, jubelnde Menge, die aber nicht selten so klein ist (denn die Polizei ist einer größeren Menge oft nicht sicher), daß es sogar dem Zaren auffällt. Außer diesen Personen sieht er mit eigenen Augen so gut wie nichts in seinem Riesenreich.

Digitized by Google

Jedes Jahr durchquert er das europäische Rußland mindestens einmal von Norden nach Süden, auf seiner Reise von Petersburg nach Jalta in der Krim. Das ist eine Reise von rund 2500 Kilometer. Selbst vom Fenster eines Eisenbahnzuges ließe sich da mancherlei sehen. Aber was sieht der Zar, wenn er zum Fenster des Zuges wirklich einmal hinausblickt? Alle zehn Fuß weit den Rücken eines Soldaten. Und wenn er auf der anderen Seite des Zuges herausblickt? Alle zehn Fuß weit dasselbe. Denn die ganze Strecke von Petersburg bis Jalta ist militärisch besetzt. Alle zehn Fuß weit auf beiden Seiten des Geleises steht ein Soldat; und zwar mit dem Gesicht landeinwärts, denn von daher droht ja der „Feind". Es ist dem Militär aufs strengste verboten, das Gesicht nach dem Zug zu wenden. Es hat den Blick unentwegt auf das Land, von wo der Feind droht, zu richten. Wer den Befehl verletzt, wird erschossen. Und was sieht der Zar, wenn der Zug einmal hält? Militär, Polizei, Popen und eventuell in einiger Entfernung die schon charakterisierte durchgesiebte, jubelnde Menge. Der ganze Bahnhof steht unter schärfster polizeilicher Kontrolle, und aller Verkehr ist völlig unterbunden. Ein einziges Mal ist der Zar eine längere Strecke die Wolga entlang gereist. Jeder russische Kaufmann bekreuzigt sich heute noch voller Schreck, wenn er daran denkt. Fünf Tage vorher und fünf Tage nachher waren sowohl die Wolga, die Hauptverkehrsader des europäischen Rußlands, wie auch alle Bahnstrecken ringsum für jeden Verkehr, auch für jeden Güterverkehr gesperrt. Diese Zarenreise hat dem russischen Kaufmann Millionen gekostet, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß der Zar nicht einmal weiß, was die Wolga für sein Reich bedeutet, denn mit eigenen Augen hat er von ihrem riesigen Verkehr nichts zu sehen bekommen.

Einen Zarenbesuch in Moskau habe ich persönlich miterlebt. Wie es dabei zuging, ist zu charakteristisch, als daß ich darüber schweigen könnte. Ich wohnte damals bei einem russischen Großkaufmann, einem bis dahin durch und durch loyalen russischen „Untertan". Aber das Unglück wollte, daß sowohl seine Fabrik außerhalb der Stadt wie sein Geschäftshaus in der Stadt auf der Route lag, die der Zar nach den Informationen der Polizei passieren würde. Drei Wochen vor dem Zarenbesuch durchsuchte die Polizei sowohl die Fabrik wie das Geschäftshaus von oben bis unten, vom Dach bis in die Keller hinab. Und dann wurden alle Dachkammern und Bodenräume polizeilich versiegelt. Sie waren damit für Wochen völlig unbenutzbar. Eine Woche vor dem Zarenbesuch erschien der Reviervorsteher bei dem Großkaufmann und verlangte binnen achtundvierzig Stunden eine zuverlässige Liste über alle Personen, die in seinem Betrieb beschäftigt

Digitized by Google

waren. Die Liste sollte den Namen jedes Einzelnen erhalten, sein Geburtsjahr, den Geburtsort, die Religion, das Datum, an dem er zugezogen, und einen Vermerk über die politischen Anschauungen des Betreffenden. Außerdem eine Liste über alle Personen, welche nach Ansicht des Kaufmanns in den drei Tagen vor und nach der Ankunft des Zaren in seiner Fabrik und in dem Geschäftshaus der Stadt aus- und eingehen mußten. Dem Kaufmann schwoll die Stirnader, aber er beherrschte sich. Da er weit über tausend Personen beschäftigte und auch sein Geschäftshaus in der Stadt reichlich frequentiert werde, sei es ihm nicht möglich, ohne Hilfe der Polizei dem Ansuchen nachzukommen. Der Reviervorsteher solle ihm ein Dutzend Polizisten zur Verfügung stellen. Ihnen wolle er alles Gewünschte nach bestem Wissen in die Feder diktieren. So geschah es denn auch, und wie diesem Kaufmann, erging es vielen anderen.

In den letzten Tagen vor der Ankunft des Zaren war der größte Teil der Moskauer Polizei vollauf mit Schreibarbeiten beschäftigt und für nichts anderes zu haben. Da hat gar mancher bei der Feder einen Teil seiner Sünden abgeschwitzt. Schließlich aber war diese ganze Arbeit völlig überflüssig, denn im letzten Augenblick änderte sich die Route des Zaren. Dann gab die Polizei an zuverlässige Personen zweierlei Karten aus. Die eine Art berechtigte den Besitzer, sich unter die fernstehende jubelnde Menge zu mischen. Die andere Art, die nur an absolut zuverlässige Leute abgegeben wurde, ermöglichte es dem Besitzer, den Einzug aus nächster Nähe anzusehen. Mit Abgabe dieser Karten war die Polizei diesmal splendider als sonst. Dem Zaren sollte es nämlich vor kurzem unangenehm aufgefallen sein, daß die Schar der jubelnden Menge gar zu jämmerlich gewesen sei im Vergleich zur Größe der Stadt, die er besuchte. Zu solchem Mißfallen wollte man diesmal in Moskau keinen Anlaß geben. Mein Bekannter erhielt so viele Karten, als er nur haben wollte. Infolgedessen sah auch ich den feierlichen Einzug des Zaren aus der Nähe. Was bekam der Zar zu sehen? Popen, Polizei, Würdenträger und eine von fernher jubelnde Menge nebst ungezählten Heiligenbildern, die er und seine ganze Familie küßten. Viel mehr hat er schwerlich jemals mit eigenen Augen von Rußland zu sehen bekommen.

Was erfährt er nun von anderen über Rußland? Wir sind zufällig in der Lage, uns darüber ein Urteil bilden zu können. Alle acht Tage, oder wenn in diesem Zeitraum nicht genug passiert, was man für mitteilenswert an den Zaren hält, alle vierzehn Tage überreicht der Minister des Innern dem Zaren eine handschriftlich hergestellte Zeitung, die sogenannte Zarski Listok, das Zarenblatt. Die Nachrichten dieser Zeitung, die

Digitized by Google

nur in einem Exemplar existiert, werden ausschließlich von der Polizei hergestellt. Der Minister des Innern spielt dabei nur, wenn man so sagen darf, die Rolle des Briefträgers. Diese Zeitung bildet die wichtigste Lektüre des Zaren, und er widmet sich ihr mit besonderem Eifer, denn der Rand ist angefüllt mit Bemerkungen des Zaren und des dienstuenden Generaladjutanten. Woher man das so genau weiß? Sehr einfach. Zwei Vierteljahrbände dieser Zeitung wurden seiner Zeit aus Zarskoje Sselo gestohlen. Aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Freund der Revolutionäre, denn sie hatten ein besonderes Interesse daran. In der Zeitung werden nämlich eine ganze Anzahl von Geheimagenten und Provokateuren der Polizei mit Namen genannt. Es war für die Revolutionäre von Wert, diese Namen zu kennen. Daher der Diebstahl. Sie fanden in ihr dann auch die Namen von Asew, Bejtner, Gurowitsch und anderen Provokateuren.

Diese zwei Bände fanden natürlich sofort einen bibliophilen Liebhaber, einen Amerikaner, der sie kaufte. Die Bände befinden sich jetzt in Amerika; und zwar vermutlich, wie es in Kreisen, die es wissen könnten, heißt, in der Bibliothek des verstorbenen Pierpont Morgan. Der Verkauf ging so fix vor sich, daß die beiden Bände vorher nicht photographiert werden konnten. Aber der erste Band wurde gedruckt. Der bekannte Burzew, der früher selbst der russischen Polizei angehört hatte, gab diesen Band in Paris als erstes historisches Dokument seiner Zeitung „Byloje" (Vergangenheit) im Jahre 1909 heraus. Das Büchlein, das 93 Seiten stark ist, gehört ebenfalls zu den schwer zugänglichen Raritäten. Es existiert nur russisch, und ist in der Welt so gut wie unbekannt. Daß die Publikation authentisch ist, ergibt sich aus Folgendem: Wo immer Russen im Ausland oder in unterirdischen Druckereien in Rußland Geheimdokumente oder Schriftstücke, die der Regierung unangenehm sind, veröffentlichen, verfahren sie mit der größten, nur irgend möglichen Genauigkeit. Die Genauigkeit erstreckt sich bis auf die Schreib- oder Druckfehler des Originals. Findet sich nämlich irgend eine Ungenauigkeit, so hat es die russische Regierung leicht, durch ihre Presse erklären zu lassen, es handle sich um gefälschte Dokumente. Damit aber ist naturgemäß das betreffende Material entwertet und die Publikation ein Schlag ins Wasser. Werden russische Geheimdokumente veröffentlicht, und übergeht die russische Regierungspresse die Veröffentlichung mit Stillschweigen, so kann man sicher sein, daß die Publikation bis ins Kleinste korrekt ist. Zu der Veröffentlichung des „Zarski Listok" vom Jahre 1909 hat die offiziöse russische Presse kein Wort gesagt. Für jeden Kenner der Situation sagt das alles.

Es ist ja nun selbstverständlich, daß die Polizei dem Zaren durch Vermittlung des Ministers des Innern nur zweierlei Nachrichten gibt: Einmal

Digitized by Google

solche, von denen die Polizei will, daß sie der Zar erfährt. Und zweitens solche, von denen die Polizei annimmt, daß sie den Zaren interessieren dürften. Was steht also in dieser Zeitung? Darf man aus der mir vorliegenden Publikation, die das erste Vierteljahr der Zeitung vom Jahre 1897 umfaßt, eine Folgerung ziehen, so muß man sagen, daß sie sich offenbar in der Hauptsache mit Nachrichten über Haussuchungen, Ausweisungen, Deportationen, Raub und Mord befaßt. Das, was in anderen Zeitungen etwa unter der Rubrik „Vermischtes" erscheint, macht hier den Hauptinhalt der ganzen Zeitung aus. Eine überaus monotone, ungewöhnlich dürftige Lektüre, die den Unbeteiligten schon nach wenigen Seiten furchtbar langweilt. Schon aus diesem Grunde muß ich mich entschließen, nur zwei Stellen hier wiederzugeben, die wohl von einigem Interesse sein könnten.

Zweimal ist in dem Bändchen nämlich von Tolstoi die Rede. Was erfährt der Zar auf diesem Wege über diesen Mann? In der zweiten Sammlung dieser Nachrichten, die vom 10. bis 20. Januar 1897 reichen, lautet Nachricht Nr. 8 (sie sind alle numeriert): „In letzter Zeit ist unter den Anhängern Tolstois eine große Propaganda im Werk, um den Duchoborzen materielle Hilfe zu leisten. Zu dem Zweck wurde ein Aufruf verfaßt und in das Ausland verschickt. Infolgedessen liefen 32 000 Franken aus Frankreich, der Schweiz und hauptsächlich aus Spanien ein, die nach dem Wunsche des Grafen Tolstoi in einer Moskauer Bank deponiert wurden. Das Geld soll Tolstois Tochter Tatjana den Duchoborzen übergeben. Außerdem sollen einige Anhänger Tolstois mit den Duchoborzen in nähere Verbindung treten. Darunter der aktivste Anhänger Tolstois, ein Stabsoffizier außer Diensten, Wladimir Tschertkoff (ein Mann aus uralter, guter russischer Familie, der als junger Gardeoffizier in Petersburg ein berüchtigter Lebemann gewesen und schon nach dem ersten Zusammentreffen mit Tolstoi dessen eifrigster Anhänger wurde. K. A.). Dieser will auch eine genaue Beschreibung aller Verfolgungen, welche die Duchoborzen erduldet haben, und der kritischen Lage, in der sie sich in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen befinden, verfassen. Deshalb hat er den Duchoborzen geschrieben, einige von ihnen möchten zu ihm kommen und ihm alles aus ihrem Leben erzählen. Tschertkoff beabsichtigt auch in Rußland große Mittel zu sammeln und will auch der russischen Gesellschaft und den höheren Kreisen die schwere Lage der Sektierer erklären, und wie sie von den Behörden unrichtig behandelt werden. Die Duchoborzen von Tiflis haben den Antrag des Tschertkoff sofort angenommen, und am 2. September vorigen Jahres sind zwei von ihnen, besonders gebildete und fromme Sektierer zu ihm auf sein Gut Rossoschy heimlich und ohne Paß gekommen.

Digitized by Google

Zu derselben Zeit kamen dorthin auch zwei weitere ernsthafte Anhänger Tolstois, ein gewisser Edelmann Birjukoff und der Sohn eines Priesters Treguboff. Man erwartete auch, daß Tolstoi selbst käme. Er aber mied diese Gelegenheit. Am 8. Dezember kehrten die beiden fremden Duchoborzen nach dem Kaukasus zurück, hatten aber auf Tschertkoff und die anderen den besten Eindruck gemacht „durch die Kraft ihres Geistes, ihres guten Gewissens, ihrer Liebe und Sanftmut".

Das Resultat dieses Besuches war eine Broschüre Tschertkoffs unter dem Titel „Zu Hilfe". Tolstoi hat dieses Manuskript durch die Post an einen Emigranten Elpidin in Genf geschickt, aber das Manuskript wurde auf der Post konfisziert. Jetzt sind Tschertkoff und Birjukoff in Petersburg und wohnen im Haus von Tschertkoffs Mutter in der Simanskojastraße Nummer 3 und wollen dort das ganze Material über die Bewegung der Duchoborzen und der Sektierer überhaupt bearbeiten. Zu diesem Zweck haben die beiden an Treguboff geschrieben, er solle das Material, das sich noch auf Rossoschy befinde, nehmen und damit sofort nach Petersburg kommen. Sie wollen das Material dann zusammen nach Tiflis an eine Fürstin E. Nakoschidze (offenbar eine Grusinerin. K. A.) schicken. Sie werde ihnen alles laufende Material über die Duchoborzen stets rechtzeitig senden. In Anbetracht dessen hat die Regierung eine Haussuchung auf Rossoschy angeordnet, um das ganze Material zu konfiszieren. In Uebereinstimmung mit dieser Anordnung wurde Treguboff auf seiner Fahrt über Woronesch nach Petersburg unterwegs in Woronesch untersucht. Dabei wurde eine große Fülle von Material konfisziert. Treguboff hat dem Vorsteher der Woronescher Gendarmerie gesagt, daß alle diese Papiere Tschertkoff gehören, und in seinem Auftrag und auf seine Bitte habe er die Papiere mit nach Petersburg genommen. Tschertkoff habe die Absicht gehabt, einen Brief an den Zaren gelangen zu lassen und ihm die Wahrheit über die unerträglich elende Lage der Sektierer klar zu machen. Treguboff wurde dann freigelassen. Sein Material wurde zum Polizeidepartement transportiert, um es dort zu lesen.

Digitized by Google

Paganini

oder:
Der Teufel auf der Tournée

Von Kurt Tucholsky

„Archibald kam auf Schnallenschuhen, sah niemand an, dachte an nichts als an seine Wirkung, lehnte sich gegen den Schreibtisch, kreuzte die Beine in ihren seidenen Strümpfen, und zog den Hals ein."

Heinrich Mann.

Man hat uns auf Schulen und Universitäten die Vergangenheit verkleistert. Reformation, die Romantiker, Manchestertum, punische Kriege .... aber die Menschlichkeiten sind dahin, die kleinen lieben Züge, die uns ungläubig Aufhorchenden beweisen würden, daß auch jene einmal gelebt haben. Diese Andern, die vor uns waren, und die einmal auf der Höhe ihrer Zeit standen, die einmal stolz sagen durften: wir sind! Dieses Wort, das so viel Zweifel niederschlägt .... Nun hat sich das Präsens in ein Präteritum verwandelt, und wir wollen's nie recht glauben, daß auch sie gesungen, gelacht, gesorgt haben wie wir, und daß ihnen die großen Zeitprobleme sehr gleichgültig waren, wenn es galt, einen Ausflug ins Grüne zu machen. Was haben wir ihnen nicht alles nachträglich angepappt! Sie lebten, und das war viel, war alles wert.

Paganini? Ein Name. Ideenassoziationen kommen: Paganini, ein Geiger, ein langer, schwarzer Kerl, spielte fabelhaft die Violine — ah, und warten Sie! — dämonisch, E. Th. Hoffmann .... Aus.

Und war doch das Fanal, das Feuerzeichen einer ganzen Generation, mochte man jubeln, blasiert sein, pfeifen — er war da und man mußte ihn beachten.

Aber was wissen wir davon? Der Mann hat nicht allzuviel Geschriebenes hinterlassen, ein paar Kompositionen — knapp

Digitized by Google

hundert —, keine Korrespondenz liegt da — — aber er hat gelebt. Er ist ausgelöscht, wie ein großer Schauspieler endgültig tot ist, wenn er tot ist, (weshalb auch diese Leute mit verständlicher Gier ihre Kunst ausüben). Schriftsteller leben, Maler, Bildhauer, Philosophen. Paganini ist tot. Lebendig machen? Es wird kaum gelingen — aber ich will's versuchen.

Prélude: Wie man's bestimmt nicht machen soll, zeigt eine (sehr inhaltsreiche) Monographie von Julius Kapp (Schuster & Loeffler, 1913). Sie geht den philologischen Weg, also den denkbar ungeeignetsten und langweiligsten. Wo Kapp aus Eigenem darstellt, ist er trocken —, beim Fremden ist die Auswahl mäßig. Am besten und eindringlichsten sind die entzückenden 60 Bilder. Davon später. Am Schluß des (trotzdem empfehlenswerten, weil stofflich guten) Buches eine vorzügliche Bibliographie. Ich gehe hier auf die Zeitdokumente zurück.

Am 16. März 1828 kam Paganini nach Wien. Hier stock ich schon. Wie kam er an? In der Post: gewiß. Aber wie war das Wetter? War er allein? Wie fühlte er sich? Wo stieg er ab? Er wusch sich gewiß zuerst, packte ein bißchen aus, kümmerte sich sogleich um den Reklame-Tamtam. Das ist doch für uns an derartigen Dingen das Interessanteste: die Environs, die Luft, das Ganze. Nichts. Ein Bändchen, das ich nicht auftreiben konnte: „Paganini im Reisewagen", das in extenso überall zitiert wird und auch nur Einiges gibt. Also: am 16. März kam er an. Dreizehn Tage Reklameraunen, Propagandagerüchte, wilde Ankündigungen. Und am 29. das Konzert. Das war noch eine Presse! Sie tobten. Sie gaben es auf, mit Worten zu beschreiben, was man gesehen haben müsse.... Vielleicht hat wirklich Wien den Mann erst „gemacht" — soweit er sich nicht selbst in Szene setzte. Die Marke „Paganini" wurde in Italien hergestellt und in Wien auf Flaschen gezogen, etikettiert, fertig zum Versand.

Nun ging's los: die Stadt stand unter dem Zeichen, in dem alles siegte: „à la Paganini". Handschuhe, Torten, Saucen, Hüte.... Paganini! Paganini! Nachahmungen kamen auf,

Digitized by Google

Possen, Konzerte — Thalia turnte an der G-Saite Reck. Ein Rausch hatte alle erfaßt. Sie waren prädisponiert: schon eine Generation später urteilte man ziemlich nüchtern darüber. Metternich, die politisch niedrige Stubendecke, die Reaktion hatten das ihre getan, weil das Konzertpodium und die Bühne die einzigen Orte waren, wo sich die Leidenschaften austoben konnten. Die Bühne mochte noch in politicis verdächtig sein. Der Konzertsaal war es nie und nimmer, und was an verhaltenen Energien in der Jugend und in den Frauen, im Publikum schlummerte, hier konnte es auspuffen. Der Reiz des Romanen kam dazu. Die Porträts variieren: ihnen gemeinsam sind die lebendigen Augen des Südländers, die Locken und eine gewisse undurchdringliche Maske, die sich als Schwermut oder Dämonie geben konnte. Er war ein richtiger Publikums-Paganini, ein Kerl, wie ihn das Parkett wollte. Ein Fetisch, ein Konzertschreck, ein Vitzliputzli der zahlenden Bourgeoisie. So nach außen, — hinter den Kulissen ein kleiner Amerikaner, der Erste, der mit einem Impresario reiste, was ihm feste Bezüge und sehr viele Tadel einbrachte, ein großer Rechenkünstler und ein sehr tüchtiger Geschäftsmann. Was wollen Sie? Er handelte eben mit Dämonie. Wenn er auch morgens mit seinem arg verzogenen Söhnchen, das übrigens Achille hieß, auf dem Boden des unaufgeräumten Zimmers herumspielte, so wird der Wechsel ja nicht so schroff gewesen sein, daß um sieben Uhr abends die Maske ganz glatt herunterfiel. Jedenfalls betrat er um acht das Podium: in einem schlotternden Frack, altmodisch, gebeugt, immer etwas zu spät und im ganzen von einer entzückenden Pose, die diskret ein etwa vorhandenes Höllenreich andeutete. Das Publikum raste wie ein Meer, sie schäumten, sie waren außer sich und, was mehr ist: sie zahlten. Und zwar am Anfang gehörig. Er durfte sich überall erlauben, die Preise in ungeahnte Höhen hinaufzuschrauben. Er war ein Teufel, aber ein Teufel auf der Tournée.

Denn nun klapperte er den Markt ab. Prag, Dresden, Leipzig, Berlin, Warschau, Breslau, Frankfurt am Main, Dessau, Halber-

Digitized by Google

stadt, Erfurt, Weimar, Regensburg, Nürnberg, München, Augsburg, Stuttgart und dann Paris und London, London und Paris. Aber die nordische Kälte behagte ihm nicht. Er fuhr in einer dicht verschlossenen Kutsche, auch bei Hochsommer im Pelz, schlief oder rechnete. Bei sich hatte er immer den großen, abgeschabten Geigenkasten, in dem die Wäsche und das Geld lagen und auch eine Violine, — eine Handtasche und eine Hutschachtel. Das Hauptbuch war von roter Farbe, wurde mit Bindfaden zugebunden und war berüchtigt wegen seiner Unlesbarkeit. Der mißtrauische Mann hatte sich da ein ganz eigenes System gemacht, Notizen und Geldposten einzutragen, (er überschlug immer mehrere Seiten), und wenn nun wirklich ein Uneingeweihter in das Buch Einblick nahm, dann mochte er es für das Journal eines Irrsinnigen halten. Er aß und trank nicht viel, war geizig und wohnte höchst mittelmäßig. Dabei muß man nicht vergessen, daß er einer Frau entlaufen war. In der Biographie von Schottky mag man unter dem Kapitel: „Paganini als Mensch" auf den Seiten 12, 257, 342 Einiges nachlesen. Auch Kapp stellt das Verhältnis dar: Paganini war erst mit der Bianchi eine Weile in Italien herumgezogen, in Wien gab es einen Krach. Sie erhielt eine Abstandssumme von 10 593,10 Lire, der Sohn blieb beim Vater, der in seinen Briefen infernalisch auf sie schimpfte. Sie mochte wohl mehr Temperament als Manieren gehabt haben, denn als er einmal spazieren gegangen war, holte sie sich eine seiner Cremoneser Violinen und schlug sie auf die Erde. Die Mietspartei von unten kam herauf und rettete die Geige für Paganini, was mit der Frau nicht mehr zu machen war. Mit „der Frau" war es also nichts. Desto mehr mit den Frauen. Selbst wenn einem nicht das Parfüm des Don Juans anhaftet, genügt der Name Pégoud oder Caruso oder Paganini, um das Nötige zu veranlassen. Die Frau saugt ein Stückchen der Berühmtheit im Kusse zu sich herüber und hat es noch allemal geliebt, den zu lieben, auf den alle mit Bewunderung schauen. Und dann (Schnitzler): „Wer weiß, wie viele Fenster in der Stadt allnächtlich offen stehen

Digitized by Google

für einen, der nicht kommt". Aber auch für einen, der den nächsten Tag bestimmt weiter zog und der von den Frauen der ersten Gesellschaft geküßt worden war. Das gab den Ausschlag. Er kam, spielte und siegte. Selbst die Geschichte mit der G-Saite wird auf das Konto der Frauen gesetzt. Herr Kapellmeister Guhr, der über „Paganinis Kunst, die Violine zu spielen", ein kleines Notenwerk geschrieben hat, sagt darin: „Paganini verliebte sich zu Toskana, wo er angestellt war, in eine Dame vom Hofe. Durch einen musikalischen Scherz suchte er derselben seine Leidenschaft zu erkennen zu geben, indem er eine Sonate für die G- und E-Saite komponierte, welche das Gespräch zweier Liebenden ausdrücken sollte. Das tiefere G war der Mann, die hohe E-Saite die Geliebte. Die musikalische Unterredung fand bey der Auserwählten, sowie bey Hofe großen Beifall, und die Prinzessin Elise forderte Paganini auf, nun einmal auch als Mann allein und in kräftigeren Tönen zu sprechen. Sein Genie ergriff diese Idee mächtig, und von nun an...." spielte er eben auf der G-Saite. Sowohl in Toskana als auch später in den Konzerten auf der Violine.

London und Paris setzten rauschend ein. Aber sie waren wohl nur der äußerliche Höhepunkt, denn dann ging es abwärts. Es kamen widerwärtige Skandale: man muß den Leuten nie mehr Geld aus der Tasche ziehen wollen, als wirklich drin ist, denn sonst merken sie's, und Paganini war unklug genug, dies zu versuchen. Er weigerte sich ein paarmal in konstanter Dummheit, bei Wohltätigkeitsveranstaltungen mitzuwirken, und das verdarb ihm die Sympathie aller derer, die ein warmes Herz für die Armen hatten und die hofften, den großen Mann einmal billiger zu hören als in seinen Konzerten. Es setzte Polemiken, Erklärungen, Gegenerklärungen, offene Briefe und eins jener anmutigen Duelle, bei denen Sieger und Besiegter nicht zu unterscheiden sind, weil sie ein und dieselbe Schmutzkruste einhüllt. Das war der Dämonie nicht gerade förderlich, die überhaupt allmählich zu verblassen anfing. Man war sich nachgerade klar darüber geworden, daß auch der Höllenfürst ein gehöriges Konto auf den

Digitized by Google

Banken hatte, und man wußte nun, mit welchen Kohlen diese unterirdischen Flammen hergestellt wurden. Brüssel pfiff ihn einfach aus. Dazu kamen allerhand abenteuerliche Geschichten, die zu seinem großen Leidwesen immer wieder durch die Presse, die Mäuler und die Schaufenster liefen. Da ist vor allem jene, die ihn sein ganzes Leben lang schrecklich geärgert hat, nämlich die Fama, er habe seine enorme Fingerfertigkeit auf der Violine im Gefängnis erlernt. Warum er da gesessen habe? Ehebruch, Freundesmord, — es gab kein Delikt, das man ihm nicht angeheftet hatte. Entzückend sind die Erklärungen, die der beleidigte Teufel in den Gazetten erließ: er sei ein ehrlicher Violinspieler und habe sich lange genug plagen müssen, ehe er ein Meister in seinem Handwerk geworden. Da war gar nichts mehr von Proserpina und Orkus und Mephisto: das war der gekränkte Maurermeister, dem man sein Innungspatent streitig macht.

Ach, das gab so allerhand Sachen, und der Schluß war kein Schweigen, sondern ein läppisches Gezänk und ein Wust von unerquicklichen Dingen. Er hatte damals in Paris Berlioz, dem es sehr schlecht ging, 20 000 Franken geschenkt. Hat er sie ihm geschenkt? Warum hat er sie ihm geschenkt? Oder hat ein anderer sie ihm geschenkt? Und wieder erhob sich ein Geschrei wie in einem Vogelhaus, und es war weniger der Klang seiner Violine, der die Gemüter erregte, als der seines Geldes. Dann starb er, 56jährig, an irgend etwas, das jeder seiner Biographen anders nennt, und dann wollte ihn die Geistlichkeit nicht ordentlich beisetzen, weil .... sie ihn eben nicht beisetzte. Neues Geschrei, Gerichtsentscheidungen, der Leichnam blieb vier Jahre lang in einem Zimmer des Spitals von Nizza liegen, und erst 1845 wurde er in einem Dorf bei Parma begraben. Er hat zwei Millionen Franken hinterlassen.

Ein Künstler? Ein Affe? Ein Virtuose? „Es leckert nach Musik", hatte Goethe an Zelter geschrieben, „wie eine nachgemachte Auster gepfeffert und gesäuert verschluckt wird". Und schalt ihn maniriert. Alle Stimmen sind in dem Taumel

Digitized by Google

vertreten: Schumann, der ihn in Frankfurt am Main hörte: „Abends in Frankfurt Paganini. Entzückung — war's nicht so? ferne Musik und Seligkeit im Bette". Heine, der ein Feuilleton aus ihm machte, Meyerbeer hob ihn in den Himmel, das will ich glauben! Liszt hatte alle Ursache, einen Nekrolog auf ihn zu schreiben mit dem Schluß: „Génie oblige .... Man sieht, es ist nicht leicht, sich ein Bild zu machen. War er nur ein Virtuos? Einer, der zur Abwechslung die Geige mit einem kleinen Rohrstöckchen spielte, der zum Aerger eines ganzen Parketts den Eselsschrei nachahmte, und überhaupt auf der Violine alles das vollführte, was man eigentlich gar nicht vollführen kann? Manche mochten das gemerkt haben, und es waren meist die Deutschen, wie Spohr und Hummel, die gerunzelter Stirn tiefsinnig dafür votierten, daß er doch kein Künstler im eigentlichen Sinne sei. Es steht zu befürchten, daß auch der Ritter Niccolo von Paganini das Flageolett nicht als einen musikalischen Ausdruck, sondern als Beweis seiner fulminanten Technik verwandte. Das trillert in seinen Noten und tobt, von oben nach unten rutschend, daß uns angst und bange wird, — aber er konnte es eben. Irgendwie konnte er das, seine Hand muß aus Gummi gewesen sein. Es war eine lange, hagere Klaue, mit der er die Welt in Aufregung setzte.

Er bleibt, scheint's, doch der Gaukler, der seine ganze Energie, das ganze Wollen seiner Existenz auf die eine halbe Stunde am Abend konzentrierte. Er soll, und das ist sehr wahrscheinlich, gegen den einzelnen Mann, der ja nicht mehr Publikum war, hochmütig und wegwerfend gewesen sein, und es wird ein entzückendes Wort von ihm kolportiert, das er solchen gegenüber anzuwenden pflegte: „Que me veut cet animal!" Am Tag auf der Tournée, abends der Teufel. Wenn vormittags Probe war und sein Solo einsetzte, stand die ganze Kapelle neugierig auf den Zehenspitzen, um zu sehen, wie's der große Mann machte. Aber er warf ihnen nur leichthin ein paar Töne vor, sagte: „Et cetera, messieurs!" und fuhr lächelnd fort, die Orchesterstellen

Digitized by Google

zu probieren. Ein Kerl, der mit allem geizte, wenn es ihm nicht hundertfach bezahlt wurde, ein Frauenjäger aus Beruf, ein Geldsammler aus Neigung, ein teuflischer Geschäftsmann und ein geschäftstüchtiger Teufel.

Vielleicht war er so. Was wissen wir? Es ist so schwer, alte Wahrheiten zu rekonstruieren, schon weil sie damals keine mehr gewesen sind. Einiges steht aber fest und gibt zu denken. Nämlich, daß es die Musik war, zu der ein gedrücktes Bürgertum seine Zuflucht nahm, daß es die Musik war, die in wirren Köpfen wirren Freiheitsdusel wachrief, daß man nicht mucken durfte, daß hundert dunkle Wege in Gefängnissen endigten, aber Musik! Musik! nichts als Musik! Was ist diese Kunst? Ein Kulturfaktor? Wie bitte? Dann sehen Sie sich diese Zeit von 1830 an: in den Köpfen dröhnte die verhaltene Erregung, die Hände auf dem Rücken gebunden, die Füße geknebelt, die Mäuler zugeschnürt, so lauschten jene unterdrückten Millionen der einzigen Göttin Musica, die sie einschläferte, ihnen die Freiheit vortäuschte, die Aktivität nahm, sie narkotisierte! Und oben auf dem Podium über allen stand ein schlauer Gott, ein geschickter asocialer Macher, ein Teufel auf der Tournée: Niccolo Paganini!

Ein Brief des Dr. Batchano

Von Binet-Valmer

In einer Nacht des entzückendsten Frühlings, den uns die letzten Jahre gebracht, waren die Düfte des Luxembourg-Gartens so stark, daß sie die enge Straße, nach der sein Fenster ging, erreichten und erfüllten. In seinem Arbeitszimmer wanderte Dr. Batchano auf und ab, von Bücherschrank zu Bücherschrank, und sein Blick barg noch einen Schimmer, der von dem nachmittags erschauten lieblichen Bilde herrührte; allein schon dämpfte ihn neue Gedankenarbeit.

Er trat heran an den Tisch und beugte sich gütig lächelnd darüber hin. „So viel Elend!“ flüsterte er, „was soll ich ihr antworten?“

Digitized by Google

Ueber die Schreibmappe waren Briefbogen ausgebreitet, die zarte, langgezogene Schriftzüge bedeckten. Kein Name auf der letzten Seite. Das Bekenntnis einer Unbekannten. Anfangsbuchstaben mit der Angabe: postlagernd. Denn oft pflegt Dr. Batchano brieflich Patienten, die er nicht kennt, und sie mißbrauchen seine Güte .... Dieser Seelenarzt gleicht einem Priester ohne Beichtstuhl; unsere Zeit ist so nüchtern geworden: den Beichtstuhl ersetzt sie durch ein „poste restante“ ....

„So viel Elend!“ wiederhote er leise, und dachte an einen Garten draußen am äußersten Ende des Parkes von Versailles, dachte an eine Allee zwischen Fliederbüschen, an Zedernstämme, die bei Sonnenuntergang erglühten, an halb erschlossene, schwere Magnolienblüten, an die Glyzinienwipfel über der Orangerie, wo er heute Nachmittag frohe Stunden verbracht hatte. „Antworten?!“

Er setzte sich hin, und nun beherrschte das Nachdenken seine ernsten Züge.

„Gnädige Frau, Sie haben mir einen mich rührenden Brief geschrieben, in dem ein Satz steht, als blute er: „Mein Geliebter liebt mich nicht mehr, und nie hat er mich so gequält, wie jetzt“. Sie schildern mir Ihr Verhältnis zu ihm, beschreiben Ihr Leid, erbitten meinen Rat. Warum fehlt mir, was Sie mir zuschreiben: die Fähigkeit, Unglückliche zur Beruhigung führen zu können? Nichts will ich ja lieber, als beruhigen, nichts tue ich lieber, als beklagen, nichts erstrebe ich heißer, als zu verstehen! Und darum entschuldigen Sie sich nicht, daß Sie mir beichteten. Manchmal verstummen die Stimmen in unserem Innern; wohl rühmt sich der Stolz töricht der Vereinsamung, allein dieses Stillwerden in der Seele ist doch schrecklich. Wir wollen lieber in solchen Augenblicken den Mut haben, einen Schrei auszustoßen, um Hilfe zu rufen, und wenn wir den Weg in eine Kirche nicht mehr finden, wollen wir einen, der unserer Achtung wert ist, bitten, sich mit uns über unser Leid zu neigen und voll Herzlichkeit mit uns davon zu reden.

„Sie, gnädige Frau, umfängt ein solch fürchterliches Schweigen. Aber wird nicht, nur weil Sie mir geschrieben, Ihr Geist schon lichter und freier? Um mir Ihren Gram verständlich zu machen, haben Sie ihn ordnen müssen. Der Beginn Ihres Briefes liest sich wie ein Verzweiflungsschrei. Der Schluß ist klar und deutlich. Als Sie den Brief geschlossen hatten, waren Sie eine andere Frau.

„Ueberschauen wir zusammen dieses Drama! Das Wort ist nicht zu stark, ist auch Ihr Geschick einfach und alltäglich. Sie sagen, Sie seien noch nicht dreißig, und seien schön. Diese Behauptung durften Sie ruhig aussprechen, denn Sie haben erraten, daß ich Sie nicht würde sehen wollen,

Digitized by Google

und Sie wünschen es selbst nicht. Ich denke Sie mir groß und blond, mit Brauen und Wimpern, die dunkler als das Haar sind. Sie gestehen mir, wohl sei Ihr Blick klar, aber Schwäche liege darin, und Sie betrachteten sich beim Hineinschauen in den Spiegel gern als Opfer. Verzeihen Sie diese Skizze; ich rufe Ihr Schemen. Nun sind Sie da; reden wir!

„Ihre Ehe ist kinderlos. Der Sinn für Vorteil allein, vielleicht auch das Bangen vor dem Urteil der Welt, hält die innerlich längst getrennten Gatten noch in der gleichen Wohnung. Die Scheidung ist trotzdem längst vollzogen. Ihr Mann hat seine Freiheit, Sie haben die Ihre. Das ist nicht ungewöhnlich. Der Tempel, den die Gläubigen verließen, dient, ehe er einstürzt, ja auch noch als Zuflucht. Wie oft ist heute die Ehe nur noch das!

„Volle Freiheit also. Und da in Ihnen ein unendliches Zärtlichkeitsbedürfnis wohnt, begnügten Sie sich nicht mit kurzen Liebeleien. Sie haben geliebt. Sind glücklich gewesen. Und schreiben mir: „Mein Geliebter liebt mich nicht mehr, und nie hat er mich so gequält wie jetzt!" Er ist nicht anders wie die andern, nur feuriger und sinnlicher als der Durchschnitt. Soviel für mich. Für Sie ist er, durch die Geheimnisse Ihres und seines Körpers und seines Hauches Ihr Mann, der Mann, die Liebe.

„Und doch versichern Sie: sehr demütig war er, als er an Sie herantrat, sehr beglückt, als er Sie erobert hatte. Sie aber bestrickte die ständige Besorgnis, die er kundgab, er möchte Ihnen mißfallen. In der Welt der Sinnlichkeit waren Sie kühner als er. Ihre Lust an der Hingabe ermutigte ihn zur volleren Hinnahme. „Tu mit mir, was du willst!" sprachen Sie zu ihm. Ach, er tat es! Beide steigerten Sie sich hin zur vollen Harmonie und Leidenschaftlichkeit. Verzeihen Sie dem Arzt, der die Wunde freilegt. Für die Tollen, die Sie geworden waren, gab es nichts anderes mehr als den Alkoven, das Liebesnest, das Liebesfest. Sie schwören mir, Sie seien nicht pervers. Gewiß; doch eine Frau ohne Religion und Mutterschaft, die ihren Mann und Meister findet, erliegt der grausamen Allmacht der Sinne, und deren Stimme stört das Schweigen, wovon ich sprach. Sie flüsterten: „Wir werden sterben". Sie schämten sich nicht, denn auch er starb mit ihnen. Um Sie war Nacht. Ihre Trennungen waren Pausen, Ausruhen für neues Wiedersehen. Monate dauerte das. Dann bemerkten Sie, daß Ihr Geliebter fern von Ihnen Licht und Freude wiederfand. Betrog er Sie? Es kümmert Sie nicht; Sie haben so recht! Denn es ist ernster; er bringt zum Alkoven die Herrschaft über sich selbst mit, entgeht der Sklaverei und hält doch Sie darin fest. Denn die Männer schütteln das Joch der Wollust leichter ab und behalten, selbst befreit, trotzdem hart-

Digitized by Google

näckig die Lust am Beherrschen. So umschließt er Ihre Glieder enger mit den Ketten, die er zerbrach. Er hält Sie. Er gehört Ihnen nicht mehr, doch will er nicht, daß Sie ihn verlassen, und — — verzeihen Sie der Worte Brutalität — wird gewandter in seinen Zärtlichkeiten, weil er Sie meistert wie Don Juan seine Beute. Ist es nicht so, gnädige Frau? Lockt Sie nicht seine Kälte? Sie sind nicht pervers, doch er versucht, Sie dazu zu erziehen. Der Alkoven ward zur Hölle; doch außerhalb des Alkovens ist die Leere! Ihr ziehen Sie die Hölle vor. Denn der Gedanke quält Sie: hörte die Hölle auf, bliebe ja nur das Nichts!

„Die Wunde liegt bloß .... Wie soll ich sie nun verbinden?

„Allein heilen wird sie, wenn Sie meiner Stimme lauschen wollen, die nur die Vorläuferin der Stimme ist, die in Ihnen sich erheben wird. Es gibt noch mehr als Hölle und Leere! Es gibt Ihr Ich, gnädige Frau, Ihr unzerstörbares und nur betäubtes Selbst. Erlauben Sie ein Rezept!

„Wenn Sie morgen diesen Brief erhalten, sollen Sie wie gewöhnlich zur Zusammenkunft gehen; bleiben Sie aber im Vorzimmer, bis er kommt, und, wenn das Wetter so schön ist, wie diese sternklare Nacht verspricht, sagen Sie Ihrem Geliebten, Sie seien verstimmt und locken Sie ihn spazieren. Gehen Sie dahin, wo ich heute Nachmittag war. Es gibt hinter dem Kleinen Trianon, am äußersten Ende des Parkes von Versailles, eine Allee, wo der Flieder blüht. Gehen Sie bis zur Orangerie. Achten Sie, wenn Ihr Freund Sie am Arme führen darf, darauf, ob die Schönheit der Natur ihn erbeben läßt, ob Sie beide sich erleichtert fühlen, ob Zärtlichkeit aufs neue Sie ergreift und erhebt. Belauschen Sie sein Antlitz, den Schimmer seiner Augen. Zeigt sein Mund Lust, die ganze Natur zu schlürfen, und ist der Kuß keusch, den er nun auf Ihre Lippen drückt? Ist er's, sind Ihre Beängstigungen nur illusorisch, böse Ideen, Töchter der Ermüdung. Andernfalls aber eilen Sie in die Stadt zurück, und, ich beschwöre Sie, gehen Sie übermorgen, die folgenden Tage, eine ganze Woche, allein wie ich heute Nachmittag, in die Fliederallee. Einsam bis zur Nacht, bis zur Stunde, da sich die Vögel auf den Zweigen streiten, wenn sie den Ast aussuchen, wo sie schlafen werden. Erschöpfen Sie Ihr Leid in dem Ausruf: „Ich will nicht einsam die Schönheit fühlen!" Allein, da er sie nicht gefühlt hat, ist er nicht der, den Sie rufen. Schreiten Sie geschwind über den Sand hin, atmen Sie der Blumen Duft, schwelgen Sie im Anschauen der Schattierungen des Himmels über all der Blütenpracht und kämpfen Sie gegen jedes Erschlaffen mit dem Gedanken an: „Und davon hat er nichts verstanden!" O, ich bin nicht allzu optimistisch: die Kur, die ich Ihnen empfehle, wird Ihre volle Heilung erst in einer

Digitized by Google

neuen Liebe finden. Sie gehören zu der Rasse, die sich gern erobern läßt; doch lächeln Sie nicht über meine Hygiene und hören Sie zu: mit dem Anderen, dem Neuen, dem Retter sollen Sie den Alkoven nicht zum einzigen Orte Ihres Glückes werden lassen. Machen Sie oft mit Dem, der Sie trösten wird, die Probe der Promenade! Und wenn Sie sich fragen, möchte ich, daß Sie sich so fragen: „Waren wir auch heute so glücklich, wie sonst, heute, wo wir uns nicht angehört?" Sie müssen es sein, gnädige Frau, ich schwöre es Ihnen, Sie müssen ebenso glücklich sein! Kein Einwand! Sagen Sie nicht, die Leidenschaft ertrage keine Vorschrift. Irrtum! Der Glanz Ihrer Art zu schreiben bewies mir das Gegenteil: wählen Sie zu Kameraden nur solche, die würdig sind!

„Und nun verlasse ich Sie! Nun grüßen Sie mir Morgen den wundervollen Garten! Und sollten Sie am Abend leiden, dann schreiben Sie mir von neuem, wenn schon ich Ihnen nur wiederholen könnte: „Hat er keine Zärtlichkeit, dann ist es aus, die Fliederallee birgt alle Zärtlichkeit!"

Batchano unterzeichnete den Brief, den er gern geschrieben hatte. Er las ihn wieder durch, und dachte nach. Wie weiblich war er gefühlt, als sei das Seelenleben dieser Frau wirklich darin, als sei er nicht nur das Echo eines Denkens gewesen, das ohne ihn noch Zeit gebraucht hätte, um sich durchzusetzen....

Dann fuhr er fort, seine Briefe zu öffnen. Diesmal schrieb ihm eine seiner ständigen Patientinnen. Sie beklagte sich, ihren Mann nicht mehr zu lieben, und sagte in aller Naivität: „Er hat es nicht verstanden, mich genügend leiden zu lassen". Batchano warf das Blatt hin. Ein schrecklicher Ekel vor den Neurotikern ergriff ihn, er stand auf und trat ans Fenster. Ueber Paris, unter den sanften Sternen, mußte der Duft der Gärten, Anlagen und Wälder ja zusammen finden. „So viel Elend!" wiederholte er; da zog ein gütiges Lächeln über sein Gesicht:

„Es ist so einfach, glücklich zu sein!"

Berechtigte Uebertragung: Werner Klette.

Berichtigung

1. Die Behauptung des Herrn Dr. Struve in No. 24 S. 849, ich habe nie mit Salvarsan gearbeitet, ist unwahr.

Wahr ist, daß, nachdem ich mich selbst von den schweren Schädigungen der in meiner Poliklinik gemachten Salvarsaneinspritzung überzeugt, ich Salvarsan aus Gewissensrücksichten nicht weiter in der Privatpraxis angewandt habe.

2. Es ist unwahr, daß ich nie vor Fachmännern meine Salvarsananschauung vorgetragen habe.

Wahr ist vielmehr, daß ich sowohl in der Berliner dermatologischen Gesellschaft in einem einstündigen Vortrage und ferner im Verein für innere Medizin in Berlin meine Ansichten über die geringe Heilwirkung und die Schädlichkeiten des Salvarsans vorgetragen habe.

Dr. Dreuw-Berlin

Digitized by Google

Gedichte

Von Arno Nadel

St. Gereon in Köln

Sieben Heilige aus Stein
Beten um den Leichnam Christi,
Drei lebendige Frauen schließen den Kreis.
Da fangen die Heiligen aus Stein
Zu weinen an. Die Lichter zittern.
Das Leid der Welt sinkt in den Raum.
Der Leichnam aber, gottgeworden, ordnet still,
Um was die Frauen ihn gebeten haben.

Der Gast

Die Säulen stehen fromm und groß,
Der Priester liest die Schrift, die süße;
Die Herzen liegen warm und bloß
Und bergen sich ins Ungewisse.

Die Luft ist wesenhaft und klar,
Der Tag ist draußen und erledigt.
Auf einer Stufe am Altar
Sitzt Gott, der Herr, und lauscht der Predigt.

Das möcht ich

Ach, wie so die Bäume draußen stehen,
Und Busch zu Busch sich wiegt,
Und Sonne grün wie Meer im Grase liegt!

Ich weiß ja nicht, was mir geschieht,
Warum ich in mir lebe, mildbemüht,
Und was ich endlich möchte.

Nichts, ihr lieben Bäume, möcht ich.
Mit euch mich schaukeln, ewig, ewig,
Im Frieden aller Gräser, ewig, ewig,
Und wesenlos hinwachen — das, das möcht ich.

Digitized by Google

Kein Zurück

Du wirst von Schritt zu Schritt getragen,
Begehrst mit Angsten, mit Behagen,
Ja das, das war das Wunder!
Es war es, nichts wird schöner sein,
Denn immer mehr bist du allein.

Was hast du nicht für Leid erdacht,
Was hast du nicht wie Gott gewacht
Um jene, die dich liebten?
Nun sind sie finster in den Steinen,
Und du mußt gehn und spähn und weinen.

Du lernst von Tag zu Tag verlieren,
In sich versinken und erfrieren, —
Drei Jahre sind das Leben.
Und alte Sprüche werden neu,
Der Mensch wird seelenlos, wird scheu,
Und möchte gern entschweben.

Der Platz

Von Ilse Reicke

Die Luft zerstampfen Dröhnen und Gedränge,
Rad, Huppe, Huf und Straßenbahngebimmel, —
Nach stummer Menschlein wichtigem Gewimmel
Streckt rings die Stadt die schwarzen Riesenfänge.

Die Läden leuchten mit geschwätzgen Namen,
Die bunt in jedes Stockwerk sich versteigen,
Den Himmel höhnend in betrunknem Reigen
Kreist wild das Alphabet in Lichtreklamen.

Ein rotgedunsner, langgedehnter Drachen
Reckt eine Wolke sich im toten Himmel,
Und aller kleinen Sterne irr Gewimmel
Treibt blind und hilflos in den Riesenrachen.

Digitized by Google

Rumänische Liebelei

Wüßte man nicht einen erfahrenen, klugen, nüchternen Führer am rumänischen Staatssteuer, müßte man jetzt mit der Möglichkeit einer politischen Entgleisung Rumäniens, sei's aus Größenwahn oder Erfolgsübermut, rechnen. Denn die Geschichte kennt nicht viele Beispiele, da ein Land ohne Einsatz und Opfer, derart bestimmend und meisternd eingriff, wie Rumänien in den Balkanwirren.

Einen vielfach umstrittenen Frieden diktiert hat und dabei noch Gebiet gewann. Die Lösung spielend fand, wo Gesamteuropa versagte.

Und nun täglich schärfer umrissen, zum Schiedsrichter des ganzen Balkans wird.

Nicht genug daran. Die beiden Mächtegruppen, Dreibund und Dreierverband, überbieten sich in der Umwerbung Rumäniens. Der Dreibund sagt sich, in einem europäischen Konfliktsfall könnte Rumänien durch seine Vorherrschaft, den slavischen Balkan in Schach halten und damit Oesterreich-Ungarn frei machen, für Dreibundszwecke. Der Dreierverband sieht aus entgegengesetztem Augenpunkt, die Isolierung Deutschlands durch Bindung des österreichischen Verbündeten, als wünschenswertes Ziel. Rußland spielt seine höchste Karte aus, läßt den Zaren nach Constanza gehen. Frankreich bietet — trotz seiner Finanzkrise — Geld an.

Rumänien hat ja nicht viel Freude erlebt, als es zum Dreibund hielt. Wien wollte — den rumänischen Erfolg bagatellisierend — den Bukarester Frieden anfechten. Ungarn drangsaliert seine Rumänen. Berlin speist den rumänischen Geldhunger nur mit à conti's. Und die Bevorzugung Bulgariens durch Oesterreich ist auch noch nicht vergessen. Selbst die höfischen Beziehungen sind lauer geworden. Abgesehen davon, muß man bedenken, daß König Karol im Greisenalter steht, der Thronfolger sich für russische Ehrungen sehr empfänglich gezeigt und die zukünftige Königin russisches Blut im Leibe hat.

Trotz alledem ist es unwahrscheinlich, daß Rumänien ins andere Lager geht. Und zwar ausschließlich aus rumänischen Interessen. Früher oder später würde die slavische Umspannung diese lateinische Enklave einfach zur Bedeutungslosigkeit herabdrücken.

Selbst wenn auch nur eine kleine Minderheit der rumänischen Intelligenz anerkennt, daß der deutsche Einschlag, den weniger national als sozial, der Hohenzoller ins Land gebracht hat, den Kern des rumänischen Aufschwungs von Parteigängertum, Leichtsinn und ungesunder Nachahmung minderer französischer Sitte zum arbeitenden, industriellen und schaffenden Rumänentum von heute, gebildet habe, sieht doch die große Mehrheit dieses romanischen Landes restlos ein, daß ihrer Zukunft nur eine einzige, ernste Gefahr droht, die slavische.

Und kein Sophist wird etwa mit dem Hinweis darüber hinweghelfen, daß ja Frankreich das führende lateinische Land, im russischen Bund stehe und damit die Unterdrückung eines romanischen Zweiges gehindert sei.

Nach einer großen Abrechnung — falls sie günstig für die slavische Sache ausfällt — würde von einer solchen Rücksicht ebensowenig die Rede sein, wie vom Dreierverband.

Digitized by Google

Und darum kann Rumänien sich nicht tatsächlich an Rußland angliedern, will es nicht Selbstmord an seiner Zukunft begehen ....

v. S.

Briefe von Otto Ernst

Eine Zeitlang konnte man keine Zeitschrif oder Zeitung ansehen, ohne dem Bild des entsetzlich verprügelten deutschen Dichters Otto Ernst zu begegnen. Ich will nicht sagen, daß er diese Prügel nicht verdient hätte, aber das summarische Verfahren erschien etwas zu humorlos. Die Entrüstung oder der Spott sind keine rechten Waffen, mit denen man der philosophischen Pirsch dieses Biedermanns nachjagt. Hat man denn allen Sinn für das Groteske verloren? Dieses ölige Selbstporträt des deutschen Bildungsphilisters mußte mit warmem Verständnis, ohne Tragik, hingenommen, genossen werden. Jede tragische Geste mußte Schmeichelei sein, jede Verteidigung, „Rechtfertigung" Nietzsches gegen diese Wichtigtuerei ohne Distanzgefühl Zeit- und Raumverschwendung.

Dieser Nietzschetöter Otto Ernst (Schmidt) ist völlig uninteressant, aufschlußreich höchstens als Typ. Viel interessanter ist der Schriftsteller und Briefsteller.

In der neuen Nummer des Organs des „Reichsverbands der deutschen Presse" beginnt Dr. Karl Strecker mit der Veröffentlichung ausgewählter Briefe des geschätzten Autors. Es ist sehr richtig, daß man diese Dokumente nicht für eine posthume Sammlung aufbewahrt hat. Sie haben höchst aktuellen Reiz.

Wir sehen ihn leibhaftig vor uns: den kleinen Mann mit rotem, schwitzendem Kopf, hemdärmelig, entschlossenen Blicks. Er läßt sich nichts gefallen. Er kennt den Schwindel, die Gemeinheit der Presse und ihre Feigheit — er wird es ihnen sagen.

Und er sagt es ihnen. Das Männchen wird immer kleiner, ein bitterböses, zörniges Bübchen, das mit Lustgefühl ungezogene Briefe schreibt. An Kritiker, an Chefredakteure, an Verleger. An ihn können sie nicht — aber er kann ihnen — und er streckt sich wieder empor mit dem heroischen Gefühl des kleinen Schulmeisters, der Hosenspannes traktiert.

Diese Geschichte ist ernsthafter als die ganze Nietzscheschlacht. Für den Toten und sein Werk ist das Pfauchen und Dozieren des braven Eiferers von ungeheurer Belanglosigkeit. Aber es ist in dem Deutschland der anständigen Sitten eine neue Form von Skandal, daß ein Autor aus gekränkter Eitelkeit durch Privatbriefe droht, einschüchtert, intrigiert. Oder das doch versucht. Man kennt die Fälle nicht, die in der Stille wirkten.

Das dürfen sich die Literanten nicht gefallen lassen, so unerheblich der berühmte Mann auch ist. Sich nicht „rächen", weil er als bestallter Sittenrichter die Arbeit der Presse herunterreißt — sondern ein wohltätiges Exempel statuieren, daß man ein Mindestmaß von anständiger Verkehrsform zur Bedingung macht.

Der arme Strobl kann einem leid tun, daß er in seinem „Turmhahn" diesen Moralisten ertragen muß.

Fridolin

Arno Nadel

Seitdem die Begeisterung eine öffentliche Krankheit geworden ist und jeder kleine Schreiber jeden Analphabeten besingen kann, ist es schwer, einen Dichter einzuführen. In allen Zei-

Digitized by Google

tungen und Zeitschriften nistet die Lobhudelei und trifft mit gleicher Unverfrorenheit die Dichter, wie die Belletristen des Publikums. Und obwohl jeder nicht nur seinen privaten Gott hat, sondern eine ganze Göttermenagerie, die er verehrt, hört doch die Klage nicht auf, daß die Persönlichkeiten fehlen.

Mit dem Vorrecht einer mit reinem Loben nur minimal belasteten Vergangenheit, möchte ich nun einen neuen Dichter einführen, den man nicht als versprechendes Talent wie einen ungewissen Wechsel betrachten kann. Arno Nadel ist kein Kind mehr, sondern ein Mann von 36 Jahren und tritt mit einer Reife vor die Oeffentlichkeit, daß man ihn entweder annehmen oder ablehnen muß, sich aber nicht hinter die faule Ausrede, daß er begabt sei, verschanzen kann. Er hat, wie man auf jeder Seite sieht, eine Weltanschauung, die sich in ein Ganzes zusammenschließt, wie er es vor fünf Jahren mit noch unfertigen Mitteln in einem Aphorismenbuch „Aus vorletzten und letzten Gründen" (Egon Fleischel & Co.) angedeutet hat. 1913 hat er ein großes Drama „Cagliostro" (Neuer Deutscher Verlag, Berlin W. 15) geschrieben, 1914 einen Band Gedichte herausgegeben, den Georg Müller, München, verlegt und schön gedruckt und gebunden hat. Die Gedichte heißen „Um dieses alles" und versprechen nicht zu viel. Sie schließen sich in jeder Beziehung der Moderne an, aber nicht dort, wo die Allgemeinheit steht, sondern sie treten an die äußerste Spitze. Ganz frei von alten Vorstellungen ist der Welt- und Gottesbegriff fortgebildet. Die Bibel hört auf, das Christentum, zu dessen Kreuz die großen Modernen, mit wenigen Ausnahmen, krochen, hört auf, alle peinlichen Plurale der Neuromantik sind verstummt und die französelnden Großstadtbilder der jüngsten Lyrik sind vor dem reichen und weiten Gefühl des Dichters zurückgewichen. Gott ist seit der Ueberwindung der naturwissenschaftlichen Extasse wieder aktuell geworden und hat sich in den letzten Jahren viel bieten lassen. Alle sind des Gottes voll, aber keiner weiß, welchen Gottes und welcher neuen Welt.

Nadels Ausgestaltung und Umformung des Pantheismus kann hier nicht zerlegt werden. Für ihn ist die Religiosität keine Sonntagsfeier, sondern das tägliche brennende Erlebnis der Welt. Er fühlt keine Unterschiede zwischen Stein und Chaos, Baum und Gott und sieht alles so klar, daß er es er—klären kann. Schmerz und Lust treffen sich im Medium des Menschen und werden von seinem Sinn in Lust umgeformt. Stündlich treten Tod und Schicksal an ihn heran und gehen wie Liebe und Natur durch ihn, empfangen, erlitten, befreit und wieder erlitten. Nicht wer am meisten leidet, nicht wer am meisten Lust kennt, nur wer beides als Lust hinnimmt, ist des Gottes voll. Endlich hören die Trennungen auf. Die Luft wirbelt ihn in Lüfte, alles ist gleich und groß und schrecklich und er sieht sich und ruft: „Nun wandr' ich, Seliger, mit Schicksalsboten, Bin stumm wie das Gewölk, Und treu wie dieses Ganze, Das innig süß und schrecklich mich dahinfährt". So hört auch der Unterschied zwischen Göttlichkeit und Nichtgöttlichkeit auf, wie früher für Goethe das Innen und Außen der Natur. Jetzt sind wir ein Stück weiter gekommen. Alles ist Innen; alles ist Göttlichkeit. Gott läßt sich aber nur bildlich deuten: ein Allhauch, der durch das Ganze strahlt und vom

Digitized by Google

Sinn als Schmerz und Lust gierig gern empfangen wird.

Man darf sich nach dieser Erklärung Nadel nicht als Hymniker denken; er ist still, überlegen, bewußt, melodisch zitternd, einfach und großzügig. Mit zwei Ausnahmen „Der Mörder" und „Das Weib und der Märtyrer" ist er nur Lyriker, aber nur in einigen Gedichten reiner Naturlyriker. Immer steht ein leidender, zweifelnder, suchender, metaphysisch erschütterter Mensch im Zentrum der Dichtung. Nie gibt er Geist, Lehre, Formel, Gedanken. Wie er Reflexionen lyrisch macht, gleicht er im Wesen Hölderlin. Selbst Angelus Silesius, sein Bruder, ist lehrhaft und geistig neben ihm. Aber von allen echten, alten und neuen Hölderlinen trennt ihn eine beneidenswert starke Dichterorganisation. Er hat keine nervösen Gefühlchen, keine sogenannte Feinheiten. Aber er hat das wahrhaft Schwebende, Schwimmende, Melodiöse, Lyrisch-Weise, um das alle Dichter gerungen haben, in seiner festen, klassischen, ruhigen Form — Gedicht für Gedicht, Organismen mit Geburt, Leben und Tod. Und was sind das für verebbende, musikalische Tode! Und wie ist alles Gehalt, Form und Seele! Obwohl Nadel seine Religion hat und seinen Gott liebt, kennt und liebt er alle anderen. Er führt in das katholische Wunderdunkel des Domes: „St. Gereon in Köln"; zu Jehova, der einer Tempelpredigt lauscht: „Der Gast"; zu einem indischen Mönch: „Abendlied des Bhikkhu", der den Tod im Tode ersehnt; und endlich sieht er ein schwangeres Weib, scheu von Göttern umringt, wie die heidnische Urmutter. Alle Zeiten und Wesen fluten durch sein Herz.

Rein geht diese Behauptung in einem Ganzen auf, in Nadels fünfaktigem Versdrama: Cagliostro. Jedes Wort führt die Handlung fort durch Effekte wahrer Kraft, die für zwanzig Dramen ausreicht. Jede Szene ist Bewegung, alle Menschen brodeln vor innerer Wärme, eine Lust für Schauspieler an allen Männer- und Frauenrollen. Nadel gibt hier, abgesehen von seiner Liebe zum metaphysisch durchzitterten Zauberer, nur Objektives.

Nadel hat bei der Sprache von der Picke auf gedient. Man kann seine Entwicklung in der Form von dem unansehnlichsten Aphorismus bis zu den schönsten Gedichten verfolgen. Immer singt derselbe sachlich-warme Mensch dieselbe große Melodie der heiligen Prosa der Welt. Er ist kein Nachahmer und kein Aesthet, kein Artist und kein Primitiver, sondern ein Künstler, wie man ihn braucht, Glück und Notwendigkeit für die deutsche Dichtung. Felix Stössinger

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name
Matheus Müller
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google